Princeton University Library
32101 047677297
Zeitschriften.

0902
407
.19 pt.2

ANNEX LIB.

Library of

Princeton University.

Theodore F. Sanxay Fund

Digitized by Google

Digitized by Google

Die Grenzboten.

Zeitschrift für Politik und Literatur,

redigirt von

Gustav Freitag und Julian Schmidt.

...VEREIN

10. Jahrgang.

I. Semester. II. Band.

Leipzig,

Verlag von Friedrich Ludwig Herbig.

1851.

(RECAP)

0902
.407
Schs 10, pt 2
1851

Register.

Jahrgang 1851. Zweites Vierteljahr.

1. Politik und Völkerleben.

Preußen und Deutschland. Preußen und die Dresdner Conferenzen. S. 25—28. — Die Fusion der Demokraten und Constitutionellen. S. 64—66. — Ein Denkmal für Hans von Rantzau. S. 66—73. — Plaudereien aus Westphalen. S. 93—102. — Eine Woche parlamentarischer Politik. S. 102—103. — Schauspieler-Silhouetten. 1) Auguste Crelinger. S. 103—108. 2) Theodor Döring. S. 431—136. — Die Kurhessischen Verordnungen vom 4., 7. und 28. September 1850. S. 108—111. — Die modernen Girondisten. S. 145—147. — Wiener Zustände. S. 148—150. — Feldmarschall York von Wartenburg. S. 175—180. — Zwei Bekehrungen. S. 188—190. — Soldatenbilder aus Schleswig-Holstein. S. 226—231. 256—263. — Das Passionsschauspiel in Oberammergau. S. 239—240. — Die souveraine Kritik und die Revolution. S. 241—251. — Der Schluß der Preußischen Kammern. S. 273—275. — Die Großdeutschen und die Demokraten. S. 309—315. — Noch einmal die Demokratie. S. 349—353. — Die Katastrophe von 1852. S. 425—431. — Der Harz und seine Bewohner. S. 457—463. 487—496. — Aus dem Münchner Ständehaus. S. 463—468. 481—487. — Die Erneuerung der Provinzialstände in Preußen. S. 468—472. — Das Trauerspiel in Kurhessen. S. 111. — Die Goethestiftung. S. 160. — Die Absetzung der Professoren Haupt, Jahn und Mommsen. S. 190—193. — Correspondenz: Aus Halle. S. 32—38. — Aus Dresden. S. 111—114. — Aus Berlin. S. 151—153. — Aus Pommern. S. 234. 353—355.

Oestreich und Italien. Ljudewit Gaj und das junge Illyrien. S. 16—25. — Ungarische Zustände. S. 28—32. — Zigeuner und Musikbanden in Ungarn. S. 374—386. — General Kmety in Todesgefahr. S. 77—78. — Ein Urtheil Knicanins über die Czechen. S. 78—79. Die Grenzboten und die k. k. Regierung. S. 280. — Correspondenz: Aus Prag S. 38—40. — Aus Agram. S. 74—76. 237—239. 396—398. — Aus Wien. S. 193—198. — Aus Gratz. S. 198—200. — Aus Triest. S. 398—400. — Aus Pesth. S. 434—433.

Frankreich; Belgien; England; Türkei. Türkisch-Slavische Zustände im Jahre 1851. S. 180—188. 220—225. 251—256. — Der Proceß Bocarmé. S. 231—234. 386—391. — Die Generale Cavaignac und Changarnier. S. 275—279. — Die gegenwärtige Lage des Ministeriums Russel. S. 301—309. — Die Industrie-Ausstellung aller Völker. S. 315—320. 440. — Skizzen aus Straßburg und dem Elsaß. S. 337—344. — Correspondenz: Aus Paris. S. 433—440. 513—517.

Rußland und Polen. Polnische Dörfer. S. 81—93. 136—145. — Etwas von den Aerzten in Polen. S. 344—349.

ANNEXA

Miscellen. Der Hirtenbrief des Königsberger Consistoriums gegen die freien Gemeinden. S. 38. — Thereſe Milanollo in Frankfurt. S. 120. — Notizen. S. 355—357. — Verhandlungen des dritten allgemeinen Friedenscongreſſes. S. 473—474. — Das internationale Verlagsrecht. S. 518—520.

2. Plaſtiſche Kunſt.

Die neueſte techniſche Entwickelung der monumentalen Malerei. Seite 215—220. — Johann Georg Müller. S. 240. — Das Standbild Friedrich's des Großen in Berlin. S. 281—290. 421—425.

3. Muſik.

Die verfloſſene Concertſaiſon in Leipzig. S. 54—63. — Die muſikaliſche Saiſon in Berlin. S. 166—175. — Richard Wagner. S. 401—420.

4. Literatur.

Deutſche Literatur. Neue Deutſche Romane. S. 114—117. 393—396. — Die Zeitſchrift Germania. S. 120. — Neuigkeiten des Deutſchen Theaters. S. 154—156. — Neue Gedichte. S. 156—160. 357—358. — Nikolaus Lenau. S. 161—166. — Charakterbilder aus der Deutſchen Literatur der Reſtaurationszeit. 1) Platen. S. 201—214. 2) Heinrich von Kleiſt. S. 321—337. 3) Zacharias Werner. S. 441—450. 496—505. — Von Babylon nach Jeruſalem. Von Gr. Hahn. 290—303. — Preußens Ehrenſpiegel. Von A. Müller und Dr. Klettke. S. 359. — Ludwig Feuerbach. Von Dr. Cornill. S. 359. — Planetognoſis. S. 360. — Geſchichte Friedrich's des Großen. Von F. Becker. S. 480. — Friedrich der Große und ſein Heer. Von Kutzen. S. 480. — Reactionaire Schriften. S. 517—518. — Die Stellung der Deutſchen Philoſophie zur Wiſſenſchaft und zum Leben. S. 361—371.

Ungariſche Literatur. Ungariſche Poeſien. S. 279—280. — Schriften über Ungarn. S. 474—479.

Franzöſiſche Literatur. Eugen Scribe. S. 1—9. — Maria Stuart. Von Lebrun. S. 11—15. — Georges Sand's neueſte Werke. S. 79. 240. — Neuigkeiten des Franzöſiſchen Theaters. S. 79. — Das Proverbe. S. 268—272. — Julius Janin. S. 371—374. — Lamartine's neueſte Schriften. S. 505—507.

Engliſche Literatur. Robert Browning. S. 9—11. — Engliſche Novelliſten: Walter Scott. S. 41—43. Edward Lytton Bulwer. S. 121—130. — Neuigkeiten der Engliſchen Literatur. S. 117—120. — Brief eines Engländers aus California. S. 479—480.

Ruſſiſche und Polniſche Literatur. Rußlands Novellendichter. S. 391—392. — Zur Geſchichte der neuern Polniſchen Literatur. S. 507—510. — Neue Schriften über Rußland. S. 510—513.

Lateiniſche Literatur. Juvenal. Von Dr. Völker. S. 200. — C. G. Zumpt. S. 450—457.

Griechiſche Literatur. Hippolitos und Phädra. S. 263—268.

Eugen Scribe.

Die Mährchen der Königin von Navarra.

Das neue hiſtoriſche Stück Scribe's, welches im Théâtre français ein ſehr zahlreiches und aufmerkſames Publicum verſammelte, geht nun ziemlich auf allen deutſchen Bühnen über die Breter. Auch Leipzig hat ſich angeſchloſſen. Da über das Drama ſelbſt wenig zu ſagen iſt, weil man bei einem Intriguenſtück dasjenige, worauf es ankommt, nur in Bauſch und Bogen beurtheilen, aber nicht wohl analyſiren kann, ſo benutzen wir dieſe Gelegenheit, um über das Genre ſelbſt und Herrn Scribe Einiges zu bemerken.

Man pflegt dieſen Dichter in Deutſchland, obgleich ſeit Kotzebue's Tod (1819) alle Bühnen mehr oder minder von ihm leben, noch immer zu gering anzuſchlagen. Zwar erkennt man ihm gern ein gewiſſes theatraliſches Talent zu, aber die Zunft läßt ihn nicht als ebenbürtig gelten, und doch übertreffen nicht nur ſeine Dramen diejenigen ſeiner Pariſer Nebenbuhler faſt ebenſo wie das neue franzöſiſche Theater im Ganzen genommen das deutſche übertrifft, ſondern er bezeichnet auch einen weſentlichen Fortſchritt in der dramatiſchen Kunſt. Durch ihn angeregt, ſind jüngere Talente aufgetreten, die ihn in mancher Beziehung übertreffen, ſowohl in der Feinheit der Sprache, die übrigens beiläufig in der neuern Zeit einen etwas zu ſtarken haut goût bekommt, als auch in dem Komiſchen der Situationen. Ich erinnere nur an zwei Stücke, die auch in Deutſchland Anklang gefunden haben, le mari à la campagne, von Bayard und de Bailly, und un mari qui se dérange, von Cormon und Grangé. Aber die Scribe'ſche Schule iſt in ihnen unverkennbar, und man darf nur dieſe Art des Luſtſpiels mit Molière und auch aus der ſpätern Zeit mit Beaumarchais vergleichen, um in der Zeichnung der Charaktere, der geſchickten Verbindung der Situationen, der Feinheit des Dialogs und ſelbſt dem guten Geſchmack, einen ſehr weſentlichen Fortſchritt zu entdecken. Die genauere Analyſe der berühmteſten Luſtſpiele Molière's, ſeiner ſogenannten claſſiſchen Werke, ergibt eine große Maſſe un-

nützen Beiwerks, eine sehr große Leichtfertigkeit in dem Fortschritt der Handlung und eine Komik, die nach unserm Geschmack zu stark aufgetragen ist. Beaumarchais war für seine Zeit von unglaublicher Wichtigkeit, aber seine Lustspiele sind doch so breit angelegt, daß man den Auszug, der in der Oper daraus gemacht ist, als einen dramatischen Fortschritt anerkennen muß, ungefähr wie in den spätern Ausgaben der Göthe'schen Operetten ein Fortschritt gegen die frühern liegt. In Scribe's Werken dagegen findet man eine nicht geringe Zahl kleinerer und größerer Lustspiele, die man geradezu als mustergültig aufstellen kann.

Scribe's erstes Vaudeville, „der Derwisch," erschien im Jahre 1811. Er war damals 20 Jahre alt. Nachdem er eine Reihe von Jahren hindurch das Gymnase und andere Vaudevilletheater fast ausschließlich versorgt, betrat er im Jahre 1827 zum ersten Male mit einem fünfactigen Lustspiel, „le mariage d'argent" das Théâtre français. Im Jahr 1835 nahm ihn die Akademie auf, und er gehört seitdem zu den anerkannten Dichtern der Nation, obgleich er niemals ein Stück in Versen geschrieben hat. In der Uebersicht seiner Werke gehen wir zuerst von dem weniger bekannten Theil derselben aus, von seinen Romanen.

Von diesen, welche nur insofern in Betracht kommen, als sich daraus Analogien für die Conception der Theaterstücke ziehen lassen, ist der längste Piquillo Alliaga, eine Geschichte aus dem Zeitalter Philipp's III. von Spanien, welche in neun Bänden die Verfolgung der Mauren erzählt. Sie ist in Beziehung auf die Composition ziemlich liederlich gearbeitet, weiß aber doch sehr geschickt durch eine unzählige Masse handelnder und leidender Figuren das Interesse des Publicums in Spannung zu halten, und gibt wenigstens einige recht scharfe und pikante Charakteristiken. Ein zweiter Roman, Carlo Broschi, der das Leben des bekannten Castraten Farinelli behandelt, geht auf eine sehr ungesunde Pointe aus und ist auch sonst ohne erheblichen Werth. Besser sind die Novellen, die in der Gegenwart spielen; darunter namentlich Maurice und Une maîtresse anonyme. Die letztere Novelle ist in Beziehung auf den Gegenstand eine der frechsten, welche die neufranzösische Literatur aufzuweisen hat; und doch ist die Behandlung des cynischen Stoffes so naiv, unbefangen und dabei fein gehalten, daß von einer eigentlichen Unsittlichkeit nicht die Rede ist. Ich will mich aber doch hüten, den Stoff zu erzählen.

Wenn wir die zahllosen Vaudevilles überblicken, mit denen Scribe das Theater beschenkt hat, so wird es schwer, eine allgemeine Charakteristik davon zu geben. Doch kann man sie wenigstens in zwei Classen eintheilen. Die erste, wozu die meisten der frühern Vaudevilles gehören, ist in der Regel nichts weiter, als ein pikanter Einfall, der durch vorher eingeschobene Scenen einigermaßen motivirt wird; satyrische oder auch harmlose Genrebilder aus dem Pariser Leben. Es wird die Zigeunerwirthschaft der Künstler, des Militärs, der Philister aus

den Nationalgarden und den Bureaux u. ſ. w. in ziemlich derben Späßen charakteriſirt und durch einige eingeſtreute Chanſons, durch ein paar unbedeutende Liebesabenteuer und dergleichen gewürzt; oder es iſt auch geradezu die Chanſon, die man als den eigentlichen Ausgangspunkt der Handlung betrachten muß, und an welche ſich die Scenen ſelbſt wohl oder übel anreihen. Auf unſerm deutſchen Theater haben wir von dem franzöſiſchen Vaudeville keinen rechten Begriff. Wir haben zwar Stücke mit eingeſtreuten Liedern, aber dieſes raſche Uebergehen aus dem Sprechen ins Singen und umgekehrt, auch mitten in der Verwickelung der Intrigue, mitten in dem Drängen der Leidenſchaft, iſt uns doch fremd geblieben. In der Regel hat man daher bei einer Bearbeitung ins Deutſche den proſaiſchen Dialog an die Stelle des Geſanges geſetzt. In dieſen leichtern Vaudevilles läßt ſich Scribe mit Kotzebue vergleichen; Beide ſind gleich fruchtbar und erfinderiſch, aber Scribe hat doch einen großen Vorzug: er redet eine gebildete Sprache und iſt zu ſehr Franzoſe, um bei irgend einem Argument in eine allzu weinerliche Sentimentalität zu verfallen. Auch ſeine rührenden Stoffe werden mit einem gewiſſen Anſtand behandelt. Viele von dieſen kleinen Poſſen ſind für einen beſtimmten Darſteller oder eine Darſtellerin geſchrieben, und es kommt Scribe gar nicht darauf an, den Somnambulismus oder körperliche Gebrechen, wie Blindheit und Taubheit, zu zierlichen Tänzerpas zu verwerthen. Aber bei dieſen leicht hingeworfenen Skizzen läßt man ſich das gefallen; es ſind immer nur äußerliche Abenteuer, an eine pſychologiſche Benutzung dieſer myſteriöſen Zuſtände, welche die eigentliche Romantik in dergleichen Fällen unerträglich macht, denkt er niemals.

Zwar hat er auch noch in den ſpätern Jahren eine Reihe derartiger Skizzen geſchrieben, im Allgemeinen aber tritt in den ſpätern Vaudevilles immer eine mehr künſtleriſche Ausführung ein. Ich erwähne ein Paar ſeiner beſten: Louise ou la reparation (1829); Oscar, le mari qui trompe sa femme, und Zoë, ou l'amant prêté. — Zuweilen wird eine ſehr ernſthafte Geſchichte mit Chanſons ausgeſtattet, was uns freilich ſonderbar vorkommt; doch weiß er auch hier Grazie und Energie genug hereinzubringen, um nicht in die eigentliche ſpießbürgerliche Miſére zu verfallen. Zu den beſten dieſer Stücke gehören Une faute (1830); Malvina, ou le mariage d'inclination, les malheurs d'un amant heureux (1833), und la Famille Riquebourg. Der Curioſität wegen erwähne ich noch den Rodolphe, eine Bearbeitung der Göthe'ſchen Geſchwiſter (1823), die übrigens in vieler Beziehung das Vorbild übertrifft.

Es verſteht ſich von ſelbſt, daß in dieſen Vaudevilles von einem höhern künſtleriſchen Werth nicht die Rede ſein kann. Es iſt leichte Waare, auf ein günſtiges Publicum berechnet, zum Theil für einen einzelnen Virtuoſen eingerichtet, der in einem beſtimmten Genre ſein Talent bewähren ſoll; an eine genauere Charakterzeichnung iſt nicht zu denken, da das Komiſche nur in den Situationen liegt, und da bei dem epigrammatiſchen Zuſammendrängen derſelben ſelbſt die Regel

der Wahrſcheinlichkeit nicht immer beobachtet werden kann. Es verſtattet keine rechte Schule und iſt doch einſeitig. Aber man würde dem franzöſiſchen Vaudeville im höchſten Grade Unrecht thun, wenn man es nach den deutſchen Bearbeitungen beurtheilte. Das franzöſiſche Vaudeville ſetzt ein feines, heiteres, gemeſſenes und dabei doch pikantes Spiel im Einzelnen voraus; eine raſche, lebendige Sprache und ein ſehr energiſches Zuſammenſpiel: Alles Dinge, wovon unſere Schauſpieler keinen Begriff haben. Wir haben wohl einzelne gute Charakterdarſteller, namentlich im Komiſchen, aber dieſe verlangen eine gewiſſe Breite und Ausführlichkeit der Zeichnung und tödten, wenn ſie zur Geltung kommen, das ganze übrige Stück. Sie verhalten ſich zu den Franzoſen ungefähr wie unſere Düſſeldorfer Genrebilder zu den leicht und frech hingeworfenen Skizzen, die der Charivari von den Pariſer Griſetten, von den Dragonern und von dem bon bourgeois gibt. Aber auch in dem Inhalt Scribe's liegt ein weſentlicher Vorzug. Es waltet in demſelben ſtets eine große Heiterkeit und ein ſehr ſicherer geſunder Menſchenverſtand. Die Perſonen wiſſen ſtets, wie ſie ſich benehmen ſollen. Die franzöſiſche Romantik hat zwar in den höhern Gebieten der Sittlichkeit die greulichſten Verwüſtungen angerichtet, aber die Fundamente derſelben hat ſie nicht berührt: die Sicherheit im Benehmen und das Selbſtgefühl der Einzelnen. Wenn die Franzoſen überſpannt werden, ſo übertreffen ſie uns auch darin bei weitem. Die Verrücktheiten Victor Hugo's, Lamartine's und Aehnlicher können den feinſten deutſchen Dichtungen an die Seite geſtellt werden. Aber im gewöhnlichen Leben verhalten ſie ſich, wie geſcheute und anſtändige Leute ſich verhalten ſollen. Im gewöhnlichen Leben fällt es z. B. dem Ehemann nicht ein, ſich aus Rückſichten höherer Sittlichkeit zu erſchießen, um den Liebesgefühlen ſeiner Frau freien Spielraum zu laſſen, ſondern er duellirt ſich entweder mit ſeinem Gegner, oder er bringt, wenn er eine geſetztere Natur iſt und wenn das Verhältniß nicht zu ſehr verwickelt iſt, daſſelbe durch Verſtand, Charakterfeſtigkeit, Witz und gute Laune in Ordnung; und iſt er von der Art, daß man ihm ſein Schickſal als angeboren zuſchreiben muß, ſo wird die ganze Geſchichte ſo komiſch gehalten, daß man ſich an die Strenge des ſittlichen Gebots gar nicht mehr erinnert, ebenſowenig wie man an die Mährchen aus Tauſend und einer Nacht den Maßſtab des preußiſchen Landrechts oder des kategoriſchen Imperativs anlegen darf.

Scribe iſt der Dichter der Bourgeoiſie und daher ein entſchiedener Feind der Romantik. Er läßt ſich zwar ſelten in directe Polemik ein, aber er freut ſich von Zeit zu Zeit, mit gelinder Ironie auf irgend eine von den Ausſchweifungen der ritterlich chriſtlichen Dichter hinzudeuten. Er hat z. B. durch eines ſeiner Luſtſpiele (la protégée sans le savoir) jenes Motto für die romantiſche Schule in der Poeſie und Malerei: Nichts iſt häßlich als das Schöne, und nichts iſt ſchön als das Häßliche, populär gemacht. Dieſer Umſtand unterſcheidet ihn vorzugsweiſe

von Alexander Dumas, deſſen Talent im Uebrigen dem ſeinigen ſehr verwandt iſt. Beide haben eine glückliche Erfindung, gute Laune und leichte, aber doch ſichere Zeichnung; aber Dumas hat ſich von der phantaſtiſchen Ritterlichkeit der modernen Schule hinreißen laſſen. Wenn eine Perſon ihm etwas gelten ſoll, ſo muß ſie wenigſtens 20 Cavaliere im Duell umgebracht und 37 Weiber verführt haben. Er hat ſich ſtets in den journaliſtiſchen Kreiſen bewegt, wo die Geſchichten von der Lola Montez und Beauvallon den Mittelpunkt des Denkens und Empfindens ausmachen. Er hat außerdem Schiller's Räuber und Hoffmann's Nachtſtücke geleſen, auch von Göthe's Fauſt und von Byron etwas gehört und ſich dadurch zu Conceptionen verführen laſſen, bei denen jede Spur des geſunden Menſchenverſtandes aufhört. — Scribe dagegen hat ſich ſtets in dem wirklichen bürgerlichen Leben bewegt, und wenn auch ſeine Schilderungen unſerer Pruderie und Sentimentalität zuweilen ſehr frivol erſcheinen, ſo weiß er es doch ſehr wohl zu unterſcheiden, wo der Spaß aufhört und der Ernſt anfängt; er hinterläßt zuweilen (z. B. in dem Stück Une faute) einen ſehr ernſten moraliſchen Eindruck, und wenn er nicht immer die Laſter und Fehler in vollkommen gleicher Wage mißt, ſo liegt das eben darin, daß er keine Tragödien ſchreibt, ſondern Komödien.

Wenn ich ihn aber einen Dichter der Bourgeoiſie nenne, ſo darf man ſich bei dieſem Ausdruck nicht jenes Zerrbild denken, das unſre Royaliſten und Demokraten daraus gemacht haben. Die franzöſiſche Bourgeoiſie, welche im politiſchen Leben und in der Kunſt mitſpricht, hat ſich von der Spießbürgerlichkeit vollſtändig emancipirt; die Spießbürger, die Epiciers u. ſ. w. ſind keineswegs die Träger der gegenwärtigen ſittlichen Verhältniſſe in Frankreich. Die franzöſiſche Revolution hat trotz ihrer nivellirenden Grundſätze keineswegs den Adel unter die Roturiers herabgeſetzt, ſondern ſie hat den geſammten Bürgerſtand in Maſſe geadelt. Jeder Franzoſe bis in die unterſten Stände herab iſt ein Gentleman, wenn er es ſein will; auch der Handwerker fühlt ſich als einen Mitträger des Nationalruhms, und ſein perſönliches Ehrgefühl, ſowie das Bewußtſein ſeiner Freiheit fordert von dem ſtolzeſten Edelmann Genugthuung. Dieſes Gefühl tritt uns bei der geſammten neuern franzöſiſchen Literatur ſehr wohlthuend entgegen, und man darf es nicht überſehen, wenn man über die ſittlichen Zuſtände Frankreichs ein gerechtes Urtheil fällen will.

Die Vaudevilles ſind als die Elemente zu betrachten, aus denen Scribe's reifere Leiſtungen, die fünfactigen Luſtſpiele auf dem Théâtre français, hervorgegangen ſind. Dieſelben zerfallen in zwei Claſſen, in die hiſtoriſchen Komödien und in die Sittenſchilderungen aus der Gegenwart.

Zu der erſten Claſſe gehören: Bertrand et Raton, 1833, welches die Geſchichte von Struenſee behandelt; l'ambitieux, 1834, die Schilderung Walpole's; le verre d'eau, 1840; le fils de Cromwell, und das neueſte Stück: les contes de la reine de Navarre. Ich ſtehe nicht an, dieſe ſämmtlichen Stücke, welche im Deut-

ſchen bekannter geworden ſind, als die der zweiten Claſſe, an poetiſchem und moraliſchem Werth tief unter die letztere zu ſtellen. Die Art, wie Scribe mit der Geſchichte umgeht, iſt zu frech. Zwar haben die Tragödiendichter ſeiner Zeit eine noch größere Willkür ausgeübt, und man wird mehr durch dieſelbe beleidigt, weil man es mit ernſten Geſchichten zu thun zu haben glaubt, aber die Freiheit des Luſtſpiels hat denn doch auch ſeine Grenzen. Scribe's Luſtſpiele, in welche Zeit er dieſelben auch verlegen mag, ſpielen ſtets unter den Vorausſetzungen der Julidynaſtie. Die Anlage der Charaktere und die Situation ſteht in der Regel in directem Widerſpruch gegen die ſittliche Bildung der Zeit, die er ſchildern will. Außerdem iſt das Ganze ſchablonenhaft angelegt, und man wird ſeine ſämmtlichen Perſonen auf eine kleine Zahl von Charaktermasken zurückführen können. Ueberall findet ſich der geſchickte Diplomat, der als Maſchiniſt der Handlung dient: Rantzau, Bolingbroke, Monk, Margarethe von Navarra; überall der junge Liebhaber, der, ohne es zu wiſſen und zu wollen, durch unſichtbare Beſchützer zu großem Glück berufen wird u. ſ. w. Daher ſind auch in dieſen größern Stücken die Charaktere ſehr leicht angelegt. Das Komiſche liegt lediglich in den Situationen und Intriguen, und wir bewegen uns in einem beſtändigen Spiel des Witzes, einer beſtändigen Spannung der Neugierde. Scribe hat darin die größte Verwandtſchaft mit Calderon; doch fällt der ungeſunde Blüthenreichthum der Sprache weg, ſowie auch die verſtockten ſittlichen Begriffe, die aus Calderon's Figuren bloße Automaten machen. Scribe's Figuren bewegen ſich alle mit einer gewiſſen Freiheit und Grazie. Außerdem zwingt ihn ſchon die Proſa, in der er ſchreibt, dazu, in ſeinen Verwickelungen deutlicher und präciſer zu ſein, und von der Lebhaftigkeit und Klarheit ſeines Dialogs iſt bei Calderon keine Spur. Wenn wir überhaupt von jenen Vorwürfen, die wir mit Recht gegen ſeine novelliſtiſche Verdrehung der Geſchichte erheben mußten, abſtrahiren, ſo müſſen wir das Geſchick und die Sicherheit in der Technik im höchſten Grade anerkennen. Für die deutſchen Schauſpieler wären dieſe hiſtoriſchen Luſtſpiele eine gute Schule, wenn hier, wo der Grund verdorben iſt, noch an die Möglichkeit einer Schule gedacht werden könnte. Außerdem wird ihre Aufführung im Deutſchen noch dadurch erſchwert, daß durch eine Menge von Anſpielungen die franzöſiſche Nationalität gekitzelt wird, und daß man dieſe Anſpielungen doch nicht ausmerzen kann, weil Alles, was im Stücke vorkommt, auch weſentlich zu demſelben gehört. Darum ſind dieſe größern Stücke mit wenigen Ausnahmen von Scribe allein gearbeitet, während die Vaudevilles zum großen Theil von zwei oder drei Verfaſſern herrühren. Der eine hat einen glücklichen Einfall in Beziehung auf die Situation, der andere führt ihn aus, der dritte bringt noch einige Witze und Chanſons hinein.

Dumas hat unter ſeinen Stücken einige, die in Kühnheit der Erfindung mit den eben genannten wetteifern können, namentlich Mademoiselle de Belle-Isle und les Demoiselles de St. Cyr, aber dieſe ſpielen nicht unter der July-

dynaſtie, die doch der Liederlichkeit wenigſtens ein gewiſſes Maß ſetzt, ſondern unter der Regentſchaft, und ergehen ſich nach Art der celtiſchen Phantaſie ebenſo in den wildeſten Abenteuerlichkeiten, wie ſie an Frivolität ihres Gleichen ſuchen. In der letzten Zeit hat Dumas in ſeinem ſogenannten hiſtoriſchen Theater ein neues Genre angebaut, den dialogiſirten hiſtoriſchen Roman, der niemals ein Ende nimmt, weil einige zwanzig Hauptperſonen erſt getödtet oder verheirathet ſein müſſen, ehe der Knoten der Handlung ſich löſt. Dabei hört natürlich jedes künſtleriſche Geſetz auf, obgleich ein gewiſſes Leben in den Erfindungen und eine, wenn auch lediglich materielle Spannung noch immer darin vorhanden iſt, z. B. in dem Stück: le chevalier de Maison Rouge. — Ich bemerke nebenbei, daß Scribe in einzelnen ſeiner Vaudevilles, die auch an das Hiſtoriſche ſtreifen, die Freiheiten ſeiner größern Stücke noch überboten hat, z. B. im Chut! welches die Geſchichte der Kaiſerin Katharine II. behandelt. Eines derſelben, la loi salique, behandelt ſogar eine däniſche Königin, von der noch keine Chronik etwas gehört hat. Neuerdings iſt das hiſtoriſche Luſtſpiel ganz im Scribeſchen Styl ſehr vielſeitig angebaut worden. Einzelne dieſer Stücke, z. B. la reine de seize ans, welches ebenſo gut von Scribe ſein könnte, als von Bayard, ſind auch in Deutſchland bekannt geworden. — Wir gehen jetzt auf die zweite Claſſe der Scribeſchen Luſtſpiele über.

Es ſind folgende: le mariage d'argent, 1827, la camaraderie, 1837, la calomnie, 1840, la passion secrète, 1840, une chaîne, 1841, und le puff, 1848. Es mögen deren noch mehrere vorhanden ſein. All' dieſe Stücke, für deren beſtes wir une chaîne halten, gehören zu den vorzüglichſten, die irgend eine Zeit oder ein Volk aufzuweiſen hat. Sie vermeiden die Einſeitigkeiten ſowohl der engliſchen als der ſpaniſchen Komödie. Die erſte beruht auf der Anhäufung einer Reihe origineller Charaktere, die nur durch einen ſehr loſen Faden mit einander verknüpft ſind; von einer Oekonomie der Handlung, der erſten Grundbedingung eines muſterhaften Luſtſpiels, iſt bei den Engländern nirgend die Rede. Die Komik der einzelnen Figuren geht mit ihnen durch, und ſie vergeſſen darüber, was ſie eigentlich darſtellen wollen. Auch Shakeſpeare iſt von dieſem Vorwurf nicht freizuſprechen. Die Spanier dagegen kennen nur den Mechanismus äußerlicher Combination, nur das wunderliche Spiel des Zufalls; ihre Charaktere, die Cavaliere und Damen auf der einen, die Grazioſos und Griſetten auf der andern Seite, ſehen ſich einander ſo ähnlich, daß man jeden Einzelnen beliebig in jedes andere Stück verſetzen, daß man Don Diego und Don Juan, Donna Ines und Donna Leonor ohne alle Unbequemlichkeit mit einander vertauſchen kann. Bei Scribe fällt das Hauptintereſſe zwar auch wie billig in die Intrigue und die Verwickelungen des Zufalls, aber ſeine Charaktermasken, obgleich ſie nichts geben, als was zur Handlung nothwendig iſt, ſind doch nicht blos Variationen über ein beſtimmtes Charakterthema, ſondern ſehr ſorgfältig individualiſirt und durch Miſchung

Digitized by Google

verſchiedener ſittlicher Momente zu concreten Figuren erhoben; ihre Leidenſchaften ſind nicht fingirt, ſondern aus innerlichem Leben hervorgegangen, nach einem ſehr ſorgfältigen Studium der menſchlichen Natur gezeichnet und durch die beſtimmt abgegrenzten Verhältniſſe, in denen ſie ſich bewegen, mit Maß und Form verſehen. Zum Luſtſpielcharakter gehört die individuelle Beſchäftigung, der Stand, das Amt, das Alter u. ſ. w. ſehr weſentlich. Perſonen, die nur Gegenſtände des Luſtſpiels ſind und weiter nichts, gehören nicht ins Luſtſpiel. Scribe hat darin ein ſehr richtiges Maß getroffen, und hat ſich z. B. von der entgegengeſetzten Einſeitigkeit Molière's, in den Luſtſpielfiguren nur die beſtimmte Eigenſchaft, nur das beſtimmte Amt und die beſtimmte Beſchäftigung zu ſchildern, fern gehalten. Er ſchildert nicht blos Geizige, Heuchler, Blauſtrümpfe, Charlatans im Allgemeinen, ſondern alle dieſe Eigenſchaften ſind mit einer beſtimmten Individualität verknüpft. Dazu breitet ſich über dieſe ganze bunte und charakteriſtiſche Welt die Heiterkeit eines unbefangenen Gemüths und die Politur der Pariſer Bildung. Beides unterſcheidet ihn von unſerm Iffland, der im Uebrigen in dem geſchickten Arrangement ſeiner Scenen wie in der Gewiſſenhaftigkeit in ſeinen Charakterzügen ihm an die Seite zu ſtellen iſt; aber von dem eigentlichen Reiz der Scribe'ſchen Luſtſpiele, der freien, feinen und heitern Bewegung ſeiner Figuren, iſt bei Iffland nichts zu finden. Gerade dieſe Feinheit, namentlich im Dialog, macht die Ueberſetzung der Scribe'ſchen Luſtſpiele nicht leicht. Mit unſrer bequemen Art, zu überſetzen, daß wir nur ungefähr den Sinn wiedergeben, verfallen wir nur zu leicht in Trivialität und Rohheit.

Die Aufführung von Stücken, welche für die ſittliche Anſchauung und Empfindung eines beſtimmten Volks geſchrieben ſind, bei einem fremden Volk, hat überhaupt etwas Mißliches. Zwar bin ich überzeugt, daß die Sittlichkeit in Scribe's Stücken unendlich höher ſteht, als die geſpreizte Sentimentalität unſerer Komödie aus den letzten zwei Jahrzehnten, allein es wäre einſeitig, wenn man es dem deutſchen Publicum verargen wollte, ſich gegen eine Vorſtellungsweiſe zu ſträuben, die nicht die ſeinige iſt. Ein gutes Luſtſpiel, ſo wie ein geſundes ſittliches Weſen leiht man nicht aus der Fremde; es muß ſich aus dem innern Mark des Volkes herausarbeiten.

Dagegen iſt unſern Luſtſpieldichtern in Beziehung auf ihr Handwerk und auf ihre Kunſt ein ſehr gewiſſenhaftes Studium der Scribe'ſchen Stücke dringend zu empfehlen. Schon über die erſten Rudimente, z. B. über die Kunſt, die Sachlage deutlich zu machen, ohne langweilig zu werden, die Handlung zu verwickeln, ohne ins Unklare zu gerathen, eine leidenſchaftliche Spannung und Bewegung zu erregen, ohne die Heiterkeit und gute Laune zu verlieren, in den Mitteln Maß zu halten, ohne einförmig zu werden u. ſ. w. können ſie bei ihm den beſten Aufſchluß erhalten; ſie werden aber auch über das Feinere der Kunſt Manches bei ihm lernen können, wenn ſie ſich durch ſeine anſcheinende Frivolität

nicht täuschen lassen. Für das übrige Publicum ist er der correcteste Vertreter der Pariser Bildung; die eigentlichen Romantiker führen uns nur auf Irrwege.

Eine andere Richtung der Literatur, in der Scribe Epoche gemacht hat, nämlich die Oper, behalten wir uns auf das nächste Mal vor, weil sich einige allgemeine Betrachtungen über das Wesen des Operntextes daran knüpfen lassen.

J. S.

Robert Browning.

Dieser Dichter, von dessen poetischen Werken so eben eine neue Gesammtausgabe erschienen ist, gehört einer Richtung der englischen Literatur an, in welcher wir zwar den Einfluß des deutschen Geistes wiedererkennen, aber ohne uns über diese Sympathie besonders zu freuen. Wir haben von seinem letzten Gedicht, „Weihnachtsabend und Ostertag" im 25. Heft des vorigen Jahrgangs Bericht erstattet. — Die beiden Schriftsteller, deren Einfluß vorzugsweise es zuzuschreiben ist, daß ganz gegen das Wesen der englischen Sprache und Gesinnung Faustische Gedankenlabyrinthe und die Mäandrischen Windungen des Jean Paul'schen Styls einen großen Theil des fashionablen Lesepublicums beschäftigen, sind Shelley und Thomas Carlyle. Der Erste verband mit einer Sprache, die zum Theil von hohem poetischen Werth ist, eine so frostige Allegorie, eine so weit hergeholte Metaphysik, daß man in den meisten Fällen gar keine Ahnung mehr hat, um was es sich eigentlich handelt. Wenn das schon uns Deutschen so geht, so mußte dem praktischen Engländer die Sache noch viel unheimlicher vorkommen. Dennoch hat Shelley nicht allein im Publicum einen ziemlich bedeutenden Anhang gefunden, sondern er hat auch eine Schule gegründet. Es war damals in der feinen gebildeten Welt eine Reaction gegen das steif puritanische Wesen der altenglischen Traditionen eingetreten, welche durch die Härte der Gesellschaft gegen die poetischen Kühnheiten Lord Byron's nur noch geschärft wurde, und doch ist Byron kein eigentlicher Empörer gegen den Geist seines Vaterlandes, wenigstens ist seine Empörung nur individueller Natur: durch die Ausnahmen, die er zu Gunsten seiner melancholischen und frivolen Helden macht, bestätigt er nur die Regel, der sie zum Opfer fallen; selbst sein Lucifer, auch wenn er blasphemirt, zittert vor dem Gott des Himmels und der Erde. — Bei Shelley dagegen ist der Zusammenhang mit der Tradition abgeschnitten; so wie er theoretisch von dem Glauben seiner Väter abfiel, so wirft er praktisch alle Bande ab, die ihn an die Denk- und Empfindungsweise seines Volkes knüpfen konnten. — Carlyle, den man in poetischen und religiösen Dingen beinahe einen Reactionär nennen könnte, denn er ist ein harter Eiferer gegen die weichliche

Humanität und den nivellirenden Liberalismus des 18. Jahrhunderts, geht in den Neuerungen ſeines Denkens und ſeiner Sprache noch weiter, als Shelley. Es iſt in ſeiner Proſa ein ſo wüſtes Durcheinander von ſinnlichen Bildern, abſtracter Metaphyſik, gelehrten Reminiscenzen und dergleichen, daß man ſich mitunter verſucht fühlt, zu Hippel, Haman, Jean Paul, Arnim, Bettina u. ſ. w. zu flüchten, wie jener preußiſche Officier von den Spontiniſchen Opern zu dem Zapfenſtreich. Es iſt das eine merkwürdige Erſcheinung, daß es auch bei dem beſonnenſten Volk der Erde einmal dahin kommen ſollte, daß man die Begriffe „geiſtreich und genial" mit „unklar und verworren" identificirte. — Von den übrigen Dichtern, die dieſer Richtung angehören, iſt Philipp Bailey der bedeutendſte. Sein „Feſtus" geht über den Fauſt hinaus, und ſeine „Engelwelt" läßt Shelley's Phantaſien weit zurück, um von Byron's Myſterien nicht zu reden. — Robert Browning gehört in der Sprache wie in der Denk- und Empfindungsweiſe der nämlichen Richtung an. Die erſte trotzt nicht nur fortwährend den Regeln der Gewohnheit und des guten Tons, ſondern nicht ſelten auch der Grammatik; ſeine Bilder ſind gewagt, an eine Einheit der Stimmung iſt nicht zu denken, ſie ſpringt aus dem Tragiſchen ins Luſtige ungefähr in der burlesken Art Heine's über, aber ohne die Grazie, welche dieſen Dichter doch nur ſelten verläßt. Zuweilen wird man geradezu an Karl Beck und Titus Ulrich erinnert. Es iſt für die Unparteilichkeit der engliſchen Kritik höchſt anerkennenswerth, daß ſie trotz dieſer Verirrungen das große Talent des Dichters noch immer gelten läßt. — Browning begann ſeine poetiſche Laufbahn mit dem „Sordello", 1840, einem Gedicht, in welchem der Gegenſatz des Genius gegen die proſaiſche Welt behandelt wurde; ein leidiges Thema, welches auch bei uns über Gebühr variirt worden iſt. — Ein ganz ähnlicher Gegenſtand iſt in dem zweiten Gedicht „Paracelſus"; der alte Naturphiloſoph und Charlatan wird durch die Anerkennung ſeiner genialen Conceptionen in den Augen der gebildeten Welt über Gebühr rehabilitirt, wenn auch wegen ſeiner titaniſchen Selbſtüberſchätzung gedemüthigt. Er ſtirbt im Hoſpital zu Salzburg und bekennt zuletzt die Allmacht Gottes und ſeine ſtrafende Gerechtigkeit. In dem Ton dieſes Gedichts iſt ein weſentlicher Unterſchied von „Sordello". In dieſem iſt die Sprache übertrieben, ſchwülſtig, leidenſchaftlich, bewegt und abgeriſſen; ſie ſchmeckt nach dem Schwefel, wie die Engländer ſich ausdrücken; dagegen herrſcht im Paracelſus eine gewiſſe Monotonie und ein zuweilen ſchläfriger Ernſt. Die ſpätern Gedichte, „Pippa Passes" und „The Soul's Tragedy", leiden ebenſo an einer unbeſtimmten und zu ſkizzenhaften Zeichnung; „der Weihnachtsabend" iſt in ſeiner Miſchung des Tragiſchen und Burlesken ſchon vollſtändig Manier geworden. Unter den andern zahlreichen kleinern Gedichten finden ſich unter vielen, in denen die Seele von Land zu Land, von Himmel zu Himmel ſtreift, um der Qual ihres Selbſtbewußtſeins zu entgehen, doch manche, in denen der alte brittiſche Geiſt ſich wie-

der geltend macht, volksthümliche Balladen, der Geſchichte und den Sagen entnommen und in der gemäßigten Romantik der ſchottiſchen Schule wiedergegeben. Sonderbarer Weiſe verrathen ſeine Dramen nichts von der überſpannten Phantaſie, die ſeine Lyrik bewegt. Sie heißen: „Colombe's Birthday", „Luria", „The Return of the Druses" und „A Blot on the Scutcheon", und ſind Intriguenſtücke in der kalten Calderon'ſchen Manier; die Situationen ſind ſehr geſchickt combinirt, aber mit Perſonen ohne Fleiſch und Blut, nichts als Requiſite fürs Theater. — Gleichzeitig mit ſeinen eignen Gedichten hat Browning auch die ſeiner Gemahlin herausgegeben, welche ſchon früher dem Publicum als Miß Eliſabeth Barrett bekannt war. Auch dieſe bewegen ſich meiſtens in der überirdiſchen Welt, und ihre beiden größten Gedichte, „The Drama of Exile" und „The Seraphim", erinnern lebhaft an Bailey. Doch zeigt ſie namentlich in den kleinern Sonetten ein Talent für Rhythmus und Muſik, welches zu beſſeren Hoffnungen berechtigt.

Wir knüpfen an dieſe Mittheilung eine allgemeinere Betrachtung. Die allgemeine Verbreitung, welche die anarchiſtiſchen Ideen der Poeſie in ganz Europa gefunden haben, bezeugt zweierlei: einmal, daß ſie wenigſtens verhältnißmäßig berechtigt ſein muß, denn ohne Grund tritt eine ſo weit ausgedehnte Erſcheinung nicht in die Welt; ſodann die Nothwendigkeit, mit Ernſt und Conſequenz gegen eine Krankheit anzukämpfen, die immer mehr Ausdehnung gewinnt. Uns ſcheint, daß dieſe Pflicht vornehmlich uns Deutſchen zukommt, denn von uns iſt das Uebel ausgegangen; wir haben dieſe geſtaltloſe Metaphyſik und die zügelloſe Phantaſie in die Welt eingeführt. Uns kommt es zu, den Weg zur Ordnung und zum Geſetz wieder zu finden.

Maria Stuart.

Unter allen Vorſtellungen, in denen wir die Rachel auf dem deutſchen Theater geſehen haben, hat die der Maria Stuart den geringſten Eindruck gemacht. Bei den franzöſiſchen Stücken ließen wir uns die Manier der berühmten Künſtlerin, ſo fremdartig ſie uns vorkommen mußte, gefallen, bei einem Werke unſers Schiller aber brachten wir die heimiſchen Vorſtellungen und Ideen mit, und wurden durch eine weſentliche Veränderung des gewohnten und uns lieb gewordenen Charakters unangenehm berührt. Unſere Schauſpielerinnen haben uns die Maria immer als das leidende Weib gezeigt, in der Verklärung des Martyriums und mit jenem Anſtrich von Sentimentalität, zu welchem wenigſtens die Sprache des Stücks mehrfache Veranlaſſung gibt; es mußte uns daher ſeltſam

vorkommen, die königliche Dulderin plötzlich in tigerartiger Wuth auf dem Theater herumrasen und alle unsere Begriffe von Weiblichkeit mit Füßen treten zu sehen. Ich bin auch weit entfernt, die Auffassung der Rachel in allen Punkten zu billigen. Die gewöhnliche Manier ihrer Darstellung, zuerst in marmorner Ruhe den leidenschaftlich bewegten Personen gegenüber zu figuriren und dann plötzlich mit aller Gewalt ihrer dämonischen Natur loszubrechen, wird durch das Stück, in welchem sie nur in einer Scene autonom auftritt, in allen übrigen leidet, nur zu sehr begünstigt. Allein unsere Schauspielerinnen könnten doch daraus Manches lernen. Soll Maria Stuart wirklich eine dramatische Figur und sogar die Heldin der Tragödie sein, so muß während des Stücks in ihrer Seele irgend eine Bewegung vorgehen. Wenn sie schon in der ersten Scene wirklich mit der Welt abgeschlossen und sich in ihr Schicksal ergeben hat, so hört sie auf, Gegenstand einer dramatischen Entwickelung zu sein; sie ist dann blos ein leidendes Spiel der Ereignisse Außerdem wird in diesem Fall der Gegensatz gegen die harten Charaktere, die um eines bestimmten Zwecks willen ihr Leben bedrohen, zu grell. Die leidenschaftliche Energie der Elisabeth, die in ihren Irrwegen mit dramatischer Meisterschaft gezeichnet ist, verlangt eine ebenbürtige Gegnerin. Es verdient das eine genaue Besprechung..

Vergleichen wir zunächst die Bearbeitung von Pierre Lebrun (1820) für das Théâtre Français, so finden wir das Stück etwa auf die Hälfte zusammengeschnitten, zum Theil aus der äußerlichen Rücksicht auf die Einheit des Orts und der Zeit, die zu sehr ungeschickten Conbinationen Veranlassung gibt, zum Theil aber auch aus einer Art von dramatischem Motiv. In Schiller's Stück ist die Königin Elisabeth die eigentlich dramatische Figur. Der innere Kampf ihrer Leidenschaft und ihres Interesses mit den Rücksichten der Pflicht, welche ihre Stellung ihr auferlegt, ist im Detail ausgeführt, und die Spannung concentrirt sich zuletzt lediglich auf den Eindruck, welchen ihr zweideutiges Verfahren auf die Männer machen muß, denen sie Achtung abnöthigen möchte. Es ist daher ganz folgerichtig, wenn das Stück nicht mit dem Tode der Maria schließt, sondern in der letzten Scene den Bruch darstellt, in welchen die Königin durch Verletzung ihres Gewissens trotz aller Schlauheit, die sie anwendet, um sie zu beschönigen, mit dem sittlichen Kreise, in dem sie lebt, verfallen muß. Ohne diesen Umstand hätte der letzte Act gar nichts Dramatisches mehr, denn es wäre keine Spannung darin vorhanden; am Schlusse des vierten Actes wäre Alles angeordnet und abgemacht, und es bliebe nur noch die mechanische Ausführung übrig. Da nun Lebrun um der Einheit der Handlung willen die Königin von England in Schatten stellt, da er in Folge dessen alle die Scenen ausläßt, in welchen nicht wesentlich von dem Schicksal Marieus die Rede ist, also die Debatten des Staatsraths, die Versuchung Mortimer's u. s. w., da er auch das katholische Gepränge, in welchem Maria sich mit ihrem Schöpfer versöhnt, bei Seite wirft, so muß er

dieſen Mangel des Intereſſes im letzten Act durch irgend eine Spannung erſetzen. Er hat es dadurch verſucht, daß er Mortimer zum Schluß des vierten Acts nicht ſterben, ſondern ſich mit weiteren Plänen zur Befreiung Mariens beſchäftigen läßt, ſo daß in der Vorſtellung der betheiligten Perſonen, namentlich Leiceſter's, wenigſtens die Möglichkeit eines andern Ausgangs übrig bleibt. Dadurch erreicht er zugleich, daß die raffinirte Niederträchtigkeit in dem Charakter dieſes Lords, die zwar nicht dem franzöſiſchen Charakter, wohl aber den franzöſiſchen Ideen über einen Theaterhelden vollkommen unverſtändlich iſt, einigermaßen gemildert wird. Ich darf wohl nicht erſt hinzuſetzen, daß alle dieſe Veränderungen Entſtellungen ſind. Schiller's Dramen, die für unſer Theater an dem Uebelſtande einer zu großen Länge leiden, müſſen doch mit der größten Vorſicht behandelt werden, denn die Anordnung ſeiner Scenen, die Gruppirung ſeiner Charaktere und die Motivirung der Handlung iſt mit ſo viel Ueberlegung und dramatiſchem Verſtand ausgeführt, daß jeder Eingriff die bedenklichſten Folgen auf die dramatiſche Wirkung ausüben muß.

Wohl aber iſt die darſtellende Künſtlerin nicht nur berechtigt, ſondern auch verpflichtet, im Sinn des Dichters diejenigen Momente, welche für die dramatiſche Entwickelung nothwendig ſind, wenn er ſie auch nur leiſe andeutet, ſchärfer hervorzuheben. Ich habe ſchon in meinen Bemerkungen zur Jungfrau von Orleans angedeutet, daß die weiblichen Figuren unſeres Dichters in der Regel zu weich genommen werden. Während des Stücks iſt Maria Stuart allerdings in der Lage, daß ſie fortwährend nur Unrecht erleidet; aber dieſe Paſſivität, wenn ſie einſeitig feſtgehalten wird, würde weder ein richtiges Bild von ihrem Charakter geben, noch den Forderungen genügen, die wir an die Bewegung des Drama's ſtellen müſſen. Maria Stuart hat einmal in ihrer Jugend in der Gluth der Leidenſchaft ein furchtbares Verbrechen begangen, und wenn ſie auch in der Einſamkeit ihres Kerkers Muße genug gehabt hat, darüber nachzudenken und das Gefühl der Reue in ſich zu nähren, ſo darf doch dieſe Vergangenheit nicht als bloße hiſtoriſche Reminiſcenz in das Stück hinüberſpielen, ſondern wir müſſen in ihrer Erſcheinung begreifen, daß ihr Weſen etwas Dämoniſches hat, welches ebenſo die andern Menſchen mit unwiderſtehlicher Gewalt feſſelt, als es ſie ſelbſt unter Umſtänden über alle Schranken der Vernunft und des Geſetzes hinausreißen kann. Wir müſſen es begreifen, daß dieſes Weib, von der Macht der Leidenſchaft erfaßt, einen Mord hat begehen können. Sie ſoll allerdings unſere Theilnahme und unſer Mitleid erregen, aber dieſes Mitleid ſoll von einem geheimen Schauder begleitet ſein.

Da nun die Unterredung mit der Eliſabeth die einzige Scene iſt, in der ihr inneres Weſen zum Vorſchein kommt, ſo muß dieſer Ausbruch mit aller Gewalt einer urſprünglich wilden Natur erfolgen. Die Schauſpielerin muß den Dichter

ergänzen; wir müſſen empfinden, daß ſich zwei ſtarke, unbändige Naturen gegenüber ſtehen, nicht blos das Opfer dem Schlächter.

Aber es wird auch nothwendig ſein, dieſe Scene nicht als etwas Fremdes, unmotivirt in die Paſſivität ihres ſonſtigen Verhaltens eintreten zu laſſen, wir müſſen auch in der Reſignation, in welcher ſie uns vorher erſcheint, den ſtolzen Geiſt ahnen, der ſich nur unwillig dem Joche beugt. Schiller hat dies im Einzelnen angedeutet; es kommt darauf an, dieſe Andeutungen in Zuſammenhang zu bringen. Vor allen Dingen müſſen die lyriſchen Stellen im Garten nicht mit weicher Empfindung, ſondern mit dem heftigen Aufbrauſen einer freiheitsdürſtigen Seele, die ſich lange mit Gewalt zurückgehalten hat, geſprochen werden.

Nur auf dieſe Art iſt im Charakter Mariens, wie er während des Stücks zur Darſtellung kommt, eine Bewegung und Entwickelung denkbar. Ihr Geiſt iſt im Anfang zwar gefangen, aber nicht gebrochen; er muß noch einmal in ſeiner ganzen Fülle ſich zuſammenraffen, um ſich dann durch die Macht des Glaubens unbedingt vor Gott zu demüthigen und mit vollem Bewußtſein das ihm widerfahrene Unrecht, die Gewaltthat der Feinde und die Treuloſigkeit des Geliebten, als ein höheres Recht des Himmels hinzunehmen. Für dieſen Umſchwung iſt die kurze Scene mit Mortimer, in welcher ſie ſich vor ihrem treuſten Freunde entſetzen muß und wo in ſeiner wilden Leidenſchaft ihr das Bild der eignen Vergangenheit mit allen Schrecken des Gewiſſens entgegentritt, eine ſehr nothwendige Vorbereitung, und daß der Umſchwung ſelbſt, die geiſtige Wiedergeburt ihrer Seele, in den feierlichen Formen der Kirche, mit allen Aeußerlichkeiten der römiſch-katholiſchen Abſolution verſinnlicht wird, iſt wenigſtens vom Geſichtspunkte der dramatiſchen Kunſt dann nicht zu verwerfen, nur muß auch hier der Prieſter nicht im weinerlichen Ton einer gerührten Salbung, ſondern mit der ſtolzen ſelbſtbewußten Gewalt einer plötzlichen Eingebung und Inſpiration ſprechen; denn auch in dieſer Scene ſollen wir nicht gerührt, ſondern erſchüttert und gehoben werden.

Von einem andern Geſichtspunkt aus muß uns freilich die Anwendung dieſes Mittels ſehr bedenklich erſcheinen.

Der Gegenſatz zwiſchen Maria und Eliſabeth iſt kein blos individueller; es prägen ſich in ihnen und ihren Umgebungen zwei widerſtreitende Weltanſchauungen aus, Proteſtantismus und Katholicismus. Dieſer Contraſt, wenn er mit Tiefe und Gerechtigkeit aufgefaßt wird, iſt ein nicht unwürdiger Gegenſtand der Poeſie, obwohl es zu bezweifeln iſt, ob er im Drama ſeine angemeſſene Stätte findet, da er eine gewiſſe Breite der Darſtellung unerläßlich macht. Walter Scott hat in ſeinem Abt, welchen Roman man übrigens Schauſpielerinnen, die über den Charakter der Maria Stuart nachdenken möchten, empfehlen kann, dieſen Gegenſatz an demſelben hiſtoriſchen Vorwurf mit großer Feinheit und ſicherm Takt entwickelt. In neuerer Zeit hat man es verſucht, und nicht ohne Glück, ihn in der Oper zu zeichnen. Andeutungsweiſe ſind in Schiller's Tragödie die Einwirkungen der

verſchiedenartigen Religionen auf das Gemüth richtig getroffen; die katholiſche Kirche beſchäftigt die Phantaſie und läßt in der Erwartung des Wunders, welches das Gemüth mit ſeinem Gott verſöhnen ſoll, im Leben ſelbſt der Willkür und Leidenſchaft freien Spielraum, während der Proteſtantismus eine Einheit und Integrität des Charakters und des Gemüths im Laufe des ganzen Lebens gebieteriſch verlangt. Dieſer Gegenſatz, den ein ſonſt ſehr ſcharfſinniger Philoſoph höchſt verkehrt ſo ausgedrückt hat, daß im Katholicismus das Herz, im Proteſtantismus der Verſtand vorwiegt, während man wenigſtens mit demſelben Recht das Umgekehrte behaupten könnte, findet in der Rivalität der beiden Königinnen eine ſehr glückliche Grundlage. Ein objectiver, oder was daſſelbe heißt, ein gerechter Dichter, der ſich zu ſeinem eigenen Glauben mit einer gewiſſen Freiheit verhält, wird auf beiden Seiten die Vorzüge und Schwächen herauszufinden wiſſen; er würde bei der ſtrengen Einheit des Lebens und Geiſtes, welche der Proteſtantismus fordert, die Neigung zur Verſchloſſenheit und zur Heuchelei aufſpüren und ebenſo auf der andern Seite bei der Freiheit, welche die blos wunderbare Vermittelung mit Gott dem Gemüth läßt, die wildeſten Ausbrüche der Leidenſchaft und des Fanatismus zu erklären wiſſen. Bis ſo weit iſt von Schiller der Gegenſatz der beiden Gruppen, Eliſabeth, Burleigh und Leiceſter auf der einen, Maria und Mortimer auf der andern Seite, glücklich gefunden. Auch die verſöhnenden Figuren fehlen nicht. Aber man kann nicht leugnen, daß das Herz des Dichters ganz entſchieden auf Seite des Katholicismus iſt; hier wird Alles beſchönigt, während in den drei Perſonen, welche die andere Weltanſchauung repräſentiren, nur die Nachtſeite von dem Weſen ihrer Religion erſcheint. Göthe würde dieſen Gegenſatz viel feiner und objectiver gegeben haben. Dieſe ungerechte Unparteilichkeit iſt nur aus dem Weſen der romantiſchen Bildung zu erklären, welche den Anfang unſers Jahrhunderts charakteriſirt, und welcher Schiller bis zu einem gewiſſen Grad ebenſogut angehörte, als die eigentliche Schule; jener Bildung, die, durch ſkeptiſche Reflexionen in der Sicherheit ihres Glaubens verwirrt, ſich mit überreifer Phantaſie ihre Heiligthümer mit gleichem Eifer aus den Pagoden Indiens wie aus den heilgen Eichenwäldern der nordiſchen Barbaren zuſammenſuchte. Wir ſollen uns von dieſem ſchönen Spiel nicht täuſchen laſſen. Der engliſche Proteſtantismus iſt zwar knorrig und rühmt ſich der harten Eichenherzen ſeines Volks, aber der Pulsſchlag dieſes Herzens iſt darum nicht weniger intenſiv, weil er ſich nicht in fieberhaften Sprüngen, ſondern in ruhiger Gleichförmigkeit bewegt, und jene königliche Magdalene, welche das Gedicht zu einer Heiligen verklären möchte, iſt eine trügeriſche Sirene, an ihren ſchönen Händen klebt verruchtes Blut.

J. S.

Ljudewit Gaj und das junge Illyrien.

Le fameux Gaj, wie ihn H. Deprez, Verfaſſer des Werkes „Les peuples d'Autriche“, nennt, welcher ſeine Kenntniß ſüdſlaviſcher Verhältniſſe einem dreitägigen Aufenthalte in Agram verdankt — Dr. Ljudewit Gaj iſt eine vielgenannte, oft geſchilderte, und doch wenig gekannte Perſönlichkeit. Noch mehr, er iſt eine beinahe mythiſche Perſon, da ſelbſt ſeine nahen Freunde den räthſelhaften Charakter des Mannes jahrelang nicht erkannten.

Ljudewit Gaj iſt im Jahre 1809 zu Krapien, einem Marktflecken im nördlichen Kroatien, geboren, ſtudirte in Kroatien und wurde ungariſcher Juriſt. Er hatte den Aufſchwung und die ſteigende Bedeutung der magyariſchen Journaliſtik beobachtet und ſein großer Verſtand erkannte bald, wie erfolgreich ein kroatiſcher Widerſtand gegen den Magyarismus werden könnte, wenn er durch die Journaliſtik getragen würde. Er faßte den Gedanken, der erſte kroatiſche Journaliſt zu werden. Schon vor den zwanziger Jahren waren einige Kroaten unter den Auſpicien des damaligen Agramer Biſchofs Wrhowatz mit dem Plane umgegangen, eine kroatiſche Zeitung zu begründen, die Sache kam damals nicht zu Stande. Gaj ließ ſich dadurch ebenſo wenig abſchrecken als durch die Hinderniſſe, welche die ungariſche Statthalterei ſeinem journaliſtiſchen Unternehmen in den Weg legen mußte: er bekam vom Kaiſer Franz die Zuſicherung der Conceſſion und ſeine Zeitung trat im Juli 1835 unter dem Titel „Nowine hrwatsko — Mawonsko — dalmatinske“, begleitet von einem belletriſtiſchen Beiblatte „Danitza“ (Morgenſtern), in kroatiſcher Sprache und mit der gewöhnlichen Orthographie, deren man ſich früher in Kroatien bediente, ins Leben. Die Sache war ſchwierig; der kroatiſche Dialekt, zunächſt verwandt mit dem ſloweniſchen, der in Krain, Kärnthen und Unterſteier geſprochen wird, war in ſeiner Ausbildung ſehr zurückgeblieben und zum Ausdrucke politiſcher Intereſſen wenig geeignet; die Orthographie confus und dabei complicirt — damit ließ ſich nicht lange fortkommen. Dies erkannte Gaj und ſchuf Abhülfe. Bei der nahen Verwandtſchaft der ezechiſchen Sprache lag der Gedanke einer analogen Orthographie nahe genug, doch leitet Gaj den Urſprung der nach ihm benannten und jetzt allgemein angenommenen Orthographie nicht aus dieſer Quelle ab, ſondern will die Idee dazu aus einem kroatiſchen, in Rom 1576 erſchienenen Andachtsbuche „Duh Krstjanski“ geſchöpft haben. Von dieſer kleinen Charlatanerie abgeſehen, war die Feſtſtellung einer einfachen und conſequenten Orthographie ein unleugbares Verdienſt. Wir verweilen bei dieſer ſcheinbar unwichtigen Sache deshalb ſo lange, weil dieſelbe durch die Bornirtheit der Gegner in der Folge eine große Bedeutung erhielt.

Gaj hatte die Grundzüge dieſer Orthographie ſchon früher in einer in Peſth erſchienenen kleinen Schrift — bis heute noch iſt dieſe Gaj's einziges literariſches Produkt — entwickelt und begann ſie zuerſt im poetiſchen Theile der Danitza anzuwenden. Da der Verſuch bei allen Verſtändigen Anklang fand, führte Gaj ſeine Orthographie durchweg in der Danitza ein — fand aber an dem ältern Theile ſeiner Landsleute eifrige Gegner. Er hielt aus und ging täglich weiter. Es hatte ſich eine Anzahl junger Männer, die meiſten wohl ohne nahmhaftes Talent und ohne eine — freilich in Kroatien überhaupt nicht erreichbare — literariſche und politiſche Bildung, aber voll Liebe für ihr Volk und voll Eifer für ſeine Ausbildung, mit aufrichtigſter Hingebung an Gaj angeſchloſſen und thatſächlich gearbeitet, während Gaj ſchon damals mehr anregend als thätig war. Dieſe Leute laſen alte kroatiſche Bücher, um ihre eigene Sprache zu lernen, und da die Raguſaner Literatur des 16. und 17. Jahrhunderts eine Maſſe von poetiſchen Produkten in einer eigenthümlichen Verbindung des ſerbiſchen und kroatiſchen Sprachelementes enthält, die, gleich ihrem Muſter, der italieniſchen Poeſie des 17. Jahrhunderts, bei großer Glätte der Form größtentheils einen höchſt ärmlichen Inhalt haben, ſo fing man vor Allem an, die Nothwendigkeit einer glatten und ſchmiegſamen Sprachform zu discutiren und meinte, die hübſchen Dinge von Nationalität und Patriotismus, an die man aufrichtig glaubte, würden in den Ausdruck auch einen hübſchen Inhalt bringen. Daher wurde der ſerbiſch-kroatiſche Dialekt der Raguſaner Dichter für die Schriftſprache der Kroaten auserkoren und alsbald in die kroatiſche Zeitung eingeführt.

Die Sache machte Lärm; man begann auf einmal von den Kroaten zu reden, die eine ſo liebliche Sprache haben ſollten, als Vater Homer und Anakreon, man ſprach von Gaj als einem Mann von Genie, der Kroatien erſt geſchaffen habe. Gaj ſpeculirte indeſſen auf ſeine Weiſe; er ſandte in Maroquin gebundene Exemplare ſeiner Zeitung den Monarchen von Oeſtreich und Sachſen, und alle Welt wunderte ſich — da Niemand die Veranlaſſung kannte — als Gaj von Kaiſer Ferdinand einen Brillantring, von dem Könige von Sachſen eine brillantene Buſennadel „für ſeine literariſchen Verdienſte“ erhielt u. ſ. w. Da eine ſolche Auszeichnung ſeit Jahrhunderten keinem kroatiſchen Literaten wiederfahren war, ſchloß man daraus, daß Gaj ein großer Mann ſei und das Vaterland war auf ſeinen guten Ruf ſtolz.

So weit war die Sache trotz vieler Spießbürgerei ganz gut. Der Impuls zu etwas Nützlichem war von Gaj ausgegangen, ſeine Mitarbeiter, die für ihn ohne jedes private Intereſſe thaten was ſie nur vermochten, gönnten ihm das ſchnell gemachte Renommé, und Niemand dachte daran, daß Gaj nicht ganz gerecht handle, wenn er ſich die Früchte aller Arbeit und den Lohn allein zueigne. —

Gaj iſt eine proſaiſche berechnende Natur. Durch und durch Egoiſt, beſitzt er durchdringenden Verſtand bei großem Mangel an wiſſenſchaftlicher Bildung;

er wußte indeſſen dieſen Mangel durch allerlei Grübeleien zu verhüllen, affectirte ein tiefes, mächtiges Gefühl und hüllte ſich in eine Art von Geheimthuerei ein, welche unreife und unerfahrene Leute leicht blenden konnte. Seine kalte, jeder großen enthuſiaſtiſchen Regung unfähige Seele herrſchte über ſeine ſentimentale Umgebung, er hatte für alle ſeine Freunde einen unverzehrbaren Schatz der angenehmſten Schmeicheleien und Zärtlichkeitsausdrücke, alle glaubten ſich von ihm geliebt, aufs höchſte geachtet. Als er ſich ihrer verſichert hatte, fing er an, ſeine Pläne vor jedem Einzelnen unter vier Augen zu entwickeln.

Die nationalen Elemente des Südſlaventhums ſind ſehr zerſplittert; Serben (der zahlreichſte Stamm), Bulgaren, Kroaten und Slowenen lebten ohne jeden geiſtigen Vereinigungspunkt neben einander. Der ſerbiſche Stamm, welcher Serbien, Bosnien, die Zrnagora (Montenegro), den größeren Theil Dalmatiens, die Militärgrenze, die Baczka und das Banat bewohnt, hat durch die Befreiung Serbiens in Belgrad einen politiſchen und nationalen Centralpunkt gewonnen, hat ſich jedoch in einem lebhaften Gefühle von Ueberlegenheit wenig um die übrigen Stämme — die Bulgaren ausgenommen — bekümmert, daher auch auf ſie keinen Einfluß ausgeübt. Der kroatiſche Patriotismus grollte deshalb mit den Serben, und Gaj beſchloß, das Südſlaventhum anders zu gliedern und dabei den Kroaten die Hegemonie zu verſchaffen. Der kroatiſche Name und die kroatiſche Geſchichte hat nichts ſo Imponirendes, daß man damit Eroberungszüge beginnen könnte: Gaj zog daher aus dem Hauptquell ſeines Wiſſens, aus den abſcheulichen italieniſchen und kroatiſchen Chroniken des 17. und 16. Jahrhunderts, den Namen „illyriſch" an's Tageslicht, welcher wohl von der ſerbiſch-kroatiſchen Sprache und dem öſtlichen Küſtenſtriche des Adriameeres gebraucht wurde, aber niemals ein ſlaviſcher Volksname werden konnte. Gaj nun oktroyirte dem ganzen ſüdſlaviſchen Ländergebiete den Namen „Großillyrien" und allen ſüdſlaviſchen Volksſtämmen die Collectivbenennung „Illyrier." Die kroatiſche Zeitung wurde „Ilirske narodne Nowine" (Illyriſche National-Zeitung) betitelt und ſollte nach Gaj's Berechnung das Organ des geſammten Südſlaventhums werden, was ſie natürlich weder geworden iſt, noch werden konnte.

Es zeugte unſtreitig von Keckheit, um den gelindeſten Ausdruck zu gebrauchen, ein Volk, das kaum von ſich wußte, das ohne jede Bildung war, und dem ein ſchwerer und langer Druck des Adels und katholiſchen Clerus beinahe alle ſeine guten Eigenſchaften verdorben hatte, mit einem nie gehörten und völlig unhiſtoriſchen Namen zu taufen, und ihm von der Hegemonie über die übrigen Stämme zu ſchwatzen, nachdem man erſt begonnen hatte, eine Orthographie zu ſchaffen und einige Verſe zu ſchreiben, welche, mit ſehr wenigen Ausnahmen, unter jeder äſthetiſchen Kritik ſind. Aber gerade dieſes kecke Auftreten, das ſonſt überall lächerlich geworden wäre, verhalf dem Illyrismus zu einem Anhange; die ſüdländiſche warme Phantaſie der Kroaten, zumal des jüngeren Theiles, die ſla-

viſche Liebe für die Nationalität, die aufrichtige Hingebung für eine Sache, welche man zwar nicht verſtand, aber für eine große Nationalangelegenheit hielt, weil ſie von Gaj ausging, hat je nach ſubjectiven Anſichten und Wünſchen dem Illyrismus alle Formen gegeben, welche man eben zu ſehen wünſchte. Wer den Namen Illyrier nicht für politiſche Weisheit hielt, war ein Idiot, wer den „großen" Gaj nicht für Gottes legitimen Statthalter in „Großillyrien anſah, war ein „Verräther," wobei man wohlweislich nicht angab, an welcher Sache. Kurz der Fanatismus des Völkchens gab dem der magyariſchen Oppoſitionsmänner, die man bekämpfen wollte, gar nichts nach, war aber eben wegen der Bedeutungsloſigkeit des Objectes noch lächerlicher, als jener.

Wohl gab es Leute in Kroatien, welchen die Namensveränderung nicht gefiel. Den entſchiedenſten Widerſtand fand der Illyrismus bei den Serben, welche Gaj und ſeine Pläne alsbald durchblickten und in Zeitungen und Büchern gegen jede Gemeinſchaft mit den Illyriern proteſtirten. Sie erklärten entrüſtet, daß ſie mit Leuten, welche ihre Unreife ſo eclatant dargelegt, wie eben die Illyrier, gar nicht polemiſiren wollten; die Illyrier ſollten erſt Geſchichte lernen und dann über hiſtoriſch-nationale Verhältniſſe ſprechen, wenn ſie etwas erlernt hätten. Das Schisma war fertig, die Serben waren auch „Verräther"; deſſen ungeachtet boten aber die Illyrier unter der Hand Alles auf, um die Serben zum Glauben zu bekehren, was natürlich nicht gelingen konnte.

Günſtiger war die Aufnahme des Illyrismus bei den von deſſen Schauplatze entfernteren Slaven, welche die Affaire nur vom Hörenſagen und aus einzelnen Aeußerungen kannten und daher für bedeutender hielten, als ſie in der That war.

Nun begann Gaj ſeine Rundreiſen nach Dalmatien und der Zrnagora, nach Böhmen und Rußland; er ſorgte für genügendes Lärmſchlagen und mißbrauchte den ſlaviſchen Patriotismus überall wie daheim zu ſeinen privaten Zwecken. Er fand als Slawe überall die brüderlichſte Aufnahme und erhielt überall Geldgeſchenke und literariſche Spenden zur Begründung einer kroatiſchen Nationalbibliothek, welche aber nicht durch jene, ſondern durch im Lande aufgebotene Mittel entſtand. —

Der Illyrismus ſollte, nach der Meinung ſeines Erfinders, das Band aller ſüdſlaviſchen Stämme zu einem Zwecke ſein, den Niemand kannte, als Gaj, der aber unſtreitig ein politiſcher war, wenn man es auch heute noch nicht zugeben mag. Gaj traute ſich die Kraft zu, einen Plan mit Leuten zu erreichen, welche, ohne Wiſſen, ja vielleicht ohne Ahnung des Zweckes, als willenloſe Maſchinen an deſſen Realiſirung arbeiteten; er muthete ferner den Völkern zu, daß ſie, ihre hiſtoriſch ausgeprägte Beſonderheit verleugnend, ſich an ein unbekanntes Etwas hingeben ſollten, über deſſen Natur und Tragweite zumal Gaj ſelbſt die abenteuerlichſten, ja lächerlichſten Vorſtellungen verrieth.

Wie es mit der Hegemonie der Kroaten ſtand, war daraus zu ſehen, daß

der Illyrismus zu seinem kroatischen Ausdrucke der serbischen Sprache bedurfte. Es ist daher sehr begreiflich, daß der Illyrismus, sobald er über die Gaj'sche Zeitung hinauszutreten wagte und in der Politik zu experimentiren anfing, sich bedenklich compromittirte und mit dem Traumgebilde seiner Existenz zugleich auch die Träumer begrub. Er verschwand vom Antlitze der Erde und nur wenige seiner Apostel wandeln noch als lebende Ruinen eines bewußtlosen Strebens und als Dupes eines falschen Apostels in Agram herum.

Die gebildeten Classen in Kroatien bestanden, und bestehen zum Theile noch, einzig aus Advocaten und Geistlichen. Da man behufs einer Anstellung Advocat sein mußte, drängte sich alles zur Advocatur, deren Mitglieder in einem Lande von kaum 800,000 Menschen über fünfhundert an der Zahl waren. Die wissenschaftliche Bildung dieser Juristen ist schon aus dem Umstande erkennbar, daß dieselben außer dem Unsinne, den man in Oestreich Philosophie nannte, nur ungarisches Recht und nichts weiter studierten. Die Bildung der Geistlichen war wo möglich noch armseliger. Diese wurden in einer Spelunke, die man Priesterseminar nennt, von einigen alten, bornirten und rohen Pfaffen im Geiste des Mittelalters gezogen. Wohl gelang es einzelnen Talenten trotz dieser unwürdigen Geistesfesseln sich über das gewöhnliche Niveau der Unwissenheit zu erheben, aber von einem soliden Wissen konnte keine Rede sein, so lange jede Quelle desselben von Staats wegen verschlossen war.

Die Anhänger Gaj's waren also vor allem junge Advocaten und Geistliche, welche wenigstens die Ahnung eines bessern Zustandes und Liebe zu ihrem Volke hatten. Der Kampf welcher mit dem Magyarismus durch die Journalistik geführt wurde, erhitzte die junge Welt so sehr, daß jeder Bube, der einen Aufsatz für die Gaj'sche Zeitung geschrieben, sich für einen Vorkämpfer der kroatischen Nationalität, für einen fertigen Publicisten und Staatsmann hielt. Gaj konnte solchen Leuten leicht einreden, daß er in alle europäischen Staatsgeheimniße durch irgend eine Gottheit eingeweiht sei; er geberdete sich, (trotz der Unterstützung, die er aus der Staatskanzlei genoß,) als ein Opfer östreichischer Politik, mit welcher er, wenn man mit ihm unter vier Augen sprach, höchst unzufrieden war, obwohl ihm bald ein Erzherzog, bald irgend ein Minister über die „illyrischen Angelegenheiten" die tröstlichsten Hoffnungen gab — kurz, alle Charlatanstückchen wußte der Mann zu gebrauchen, um seine „lieben Brüder" zu täuschen. Alle seine „Staatsmänner" gaben sich ein so diplomatisches Air, daß man sich fragen mußte, ob denn diese Leute für sich oder für's Publicum Komödie spielten? Da einige für mehr, andere für minder eingeweiht galten, bildete sich alsbald eine Art von Aristokratie, welche sich komisch genug ausnahm.

Sie gaben sich den Anschein, daß sie von der ganzen Welt verfolgt seien, obwohl sie, außer einigen aus Unkenntniß der kroatischen Verhältnisse ängstlichen und überall Gefahr witternden Magyaren und den kroatischen Altgläubigen, in der

ganzen Gotteswelt keine Gegner hatten. Sie thaten daher sehr vorsichtig mit den alltäglichsten Dingen, sie verwahrten sich, was ganz überflüssig war, gegen jede nähere Freundschaft mit den Serben und mit Rußland, verwahrten sich ernstlich gegen den Panslavismus, sie schmeichelten der östreichischen Regierung und thaten so schwarzgelb als etwa heute die Wiener Gutgesinnten, wodurch sie unnöthiger Weise den Magyaren Stoff zu Declamationen und zu Klagen über die Begünstigung des Illyrismus Seitens der Regierung gaben und am allermeisten sich selbst schadeten, weil Metternich, um es nicht mit den Magyaren gänzlich zu verderben, jetzt nothwendig als Jupiter tonans gegen den Illyrismus auftreten mußte. Wenn zwei Illyrier einander begegneten und einander von den Handbillets des Erzherzogs X. oder des Ministers Y. an Gaj ansprachen, mußte der Fremde unwillkürlich an Cicero's Augurn denken und sich wundern, daß die Herren sich nicht ins Gesicht lachten; aber freilich glaubten sie an das Zeug.

Am Besten spielte Gaj selbst den Grandseigneur. Kam man zu ihm, so sprach er vor seinen unerträglich vielen Geschäften, (obwohl er nichts that als Besuche empfangen. Jetzt war Bosnien, dann wieder Serbien der Gegenstand seiner Sorgfalt und diplomatischen Correspondenz; vor sehr vertrauten Freunden wurde auch der Name Rußland mit gut geheuchelter Vorsicht genannt. Man bedauerte den geplagten Diplomaten; wehe dem, der gezweifelt hätte! Gleichzeitig versicherte Gaj seine Gäste, er sei von angestrengter Geistesarbeit ganz erschöpft — und arbeite Tag und Nacht an seiner „Geschichte Großillyriens," eines Werkes, das Gaj's Anhänger ohne ein Wort davon gesehen zu haben, für das größte Meisterwerk historischer Forschung und Kunst erklärten. Von diesem Werk wird seit fünfzehn Jahren gesprochen; Gaj coquettirte mit Censurschwierigkeiten, von von welchen gar keine Rede war.

Endlich wurde die „Geschichte Großillyriens" von Dr. Ljudewit Gaj als vollendet angekündigt und 1847 der Wiener Censur unterbreitet. Daß sie weder damals noch heute erschien, hat seinen Grund nicht, wie Gaj klagte, in Censurhindernissen, denn der Censor, ein als Philolog und Historiker gleich ausgezeichneter slavischer Gelehrter, hat nicht ein Wörtchen in dem Manuscripte gestrichen, sondern darin, daß Dr. M —, der Censor, wie er mir selbst erzählte, Herrn Gaj den wohlgemeinten Rath gab, „er möge, wenn ihm die Ehre seines Namens und seines Volkes lieb sei, diese Geschichte nicht drucken lassen." Sie ist nämlich nichts Anderes, als eine planlose und nachläßige Zusammenstellung von Excerpten aus jenen schlechten Chroniken, welche ich oben erwähnt habe. Gaj war klug genug, den freilich nicht schmeichelhaften, aber gutgemeinten Rath Dr. M—'s zu befolgen.

Die Wirkungen dieser patriotischen Charlatanerien waren jedoch verhängnißvoll. Die Veränderung des Volks-Namens hatte besonders bei ältern Leuten in Kroatien großes Mißfallen erregt; nicht aus historischen Gründen, sondern weil ihnen

jede Neuerung ein Gräuel war. Sie, die um nichts weiser oder unterrichteter waren als die jungen Apostel des Illyrismus, sonderten sich alsbald ab, sangen bei einem Glas guten kroatischen Weines Lamentationen über den Ruin der guten alten Zeit und waren hart und ungerecht gegen die neue.

Der starre kroatische Conservatismus mochte selbst wirkliche Verdienste der Illyrier nicht anerkennen, und solche Verdienste sind in der That die Feststellung einer Orthographie, die früher gar nicht da war, die Erweckung der Leseluſt, welche früher oder später doch zu einiger Bildung führen mußte, das Hervorsuchen interessanter alter südslavischen Schriftwerke, von denen man vor zwanzig oder dreißig Jahren gar nichts gewußt hatte und deren Lectüre wenigstens den Erfolg hatte, daß man an die Möglichkeit einer neuen Literatur, wenn auch nach Ragusanischen Vorbildern, zu denken anfing, endlich die Einführung der Muttersprache ins gesellige Leben, aus welchem sie durch Clerus und Advocatie ganz ausgeschlossen war. Diese gelehrten Thebaner bedienten sich in ihrer Conversation ausschließlich eines abscheulichen und außer Ungarn und Polen in der ganzen gelehrten Welt völlig unverständlichen Lateins, welches als Amtssprache in den ungarischen Kronländern galt und sich auch im geselligen Leben eingeschlichen hatte. Die jungen Illyrier sprachen doch wenigstens unter sich kroatisch und da sie an den Frauen — unter welchen es übrigens auch lateinisch redende gab! — Bundesgenossen gegen den Latinismus fanden, so war es ihnen gelungen, die kroatischen Sprache in die Conversation einzuführen, obgleich ein alter Zopf am Landtage von 1848, wo man in kroatischer Sprache zu debattiren anfing, im tiefsten Schmerze ausrief: „die kroatische Nationalität sei mit der lateinischen Sprache untergegangen!“ Wie weit er Recht hatte, soll hier nicht untersucht werden.

Die ungarischen Emissäre, welche sich in Kroatien aufhielten, wußten diese Antipathien der Alten auszubeuten. Sie benutzten das Coquettiren der Illyrier mit der östreichischen Regierung dazu, den Munipalrechtshelden, welche nur in dem Bunde mit der Sacra corona regni Hungariae ihr Heil sahen, und zwar Oestreich nicht liebten aber Rußland tödtlich haßten, einzureden, die armen, politisch ganz unschuldigen Illyrier seien Anhänger Rußlands und strebten darnach, Kroatien von Ungarn zu trennen und mit Oestreich zu vereinigen, woran die Illyrier freilich niemals gedacht hatten, was aber ohne ihren Willen endlich doch erfolgte. Letzterer Plan war in den Augen der Alten das schauderhafteste Verbrechen, weil er die Besteuerung des Adels, die Einführung des Stempels, große Abgaben, die Bureaukratie und die Vernichtung der Municipalrechte zur Folge haben mußte. Aus diesen Altkroaten entstand allmälig die magyarische Partei, welche, ebenso roh und kurzsichtig als die Illyrier, letztere zum völligen Bruche mit Ungarn trieb. Die Stellung und Politik dieser beiden Parteien zeigt deutlicher als alle Erörterungen, wie groß die Unreise und die Begriffsverwirrung in Kroatien war.

Die illyrische Partei bestand wie erwähnt nur aus jungen Advocaten und

Digitized by Google

Geiſtlichen, alſo aus bürgerlichen Elementen, welche durch die ungariſche Verfaſſung völlig rechtlos waren. Die magyariſche oder wie ſie ſich lieber nennen hörte, die altkroatiſche Partei war aus dem zahlloſen niedern und dem höhern Adel und dem höhern Clerus gebildet, Männern, welche ſchon wegen ihrer gefährlichen politiſchen Vorrechte an der ungariſchen Verfaſſung hängen mußten. Man hätte ſonach denken ſollen, daß die illyriſche Partei das demokratiſche, die magyariſche das ariſtokratiſche Element repräſentire; aber weder eines noch das andere war der Fall.

Die Illyrier wollten freilich, gleich ihren magyariſchen Gegnern, liberal ſein, weil es eben modern war, den Liberalismus zur Schau zu tragen; aber ihr Thun und Laſſen zeugte nicht viel von dieſem Liberalismus. Gaj, der je nach Bedürfniß Abſolutiſt, Ariſtokrat und Liberaler zu ſein wußte, warf der Ariſtokratie die zärtlichſten Blicke zu und entſchuldigte dieſe Coquetterie vor den Liberalen damit, daß man ſich nothwendig an die Ariſtokratie anlehnen und ſie zum Schilde gebrauchen müſſe, um in dem ariſtokratiſchen Ungarn wirken zu können; ſeine Freunde, welche gleichfalls dachten, daß man die Ariſtokratie als Mittel und Werkzeug des Illyrismus gebrauchen könne, fanden dies ganz natürlich, und als man zwei Grafen in den Reihen der Illyrier ſah, war des Jubels und der Siegesfreude kein Ende.

Die conſervative Partei in Ungarn ſelbſt ſah dagegen bald ein, daß die Illyrier, wegen ihrer nationalen Antipathien gegen die magyariſche Oppoſition, für ſie um ſo brauchbarere Bundesgenoſſen ſein würden, je ungefährlicher ſie waren: ſie bemächtigten ſich daher ſchon auf dem ungariſchen Reichstage von 1840 der Illyrier, welche, durch dieſe hohe Protection ganz glücklich, fortan auch getreu der Fahne der Conſervativen folgten, ohne zu merken, daß letztere ihnen in nationaler Hinſicht eben ſo feindlich ſeien, als die Oppoſition..

Die kroatiſchen Conſervativen aber verbanden ſich mit der liberalen magyariſchen Oppoſitition, welche letztere mit ihnen ein ſo leichtes Spiel hatte, daß die kroatiſchen Zopfhelden und Feinde jedes Fortſchrittes ihnen in allen politiſchen und nationalen Fragen unbedingt und gleich Puppen folgten. Die liberalen Illyrier waren mithin ſtreng conſervativ, die conſervativen Altkroaten liberal geworden in ihrer Weiſe; von einem demokratiſchen Elemente war übrigens weder hier noch dort die Rede.

Die Illyrier motivirten den ſonderbaren Bund damit, daß man in der fatalen Colliſſion zwiſchen Nationalität und Freiheit vor allem die Nationalität retten müſſe, welche von der liberalen ungariſchen Oppoſition ſo hart bedrängt und von den Conſervativen wenn auch nicht beſchützt ſo doch tolerirt war. Wäre es der ungariſchen Oppoſition um Freiheit mehr, als um ihre nationalen Fortſchritte zu thun geweſen, ſo hätte ſie, die doch in allen Parlamenten und bei Hofe ihre Vertrauten und Freunde hatte, die politiſche Unerfahrenheit und Burſchikoſität der Illyrier

dadurch heben und dieſe gewinnen können, daß ſie ihnen die gemeinſame politiſche Gefahr bei Zeiten gezeigt und ſie über die Immunität der ſlaviſchen Nationalität beruhigt und ſichergeſtellt hätte. Aber die hochmüthigen Herren von der Oppoſition ſchmähten auf die gänzlich unmündigen Kroaten, welche dadurch nothwendig der artigen und höfiſch liebenswürdigen conſervativen Ariſtokratie in die Hände getrieben wurden, weil ſie im Gefühle ihrer Schwäche gar nicht denken konnten, ſich ohne eine Stütze von dort her zu behaupten. Man kann mit vollem Rechte ſagen, daß Gaj über die Frage der Stellung zu Ungarn weder eine klare Anſicht noch ein ſelbſtſtändiges Urtheil hatte und daß er nur nach den Inſtructionen handelte, welche er von der öſtreichiſchen Regierung durch die Vermittelung der ungariſchen Conſervativen erhielt.

Die Literatur der Illyrier war, mit Ausnahme der renommirenden Gaj'ſchen Zeitung, welche gegen den Magyarismus eine ſyſtematiſche und ganz unpolitiſche Oppoſition machte, ſehr harmloſer Natur. Von einer politiſchen Literatur kann hier keine Rede ſein, außer wenn man dieſen Namen den zahlloſen Streitſchriften geben will, welche von Magyaren und Illyriern über die Municipalrechte Kroatiens gewechſelt wurden. Ihr Gegenſtand und das ſchauderhafte Latein oder Deutſch, in dem ſie geſchrieben ſind, macht ſie völlig ungenießbar; überdies ſind ſie meiſt ſo ſchwach, daß ſie ſchon deshalb ohne Erfolg bleiben mußten. Die jungen Poeten ſangen indeſſen girrende ſentimentale Lieder, einer oder der andere ein „patriotiſches" Lied, in welchem der Tyrannei der Tataren — d. h. Magyaren — mit illyriſcher Macht und Herrlichkeit gedroht wird — alles auf dem bequemen Wege poetiſcher und politiſcher Gemeinplätze. Einigen dieſer Lieder wurde die ganz unverdiente Ehre zu Theil, von den ängſtlichen Magyaren zu diplomatiſchen Actenſtücken gegen den Illyrismus erklärt zu werden, was auch de Gérardo in ſeinem unglücklichen Buche: „sur l' esprit publique en Hongrie" naiv wiederholt. Dieſe Lieder wurden geſungen, weil ſie eben Mode waren, veranlaßten aber durchaus keine Revolution, wie man ſeinerzeit in deutſchen Journalen las.

Es verdient bemerkt zu werden, daß die kroatiſchen Magyaren, im Gegenſatze zu ihren magyariſchen Vorbildern, Literatur und Schriftſteller aufs tiefſte verachteten und gar nicht verſuchten auf literariſchem Wege für ihre Partei zu wirken. Die größte Schmach war nach ihren Begriffen der Name „Zeitungsſchreiber," wie man Journaliſten zu nennen beliebte, obwohl doch ſelbſt Koſſuth Zeitungsſchreiber war.

So erwuchs aus einer Veränderung in der Orthographie ein flüchtiges nationales Selbſtgefühl, daraus politiſche Gegenſätze und aus dieſen das bekannte Ende, ein blutiger völkerverheerender Krieg, welcher nicht nur die Feinde der Illyrier vernichtete, ſondern auch die politiſchen Parteien, jenes aufflackernde nationale Selbſtgefühl, die Privilegien und Freiheiten des Landes begrub; ein Krieg, welcher der deutſchen Sprache, Literatur und Regierungsweiſe, einer dritten, in

jenem nationalem Kampfe wenig gefürchteten Partei, wenigſtens vorläufig zur Herrſchaft verhalf. Dr. Ljudewit Gaj war die Veranlaſſung der nationalen Bewegung, zu ſchwach, zu ungebildet und zu wenig Enthuſiaſt ſie zu leiten, verlor er in dem Kampfe ſelbſt die Bedeutung, die er ſich mit Gewandtheit zu geben gewußt; man erkannte ihn als das, was er iſt, als einen gewandten Intriguanten, einen hohlen Faiſeur in Literatur und Politik.

Preußen und die Dresdner Conferenzen.

Die oppoſitionelle Literatur der jüngſten Tage nimmt allmälig einen Charakter an, der auch den Ungläubigen aufs deutlichſte überzeugen muß, daß die Revolution doch nicht ohne Frucht an uns vorübergegangen iſt. In der vormärzlichen Zeit wurde die Polemik gegen die Regierungen faſt ausſchließlich von Uneingeweihten geleitet, die außerhalb des geſammten gouvernementalen Syſtems ſtanden und gegen deren Angriffe ſich die herrſchende Bureaukratie ſehr bequem hinter den Schild ihres Geheimniſſes zurückziehen konnte. Sie konnte dem Publicum zurufen: ars non habet osorem nisi ignorantem. Mit dieſer Geheimnißkrämerei iſt es vorbei. Man mag den Theilnehmern an der Leitung unſerer Geſchicke noch ſo viel Verſchwiegenheit anempfehlen, die Leidenſchaft und das Intereſſe iſt zu groß, als daß ſie ſich in den Schranken der amtlichen Welt ausſprechen könnte. Der Kampf iſt innerhalb des alten Regiments ausgebrochen und inſofern können wir mit dem 2. November zufrieden ſein.

Von den politiſchen Flugſchriften, welche ſich in der letzten Zeit mit dem Ruhm der preußiſchen Regierung beſchäftigt haben, ſind es vornehmlich drei, durch welche das herrſchende Syſtem außer Faſſung geſetzt iſt: „Der Kriegsminiſter in der letzten Kriſis," „Vier Wochen auswärtiger Politik," und „Die Dresdner Conferenzen." Selbſt die Erwiderung der Regierungsblätter, die mit den gewöhnlichen Redensarten von böswilliger Entſtellung, frechen Lügen und dergleichen um ſich werfen, kann nicht umhin, zuzugeſtehen, daß ſie es diesmal mit Eingeweihten zu thun hat. Am ſpaßhafteſten war eine Entgegnung auf die letzte Brochüre, die aus der Neuen Bremer Zeitung in die Preußiſche Zeitung überging, und welche ſo ziemlich alle Behauptungen derſelben beſtätigte, nur mit dem Unterſchied, daß ſie in dem Benehmen des Herrn v. Manteuffel, in welchem die Brochüre nur Charakterſchwäche und Willenloſigkeit fand, die Spuren einer ſehr tiefſinnigen und pfiffigen Machiavelliſtiſchen Politik entdeckte, ganz in dem Sinn der bekannten, in der Decker'ſchen Officin gedruckten und von der Nationalzeitung veröffentlichten Denkſchrift, in welcher man ſich beſtrebte, die ſämmtlichen

Niederlagen der preußischen Politik als die Folgen einer sehr raffinirten Berechnung zu preisen. Der Starke geht zurück.

Was den Standpunkt dieser Brochüre betrifft, so ist er nicht der unsrige. Wenn sie nicht wirklich von einem Anhänger der Radowitz'schen Politik ausgeht, so hat der Verfasser diesen Standpunkt wenigstens sehr geschickt fingirt. Er hat sehr glücklich nachgewiesen, daß Herr v. Manteuffel von den Anforderungen, welche das Ministerium Radowitz-Manteuffel an Oestreich stellte, in Olmütz und in Dresden nur die äußern Formen beibehalten hat, das Wesen aber in das Gegentheil verkehrt, daß, was in jener Zeit ein Anspruch war, sich jetzt unter veränderten Umständen in eine Concession verwandelt. Aber weniger glücklich ist der Verfasser in seiner Rechtfertigung der frühern Politik. Die Haltung der Regierung im Anfang des vorigen Jahres war eben eine so unselige, wie am Schluß desselben, und nach den Aufschlüssen, die uns die Brochüre über den Kriegsminister gibt, und die uns auch von andern Seiten her reichlich zuströmen, war das freilich verspätete Nachgeben eine gebieterische Nothwendigkeit, und die Schwäche lag nur darin, daß man nicht den Muth hatte, es rücksichtslos zu thun.

Herr v. Radowitz hat in der Zeit, als die Kaiserpartei sich bildete, das Project einer dreifältigen Union entworfen, nach den drei verschiedenen Gruppen des außeröstreichischen Deutschland, des deutschen Oestreich und des außerdeutschen Oestreich. Man konnte damals Manches dafür anführen, da es mißlich war, den deutschen Bund, den Träger noch immer sehr wesentlicher Rechte und Pflichten, ohne Weiteres aufzuheben; aber die Ausführung des Planes war nur denkbar, wenn alle deutsche Staaten damit freiwillig übereinstimmten. Seitdem die preußische Union auf die Kleinstaaten eingeschränkt war, seitdem auch die beiden Hessen abgefallen waren, enthielt die Forderung der freien Conferenzen zwischen den Unionsstaaten und den in Frankfurt vertretenen Staaten sowohl eine Ueberschätzung als eine Benachtheiligung des preußischen Interesses. Das Erste, denn hier standen nicht Gleiche den Gleichen gegenüber; das Zweite, denn die Bildung einer Union, die Hannover, Sachsen und die beiden Hessen dem feindlichen Einfluß preis gab, war für Preußen eine Art Selbstmord. Wollte man in der That die parlamentarische Union, so mußte man auf einen Krieg gefaßt sein; aber dann hätte man sich vorher rüsten und die nöthigen Bündnisse abschließen müssen. Wollte man aber nur Separatverträge mit den Kleinstaaten, um den Einfluß Preußens auf dieselben zu vergrößern, so durfte man deshalb den Einfluß auf das übrige Deutschland, der viel wichtiger war, nicht aufgeben. Man konnte gleichzeitig in Frankfurt in den allgemein deutschen Angelegenheiten mitsprechen, ohne sich des Rechts der Separatverträge zu begeben, das factisch auf die Länge ebensowenig verhindert werden konnte, als der Zollverein. Aber man hatte sich damals ebensowenig klar gemacht, was man eigentlich wollte, als jetzt.

Digitized by Google

Es ist aber eine sehr schlechte Entschuldigung, wenn man die neueste Geltung Preußens in den Dresdner Conferenzen dadurch begründet, daß Preußen ja vorläufig nur eine abwartende Stellung einzunehmen habe, weil Oestreich dieselben eingeleitet habe und daher die materiellen Vorlagen machen müsse, die übrigens sehr bald an ihrer innern Unmöglichkeit scheitern würden. Das Verhältniß ist gerade umgekehrt. Nicht Oestreich hat die freien Conferenzen gefordert, sondern Preußen, Oestreich hat einfach zur Beschickung der Bundesversammlung aufgefordert, und kann also bei seiner formellen Concession mit Recht verlangen, daß Preußen erklärt, was es will. Ich will weiter gar nicht darauf Bezug nehmen, daß es für Preußen denn doch nicht eine würdige Stellung ist, dem Scheine nach mit Oestreich gemeinsame Vorlagen zu machen, um sie an dem Widerstand der kleinern Staaten scheitern zu lassen, auch selbst, wenn diese Politik ihr Ziel erreichte, was ihr in der That nicht gelingen wird.

Die Frage ist nur die: Wie soll sich in diesem Streit, der zwischen den beiden conservativen Fractionen ausgebrochen ist, unsere Partei verhalten? Da der Augenschein lehrt, daß ihr jede unmittelbare Einwirkung verschlossen ist, und da sie für keine von beiden Seiten ein lebhaftes Interesse fühlen kann, so scheint die beste Politik, ruhig abzuwarten, was aus der Sache werden soll. Es ist überhaupt eine falsche Vorstellung, wenn man glaubt, eine Partei könne sich nur dadurch halten, daß sie fortwährend in der Mitte der Action bleibt. Wenn in England eine Partei unterlegen ist, so wartet sie ruhig auf den Umschwung der öffentlichen Meinung und überläßt mittlerweile das Spiel ihren Gegnern. Vielleicht wäre es zweckmäßiger und vortheilhafter für uns gewesen, wenn wir diese Stellung schon in der Gothaer Zeit eingenommen hätten, anstatt uns als Vertreter einer Sache zu geriren, die doch nur theilweise die unsrige war, obgleich das, was wirklich geschehen ist, für die Offenheit und Ehrlichkeit unserer Freunde spricht. Aber seitdem der letzte Versuch, das herrschende System durch einen kühnen Streich zu stürzen, im vorigen December scheiterte, könnten wir die grande politique vorläufig bei Seite lassen. Es gibt genug in den innern Fragen zu thun, bei denen uns die Theilnahme, die uns verfassungsmäßig zusteht, nicht entzogen werden kann.

Wir gewinnen durch diese vorläufige Passivität, daß der Zwiespalt unter unsern Gegnern, die nur der gemeinsame Haß gegen uns vereinigt, offen an den Tag tritt. Wir sind in der Stellung der Whigs im Jahre 1688 und können mit ziemlicher Gewißheit erwarten, daß innerhalb der Tories sehr bald der nämliche Proceß eintreten wird, den uns Macaulay so anschaulich darstellt. Wir könnten noch nähere Analogien herbeiziehen. Wenigstens hat Herr v. Gerlach mit dürren Worten in seiner neuesten Rundschau, freilich zunächst nur in Beziehung auf die Titelbill, angedeutet, die protestantische Kirche könne der katholischen keinen Widerstand leisten, sie habe auch eigentlich nicht diese Auf-

gabe, ſondern im Gegentheil die, ſich mit ihr zu vereinigen. Da nun das herrſchende Syſtem eingeſtändlich mit der allgemeinen Politik nichts zu thun hat, und da es doch von ſeinen Leitern fortwährend in die Tendenzpolitik getrieben wird, ſo könnte es ſehr leicht dahin kommen, daß es ſeine Productivität auf dem kirchlichen Gebiet verſuchte, wozu es ſchon einige recht charakteriſtiſche Anſtalten getroffen hat. Ein ſolcher Verſuch könnte den nothwendigen Prozeß nur beſchleunigen.

Außerdem iſt auch keine Gefahr im Verzuge. Wenn in Dresden überhaupt etwas Anderes herauskommt, als die Rückkehr zum Bundestage, was ziemlich unwahrſcheinlich iſt, ſo ſind das doch immer nur rechtliche Fictionen, die jedes factiſche Ereigniß über den Haufen wirft. Von dem einzigen factiſchen Erfolg, den man zu erreichen hoffte, von der Zollvereinigung mit Oeſtreich, oder von der Einverleibung der Kleinſtaaten in die Mittelſtaaten, iſt wohl keine Rede mehr. Alles Uebrige iſt für die dauernde Entwickelung Deutſchlands unweſentlich.

Ebenſowenig dürfen wir vor den Planen der Reaction im Innern beſorgt ſein. Die grenzenloſe Confuſion, die ſich in den Blättern derſelben offen an den Tag legt, kann uns darüber beruhigen. Freilich werden die Einzelnen darunter noch ſehr zu leiden haben; man wird namentlich der Preſſe ſoviel Beläſtigungen auflegen, als irgend möglich. Aber die eigentliche Wirkung der Preſſe zu lähmen, iſt bis jetzt noch kein Mittel erfunden.

Sollte aber wider alle Berechnung Oeſtreich wirklich im Stande ſein, die Herrſchaft über Deutſchland zu erringen, die nach unſerer Ueberzeugung ebenſo die deutſchen Bildungsverhältniſſe wie die Intereſſen der Völker unmöglich machen — dann wäre allerdings unſere Ueberzeugung eine irrige geweſen und wir müßten uns in unſer Schickſal ergeben. Dafür iſt indeſſen wenig Chance.

Ungariſche Zuſtände.

Aus Peſth.

Als unlängſt der Lloyd mit ſeinen Verfaſſungsreviſionsprojecten auftrat, ſagte mir ein als äußerſt gutgeſinnt verſchriener hieſiger Hauseigenthümer: „Nun ſollen Sie ſehen, ob wir Schwarzgelben es nicht ehrlich mit der Conſtitution meinen. Ich kann Ihnen verſichern, daß in einigen Tagen aus mehreren Städten des Reichs Deputationen nach Wien abgehen werden, um ſich von der Regierung eine Erklärung über die vom Lloyd ausgeſprochenen Intentionen einzuholen, und ich kann Ihnen ebenfalls verſichern, daß dieſe Erklärung eine vollkommen beruhigende ſein wird.“ Seit dieſer Zeit iſt viel Waſſer auf der Donau und ein Strom von

Thränen auf Wittwen-, Waiſen- und Männerwangen herabgefloſſen; der von Aeolus-Warrens losgelaſſene Mitternachtswind hat nur Federn aus ihrem Belagerungsſchlummer aufgeſtört, die nicht Kraft genug hatten, ſich an eine hohe Staatsuniform zu hängen und von Warrens Bedienten mit der Bürſte der Verachtung weggefegt wurden. Mr. Warrens iſt ein kluges Haus. Als Organ des Handelsminiſters hat er in den Säckelmeiſtern der Nationalbank den gemüthlichen Finanzminiſter gewaſchen; dieſe Prototype der Gutgeſinntheit ſchrien Zeter über den Verräther an den heiligſten Intereſſen des conſervativen Princips, und der Weheſchrei Iſraels wurde wie ſtets in den höchſten Regionen in Gnaden vernommen. Herr Warrens ſah, daß er ſchlechtes Holz auf's Feuer gelegt, griff daher zur Rauchpfanne der Reaction, legte das Opferthier von Olmütz darauf, und „es ſtieg auf zum angenehmen Geruch für den Herrn".

Heutzutage ſind die Conſtitutionsgläubigen bei uns ſeltener geworden als die weißen Raben, und unſere Gutgeſinnten reiten nun ein anderes Steckenpferd, „materieller Wohlſtand" mit Namen; und wahrlich, wer in unſeren Blättern die „bereits in Angriff genommenen" oder „unwiderruflich beſchloſſenen" Eiſenbahnbauten von Peſth nach Kroatien, Siebenbürgen, Kaſſau, Galizien, Temeswar, Großkaniſa, Fünfkirchen u. ſ. w. lieſt, ſollte wirklich glauben, daß man uns unſere Geſchichte und politiſche Geltung durch ein Sonntagshuhn in jeder Bauernhütte vergeſſen machen, und daß unſer junger Monarch das ſchöne Ungarn in ein Paradies umwandeln will, um darin unumſchränkt, aber auch gnädig wie ein Gott zu regieren. Nur ein Umſtand ſcheint bei der Sache vergeſſen zu ſein, daß nämlich Ungarn bei Fortſetzung des jetzigen Syſtems in einigen Jahren ganz entvölkert ſein und vielleicht nur einige Hundert verhungerte Bravos und eben ſo viele gähnende Gensd'armen beherbergen wird. Der Polizeiſtaat wird zwar dann ſeinen höchſten Punkt erreicht haben, aber mit dem „entſchiedenen Auftreten in Deutſchland" und der „Verbreitung der Civiliſation im Oſten" dürfte es denn doch ſeine Schwierigkeiten haben.

Ich hatte unlängſt bei einem kleinen Ausflug in die Gegend Gelegenheit, mich mit deutſchen wohlhabenden und von revolutionären Schwärmereien weit entfernten Landbauern zu beſprechen, und ich habe faſt allgemein die Aeußerung vernehmen müſſen, daß es nun in dem ſchönen Ungarn nicht mehr zu leben ſei. Man hat ſich unmittelbar nach dem Tage von Vilagos in den höhern Regionen viel mit der Coloniſirung Ungarns beſchäftigt, ſcheint aber in neuerer Zeit davon abgekommen zu ſein; nur einige ſpeculative Köpfe befaſſen ſich noch jetzt mit dieſer Idee, ſie werden aber von unſerer Regierung desavouirt und würden jedenfalls beſſere Geſchäfte machen, wenn ſie ein Auswanderungsbureau für Ungarn errichteten.

Während des letzten Kampfes waren wir noch ſo glücklich, kein Proletariat zu haben, ſo daß in unſeren größern Städten und in jenen Theilen des Vaterlandes, die bei einer mehr gleichmäßigen Bevölkerung von der Raſerei des Racen-

kampfes verſchont blieben, — einige nördliche Grenzſtriche ausgenommen, wo Hurban und das verknöcherte Philiſterthum ihr Unweſen trieben — die Sicherheit der Perſon und des Eigenthums nirgend verletzt wurde. Unſere jetzige Regierung iſt nun auf dem beſten Wege, uns mit Dampfkraft ein Proletariat zu erzeugen, welches gefährlicher als jedes andere in Europa zu werden droht, weil es ein Bauernproletariat werden muß.

Ungarns gerühmter Productenreichthum beſtand weniger in dem großen Ertrag unſerer Felder, — denn dieſer war in den meiſten Gegenden durch den Mangel an genügenden Händen und die Unvollkommenheit der Bearbeitung ein verhältnißmäßig geringer, — ſondern vielmehr in der Mannichfaltigkeit unſerer Producte, die den Landmann faſt an Nichts Mangel leiden ließen, ihm die Gelegenheit bot, die geringen Arbeitskräfte zweckmäßig und nutzbringend zu verwenden, und dem verſchiedenartigen Boden einen mannichfachen Segen abzugewinnen. Sobald die erſte Frühlingsſonne den Schnee gelöſt hatte, erſchien der Winzer in ſeinem Weinberg, um die Rebe zu beſchneiden; indeſſen hatte das Ackerfeld ſeine im Winter eingeſogenen Waſſermaſſen ausgehaucht, die im Frühling ausgetretenen Ströme waren wieder in ihr Bett zurückgekehrt, und die Flur nahm den Pflug oder das Grabſcheit auf. So wechſelten ferner, während das Kornfeld in volle Aehren reifte, das Umgraben der Kartoffel und des Mais — die ſehr oft auch auf einem Felde untereinander gebaut wurden — mit dem Auflockern der Tabakspflanze ab, bis endlich im Herbſte die eigentliche Feldarbeit beendigt war und mit dem Feſt der Weinleſe beſchloſſen wurde. Nun ſind aus dieſem Segensregiſter zwei große Rubriken geſtrichen worden. Die Tabakpflanzung wurde durch das eingeführte Monopol verleidet, und der Weinbau in vielen Gegenden unmöglich gemacht. Ueber erſteres haben ſich auswärtige und ſelbſt unſere commandirten Organe zur Genüge und bis zur Ermüdung ausgeſprochen; über letztern haben wir nur die Bemerkung zu machen, daß nach der neuen Steuerordnung von jedem Eimer Wein ein Gulden Münze zu entrichten iſt, während in guten Weinjahren bei uns viele Weinſorten zu 40—48 Kreuzer verkauft werden. Dazu kommt noch, daß der größte Theil der neuen Verordnungen ſelbſt für die Beamten unverſtändlich iſt, was bei uns bereits eine förmliche Steuerliteratur, eine Unzahl von Handbüchern für Beamte und Nichtbeamte erzeugt, aber das bureaukratiſche Dunkel nichts weniger als zerſtreut hat. Die Folgen ſind augenſcheinlich; ſchon in dieſem Jahre werden — wie ſelbſt officiöſe Blätter berichten — viele Weingärten entwurzelt und zu Ackerfeldern umgeſtaltet, während der Tabakbau noch größere Verluſte erleidet.

Indeſſen gibt es noch Leute bei uns, die nichts Eifrigeres zu thun haben, als neue Ehrendiplome zu erfinden und koſtſpielige Deputationswanderungen anzuſtellen. So iſt die Peſther Deputation kaum von Warſchau zurückgekommen, wo ſie ein Ehrendiplom, deſſen Kalligraphie allein 1200 Gulden Münze koſtete,

dem Bändiger des ungarischen Löwen zu Füßen legte, als bereits in Ofen ein ähnliches Project für den Feldmarschall Radetzky zur Geltung gelangte und ein Diplom in Anfertigung ist, das nicht weniger als 4000, sage viertausend Gulden Münze kosten wird; — und im Vaterlande leben so viele verkrüppelte, arbeitsunfähige Männer, so viele verlassene Wittwen, deren Männer in der kühlen Erde oder im schwülen Kerker begraben sind.

Bei diesem traurigen Bilde treten die eigentlichen politischen Fragen ganz in den Hintergrund, und nur einige neue Verhaftungen erinnern daran. Man will nämlich eine geheime Correspondenz zwischen Pesth und Kiutahia entdeckt haben, die in Ziffern und mit chemischer Tinte geführt wurde, die aber, wie selbst die Berichte der Regierungsblätter lauten, durchaus keinen politischen Inhalt zeigte. Die definitive Ernennung der Administrationsbeamten — in früherer Zeit nannte man sie politische Beamten, allein nomina sunt odiosa, und man hat in neuerer Zeit eine unverfänglicheren und jedenfalls bezeichnenderen Ausdruck gewählt — gibt wieder zu verschiedenen Combinationen Anlaß. Die von dem N. B. mitgetheilte Nachricht, daß die Regierung gesonnen sei, Ungarn mit Mähren, Siebenbürgen mit Galizien zu verbinden, um das große Oestreich in dieser neuen Emballage in den deutschen Bund einzuschwätzen, hat hier nur Gelächter erregt. Noch mehr Interesse hat für unser Publicum noch immer jenes blasse Männlein in Kiutahia, und die von glaubwürdigen und eingeweihten Personen mitgetheilte Kunde, daß die Internirung der Flüchtlinge doch bald ihrem Ende zugeführt werden dürfte, und daß der Congreß von Washington ein eigenes Schiff zur Aufnahme Kossuth's entsendet habe, hat manch' schönem Auge eine Dankeszähre erpreßt.

Schließlich erlaube ich mir hier noch eine kurze Bemerkung gegen einen siebenbürgisch-sächsischen Correspondenten in der Augsb. A. Z., der mich wegen einer den Wallachenhäuptling Axenti betreffenden Mittheilung in Nr. 2 dieser Blätter der Verleumdung anklagt. Der unparteiische Leser wird selbst aus der „Widerlegung" ersehen, wie weit meine Mittheilung von Verleumdung entfernt ist, und ich brauche hier nur auf meine frühern die Sachsen in Siebenbürgen betreffenden Mittheilungen hinzuweisen, die den geehrten Correspondenten der A. A. Z. überzeugen konnten, wie wenig ich geneigt bin, einen „ehrenwerthen deutschen Volksstamm vor dem deutschen Publicum zu verunglimpfen". Wie jeder vernünftige Magyar achte und schätze auch ich in den siebenbürger Sachsen ein kräftiges, arbeitsames, in der Cultur seinen Nachbarstämmen vorausgeschrittenes Völkchen, welches berufen ist, eine bedeutende Rolle in der Entwickelung der Verhältnisse Siebenbürgens und selbst Ungarns zu spielen, von dem wir aber nicht sagen können, daß es bisher seinen Beruf erfüllt hätte. Als die ungarischen Könige dieses Glied eines großen civilisirten Volkes nach Ungarn zogen, und es mit ihrer Gunst überhäuften, konnte ihr Zweck einzig und allein der sein, die

verwilderten Massen des neueroberten, und an die segensreichen Beschäftigungen des Friedens ungewohnten Landes durch diesen Saamen zu veredeln und für die europäische Cultur heranzureifen. Die Sachsen haben in sofern diesem Zwecke entsprochen, als sie einen bedeutenden Theil des Bodens wirklich urbar und nutzbringend machten, aber der Zunftgeist, den sie vermuthlich aus der Heimath mitbrachten, verhinderten ihren Einfluß auf die übrigen Volksstämme, was doch eigentlich der Hauptzweck sein mußte, und die Wallachen, die unter und mit ihnen wohnen, blieben bis auf den heutigen Tag in dem Zustande des 13. Jahrhunderts, obwohl diese durch eine freundschaftliche Annäherung der Cultur, dem Protestantismus und wahrscheinlich auch dem Deutschthum hätten zugeführt worden können. Wir haben es oft ausgesprochen, und sind auch noch jetzt der Ueberzeugung, daß die Sachsen in Siebenbürgen, bei den jetzt gegebenen Verhältnissen, wo die Wallachen durch vergilbte Pergamente und sechshundertjährige Gerechtsame nicht mehr im Zaum gehalten werden, im Falle einer neuen Katastrophe entweder ein Raub der Barbarei werden, oder mit den Ungarn Hand in Hand gehen müssen. Das Resultat der jüngstbeendigten Volkszählung in Siebenbürgen muß diese Ansicht nur befürsprechen. Siebenbürgen zählt auf 2,000,000 Einwohner, 1,200,000 Wallachen, 600,000 Ungarn und 200,000 Deutsche. Die Wallachen machen also die numerisch absolute Mehrheit; doch können die Ungarn mit den Sachsen vereinigt durch ihre Intelligenz, Grundbesitz und politische Ueberlegenheit mit Erfolg die Wage halten; stehen sich diese Beiden wie bisher feindlich gegenüber, so ist das Ende Anarchie und Massenherrschaft wie in den Jahren 1848—1849, und es hängt nur vom Zufall oder der Privatpassion eines Jankò, Axenti u. s. w. ab. wen sich diese Horden zu ihrem Opfer wählen. Dies soll jeder denkende Ungar wie jeder denkende Sachse stets vor Augen haben, und werden sich diese beiden biedern Volksstämme einmal — genähert haben, so muß sich auch bald eine wahre Freundschaft zwischen ihnen ausbilden, ohne die Nationalität des einen oder des andern zu gefährten. Δ

Wochenschau.

Aus Halle. Eine akademische Erinnerung an Professor Erdmann und den 18. März 1848. — Die Revolution von 1848 fand unter den Hallenser Studenten wenig Beifall. Ich weiß nicht, ob es den energischen Untersuchungen früherer Jahre gelungen war, der Schlange des Freigeistes in Halle für immer den Kopf zu zertreten: gewiß ist, daß die große Mehrzahl derer, die sich an dem Weisheitstische der alma Fridericiana nährten, mitten im ersten Jubelrausche die conservative Haltung nicht verlor und wenn sich eine kleine Minorität — Demokraten meinetwegen — absonderte, so bestand diese doch nur aus preußischen Demokraten, welche beim Patriotismus stehen blieben und vor „Humanismus und Kosmopolitismus" drei Kreuze machten. Die energi-

ſche und erbitterte Demonſtration gegen Leo, von der ſich nur die Wingolfiten ausſchloſſen, hatte keine politiſche, ſondern nur eine rein ſtudentiſche Bedeutung; ſie that dem conſervativen Geiſte der Studirenden keinen Eintrag.

Mitte März war die Zeit des Collegienſchluſſes herangekommen; die Nachrichten aus Wien beſchleunigten denſelben. Leo, der über neueſte Geſchichte las, war bis zum Miniſterium Portalis Martignac, das er als das abſcheulichſte unter den ſchwachen Miniſterien der Reſtauration bezeichnete. „Der König," ſagte er, „verachtete dieſe Politiker, die darauf ausgingen, großen Verlegenheiten mit kleinen Zugeſtändnißmitteln zu begegnen." Hier verſagte ihm die Stimme und mit gebrochenem, weinerlichem Tone erklärte er ſich außer Stande, unter dem Eindrucke der ſchmerzlichen Neuigkeiten (aus Paris und Wien) die Geſchichte des Miniſteriums Polignac und der Julitage vorzutragen. Eilig, als wolle er ſeine leidenſchaftliche Erregung niederdrücken, ging er, kaum eine Viertelſtunde nach ſeinem Eintritt nach der Thür und ſeine überraſchten Zuhörer trennten ſich ſchweigend und faſt erſchüttert unter dem Eindrucke dieſer Scene.

Das war am 17. März. Den Tag darauf hatte Profeſſor Erdmann den Schluß ſeiner Vorleſungen angekündigt, ſeiner Vorleſungen über Geſchichte der Philoſophie, welche täglich über dritthalbhundert Zuhörer um ihn verſammelten. Erdmann war vielleicht nicht ſo beliebt als der feurigere Dialektiker Schaller, der zu gleicher Stunde das Auditorium nebenan inne hatte, aber Erdmann hatte mehr Zuhörer, junge und alte, weil er verſtändlicher ſprach. Am 18. März zumal war eine „heiße" Schlußverſammlung zu erwarten, denn es war bekannt, daß in dieſer der Hegelianer der ſtrengen Mitte mit trockener Schärfe über den entarteten Junghegel zu Gericht ſitzen werde.

Die Erwartung großer Ereigniße lag am 18. März in Halle ſo zu ſagen in der Luft. Mit einigen Freunden ging ich Mittags zur Eiſenbahn, wo eine große Menſchenmenge verſammelt war, die betrübt auf jeden weitergehenden Bahnzug blickte. Da ſaß der Hallenſer Philiſter und ſah bald in die verſtimmten Geſichter ſeiner Nachbarn, bald nach den angelaufenen Fenſterſcheiben. Alle warteten bei einer Taſſe Kaffee oder einem Glaſe Limonade auf die großen Ereigniſſe, welche — darüber war Niemand in Zweifel — kommen mußten. Das Autodafé über den Junghegel aber war's, was mich in die Stadt zurückzog und von dem eigentlichen Boden der Hallenſer Weltgeſchichte entfernte; mühſam bahnte ich mir durch den Straßenſchlamm Weg nach dem ſteinernen Viereck an der Promenade und wandte ärgerlich und faſt wider Willen von Zeit zu Zeit den Kopf in der Richtung nach der Eiſenbahn zu, weil ich ein fortwährendes Knattern wie Kleingewehrfeuer nicht aus den Ohren bringen konnte. Die Univerſität war von laut und lebhaft discutirenden Gruppen umſtellt, welche meiſt darüber einig waren, daß eine Berliner Straßenrebellion ein Unglück für den preußiſchen Staat ſei. Vereinzelt hörte man wohl auch Rathſchläge, was zur Rettung des Throns zu thun wäre, falls unerwarteter Weiſe eine Revolution in Berlin ſiegen ſollte. Daß das große Trauerſpiel der Mißverſtändniſſe in Preußens Hauptſtadt bereits begonnen, davon hatte Niemand eine Ahnung.

Schlag vier drängten ſich die jungen Stützen der bedrohten Monarchie nach dem großen Auditorium des Profeſſor Erdmann; Politik und Wirklichkeit war auf einen Augenblik vergeſſen. Jeder war in Beſorgniß, daß er keinen Platz gewinne, und mußte ſich deshalb drängen und drücken laſſen, wie ſehr ihn dies auch in ſeiner feierlichen Stimmung geniren mochte. In wenig Minuten war der große Saal überfüllt, Kopf war an Kopf gedrängt, Medieiner und Theolog, Philoſoph und Juriſt hatten ſich einge-

funden und Professor Erdmann mußte in der ehrenden Ueberzahl dieses Zuhörerkreises Entschädigung für die Mühseligkeiten suchen, unter denen er den Weg von der Thür bis zum Rednerpult zurücklegen konnte. „Heut' kommt etwas Außerordentliches!" meinte mein Nachbar; ich aber fand in dem Gesichte des Professor Erdmann, den ich lieb hatte und immer gern hörte, nichts Außerordentliches, nur etwas mehr Bitterkeit wie gewöhnlich. Zwei Stunden dröhnten feurige Worte durch den Saal wider die irrgläubigen Philosophen, von David Strauß an bis zu Ruge und Feuerbach. Nichts ward geschont und weil das Gedächtniß sich an Namen leichter anschmiegt, so taufte der Redner die Entarteten oft in sehr witziger Weise und recapitulirte so seinen ganzen Zorn in einzelnen Worten. Dieselben sind mir im Augenblick entfallen; ich weiß nur, daß es Ruge'n am schlimmsten erging. Ueberdies hatte meine Aufmerksamkeit sich abgewendet: während die Zuhörer sich die Leichen der neuen Philosophen vorseciren ließen und ihr Blick an einem Gemälde hing, dessen Farbenmischung doch eine etwas vorurtheilsvolle war, hatten sich diese Zuhörer mir selbst zu einem Bilde zusammengestellt und — wahrlich, es war anziehend genug. Im Saal war es dunkel geworden; lautlos hingen Hunderte an dem Munde des Redners, bei dem sich fast maschinenmäßig ohne Absatz Wort für Wort reihte. Die lange, unbewegliche Gestalt desselben, Wortblitze sprühend und dabei immer regungslos, machte einen unheimlichen Eindruck auf mich. In einer der angrenzenden Gassen hörte man Trommeln; der perlende Redefluß des Sprechers aber blieb ungehemmt. Endlich ward er durch eine kurze Pause unterbrochen, ein langer lauter Athemzug ging durch den Saal und der Redner fuhr mit gehobener Stimme, als wollt' er, daß es alle Wände durchklänge, also fort:

„Ich hab' es immer ganz bestimmt behauptet, daß zwischen einer jeweiligen Philosophie und dem Geiste, der in allen übrigen Verhältnissen herrscht, eine sichtliche Wechselwirkung besteht. Heut aber könnte es scheinen, daß von einer solchen Philosophie, welche einen Charakter hat, den wir bald den reformirenden, bald den restaurirenden, bald den reorganisirenden genannt haben, für alle Zukunft nicht mehr die Rede sein könne. Wenn auch, wird mancher meinen, dieser Geist selbst nach der Julusrevolution noch in den Institutionen des Staates geherrscht haben sollte, so hat doch die Februarrevolution dem für immer ein Ende gemacht. Sie hat gezeigt, daß ein ganz neuer Geist die Welt beherrscht und daß also auch eine ganz neue Formel für das Weltgeheimniß gesucht werden muß. Ich meinestheils würde dies zugeben, wenn ich zugäbe, was ich Gottlob! nicht kann, — daß Frankreich die Welt ist. Wer kann gerade jetzt nach dieser letzten französischen Revolutionskatastrophe sagen, ob nicht die Zeit gekommen ist, wo Frankreich, bisher dazu bestimmt, bei Entwicklung politischer Ideen die Hegemonie zu führen, diese von jetzt an einem andern Volke zu übertragen hat? Wer kann ferner sagen, ob diese neue republikanische Freiheit Frankreichs nicht ganz transitorisch ist? Ich nicht. Ich habe mir nie die Gabe der Weissagung zugeschrieben und hätte ich's, wahrhaftig! ich wäre jetzt gründlichst davon zurückgekommen. Als (... nach der Katastrophe in Paris ...) überall Stimmen laut wurden, welche uns zuriefen; das hätten sie immer gesagt, so und gerade so hätte es kommen müssen, da hab' ich recht deutlich gesehen, wie blind der Philosoph in politischen Dingen war. Was, wie sich jetzt zeigte, fast Alle, selbst jeder Dummkopf gewußt hatte, das habe ich nicht gewußt. Um so mehr werd' ich mich hüten, für die Zukunft den Propheten zu spielen.

Bedenklicher scheint mir ein Zweites. Es ist oft von mir bemerkt worden, die

Philoſophie habe das, was iſt, zu begreifen, nicht aber unmittelbar auf die Praxis zu wirken. Eben darum, wird man ſagen, ſei jetzt die Zeit des Philoſophirens in Deutſchland zu Ende, es handele ſich darum, thatkräftig zu wirken und Gut und Blut einzuſetzen. Um aber zu wiſſen, wofür? bedurfte es wohl nie ſo ſehr als jetzt einer ernſten Selbſtbeſinnung und wenn ich ſtets geſagt habe, daß der Geiſt philoſophirt, wo er ſich über ſich ſelbſt beſinnt, ſo gab es vielleicht nie eine Zeit, wo ernſtes ſtreng wiſſenſchaftliches Studium der Philoſophie ſo nöthig war, als heut. Man muß, auch wenn man kein gallſüchtiger, ſchwarzſehender Hypochonder iſt, leider bekennen, daß eine praktiſche und theoretiſche Confuſion von Begriffen in dem erſchreckendſten Maaß bei uns herrſcht. Theoretiſch — indem in Aller Mund iſt, wovon die Wenigſten wiſſen, was es iſt. Wenn in unſerer unmittelbaren Nähe die Bauern nach Judenemancipation ſchreien, in der Meinung, das hieße: Austreibung der Juden, oder aber, wenn in einem andern deutſchen Lande ſie ſich für die Preßfreiheit begeiſtern, weil ſie meinen, jetzt werde der Preſſer, der Steuereinnehmer nicht mehr kommen, ſo kann man darüber lachen, denn dem deutſchen Bauer iſt es erlaubt, unwiſſend zu ſein. Wenn aber ganz gleiche Unwiſſenheit ſich auch bei denen zeigt, die auf's Wiſſen angewieſen ſind, dann vergeht das Lachen. Ich muß Ihnen geſtehen, daß ich tief beſchämt war, als ein Franzoſe mich jüngſt fragte, ob es wirklich wahr ſei, daß Deutſche die Marſeillaiſe ſängen, den Schlachtgeſang, von dem Klopſtock ſagt, er habe 30,000 braven Landsleuten das Leben gekoſtet und der, gerade eben weil er dieſen Erfolg gehabt hat, der Jugend von Manchem empfohlen wird, welcher wie jede Rolle ſo auch unter Umſtänden einmal die des Patrioten ſpielt. Wäre es ohne ſolche theoretiſche Verwirrung wohl möglich, daß Deutſchland die Phraſen beherrſchten, daß man glauben könnte, über die ſchwierigſten Fragen durch eine Redensart in's Reine zu kommen? Und das glaubt man im Ernſt, man glaubt's überall. Schon ſeit Jahren ſcheint es Vielen entſchieden, daß der Soldat da, wo Verbrecherbanden die Straßen durchziehen und Läden und Häuſer plündern, ſich mit Steinen müſſe verwunden und tödten laſſen, nicht aber auf ſeine deutſchen Brüder ſchießen, als wären preußiſche Soldaten nicht auch deutſche Brüder und als würde nicht jeder brave Kerl, wenn ihm ein deutſcher Bruder in's Haus bricht und Weib und Kind mißhandelt, dieſen niederſchießen. Kann die Verworrenheit des Denkens weiter gehen, als wenn man in einem Athem nach Aufrechterhaltung der Verfaſſungsurkunde ſchreit und zugleich fordert, der Fürſt ſolle, wider die Verfaſſung, ohne Landſtände, den Wahlmodus ändern? Iſt das nicht heutzutage Alles ſo und ſollte da ein Studium unnütz ſein, wodurch wir lernen, was conſequent iſt und was folgerichtig denken heißt?

Leider aber herrſcht dieſelbe Verwirrung auch hinſichtlich des Ethiſchen. Ein deutſches Blatt rühmt, daß die gegenwärtigen Bewegungen in Deutſchland alle einen ganz loyalen Charakter hätten; nur eine Brutalität ſei zu bedauern, daß man den armen Juden in einigen Gegenden ihre Wohnungen ruinirt habe. Sah, der dies ſchrieb, denn wirklich nicht, daß es mindeſtens ebenſo brutal war, wenn einem Kurfürſten die Fenſter eingeſchmiſſen und ſein Palais ruinirt ward, als wenn dies einem Juden geſchieht und kann man es den loyalen Weg nennen, wenn ein Fürſt eingeſperrt wird, um einen günſtigen Beſcheid von ihm zu erpreſſen? Politiſche Leidenſchaften trüben das Urtheil und wir wollen darum mit jenen nicht rechten. Wenn es aber vorkommt, daß Männer — und ich kenne dergleichen — Petitionen nicht nur unterſchreiben, ſondern ſogar entwerfen, welche mit Verſicherungen monarchiſcher Geſinnungen beginnen, obgleich ihre

Verfaſſer Republikaner ſind, ſo iſt dies nicht nur verblendet, ſondern es iſt das niederträchtig. Oder wenn es vorkommt, daß junge Leute die Franzoſen herbeiwünſchen, damit die uns die Freiheit bringen, ſo wird Sie dies mit demſelben ſittlichen Ekel erfüllen, wie mich. Mir kommt ein ſolcher vor, wie ein gefallenes Mädchen, das einen Mann herbeiruft, er ſolle ihr die Unſchuld wiederbringen. Nehmen kann er ſie, wiedergeben nimmer! Und wenn die Griechen bis zu dem Augenblicke frei geweſen wären, in dem Momente, wo ſie ihre Freiheit von den Römern proclamiren ließen, waren ſie — Sklaven!"

So donnerte die Stimme des Philoſophen, den man im Halbdunkel aus dem Hintergrunde des Saales nur noch in unbeſtimmten Umriſſen ſah. Erſt faſt am Schluß ſeiner Rede fielen noch einige matte Sonnenſtrahlen durch's Fenſter und beleuchteten das erhitzte, finſtere Geſicht des von ſeinen Gedanken begeiſterten Profeſſors. In Berlin läuteten die Sturmglocken, in Berlin knallten die Büchſen und Kartätſchen und hier ſaß man zu Gericht über eine Revolution, deren Blut noch warm über das Straßenpflaſter floß. Ein Uebermaß von Begeiſterung und Erſchütterung war es, was dieſer Verſammlung den Mund ſchloß, als ihr Sprecher nach der Thür ſchritt. Still und ohne Geräuſch, wie ſonſt nie, leerte ſich der Saal und Jeder dachte, daß er den 18. März nicht aus der Erinnerung wolle ſchwinden laſſen.

Ein enger Kreis von Bekannten feierte am Abend dieſe Rede als eine Prophezeihung, nach leidlicher ſtenographiſcher Niederſchrift ward dieſelbe wiederholt, mit Begeiſterung aufgenommen und der Plan, den Profeſſor Erdmann durch ein nächtliches Ständchen zu feiern, wurde nur in Folge der allzu bedenklich angewachſenen Begeiſterung unausführbar. Eine kurze Unterbrechung brachte die Nachricht, man ſtürme, in den heitern Kreis, allein es brummte nur eben Mitternacht und einer aufgeregten Phantaſie hatte der 12malige Glockenanſchlag der verſchiedenen Uhren zu lange gedauert. Am folgenden Morgen machte ich einen Spaziergang und kletterte mit kühnen Schritten durch die holperige Leipziger Straße, als ich plötzlich von einem bärtigen Burſchen, der im Trabe von der Eiſenbahn kam, den Zuruf hörte: Berlin brennt. Ein bekannter Hallenſer Weinhändler beſtätigte mir dies aus einer vorbeifahrenden Droſchke und meldete in zwei Worten, daß in der preußiſchen Hauptſtadt ein heftiger Straßenkampf entbrannt ſei. Der Eindruck dieſer Worte iſt unbeſchreiblich; ſie gingen natürlich ſofort von Mund zu Mund, und während der Eine erſchreckt und entſetzt ſtehen blieb, eilte der Andere mit frohem Gejauchze von dannen, um die Mähr weiter zu verkünden. War das ein Rennen und Laufen am 19. März! Enthuſiasmus, Rathloſigkeit, furchtſames Bangen bewegte in buntem Gemiſch die Gemüther und die allgemeine Beängſtigung erreichte den höchſten Grad, als die Nachricht verbreitet ward, das Hallenſer Militär ſolle nach Berlin gezogen werden. „Wir laſſen ſie nicht fort!" „Nein, wir halten ſie zurück!" ſo konnte man's aller Orten hören, und als ein Theil der in Halle lagernden Truppen nach der Berliner Eiſenbahn zog, ſo ſah man weinende Frauen und empörte Männer, Schmerz über das zweifelhafte Schickſal ſo manches Lieben und Wuth über die eigene Ohnmacht, aber ein gellender Pfiff — und „die Unterdrücker der Freiheit" zogen ihrer Beſtimmung entgegen. Wie dies bei ſolchen Anläſſen zu gehen pflegt, — die Erregung, die bis zur Abfahrt des Militärs, in fortwährendem Steigen begriffen geweſen war, ſank plötzlich, ſie ward geſprächig und tobte ſich in unſchädlichen Worten aus. Es war eine gewiſſe Pauſe der Beſchämung, welche eintrat und erſt ei-

nige Stunden ſpäter ging ein neuer Geiſt über die Stadt. Da nämlich nur ein kleiner Theil Militär in der Stadt zurückgeblieben war, ſo erſchien nichts angemeſſener, als daß „zur Aufrechthaltung der Ruhe und öffentlichen Sicherheit" die Bürgerſchaft kräftige Maßregeln ergreife. „Bethätigung unſeres Patriotismus" war die Fahne, unter welcher Alles ſich, geſchmückt mit grünen Reiſern und ſchwarzrothgoldenen Schleifen, zuſammenſchaarte und für die Studentenſchaft war „Studentenbewaffnung" das einzige Mittel zum Zweck. Der Fechtboden war bald geleert; mit dem Schläger in der Hand fühlte Bruder Studio ſich ſicher und um ſich beim Schutz der öffentlichen Sicherheit das nöthige imponirende Air zu geben, hatte er Alles hervorgeſucht, was Halle an landsmannſchaftlichen Farben nur irgend aufzuweiſen hatte. Rothweißgold, blauweißgold und alle Couleuren an den Mützen, ſo gings die Treppe zur Aula hinauf, vorbei bei den erſchreckten Pedells, die in ihres Nichts durchbohrendem Gefühle die Aula für eine Verſammlung geöffnet und beleuchtet hatten, welche eigentlich mit den beſtehenden Geſetzen in grober Disharmonie ſtand. In der Verſammlung ſelbſt führte der Tumult das Präſidium; doch arbeitete ſich endlich die kräftige Stimme des Profeſſor Dunker durch und es erfolgte die Vertheilung der Mannſchaft auf die einzelnen Poſten. Auch der ſehr geſchätzte Proreetor Prof. Volkmann kam zum Wort, und ſanctionirte in einer Rede, aus der man den Schreck über das Geſchehene deutlich genug heraushörte, die in einer außerordentlichen Zeit wohl gerechtfertigte außerordentliche Betheiligung der Studirenden an einem nützlichen Bürgerzwecke. Und rühmend muß man es der Nachwelt verkünden: die Nacht zum 20. verging ohne Störung. Jung und Alt durchwachte die Nacht, ungewohnte patriotiſche Lieder erklangen und nur der ſchmutzigſte Pöbel Halle's zeigte ſich in grollendem Schweigen, während Alles voll Rührung und Hoffnung einer ſchönern Zukunft entgegenſah. Mit der Nacht wichen aber auch wieder die Illuſionen und als die übertriebenſten Gerüchte am andern Tage über das Blutbad in Berlin ſich verbreiteten, da hörte man ſchon laut von einem bewaffneten Zuzuge nach Berlin reden. In der Studentenſchaft blieb zwar die conſervative Partei, unterſtützt und ermuthigt durch den Prorector, in der Majorität, allein Ausſprüche, wie: „es datire von nun an eine neue Logik in Preußen, die nicht mehr mit Gänſekielen, ſondern mit Stahlfedern geſchrieben werde," fanden doch ſchon lebhaften Beifall. Nachmittags war die Eiſenbahn umlagert und als ein Mann mit grauem Haar, grünem Schnürrock und vierzackiger Mütze ſich unvorſichtig aus einem Wagen des anhaltenden Berliner Zuges gewagt hatte, ward derſelbe mitten in die neugierige Menge geriſſen und freundlichſt angeſchrieen: „Edler Pole, erzähle." „Vivent les Polonais, nos frères!" rief ein Mann hinter mir, wahrſcheinlich um dem unglücklichen Opfer mit der vierzackigen Mütze zu ſchmeicheln. Aber die Locomotive pfiff und gegen das Entgeld einiger Zeitungen, deren Inhalt vorgeleſen und von Niemand gehört wurde, ließ man es los. Später fand ich den edlen Polen in einer Dresdener Conditorei wieder und machte in ihm die Bekanntſchaft eines geſchickten Dresdener Localdichters, dem ſeine Poeſien vieles Geld koſten. Als endlich die Tante Voß ihr Extrablatt der Freude nach Halle ſchickte, da war ganz Halle ſchwarzrothgolden und wer irgend Geld und Courage hatte, der zog nach Berlin, um die große dreifarbige Fahne auf der Kuppel des Königsſchloſſes wehen zu ſehen. Die Rede des Prof. Erdmann war vergeſſen und Niemand ſprach von ihr; als aber die Ueberſtürzungen der Revolution ſich immer mehr häuften, da iſt mein Gedanke oft auf dieſelbe zurückgekommen und ich habe mich mit Wehmuth der Stunden erin-

nert, in denen mitten unter dem Getöse einer Revolution jene für die damalige Zeit so kühnen Worte gesprochen wurden, die ich mit möglichster Treue hier verzeichnet habe.

Der Hirtenbrief des Königsberger Consistoriums gegen die freien Gemeinden. — Wir haben niemals ein großes Interesse für die neuen Religionsgesellschaften gefühlt, welche mehr durch eine gemeinsame Abneigung gegen den kirchlichen Druck, als durch einen positiven religiösen Inhalt zusammengeführt wurden. Es hat uns immer geschienen, als ob sich in diese Erbauungsstunden, diesen Gottesdienst, diese pseudokirchlichen Formalitäten, die man ohne eigentlichen innern Trieb nur der äußerlichen Legitimation wegen ausübt, meistens ein wenig Heuchelei eingemischt habe. Durch die neue Bannbulle des Königsberger Consistoriums sind wir aber in die Lage gesetzt, uns vom Standpunkt des Rechts und der Politik dieser Gesellschaften annehmen zu müssen. In dieser Bulle, die auch im Tone an die päpstlichen Bannflüche erinnert, wird nicht allein die Ketzerei dieser verirrten Schafe allen Gläubigen insinuirt, sondern man scheint auch geneigt, sie in Beziehung auf die sittlichen Verhältnisse in die Classe der Paria's zu versetzen. Man bestreitet nicht blos ihren Geistlichen das Recht, eine gültige Ehe abzuschließen, sondern man erklärt auch mit ziemlich unumwundenen Ausdrücken ihre Mitglieder, so lange sie nicht in den Schoos der Mutterkirche zurückkehren, für unfähig, irgend eine gültige Ehe einzugehen. Sie können nur im Concubinat leben, und ihre Kinder sind Bastarde. Nun ist zwar das Toleranzedict vom Jahre 1847, welches im Ganzen die Sache von einem politisch richtigen Gesichtspunkte aus betrachtete, noch nicht aufgehoben. Nach diesem war es denjenigen Personen, welche ihren Austritt aus den legitimen Kirchen erklärten, freigestellt, durch Vermittelung der bürgerlichen Gerichte eine rechtsgültige Civilehe zu schließen, allein dieses Institut ist, so viel wir wissen, noch nirgend ins Leben getreten, und der Hirtenbrief enthält jedenfalls keine Andeutung darüber. — Es ist nicht allein ein großes Unrecht von Seiten des Staats, wenn er eine große Zahl seiner Bürger, deren Separation von der bestehenden Kirche er einmal als ein Factum anerkennen muß, gewaltsam in unsittliche Verhältnisse hineindrängt, sondern es ist auch eine große Unklugheit. Denn durch diese Verletzung des Naturrechts wird eine große Zahl von gebildeten Leuten, die der dogmatische Streit über die Göttlichkeit oder Ungöttlichkeit Christi nicht besonders interessirte, zu einer sehr entschiedenen Opposition gegen die kirchlichen Functionen der Regierung veranlaßt, und es könnte leicht geschehen, daß die Glorie der Verfolgung diesen freien Gemeinden einen Zuwachs zuführte, den sie durch ihren innern Werth nicht verdienten.

Aus Prag. — Schule, Kirche und Amt halten die Bajonette besetzt, nur der Rathssaal der Gemeinden ist noch unberührt geblieben — wie lange freilich die Herrn des Tages sich damit begnügen werden, vor den Rathhäusern Wache zu halten, statt in denselben, wie sonst überall, den Herrn zu spielen, steht dahin. Gewiß nicht lange, wenn das Schauspiel, welches die verschiedenen Gemeindecollegien in der Monarchie gegenwärtig bieten, sich noch weiter wiederholt, wenn der Wiener Gemeinderath noch einmal durch den Antrag auf Einberufung von Vertrauensmännern zur Berathung über das Volksschulwesen dem hochwürdigen Minister Thun ein Mißtrauensvotum decretirt, wenn die Laibacher Gemeinde von ihrem Gelüste nicht absteht, ein ehemaliges Oppositionsmitglied, Ambros zum Bürgermeister wählen zu wollen, wenn das Beispiel der Tiroler Gemeinden,

Digitized by Google

die letzthin ganz kategoriſch die Einberufung des Landtages verlangt haben, weiter um ſich greift, wenn noch Jemand es wagt, wie Palacky in der letzten Prager Gemeinderathsſitzung, unumwunden auszuſprechen: daß wir nicht durch Geſetze, ſondern durch Ordonanzen regiert werden. Auch die Verleihung des Prager Ehrenbürgerrechtes an den Miniſterpräſidenten Schwarzenberg, welche den Anlaß zu dieſem Berichte gegeben, dürfte viel dazu beitragen, demnächſt einen gewaltigen Sturm über den Häuptern unſerer ſogenannten freien Gemeinden zu entladen. Es war aber auch gar zu arg. Der Antrag, ominöſer Weiſe von einem Zuchthausverwalter eingebracht, von ſeinen Vertheidigern wenn auch unfreiwillig noch viel ſchärfer angegriffen, als von den Gegnern, konnte erſt nach einer zweiſtündigen ſtürmiſchen Debatte, nachdem er als ein ſerviler gebrandmarkt, durch beißende Ironie durchgezogen wurde, durchdringen und ſelbſt dann hatte er noch eine immerhin anſehnliche Minorität von 18 Stimmen gegen ſich. Wie man Jemandem eine Ehre erweiſen will, und ihm eine Grobheit verſchafft, dies Schauſpiel führten neulich des Fürſten Prager Freunde auf. Ueberhaupt haben ſie großes Unglück, dieſe Ritter vom Erfolge, die wie Gott am Schluſſe jedes Schöpfungstages erſt das Vollbrachte und Fertige gut ſehen. Da hatten ſie eine Dankadreſſe an den Fürſten zur Unterſchrift auch öffentlich aufgelegt und darin die Gefühle der „immenſen Majorität Oeſtreichs" geoffenbart. Sie konnten aber bis jetzt zu dieſer immenſen Majorität nicht mehr als 3 Beitrittserklärungen finden. Und ſo auch neulich, als es ſich um die Ehrenbürgerrechtsverleihung handelte. Mußten ſie gerade jenen Tag ſich auswählen, wo das Journal des Debats den bekannten Artikel brachte, der Schwarzenbergs Siegesfreuden ſo gewaltſam ſchmälerte, und einem Mitglied des Gemeinderathes die willkommene Gelegenheit bot, anzutragen, es möge mit der Zuſtellung des Bürgerdecretes ſo lange gewartet werden, bis man die Friedenspunctationen in daſſelbe werde einſchalten können. Das Publicum lachte. Die unberufenen Lobredner des Fürſten kauten verlegen ihre Nägel. Und wie waren erſt die directen Lobredner.

„Fürſt Schwarzenberg," alſo ſprach Herr Riedl, der bekannte Enthuſiaſt für Freihandel in Schwefelſäure, „iſt Miniſter und Feldmarſchalllieutenant, er hat Orden und Titel, auch eine Schußwunde im rechten Arm, er iſt nebſtdem Gatte und Familienvater, warum könnte er nicht Prager Ehrenbürger ſein." Unſer Bürgergeneral nahm dann das Wort und ſprach weiter: „Die Stadt Prag hat durch die Einquartierungslaſt Unendliches zu leiden und zahlt monatlich viele tauſend Gulden für die Unterbringung der durchziehenden Truppen. Noch Aergeres hatten die Grenzbewohner zu dulden. Selbſt mit Noth und Hunger kämpfend, kaum daß ſie ein Obdach für ſich und ihre Familien beſitzen, mußten ſie Haus und Herd und Stall und Küche und vielleicht noch mehr den Soldaten überlaſſen. Daß dieſe Truppenaufſtellung nur ein bloßer Schein war, daß Jenem, der ſie anbefohlen, alſo dem Fürſten Schwarzenberg der Gedanke an einen Krieg niemals ernſtlich aufſtieg, — muß dies nicht die Prager Bürgerſchaft zu innigem Danke verpflichten?" Eines fehlte noch, auch vom finanziellen Standpunkte das Preiswürdige unſerer äußeren Politik hervorzuheben. Dieſen Theil des Panegyriks durchzuführen, überließen die Helden des Tags einem obſcuren Advocaten: „Als die Nachricht von einem möglichen Bruche mit Preußen ſich verbreitete, verlor das Papiergeld beinahe $^2/_3$ ſeines Werthes. Wie tief wäre es geſunken, wenn der Krieg wirklich ausgebrochen! Der Staatsbankerott war unvermeidlich. Und bei dieſen glänzenden Ausſichten im Falle eines Krieges hat ſich Fürſt Schwarzenberg mit edler Selbſt-

verleugnung doch für den Frieden entſchloſſen. Verdient dies nicht eine glänzende Anerkennung?"

Die ganze Debatte, wie ihr Ausgang, hat in den weiteſten Kreiſen eine für unſere ſonſtige Apathie ganz ungewöhnliche Senſation erregt. Der Zorn der Olympier im Waffenrocke iſt groß, und gegen Jeden, der es hören will, äußern ſie ihre Entrüſtung über den „Scandal." Der Bürgermeiſter würde vom Statthalter für ſeine notoriſche Ungeſchicklichkeit, wie er dieſen delicaten Punkt behandelt, derb angefahren, dieſer wieder in Wien, wo er gerade weilte, mit ziemlich kalten Complimenten über die unverbeſſerliche Stimmung des Landes begrüßt. Das Volk dagegen jubelt und hält die 18 Männer, welche trotz Kanonen und Kriegsgericht den Muth gefunden, ſich als Träger der wahren öffentlichen Meinung hinzuſtellen, gar hoch in Ehren. Daß ſich unter dieſen 18 auch ein neu creirter Ritter des Franz-Joſephsordens, dagegen der ehemalige Agitator Dr. Brauner nicht befindet, erhöht nur ſeine Freude. Das Eine beweiſt, daß nicht immer ein Ordensband dicht genug iſt, den Ausdruck redlicher Bürgergeſinnung zu unterdrücken, das Andere hat die liberale Partei von einem Manne befreit, der ihr ſeit jeher mehr eine Laſt, als eine Stütze war.

Der Erfolg dieſer Verhandlung, dieſe kräftige Haltung ſo vieler Gemeinderäthe in Oeſtreich überhaupt, iſt hauptſächlich dem glücklichen Inſtinkte der Wähler zu danken, welche faſt überall wenigſtens Einzelne aus der ehemaligen Reichstagsdeputation in den Gemeinderath brachten. Wenn auch in der Minorität, üben dieſe Männer doch durch ihr politiſches Anſehen, ihre überlegene parlamentariſche Gewandtheit und Intelligenz einen ſolchen Einfluß, daß ſie mehr als einmal bereits den Sieg erſtritten haben. So in Prag Dr. Pinkas, gegenwärtig unſtreitig die populärſte politiſche Perſönlichkeit, deſſen unzerſtörbare Ausdauer ſeine Feinde ebenſo ſehr zur Verzweiflung treibt, als ſie die Bewunderung ſeiner zahlreichen Freunde erregt. Seine Gegner haſſen ihn, ſie haben das numeriſche Uebergewicht gegen ihn, der in ſeiner Thätigkeit beinahe ganz allein daſteht, und dennoch dominirt er ſie und zwang ſie bereits häufig ſeiner Meinung beizutreten. Sie möchten ihn um Alles in der Welt gern entfernen und — wählten ihn einſtimmig in den engeren Rath.

Wenn die Polizei die Stimmung ſondirte, welche in Prag nach der letzten Verhandlung herrſchte, ſo wird gewiß auch ſie keinen beſſeren Ausdruck für dieſelbe gefunden haben, als den einen „unverbeſſerlichen." Wird ſich zum Erſatz dafür die Regierung beſſern? kaum. Und ſo werden wir denn in ſtetem Sichaneinanderreiben hinleben, bis die Zeit gezeigt, auf welcher Seite der ſprödere Stoff iſt. Wir würden noch ängſtlicher in die Zukunft blicken, wenn uns nicht die adminiſtrative Anarchie im Staate einigen Troſt böte. Die Regierungsmaſchine iſt kaum ein Jahr im Gange geweſen und ſchon ſind alle Räder abgenutzt, und eine durchgreifende Reparatur nothwendig, ſchon wird wieder ein neues Syſtem vorbereitet! Und wie lange wird dies dauern. Wahrſcheinlich wieder ein Jahr. Und ſo wird man die Runde machen durch alle Räderſyſteme, bis der wahre Uhrmacher noch allein wird helfen können. Hoffentlich, wird er dann beſſere Geſellen und tüchtigeres Handwerkszeug mit ſich führen, als im Jahre 1848.

Verlag von **F. L. Herbig.** — Redacteure: **Guſtav Freytag** und **Julian Schmidt.**
Druck von C. E. Elbert.

Mit No. 14 beginnt das **II. Quartal** des **X. Jahrgangs** der **„Grenzboten."** Wir erlauben uns zur Pränumeration einzuladen, und bemerken dabei, daß alle **Buchhandlungen** und **Poſtämter** auf daſſelbe Beſtellungen annehmen. **Die Verlagshandlung.**

Engliſche Novelliſten.

II. Walter Scott.

Die Popularität Walter Scott's in Deutſchland iſt zu den Zeiten, in welche man ſeine eigentliche Blüthe rechnen muß, ſo groß geweſen, daß ſie ſelbſt über die neueſten Pariſer Feuilleton-Romane herausgeht; dagegen hat die ſpecifiſche Literatur ſtets mit einem gewiſſen Achſelzucken von ihm geſprochen. Es iſt das zum Theil zu erklären aus der Tendenz der letzten Jahrzehnte, in der Dichtung den Schlüſſel zur Löſung philoſophiſcher und ſehr verwickelter Probleme zu ſuchen, und daher nirgend eine dichteriſche Kraft gelten zu laſſen, wo man nicht von einem wild bewegten Chaos der ſittlichen und religiöſen Begriffe erfaßt wurde. Ein ſolches iſt bei Walter Scott allerdings nicht zu finden. Außerdem wirkte bei den meiſten Belletriſten, die eigentlich nur immer für ihres Gleichen ſchreiben, eine geheime Abneigung mit gegen alle diejenigen Schriften, welche dem Volke verſtändlich und genießbar waren. Tieck war der Erſte, der für dieſe leichte Behandlung des britiſchen Dichters den Ton angab. Er ſprach ihm zwar keineswegs alle Verdienſte ab, aber er reihte ihn doch unter die Dichter dritter Ordnung und ſtellte ſogar den Italiener Manzoni über ihn. Dagegen iſt es Börne rühmend zu gedenken, daß er trotz der Abneigung, die er gegen die politiſchen Principien Walter Scott's hegen mußte, in ihm den großen Dichter erkannte, und es war eine der Paradoxien dieſes ſeltſamen Kritikers, daß er den einzelnen Fall zu einer Regel erhob und für den Dichter überhaupt das conſervative Princip als eine nothwendige Grundlage vindicirte. Es iſt das ſo wenig wahr, ſelbſt in dieſem beſondern Fall, daß Walter Scott mit ſeinen ariſtokratiſchen und royaliſtiſchen Sympathien eigentlich als ein Neuerer gegen die herrſchenden Anſichten der Geſellſchaft anzuſehen iſt.

Da Walter Scott aufgehört hat, ein Gegenſtand für die leſende Maſſe zu ſein, wenigſtens in dem Grade, wie es früher der Fall war, ſo iſt es an der Zeit, ſich über ſeine literarhiſtoriſche Stellung ins Klare zu ſetzen. Es

wird ſich ergeben, daß Walter Scott zur Reformation der europäiſchen Poeſie mehr beigetragen hat, als irgend einer der Dichter des neunzehnten Jahrhunderts, mit deren äußerem Glanz und Schimmer er nicht wetteifern kann.

Walter Scott fällt in diejenige Periode, in welcher ſich eine allgemeine Empörung gegen den Geiſt des achtzehnten Jahrhunderts erhob, gegen die Aufklärung und die Lehren derſelben über Weltbürgerthum, Humanität und Vernunftglauben. Ich habe häufig Gelegenheit gehabt, gegen das Bedenkliche, Unklare und Ungeſunde dieſer Richtung zu polemiſiren; ich darf aber auch nicht verkennen, daß in derſelben ebenſo ein poſitiver und berechtigter Inhalt enthalten war. Kein Dichter iſt geeigneter, dieſes Poſitive der Romantik zu repräſentiren, als Walter Scott. Was die deutſche Romantik in der Poeſie Poſitives und Volksthümliches geleiſtet hat, kommt zuletzt auf Uhland's Balladen und auf die Lieder der Freiheitsdichter heraus. Die erſten verlieren ſich in ſentimental-epigrammatiſche Pointen, die andern bleiben im ſubjectiven Pathos, und doch ſind ſie noch das Einzige, was ſich aus dieſem Gewühl himmelanſtrebender Tendenzen gerettet hat. Die Elfenmärchen und Hexengeſchichten, der Zauberring und die Teufelselixire, die Phantaſtik und Myſtik, der moderniſirte Katholicismus und die Chriſtianiſirung der Kunſt ſind gleichmäßig in Vergeſſenheit gerathen. Der Grund dieſes Unterſchieds liegt nicht allein in dem größern oder geringern Talent der Dichter, ſondern in dem praktiſchen Verhalten der Engländer und dem abſtracten Literatenthum der Deutſchen.

Der berechtigte Inhalt der Romantik läßt ſich auf Folgendes zurückführen. Die Einſeitigkeit im Princip der franzöſiſchen Aufklärung, welche von den deutſchen Dichtern und Kritikern des achtzehnten Jahrhunderts nur im Gebiet der ſchönen Literatur und der Privatſittlichkeit angefochten war, trat zum erſten Mal mit einer impoſanten Anſchaulichkeit in der franzöſiſchen Revolution ans Licht. Zwar waren es zunächſt nur die handgreiflichen Greuelthaten der Schreckensmänner, welche die gedankenloſe Menge an den Ideen der Humanität, deren Panier die Revolution aufgeſteckt hatte, irre machten, aber ſehr bald mußte die Reflexion weiter gehen, und auch in den erſten glänzenden Thaten der Freiheit jenen Mangel entdecken, der in dem Princip ſelbſt lag. Die inhumane Durchführung des Princips der Humanität hatte darin ſeinen Grund, daß es ſich in einer bloß negativen Richtung verſtockt hatte, und daß die ſcheinbar poſitiven Gedanken, die es aus ſich entwickelte, nichts Andres waren, als verſtärkte Negationen. So enthielt die Idee der Volksſouverainetät nichts weiter, als die Leugnung des Königthums von Gottes Gnaden; ins Poſitive überſetzt, führte es entweder zur Maſſenherrſchaft, d. h. zur Anarchie, — am allerwenigſten zur Anerkennung des wirklichen concreten Volks, das von dem Schemen des eingebildeten ſouverainen Volks, wie es ſich Rouſſeau dachte, himmelweit verſchieden war; — oder zu einer blos mechaniſchen Auffaſſung von dem Weſen und der Einrichtung

des Staats, welche durch das Ueberwuchern der Volkskraft ſehr bald geſprengt werden mußte. So machte der Rationalismus, der früher mit entſchiedenem Glück die Aeußerlichkeiten des Chriſtenthums bekämpft hatte, in ſeinem Verſuch, eine neue theophilanthropiſche Religion zu gründen, den ſchmählichſten Bankerout, und da man noch nicht zu der Einſicht gekommen war, daß die Kritik, wenn ſie mit wiſſenſchaftlichem Ernſt und wiſſenſchaftlicher Strenge verfährt, an ſich ſelber etwas Poſitives iſt, und ebenſo im Stande, das Große und Bleibende in der kritiſirten Erſcheinung zu bewahren, als ihre Irrwege aufzudecken, ſo mußte man in die Berechtigung der Kritik überhaupt Zweifel ſetzen, und ſich mit ſeinem Verſtande ſo weit abfinden, daß man ihn zwar nicht zu widerlegen wiſſe, daß er aber in heiligen Dingen nicht mitzuſprechen habe: ein religiöſer Standpunkt, der keineswegs ſo unbefangen und primitiv iſt, wie die heutige Orthodoxie es ſich einbildet, ſondern den man erſt durch eine Reihe vergeblicher und ſchmerzlicher Anſtrengungen gewinnt. So erwies ſich die Idee des Weltbürgerthums, die man theilweiſe dem Chriſtenthum entlehnt hatte, und die ſich zuletzt in die Proſa Adam Smith's flüchten mußte, ſogar als unfähig, auch nur die nationale Subſtanz des weltbefreienden Volkes abzuſchwächen, denn was nach den Schreckniſſen der Revolution übrig blieb, war im Weſentlichen nur die nationale Spannkraft, die in ihrem erobernden Streben ebenſo repulſiv gegen die Freiheitsideen der übrigen Völker ſich verhielt, als gegen ihre nationalen Beſonderheiten. So beſchränkte ſich die Idee der Gleichheit auf das rohe Nivelliren aller hervorragenden Kräfte, bis ſie ſich erſt im Sansculottismus, dann im gemeinſamen Dienſt des allgewaltigen Herrn verlor. So mußte man in der Einſeitigkeit der liberalen Ideen zu gleicher Zeit die Gefahr erkennen, daß ſie in ihr Gegentheil umſchlugen: die abſtracte Idee der Humanität führte zur Permanenz der Blutgerichte, die abſtracte Idee der Freiheit und Gleichheit zur Despotie. Und wenn man ſo in der politiſchen und ſittlichen Anwendung des Princips der Aufklärung die Irrthümer und Verworrenheiten aufgeſpürt hatte, mußte man auch darauf kommen, ſeiner erſten Quelle nachzugehen und in der einſeitig mathematiſchen Methode der Naturwiſſenſchaften, welche den Geiſt verläugnet, jene Unproductivität erkennen, die nicht einmal ihres eigenen Gegenſtandes Herr wird.

Die Reaction gegen den Geiſt der Aufklärung ging alſo in der Wiſſenſchaft wie im Leben gegen die Formen des mathematiſchen Beweiſes, und bezog ſich auf die Intuition. Der erſte bedeutende politiſche Schriftſteller, welcher die Revolution nicht nur in ihren Ausſchweifungen, ſondern in ihrem Grundgedanken und in ihrer Vorausſetzung offen zu bekämpfen wagte, Edmund Burke, ſtellte der Doctrin des Liberalismus keineswegs eine entgegengeſetzte Doctrin gegenüber, ſondern eine Reihe poetiſch-hiſtoriſcher Anſchauungen von den Vorzügen des gemüthlichen Feudalſyſtems, des heroiſchen Ritterthums und der geheiligten Königsgewalt. Ebenſo ſammelte Chateaubriand in ſeinem Geiſt des Chriſtenthums

eine bunte Reihe äſthetiſcher Bilder, die man in der Geſchichte des Chriſtenthums bisher überſehen hatte, weil man nur an Deduction, und nicht an Anſchauung gewöhnt war. Heutzutage macht das Buch einen lächerlichen Eindruck, damals aber enthielt es wirklich etwas Neues und wirkte durch Ueberraſchung der Phantaſie. Eine ganz ähnliche Richtung ſchlugen die deutſchen Halbdichter ein, denn die ſogenannten Symboliker und Naturphiloſophen, die Schelling, Creuzer, Schubert u. ſ. w. zeichneten ſich keineswegs durch die Klarheit und Sicherheit ihrer Beweisführung aus, ſondern durch die Menge von ſinnigen und intereſſanten Zügen aus der irrationellen Welt, d. h. aus der Welt, welche die Wiſſenſchaft bisher noch nicht überwunden hatte. Das Publicum intereſſirte ſich weniger für ihre Symbolik, als für die Anekdoten, durch welche ſie dieſelbe würzten. Während die Aufklärung alles Beſondere und Irrationelle aus der Welt hätte vertilgen mögen, bemühte ſich im Gegentheil die Romantik, alles Beſondere und Irrationelle zu emancipiren. Man gab der individuellen Sittlichkeit, welche der Regeln ſpottet, freien Spielraum — ſo Schleiermacher, Schlegel in der Lucinde, Jacobi — man rettete ſich aus der Flachheit der civiliſirten Welt in die Spinnſtuben und Kirmeſſe, um durch die dort geſammelten Mährchen und Volkslieder äſthetiſche Theezirkel zu entzücken und zu erbauen. „Des Knaben Wunderhorn“ (1807) war damals eine Art äſthetiſchen Evangeliums, und da man an den deutſchen Volksſagen und Ammenmährchen noch nicht genug hatte, ſo durchſtöberte man die ſkandinaviſchen Heldengeſchichten und die Zauberbücher des Orients, und was man darin nicht fand, phantaſirte man hinein. Während dies im Anfang nur als ein Recht der freien dichteriſchen Phantaſie betrachtet wurde, die ſich an das Geſetz der Wirklichkeit nicht binden dürfe, kam man bald dahin, ſich in allem Ernſt des Aberglaubens anzunehmen; man emancipirte die Hexen, Heiligen und Geſpenſter (ſehr drollig nimmt ſich namentlich bei dem nüchternen, verſtändigen Jean Paul die Ehrbarkeit aus, mit der er einmal von den Hexenproceſſen ſpricht, und, angeſteckt von der allgemeinen Richtung der Zeit, ein naturphiloſophiſches Problem in ihnen ſucht); man emancipirte die ſpecifiſche Weiblichkeit und die ſpecifiſche Kindlichkeit, welche man früher der Barbarei der Erziehung preisgegeben hatte (vor Allen zeichneten ſich Schleiermacher und Adam Müller in dieſer Apotheoſe des kindlichen Lallens aus); man emancipirte die Schindangergeſchichten in der Kunſt und die Myſtik, d. h. die Verworrenheit im Denken.

Das alles ſind nicht ſehr erfreuliche Erſcheinungen, und ſie wurden noch unerfreulicher, als man ſich nicht mehr mit den einfachen Bildern, nicht mehr mit dem ſymboliſchen Kaleidoſkop, welches ſie zu niedlichen Figuren gruppirte, begnügen mochte, ſondern das Bedürfniß einer ſchulmäßigen Doctrin fühlte, in welcher der Irrationalismus den Rationalismus mit ebenbürtigen Waffen bekämpfen ſollte. Allein es lag in dieſer Reaction auch etwas ſehr Poſitives, und dieſes machte ſich, da die Blüthe der griechiſch-romantiſchen Kunſt in Deutſchland

mit ihren glänzenden Farben nur ein Product des Treibhauſes war, und den augenblicklichen Impuls nicht überdauern konnte, vorzugsweiſe in der nationalen Bewegung der Freiheitskriege geltend. So viel Uebertriebenes und Trübes in der tropiſchen Hitze dieſes Nationalgefühls vorhanden war, ſo war mit ihm doch die richtige Grundlage gegeben, auf welcher eine ſpätere, beruhigte und geklärte Zeit einen dauerhaften Bau aufrichten konnte.

Es war nicht ein Zufall, daß gerade in England zuerſt das Poſitive dieſer Romantik ans Licht trat. Das ſtolze Albion war durch den Sohn der Revolution niemals überwunden worden; es hatte in dem Kampf gegen den gemeinſamen Feind aller Völker die Fahne vorangetragen, es hatte den organiſchen Naturwuchs, den man in Deutſchland erſt aus vergilbtem Pergament herausklügeln mußte, in ſeiner Geſchichte und in ſeinem Staatsleben in lebendiger Gegenwart, es durfte ſich alſo nicht erſt in die Begeiſterung für eine der bisherigen Entwickelung eigentlich fremde Anſchauung hineinſchwindeln. Sein Mittelalter war ihm in ſeiner Ariſtokratie, ſeinen Städten, ſeiner Verfaſſung, ſeinen Volksliedern gegenwärtig, ohne den Schein einer imponirenden Fremdartigkeit, geläutert und aufgeklärt, es durfte nur den franzöſiſchen Firniß abwiſchen, um ſich ſelbſt wiederzufinden. Während daher die Poeſie der deutſchen Romantiker das Eigenthum exkluſiver Cirkel blieb, bemächtigte ſich der Hauptvertreter der engliſchen Romantik, Walter Scott, des geſammten Volks.

Man verzeihe mir dieſe lange Einleitung; ſie iſt weſentlich, um die Bedeutung unſers Dichters für ſeine Zeit zu verſtehen, und nur durch die Feſtſtellung dieſes hiſtoriſchen Verhältniſſes wird der wahre Werth einer neuen poetiſchen Richtung begründet. Ich gehe zunächſt auf die erſte Periode ſeiner Leiſtungen ein.

Geboren im Jahre 1771, ſeit 1783 auf der Univerſität Edinburg erzogen und ſchon ſeit 1792 als Sachwalter in der Hauptſtadt ſeines Landes angeſtellt, trat er zuerſt 1796 mit der Ueberſetzung der „Lenore" und des „wilden Jägers," 1799 mit der Ueberſetzung des „Götz von Berlichingen" hervor; 1801 gab er ſeine erſten Balladen heraus und ſammelte die hiſtoriſchen Volkslieder des wildromantiſchen Grenzlandes, welches er in ſeinen vielfachen Ausflügen näher kennen gelernt hatte, unter dem Titel: Minstrelsy of the Scottish border (1802) mit anziehenden hiſtoriſchen Anmerkungen; 1804 gab er den Triſtram des Thomas von Erceldoune heraus. Der günſtige Erfolg dieſer Arbeiten und ein bequemes Amt veranlaßten ihn, ſich von jetzt an vorzugsweiſe der ſchriftſtelleriſchen Thätigkeit hinzugeben, woraus die Reihe ſeiner Gedichte hervorging: The lay of the last Minstrel (1805), neue Balladen (1806), Marmion, eine Erzählung aus der Schlacht von Flodden-field (1808), The Lady of the lake (1810), The vision of Don Roderich (1811), Rokeby (1813), The lord of the isles (1814), endlich anonym The bridal of Triermain und Harold the dauntless. Der Erfolg der vier erſten Gedichte war ungeheuer. Noch mit dem Lord of the Isles konnte er,

nachdem er eine Auflage von 13,000 Abdrücken verkauft hatte, wie er ſelbſt ſagte, mit Ehren von dem Kampfplatze abtreten. Die beiden letzten hatten keinen Erfolg mehr, da mittlerweile durch Byron eine neue Richtung in die engliſche Poeſie gekommen war. Außerdem hat er in dieſer Zeit noch eine Reihe von Ausgaben älterer Dichter mit Lebensgeſchichte und Anmerkungen beſorgt: Dryden, Anna Seward, Swift und die Memoiren von Ralph Sadler und Lord Somers.

Schon in dieſen poetiſchen Werken, noch mehr in ſeinen ſpätern Romanen tritt eine doppelte Anlage ſeines Weſens hervor, die in ſeiner perſönlichen Stellung begründet war. Er iſt nicht blos romantiſcher Dichter, ſondern auch geſchäftskundiger Weltmann, der dem wirklichen Leben der Gegenwart nicht fern ſteht. Wenn die Grundlage ſeiner poetiſchen Anſchauungen theils aus der homogenen deutſchen Literatur, theils aus der Anſchauung jener in der Erinnerung des Volks noch lebendiger und ihm ſelbſt durch ſeine Familientraditionen gegenwärtiger Sagen von den Grenzkriegen mit den Engländern ſich herſchreibt, ſo tritt andererſeits ſeine weltmänniſche und gelehrte Bildung hinzu, um dieſem künſtleriſchen Stoff die angemeſſene Form zu geben. Die Romantik, ſo ſehr ſie mit ſeinen Neigungen übereinſtimmt, iſt ihm doch immer nur Gegenſtand. Er iſt niemals innerlich ſo weit von ihr befangen, daß er die Freiheit und Autonomie ſeines Denkens und Empfindens darüber verliert, wie es bei den deutſchen Romantikern der Fall war; trotz ſeiner Vorliebe ſchildert er den barbariſchen Stoff vom Standpunkt der Humanität.

Was den eigentlichen Inhalt ſeiner epiſchen Gedichte betrifft, ſo kann man ihn als einen poetiſirten Burke bezeichnen. Was der Redner in vereinzelten Aperçus angedeutet hatte, ſtellt der Dichter in künſtleriſch abgerundeten Gemälden dar: die Schönheiten des Ritterthums, der königlichen Gewalt, der Lehnstreue, der nationalen Beſonderheit. Die Gedichte haben daher auch alle eine ſehr ähnliche Phyſiognomie, und ich kann mich bei der Charakteriſirung derſelben auf die beiden vorzüglichſten beſchränken: „das Lied des letzten Minſtrel" und „die Jungfrau am See;" ich möchte noch den Ivanhoe dazu rechnen, der zwar in Proſa gehalten iſt, aber ſeinem Weſen nach mit dieſen Gedichten vollſtändig übereinſtimmt, und durch eine poetiſche Form nur gewonnen haben würde.

Das romantiſche Epos gehört zu jenen Zwittergattungen, die man in einem Regiſter der Poetik nur ſchwer unterbringen kann. Das engliſche Epos der Art hat mit dem italieniſchen und ſpaniſchen des 15. und 16. Jahrhunderts keine Verwandtſchaft; dieſe bewegen ſich auf einem rein phantaſtiſchen Gebiet und verſtatten der Phantaſie eine viel größere Willkür, als ſelbſt das griechiſche Epos, welches ſich doch immer innerhalb eines leicht überſehbaren Kreiſes bewegt und auf ſehr beſtimmt feſtgehaltenen Sitten beruht; dagegen ſind ſie in ihrer Form rein epiſch. Das romantiſche Gedicht der Engländer hat einen vorzugsweiſe lyriſchen Charakter;

nicht die Geſchichte iſt bei ihm die Hauptſache, ſondern die in dieſer Geſchichte ſich ausprägende Stimmung. Das gilt ebenſo von Walter Scott, wie von Byron, Campbell (deſſen Gertrud von Wyoming 1808 gleichfalls einen ungeheuern Erfolg errang), Moore (deſſen Lalla Rookh 1817 erſchien) und den Uebrigen. Wir befinden uns in einer elegiſch contemplativen Stimmung, die ſich zwar je nach der Befähigung des Dichters zu mehr oder minder ausgeführten Figuren und Begebenheiten ausbreitet, die aber doch in denſelben überall den Leitton bildet. Die Gedichte haben daher zu gleicher Zeit einen landſchaftlichen Charakter und ſtehen mit den Lyrikern der „Schule der Seen," Wordsworth und dergleichen, auf dem nämlichen Boden. „Das Lied des letzten Minſtrel" hat dieſen Charakter am ausgeprägteſten. Zwar wird uns die alte Kloſterruine, und was ſich daran knüpft, durch entſprechende Geſtalten belebt, aber eigentlich feſſelt uns immer nur das bleiche Mondlicht auf dieſen Trümmern althiſtoriſcher Erinnerungen, und wir werden nur lyriſch angeregt. „Das Lied des letzten Minſtrel" iſt daher auch von allen Walter Scott'ſchen Gedichten am meiſten in Anthologien zerpflückt, und man hat über den einzelnen poetiſchen Schönheiten deſſelben den Zuſammenhang des Ganzen aus dem Sinn verloren. Es unterſcheidet ſich aber von unſern ſentimentalen Kloſterelegien ſowie von den barocken Romanen Victor Hugo's, in denen ein ähnlicher Bildungsproceß vorwaltet, durch zweierlei. Einmal iſt die Schilderung mit der größten Gewiſſenhaftigkeit ausgeführt; das Mondlicht iſt trotz ſeines träumeriſchen Scheines noch immer deutlich genug, um beſtimmte Formen, ſcharfe Schatten und eine, wenn auch gedämpfte Färbung zu unterſcheiden. Walter Scott hat nicht mit dem abſtracten Mondlicht und der abſtracten Ruine allein zu thun, wie unſere ſomnambulen Dichter, denen dieſe beiden einfachen Vorſtellungen vollkommen genügen, um allerlei conventionelle Melancholie daran zu knüpfen, ſondern er betrachtet die Landſchaft mit den Augen eines Landſchaftsmalers, der zwar die Stimmung feſthält, aber nur die Stimmung an individuellen Geſtaltungen; von Victor Hugo dagegen unterſcheidet er ſich dadurch, daß ſeine Figuren keine barocken Arabesken ſind, die ſymboliſch an den Stein gebannt werden, wenn auch mit ſcheinbarem Leben, um den Charakter der Architektur zu vervollſtändigen, ſondern lebendige menſchliche Geſtalten, denen gegenüber die Architektur ſich in das ihr zukommende Maß zurückziehen muß, in die Beſtimmung des Wohnorts und des Tempels. Die Materie beleidigt uns nicht, weil ſie den Geiſt nicht unterdrückt, ſondern ihm nur den angemeſſenen Rahmen gibt. Darum verlieren ſich ſeine Figuren auch nie in Schnörkel und Zerrbilder; er iſt zu gründlich, um verworren zu ſein.

Die Stimmung des zweiten Gedichts, „das Fräulein am See," iſt eine Tagesſtimmung: wie über die Ruinen des erſten der angemeſſene Mondſchein, ſo breitet ſich über die grünen Wälder und Felspartheen des Loch Katrine das hellſte Sonnenlicht; und wenn auch dieſes Sonnenlicht einmal durch ein wildes

Nachtſtück mit blutrothem Fackeleffect unterbrochen wird, des Contraſtes wegen, ſo iſt doch die allgemeine Stimmung des Gedichts ebenſo heiter, wie die Landſchaft, in der es ſpielt. Um dieſe Heiterkeit bis zum Schluß zu bewahren, hat Walter Scott allerdings der Geſchichte Gewalt angethan, aber hier mit vollem Recht, denn es handelt ſich nicht um König Jakob V., ſondern um das alte Ritterthum überhaupt. Die Form des Gedichts zeigt eine ſo weiſe Oeconomie und trotz der Mannigfaltigkeit der Bilder, die ſie umſchließt, ein ſo architektoniſches Ebenmaß, daß wir es nicht blos der künſtleriſchen Abſicht des Dichters, ſondern zugleich ſeinem Inſtinkt und ſeiner Anlage beimeſſen müſſen. Die Handlung umfaßt nur ſechs Tage, eine verhältnißmäßig ziemlich enge Localität und eine kleine Anzahl von Figuren, von denen aber jede mit vollendeter Meiſterſchaft ausgeführt iſt. Die Wirkung der effectreichſten Stellen iſt trotz des vorherrſchenden landſchaftlichen Charakters eine faſt dramatiſche — ich erinnere nur an die beiden Momente, in denen der hochländiſche Häuptling und der ſchottiſche König ſich zu erkennen geben — und es iſt ein Leben und eine Bewegung in dem ganzen Gedichte, daß es uns in die Vorſtellung einer epiſchen Welt hineinſchmeichelt. Die Schilderung der Hirſchjagd und der Verbreitung des Feuerkreuzes über die verſchiedenen Theile des Clans iſt darum ſo hinreißend, weil mit dem ſorgfältigſten Studium die ſtrengſte Naturwahrheit beobachtet iſt. Jeder Felſen, jede Wendung des Sees und des Bergpfades iſt Portrait, und Walter Scott hat ſich überall durch die eigne Erfahrung von der Möglichkeit ſeiner kühnſten Erfindungen überzeugt.

Durch dieſe Strenge in der künſtleriſchen Abrundung wird auch die Freiheit der äußerlichen Form gemäßigt. Walter Scott hat nur einmal, in einem ſeiner ſchwächern Gedichte, die nationale Stanze Spencers angewendet, ſonſt bleibt er immer in dem leicht gereimten vierfüßigen Jambus, der ſich mit ſeinem einfachen bequemen Rhythmus an die Mannigfaltigkeiten ſeiner Stimmungen harmoniſch anſchmiegt, ohne daß er es nöthig hätte, wie es Byron thut, die Bewegung des Verſes nach der Bewegung der Handlung zu modificiren. Es dürfte aber doch dieſe Form einem minder begabten Talent nicht zu empfehlen ſein, weil ſie zur Willkür und zur Maßloſigkeit verleitet.

Der Inhalt des Gedichts iſt allerdings von der Art, wie ſie einem entſchiedenen Tory auch in der Poeſie nothwendig iſt. Wir haben es nicht mit deutſchen Ritter- und Räuberromanen zu thun, trotz der Ritter und Räuber, die darin vorkommen, denn jene, der Götz von Berlichingen, wie Rinaldo Rinaldini, verherrlichen die bloße Kraft und ſchmeicheln der Maſſe. Bei Walter Scott befinden wir uns in durchaus ariſtokratiſcher Geſellſchaft. Der Häuptling des Räuberclans wie der getreue Lehnsmann und der König ſelbſt tragen über ihre ſonſtigen Beſtimmtheiten hinaus ein gemeinſchaftliches Gepräge, das Gepräge des Adels; ihre Tugenden wie ihre Fehler ſind ariſtokratiſcher Natur. Aber man

muß dieſe plaſtiſche, heiter lebendige Welt mit einem Schattenſpiel vergleichen, wie es der ſeiner Zeit (1812) in Deutſchland ſehr beliebte „Zauberring" des Ritters von Fouqué iſt, um trotz dieſer ariſtokratiſchen Haltung das Volksthümliche und allgemein Menſchliche in Walter Scott's Gedicht zu empfinden.

Trotz dieſer Schönheiten konnte der Natur der Sache nach dieſe poetiſche Richtung nicht lange dauern. Durch ſeinen geſunden Verſtand wie durch ſeine natürliche Empfindung wird Walter Scott davon zurückgehalten, blind in ſeinen Gegenſtand aufzugehen; andererſeits hindert ihn aber auch ſein richtiger Geſchmack, ſich innerhalb des Gedichtes als ironiſirenden Beobachter vorzudrängen, wie es Wieland in ähnlichen Fällen thut. Der Uebergang zum hiſtoriſchen Roman, in welchem ſo zu ſagen das Nützliche mit dem Angenehmen vereinigt iſt, in welchem den intereſſanten Uebertreibungen der Romantik das Gemeingefühl und der Gemeinverſtand als ein mitwirkender Factor gegenübertritt, iſt durch dieſe Doppelnatur im Weſen des Dichters bereits mit Nothwendigkeit gegeben. Es waren alſo auch nicht blos äußerliche Gründe, ſondern eine Art von ſchelmiſcher Freude an dieſer Doppelnatur, daß er in dieſen Dichtungen ſeiner zweiten Periode, ſo lange es ging, die Anonymität bewahrte.

Walter Scott hat dieſe Anonymität, die allerdings auch zum Theil dazu beigetragen hat, das Aufſehen ſeiner Schriften zu erhöhen, unter den verſchiedenſten Masken zu bewahren geſucht. Wir übergehen dieſelben und geben hier die chronologiſche Reihe ſeiner Romane. Der erſte, Waverley, bereits 1805 angefangen, erſchien 1814; es folgte 1815 Guy Mannering, oder der Sterndeuter, 1816 der Antiquar und der ſchwarze Zwerg, 1817 der Todtengreis (Old mortality), oder, wie die gewöhnliche Ueberſetzung lautet, die Presbyterianer, 1818 Rob Roy und das Herz von Midlothian, 1819 die Braut von Lammermoor und die Legende von Montroſe, 1820 Ivanhoe, das Kloſter und der Abt, 1821 Kenilworth, 1822 der Pirat und Nigel's Schickſale, 1823 Peveril of the Peak, und Quentin Durward, 1824 St. Ronansbrunnen und Redgauntlet, 1825 zwei Erzählungen von den Kreuzfahrern: die Verlobten, und Richard Löwenherz, 1826 Woodſtock, 1827 und 1828 die Chronik von Canongate, 1829 Anna von Geierſtein, 1831 Graf Robert von Paris und das gefährliche Schloß. Außerdem war er auch ein fleißiger Mitarbeiter am Quarterly Review, ſeitdem er ſich von dem whigiſtiſch gewordenen Edinburgh Review zurückgezogen hatte, gab unter dem Titel: Paul's Briefe, die Anſchauungen einer Reiſe durch Frankreich und Belgien 1815 heraus, ſchrieb Abhandlungen über die Alterthümer Islands, die Regalien von Schottland, Biographien früherer und gleichzeitiger engliſcher Dichter, die Erzählungen eines Großvaters aus der ſchottiſchen Geſchichte, 1828—1830, verſuchte ſich auch im Drama (Halidon Hill, 1822, Macduff's Kreuz, der Fluch von

Devorgoil und die Tragödie von Auchindrane 1830) ohne besondern Erfolg; zuletzt aus einer reinen Geldspeculation das Leben Napoleons in neun Bänden, 1827. Der Ertrag seiner Dichtungen hatte ihn in den Stand gesetzt, sich 1811 in der Nähe der Ruinen der Abtei Melrose, die er in seinem Lied des letzten Minstrel beschrieben hatte, ein Landgut zu kaufen, welches er Abbotsford nannte und so romantisch als möglich ausstattete; 1820 wurde er zum Baronet ernannt. Durch den Banquerout seines Buchhändlers wurde er 1827 veranlaßt, sein Incognito zu brechen und sich als Verfasser der Waverleynovellen zu bekennen. Auf einer Reise nach Italien starb er im September 1832.

Mit dem historischen Roman hat Walter Scott der Poesie eine ganz neue Bahn gegeben. In wieweit dieses Genre seine Berechtigung hat, läßt sich aus allgemeinen Gründen nicht nachweisen; seine historische Berechtigung ergibt sich aber augenblicklich, wenn man die frühere Art der Geschichtschreibung mit der spätern vergleicht. Am Ende des achtzehnten Jahrhunderts herrschte in der Geschichtschreibung die schottische Schule. Von der Aufklärung des achtzehnten Jahrhunderts ausgegangen, hatten Hume, Robertson und die Uebrigen sich vor allen Dingen bemüht, diejenigen Fragen, welche der politische Verstand als das Wesentliche im Fortschritt der neuern Zeit begreift, an die Vorzeit zu legen und so klar als möglich zu beantworten. Ihre Methode war der entschiedenste Rationalismus mit allen Vorzügen und Schwächen dieser Richtung. Von einer colorirten Darstellung der Eigenthümlichkeiten einer bestimmten Zeit, der Irrationalitäten in den großen historischen Charakteren war bei ihnen keine Rede. Ihre Helden traten ohne Unterschied im Costüm und in der Redeweise des achtzehnten Jahrhunderts auf. Daß in der neuesten Zeit die Geschichtschreiber den entgegengesetzten Weg eingeschlagen haben, daß sie sich überall bemühen, jedes Zeitalter mit seinem eigenen Maß zu messen, jeden historischen Charakter als ein Kunstwerk für sich zu betrachten, und die Localfarben in lebendigen Schilderungen wiederzugeben, anstatt sie im glatten, nur scheinbar erzählenden Raisonnement zu verflüchtigen, ist unstreitig eines der Hauptverdienste unsers Dichters. Zwar hat er sich mit seinen Schilderungen im Ganzen auf einen ziemlich kleinen Raum der Weltgeschichte eingeschränkt, aber wer sich daran gewöhnt hat, nur irgend eine Zeit mit hingebender Pietät zu zeichnen, findet sich bald in alle übrigen. Ich mache beiläufig darauf aufmerksam, daß für Deutschland der Hegel'schen Philosophie ein ähnliches Verdienst zukommt, wenn diese auch scheinbar das ganz entgegengesetzte Ziel verfolgte: wovon Walter Scott durch Beispiele die künstlerische Möglichkeit bewies, das stellte sie in das Licht einer höhern philosophischen Bedeutung und einer innern wissenschaftlichen Nothwendigkeit. — Wenn Walter Scott in seinen spätern historischen Versuchen verunglückte, so liegt der Grund theils darin, daß die Geschichtschreibung noch andere Talente erfordert, als das der plastischen Kunst, theils an der Gewohnheit einer leichtern Arbeit, welche man im Alter nicht leicht aufgibt.

Ueberblicken wir die Reihe hiſtoriſcher Figuren, welche Walter Scott mit Gewiſſenhaftigkeit den alten Chroniken nachgebildet, zu gleicher Zeit aber mit der Meiſterſchaft eines Dichters zum Leben geweckt hat, ſo erſcheint ſeine Kunſt am bewundernswürdigſten in den concreten Charakteren, in welchen wiederſtrebende Elemente ſich miſchen. Man vergleiche ſeine Schilderung Ludwigs XI. mit den Berichten des Comines, ſo wird man ebenſo über die Sicherheit des hiſtoriſchen Blicks, wie über die Kunſt, vereinzelte Notizen zu einem lebendigen Gemälde zu vereinigen, erſtaunen. Seine Maria Stuart im Abt, Königin Eliſabeth, Jakob I., Cromwell, Karl II. u. ſ. w. wetteifern in der Sicherheit und zugleich in der Totalität ihrer Zeichnung mit Ranke's Darſtellungen. Beide Schriftſteller haben auch das gemeinſam, daß ſie in jedem Charakter, auch wenn er ihrem Gefühl oder ihrem Verſtand widerſtrebt, die poſitive Seite aufſuchen; ſie laſſen ſich niemals auf blos ſatyriſche Schemen ein. Beide verſtehen es aber auch zugleich, indem ſie mit voller Ehrbarkeit auf die Ideen und den Charakter ihres Gegenſtandes eingehen, durch einen leiſen Humor ihre eigne Freiheit von den Vorausſetzungen anzudeuten, die ſie begreifen, ohne ſie zu theilen. Noch in höherem Grade iſt dies bei jener Form der Darſtellung anzuerkennen, in welcher eine beſtimmte ſittliche Richtung in eine typiſche Figur zuſammengedrängt wird; in dieſer Beziehung ſind diejenigen Romane, welche den Contraſt des abſterbenden Ritterthums gegen die Gährung einer noch verworrenen, aber hoffnungsreichen jungen Generation darſtellen, die vollendetſten, alſo namentlich die Schilderungen von den Kämpfen zwiſchen den Royaliſten und Presbyterianern. Die auf- und abſteigende Reihe der Schwärmer auf beiden Seiten in Old mortality gehört zu dem Glänzendſten, was über dieſe Zeiten geſchrieben iſt, vorzüglich weil es doch nicht blos Typen ſind, mit denen wir zu thun haben, ſondern wirkliche Individualitäten. Zwar neigt ſich ſein Herz überall auf Seite der Tories, und von Seiten ſtrengerer Proteſtanten iſt es ihm namentlich verdacht worden, wenn er in dem blutigen Claverhouſe mit beſonderer Vorliebe die romantiſche und chevalereske Seite zeichnet, aber man darf es nicht vergeſſen, daß der entgegengeſetzten Weltanſchauung ebenſo ihr Recht widerfährt, und daß beide Extreme durch den vermittelnden Verſtand des Haupthelden in ihre Schranken zurückgewieſen werden. Wenn man es überhaupt an den Helden Walter Scott's tadelt, daß ſie paſſiver Natur ſind und ein bei weitem geringeres Intereſſe einflößen, als die finſtern, befangenen, aber gewaltigen Geſtalten, die auf ſie einwirken, ſo verkennt man die eigentliche Bedeutung dieſer Figuren. Sie vertreten die Stelle des griechiſchen Chors und geben die ideale ſittliche Anſicht des Dichters, durch welche die ganze Handlung erſt ihr richtiges Verſtändniß und ihre richtige Stellung gewinnt. Wenn man daher von der Sittlichkeit Walter Scott's ſpricht, ſo iſt darunter weniger jene Enthaltſamkeit in geſchlechtlichen Verhältniſſen zu verſtehen, welche freilich bei der Pruderie der engliſchen Geſellſchaft weſentlich dazu beigetragen hat, ſeinen Ruf ſicher zu ſtellen,

als jener Ernſt, mit dem er ſich über die dargeſtellten Einſeitigkeiten erhebt, in demſelben Augenblick, wo er ſie mit Hingebung ſchildert. Dieſe Miſchung von ſtrengem ſittlichem Ernſt und liebenswürdiger Beſcheidenheit, welche das eigentliche Weſen des engliſchen Gentleman ausmacht, verleiht auch den unbedeutendſten Figuren ſeiner Helden oder erſten Liebhaber das nämliche Intereſſe der Anmuth, durch welches ſich Walter Scott ſelbſt ſo erfreulich von den übrigen excentriſchen Dichtern ſeiner Zeit unterſcheidet. Sein Verſtand iſt klar und nüchtern, und doch begreift er jeden Enthuſiasmus; er iſt tolerant gegen jede Eigenthümlichkeit, und hat doch überall das Gepräge der allgemeinen Form; er vertieft ſich in alle Sympathien der romantiſch-hiſtoriſchen Reminiscenzen, und begleitet ſie doch mit gelinder, ſehr wohlthuender Ironie.

Das iſt es, was ich bei ſeinem Uebergang vom Epos zum Roman andeutete. Der eigentliche Gegenſtand ſeiner Romane iſt die Romantik ſeiner epiſchen Gedichte, die hochländiſchen Clanshäuptlinge, Seeräuber, Zigeuner und Schmuggler, Ahnenſtolze, Aſtrologen und bigotte Katholiken, Cavaliere und Rundköpfe und dergleichen; aber er ſieht ſie nicht mehr blos objectiv an, ſondern mit dem ſcharfen Auge ſeiner eigenen Bildung und ſeines ſittlichen Gefühls. Darum eignet ſich ſeine Form am meiſten für die Darſtellung der jüngſten Vergangenheit, in der die Repräſentanten der richtigen ſittlichen Mitte, die Waverley, die Morton, die Osbaldiſtone u. ſ. w. noch ihre Stätte finden; im Mittelalter müßte man ſie erſt künſtlich hineinzwingen und dadurch die Einheit und Wahrheit des hiſtoriſchen Gemäldes ſtören.

Am eigenthümlichſten geſtaltet ſich dieſes ſeiner Doppelnatur entſprechende Verhältniß in der Darſtellung des ſpecifiſch Romantiſchen, der Geiſter- und Hexengeſchichten, der Nornen und Zigeunermütter, der Leichenweiber und Wahnſinnigen. Es iſt das zu gleicher Zeit die Doppelnatur des engliſchen Volks. Der nüchternſte Verſtand liegt hart neben den Excentricitäten des Spleens, und alle Dichter, von Shakespeare an bis auf Dickens, haben nicht verfehlt, ſich mit dergleichen Nachtſtücken mehr zu thun zu machen, als für ihren Zweck unumgänglich nothwendig war. Walter Scott hat darin von ihnen allen vielleicht die meiſte Tiefe entwickelt und zu gleicher Zeit das größte äſthetiſche Maaß, denn dieſe Nachtſtücke ſind überall nur der nothwendige Schatten, der das Licht und die Farbe des übrigen Gemäldes noch heiterer und beſtimmter hervortreten läßt. Zuweilen ſind es blos landſchaftliche Effecte, wie z. B. Meg Merillies und das tolle Mädchen im Herzen von Midlothian; zuweilen iſt es aber auch eine pſychologiſche Studie. Das glänzendſte Beiſpiel des Letztern iſt die Darſtellung in der Braut von Lammermoor, wie Lucie allmälig zum Wahnſinn getrieben wird. Dagegen mißglückt es ihm ſtets, wenn er eine wirkliche überſinnliche Welt darſtellen will, wie im Kloſter und in den Verlobten; gerade weil er dazu viel zu

Digitized by Google

verſtändig iſt, erſcheint Alles gemacht. Ebenſo wenn er des bloßen Effectes wegen geſpenſtiſche Maskeraden aufführt, wie im Woodſtock.

Ueberblicken wir ſein Verhältniß zu den frühern und ſpätern engliſchen Novelliſten, ſo iſt er gegen die erſten im entſchiedenen Vortheil. Wir laſſen dem Humor und der Anſchaulichkeit eines Fielding, Smollet u. A. m. volle Gerechtigkeit angedeihen, aber man wird zugeſtehen müſſen, daß ihr Gegenſtand im Ganzen doch ein ſehr einförmiger iſt. Die Wirthshäuſer und dergleichen nehmen kein Ende. Bei Walter Scott werden auch diejenigen Romane, die ſich in der modernen Geſellſchaft bewegen, durch den Anflug des Geſchichtlichen gefärbt, wenn dieſes zuweilen auch in der unverarbeiteten Form der Volkslieder, Balladen, der landſchaftlichen Localſchilderungen auftritt. Außerdem zeichnet er ſich durch eine ſtrenge Oeconomie in der Handung aus, die freilich nach ſeinem eignen Geſtändniß mehr Inſtinkt als Abſicht war, und wenn man ihm eine zu weit getriebene epiſche Breite vorwirft, ſo muß man, um gerecht zu ſein, einerſeits die früheren Novelliſten und den Geſchmack des engliſchen Publicums in Rechnung bringen, andrerſeits die ganze Methode ſeiner Dichtung in Betracht ziehen, die überall auf Klarheit, Deutlichkeit und Vollſtändigkeit ausgeht, nicht auf die glänzende, aber incorrecte Rapidität der franzöſiſchen Erfindungen. Die ſpäteren Dichter haben meiſtens nur einzelne Seiten ſeines Weſens mit Virtuoſität ausgebildet, wenn ſie ihn auch in dieſer Einſeitigkeit in mancher Beziehung übertreffen. Von Dickens habe ich ſchon geſprochen. Ich möchte, um einen ſchlagenden Vergleich zwiſchen Beiden anzudeuten, die Leſer auf die Sarah Gamp des Einen und ihr Verhältniß zu dem Leichenweib in der Braut von Lammermoor hinweiſen. Von Cooper (der 1820 auftrat), Bulwer (1828) u. ſ. w. behalte ich mir noch vor, das Verhältniß feſtzuſtellen.

In Einem iſt Walter Scott ſchwächer, als mancher ſeiner Zeitgenoſſen, gerade weil er maßvoller iſt, als ſie: in der Darſtellung der Leidenſchaft. Zwar fehlt es nicht an leidenſchaftlichen Charakteren, Motiven und Handlungen, aber dieſe Leidenſchaft wird nicht mit der fieberhaften Gluth ausgemalt und detaillirt, wie wir es bei den Franzoſen gewohnt ſind. Es hängt damit zuſammen, daß ſeine Frauengeſtalten im Ganzen weniger Intereſſe haben. Wo man das geſchlechtliche Verhältniß nur ſchonend berührt, wird auch die Darſtellung des Weibes etwas Schattenhaftes haben; dafür finden wir aber reichliche Entſchädigung an dem Behagen, welches uns ſeine idealen Geſtalten einflößen, namentlich ſeine Jenny im Herzen von Midlothian, an dem heitern Muthwillen ſeiner jungen Mädchen und an der Energie, mit welcher ausnahmsweiſe die ſtolzeren Frauengeſtalten gezeichnet ſind, z. B. Lady Aſhton in der „Braut". J. S.

Die verfloſſene Concertſaiſon in Leipzig.

So iſt denn abermals ein Winter mit ſeinen Klängen vorübergerauſcht und wir ſchicken uns an, durch das unbeſtändige Wetter des April und die noch bevorſtehende Meſſe mit ihrem proſaiſchen Geräuſche in den muſikſtillen Sommer überzugehen. Der iſt aber auch für den mit den muſikaliſchen Genüſſen überſättigten Bewohner unſrer Stadt ein dringendes Bedürfniß; wir brauchen die ſtille, klangloſe Vorbereitung für die neuen Anſtrengungen unſrer Gehörsnerven, die uns der künftige Winter wieder unabweislich bringen wird. Und wie kann es anders kommen? Zwanzig Concerte des Gewandhauſes, acht der Euterpe, mehre Quartettunterhaltungen, viele außerordentliche für milde Stiftungen, Soiréen und Matinéen von Virtuoſen, hier und da eine beſſere Oper, — es iſt faſt zu viel für eine Stadt von 60,000 Einwohnern, von denen ſich doch nur ein verhältnißmäßig nicht zu großer Theil der gebildeten Stände betheiligt. Dieſe regelmäßigen Beſucher der Concerte bilden aber eine geſchloſſene Phalanx, in welcher ſich Veteranen finden, die ſeit länger als 50 Jahren jeden Winter der heiligen Tonkunſt ihr Opfer brachten. Wenn man ſie auf den kalten Stufen der Treppe im Winter der Eröffnung des Saales harren ſieht, um das ſeit ſo langen Jahren geliebte Plätzchen zu erhaſchen, ſo liegt gewiß etwas Rührendes darin, zu gleicher Zeit ein Beiſpiel der Nacheiferung des jüngern Geſchlechts, daß es mit eben ſo edler Hingebung beſonders das Inſtitut pflegen möge, das ſeit hundert Jahren eine Zierde unſrer Stadt und ein Palladium der Kunſt für ganz Deutſchland geweſen iſt. Wir dürfen um ſo ſtolzer ſein, als gerade die Begründung unſrer Inſtitute und die ungeſchwächte Erhaltung des Intereſſes an denſelben rein bürgerlichen Urſprungs iſt. Weder die Schätze der Fürſten, noch die Protection des hohen Adels hat uns auf die Stufe gebracht, die wir jetzt mit Ehren einnehmen, nur einfache Gelehrte und Kaufleute waren es, die den erſten Samen ausſtreuten. Ihre Nachfolger haben mit Glück die Keime gepflegt und mit unermüdlicher Sorgfalt den Baum mit ſeinem Blüthenreichthum großgezogen. Möge uns das glückliche Loos nicht vorenthalten werden, an der Pflege dieſes koſtbaren Gewächſes auch das Unſrige thun zu dürfen.

In unſerm Bericht wenden wir uns zuerſt an das Gewandhaus. An reinen Inſtrumentalwerken wurden hier aufgeführt: **Sinfonien** von Beethoven, in D Dur, Eroica, A Dur, B Dur, Paſtorale, und D Moll mit Chören; von Haydn in C Dur und D Dur; von Mozart in C Dur (mit Schlußfuge) und G Moll; von Gade in C Moll und B Dur (Nr. 4); von Schumann in B Dur und Ouverture, Scherzo und Finale; von Mendelsſohn in A Moll und A Dur (der philharmoniſchen Geſellſchaft in London gewidmet); je eine von Hiller (Es muß doch

Frühling werden) und Rietz (GMoll); einige neue von Spohr (die Jahreszeiten), Taubert und Walter. **Ouverturen**: von Beethoven, Leonore, Nr. 2 und 3, op. 124; von Weber, Oberon, Euryanthe, Freischütz, Preciosa; von Cherubini: Wasserträger, Anacreon, Abenceragen; von Mendelssohn: Hebriden und Meeresstille und glückliche Fahrt; von Gade, C.Dur (Nr. 3) und „Im Hochland"; von Spontini: Vestalin, Olympia; von Schumann: Genoveva; von Rossini: Tell; von Gluck: Iphigenia; von Mozart: Zauberflöte; von Sterndale-Benett: Najaden und Waldnymphe.

Das Programm bietet die besten deutschen Werke; von Ausländern finden wir nur Cherubini und Spontini mehrfach vertreten, von denen der erste, die heimathliche Schule ganz verlassend, sich den bessern Franzosen und den besten Deutschen eng anschließt, deren zweiter in der höhern Instrumentalform, trotz des von ihm beliebten Lärmens, doch die Italiener weit hinter sich gelassen hat; von Rossini nur die Ouverture zu Tell, das einzige Instrumentalstück von ihm, das einen höhern Zweck beanspruchen darf, als das lebhafte Treiben der Italiener in den Theatern verstärken zu helfen. Der Engländer Sterndale-Bennet, ein Epigone Mendelssohn's, pflegt mit seinen beiden Ouverturen jedes Jahr von der Direction dem Publicum vorgestellt zu werden; er ist ein recht liebenswürdiger und artiger Herr, bietet aber, da er oft neben seinem Herrn und Meister erscheinen muß, so wenig Anziehungspunkte dar, daß er auf eine günstigere Aufnahme rechnen dürfte, wenn, nachdem er vielleicht Jahre lang verschwunden, eine unbezwingliche Sehnsucht den alten Freund zurückriefe. Einem andern Fremden hingegen dürfte unsre Direction mehr Ehre anthun: dem Franzosen Berlioz. Nach seiner Abreise aus Leipzig hat Niemand mehr an ihn gedacht und selbst der sonst so rücksichtsvolle Mendelssohn hat so große Abneigung gegen die Ungeheuerlichkeiten des Franzosen gehegt, daß man auch jetzt noch nicht die Manen des Meisters durch eine Aufführung gegen seinen Willen beleidigen möchte. So viel sich auch gegen die Richtung dieser Schule einwenden läßt, so darf dennoch das Gewandhaus, als erste Anstalt für Instrumentalmusik, es nicht unterlassen, diese Werke von Zeit zu Zeit auszuführen. Der Instrumentenlärm, welcher ihnen hauptsächlich vorgeworfen wird, tritt nicht schlimmer hervor, als in mancher neueren Sinfonie, ja es gibt sogar Clavierconcerte aus der Liszt'schen Periode, und aus späterer Zeit, in denen so viel Instrumentenlärm aufgehäuft ist, daß sich mit diesem Material eine Masse von dramatisirten Todtschlägen, Pulverexplosionen ꝛc. herstellen ließe. Außerdem ist es interessant genug, das Streben dieses Componisten, die bloße Instrumentalmusik auf concrete Stoffe überzutragen, genauer zu verfolgen, und wenn der Nutzen eben kein andrer wäre, als ein abschreckendes Beispiel für viele unsrer jungen Componisten.

Unter den Sinfonien finden wir diesen Winter vier neue: eine von Gade (BDur), über welche schon früher in diesen Blättern gesprochen wurde, eine von

Spohr, die vier Jahreszeiten genannt, eine von Taubert in Berlin, und endlich eine von Walter in Zürich. Nur die erſte darf ſich eines bleibenden Werthes rühmen; ſie iſt das Product eines jungen, friſchen Talents, aus dem ein wirklicher Fortſchritt für die Kunſt ſich erkennen läßt, die andern drei legen nur Zeugniß ab von dem guten Willen der Componiſten, zu gleicher Zeit aber auch von der Unſicherheit der Richtung. Spohr iſt der noch bei weitem Entſchiedenſte unter ihnen, wenn auch nur auf paſſive Weiſe, denn er wird ſich nie von dem lyriſchen und elegiſchen Tone losreißen können. Die vier Sätze der Sinfonie ſollen ein Bild der Jahreszeiten geben. Der Winter eine ächte Elegie: weites, ödes Schneegefilde, ſtrenge, finſtere Kälte, kein freundlicher Sonnenſtrahl bricht ſich auf dem in Diamantengefunkel glänzenden Schneefelde, kein fröhlicher Bub gleitet über den glatten Spiegel der Fläche des Sees. Ein kurzer Uebergang führt in den Frühling: das alte liebenswürdige idylliſche Gepfeife und Gezirpe aus der „Weihe der Töne", aber ohne die Friſche und die anmuthigen Melodien aus jenem Werke. Der Froſt des Winters war zu anhaltend, der Sommer iſt faſt eben ſo heiß, als der Winter kalt war; er ſchildert uns weniger die Pracht der Vegetation, als den heißen Odem, welchen der Sonnengott über den erſchöpften Erdboden aushaucht. Der Herbſt führt aus der idealen Kunſtwelt in das gemüthliche Deutſchland, wo harmloſe Leute noch immer „Bekränzt mit Laub" zu ſingen pflegen. Wenn ſie doch harmlos ſängen! Aber ſie poltern ohne Rhythmus und coquettiren pedantiſch mit allerlei Schulfuchſereien; es will ſich kein harmloſes Gelage geſtalten und die Zecher ſitzen traurig beim Becher, es rieſeln ihnen die Thränen über die Wangen, als ob ſie unſre traurige Zeit beſeufzten. In dieſen Bildern ohngefähr ſtellt ſich dem unbefangenen Zuhörer das Tonwerk dar; ein Glück, daß es dem Muſiker noch einige beſchaulichere Seiten bietet. Zwar begegnet ihm nichts Neues, denn Spohr hat ſeit langen Jahren an ſeiner Schreibweiſe nicht geändert, aber das Gebotene iſt ſo ſolid, als was nur irgend früher der Feder dieſes Meiſters entfloß. — Tauberts Sinfonie iſt ſo unerquicklich, unfreundlich und launenvoll, wie die Tonart H moll, in der ſie geſchrieben. Nur wenig Motive, und dieſe raſtlos hin- und hergeworfen, ein ewiges Ballſpielen mit kurzen Phraſen, ein verletzendes Coquettiren mit allen dynamiſchen und inſtrumentalen Effecten, hier und da ein wenig Uebertragung aus dem Pianoforte in das Orcheſter, zur Abwechſelung ein wenig Campanella im Andante, und bei allen dieſen Künſten kein tiefer Gedanke, — es iſt troſtlos, ſo viele Mühe an ſo wenig Erfolg verſchwendet zu ſehn.

Wozu mit der neunten Sinfonie Beethovens rivaliſiren, wenn man kein ſolcher Rieſe iſt, daß man ſeine Gedanken bis an den Himmel aufthürmen darf, ohne zu fürchten, daß man unter den Trümmern erſchlagen werde? Es gibt genug nachzuahmen an den erſten acht Sinfonien des Mannes. Baut nicht Phraſen, ſondern Melodien, und wenn ihr Contrepunkt zimmert, ſo fügt ſie auf eben ſo

leichte, durchſichtige Weiſe zuſammen, und wenn ihr euch harmoniſch putzen wollt, ſo ſtreift nicht über die Grenzen des guten Geſchmackes hinaus, daß ihr nicht wie verputzte Kinder ausſehet. — Taubert repräſentirt in ſeiner Sinfonie die neue Kunſt auf dem Abwege, Walter aus Zürich führt uns auf die entgegengeſetzte Seite, er liebkoſt mit unſern Großvätern und hat ihnen dann eine Sinfonie abgeſchwatzt, zu der Haydn einige Liebesgaben verabreichte, Mozart den Hauptſtoff lieferte und Beethoven nur hie und da einige bekräftigende Aeußerungen beifügte. Wenn der Componiſt mit Fleiß die neuen Meiſter verleugnete, ſo that er daran Unrecht, auch die begabteſten Geiſter werden nicht im Stande ſein, die alten Zeiten herauf zu beſchwören; wenn er ſo ſchrieb aus Unkenntniß, ſo iſt er noch härter zu tadeln und es iſt ihm nur Fleiß und Ausdauer zu ernſten Studien zu wünſchen.

Das Publicum nahm dieſe neuen Sinfonien ſehr freundlich auf, vielleicht aus Dankbarkeit gegen das brave Orcheſter oder aus freundlicher Rückſicht gegen die ſelbſt dirigirenden Componiſten. Es wäre wol der Ehre des Inſtituts angemeſſen geweſen, ein wenig ſchweigſamer zu verfahren und eine ernſtere Kritik auszuüben. So verfuhr man in ähnlichen Fällen früher; jetzt haben ſich freilich die Verhältniſſe umgewandelt, ſeitdem der Concertbeſuch zur Mode gehört.

Die Direction befand ſich auch dieſen Winter, wie in mehren der vorhergegangenen, in den Händen des Kapellmeiſters Julius Rietz und des Concertmeiſters Ferdinand David. Sie haben das Orcheſter mit Umſicht und Energie geleitet, wie man das von ihnen mit Recht erwarten darf, und ſind des Dankes werth, den alle wahren Muſikfreunde ihnen zollen. Als zweiter Concertmeiſter wurde angeſtellt Raimund Dreiſchock, der Bruder des bekannten Pianiſten. Er debutirte mit dem Amollconcert für Violine von Molique und einer Fuge für Violine allein von J. S. Bach, und erwarb ſich ſogleich den erſten Abend den reichſten Beifall der Zuhörer. Sein Ton iſt voll und glänzend, ſeine Fertigkeit ſowol in der linken Hand, als in der Bogenführung eine meiſterhafte; die großen Schwierigkeiten des Molique'ſchen Concerts überwand er mit wohlthuender Sicherheit, ſein Vortrag war elegant und fein. Nachdem Joachim Leipzig verlaſſen, um nach Weimar zu gehen, dürfen wir uns zu einem ſolchen Nachfolger immer Glück wünſchen.

Ehe die Geſangsleiſtungen und die Virtuoſen dieſer Saiſon des Gewandhauſes näher berührt werden, wird es zuvor nöthig, einen kurzen Blick auf die Concerte des Muſikvereins Euterpe zu werfen, deſſen Leiſtungen ihre Stärke nur in den Inſtrumentalaufführungen ſuchen können, da die geringen Mittel des Vereins und das zu niedrig geſtellte Abonnement jede koſtſpielige Anwerbung von theuern Sängerinnen und Virtuoſen verbieten. Die Theilnahme des Publicums war auch in dieſem Jahre eine bedeutende und geſtaltete ſich am Ende des Winters immer inniger und aufmunternder. Die Leitung hatte wie im vorigen Jahre

A. F. Riccius übernommen. Folgende Orcheſterwerke wurden in dieſen Concerten aufgeführt: drei Sinfonien von Beethoven, A Dur, B Dur, Paſtorale; Es Dur von Haydn; C Dur von Franz Schubert; E Moll von Emil Leonhard; C Dur von Heinrich Dorn; B Dur von Rob. Schumann; Ouverturen: Mozart, Zauberflöte; Mendelsſohn, Sommernachtstraum; Ehlert, Concertouverture (neu, Mſcpt.); Weber, Euryanthe, Freiſchütz, Oberon; Schumann, Genoveva; Beethoven, Fidelio (Nr. 4, E Dur); Cherubini, Waſſerträger; Hentſchel, Concertouverture (neu, Mſcpt.).

Auch hier begegnen wir einigen Neuigkeiten. Die Sinfonie von Heinrich Dorn (C Dur), in Köln, Berlin und Magdeburg früher, in Leipzig jetzt das erſte Mal aufgeführt. Sie errang ſich unter der Leitung des Componiſten einen eben ſo reichen, als verdienten Beifall, und ohne Zweifel iſt ſie unter den neuen Werken dieſes Jahres das friſcheſte und geſundeſte. In allen Sätzen leicht faßliche und rythmiſch belebte Motive, die auch in der kunſtvollſten Behandlung nicht ihren Glanz verlieren. Eine Periode entwickelt ſich aus der andern einfach und natürlich, und ſo geſtaltet ſich ein Zuſammenhang im größern Satze, der eben ſo leicht begreiflich, wie wahr iſt. Will man an dem Ganzen des Werkes eine Ausſtellung machen, ſo dürfte es die ſein, daß die vier Sätze in ihrer Ausdrucksweiſe nicht ein und derſelben Kunſtepoche angehören. Das Andante führt uns in ſeiner Weiſe in die claſſiſche Zeit zurück, während die übrigen Sätze, beſonders des Scherzo und der letzte Satz von der Romantik angehaucht ſind. Eine intereſſante Epiſode findet ſich in dem Andante: der Componiſt hat nämlich den Anfang des erſten Motivs zu einer Solocadenz für Streichquartett benutzt. Die contrapunktiſche Durchführung des Thema's ſteigert ſich von Takt zu Takt; bald ſpringt das Motiv in dieſer, bald in jener Stimme hervor; oft liegt es auf einem getrillerten Orgelpunkte in dieſem oder jenem Inſtrumente, oft gibt es Gelegenheit zu den intereſſanteſten harmoniſchen Combinationen. Am Schluß ſteigert ſich die Cadenz zu vierſtimmigen Arpeggien und erſtirbt dann endlich mit Andeutungen des kommenden Tutti. Die Cadenz iſt eine ſehr geiſtreiche Arbeit, ſie leidet nur an dem einzigen Fehler der Länge, welche um ſo empfindlicher hervortritt, als eines Theils der Zuhörer, durch den vorhergehenden Mittelſatz in Moll ermüdet, nicht genügende Aufmerkſamkeit beſitzt, den kunſtreichen Verſchlingungen der Cadenz zu folgen, andern Theils einige Wiederholungen den Effect etwas abſchwächen. Der letzte Satz, ein lebhaftes Gemälde mit paſtoralem Anſtrich, weiß die Lebensgeiſter wieder zu erfriſchen und führt das ganze Werk zu einem gedeihlichen Ende.

Ehlert's Ouverture (D Moll) errang weniger lebhaften Beifall. Sie iſt leidenſchaftlichen finſtern Charakters, und als Tongebilde zu Shakſpeare's Romeo und Julia gedacht. Die Anknüpfungspunkte an den Dichter ſind nur ſchwer zu erkennen, wenigſtens tritt nur einer deutlich hervor: der tragiſche Untergang des

Helden und der Heldin. So nur würde der Zuſammenhang der beiden Werke zu erklären ſein; den Hauptfactor des Trauerſpiels, die glühende und aufopfernde Liebe, hat der Componiſt nicht zu zeichnen verſtanden. Die Ouverture beginnt in D Dur mit einem kurzen Andante in dem Charakter der Mendelsſohn'ſchen Ouverture „Meeresſtille und glückliche Fahrt"; das Allegro D Moll iſt durchaus in kurzen zweitaktigen Motiven gearbeitet, die ſich zwar zu größern Perioden geſtalten, aber doch niemals den Charakter der Zerriſſenheit abzuwenden vermögen. Das Mittelmotiv ſucht einen Contraſt anzubahnen, aber es gelingt nur halb; hier wäre es am Orte geweſen, die Schilderungen der heißen Liebe einzuweben. — Die Ouverture von Hentſchel (D Dur) iſt als das Werk eines talentvollen Anfängers zu betrachten; es iſt an ihm mehr die Schule, als der Inhalt zu loben. Man darf günſtige Erwartungen für die Zukunft von ihm hegen.

An größern Geſangswerken wurden mit Unterſtützung der hieſigen Singakademie, deren Dirigent J. Rietz, und des Pauliner Männergeſangvereins, an deſſen Spitze der verdiente Organiſt Langer, folgende Stücke aufgeführt: Requiem und Dies irae von L. Cherubini; erſter Theil aus dem Oratorium Elias von Mendelsſohn; Finale des erſten Aktes aus Zemire und Azor von Spohr; Bachuschor aus Antigone von Mendelsſohn; Cantate „Eine feſte Burg" von J. S. Bach; der 95. Pſalm von Mendelsſohn; Paradies und Peri von Schumann; Antigone von Mendelsſohn; erſtes Finale aus der nachgelaſſenen Oper „Loreley" von Mendelsſohn; die neunte Sinfonie von Beethoven.

Mendelsſohn's Name iſt hier am meiſten vertreten, vielleicht allzuſehr auf Koſten anderer trefflicher Tonſetzer. Beſonderes Intereſſe gewährte die Aufführung des erſten Finale aus der von Geibel gedichteten Oper Loreley, die ſich unvollendet in dem Nachlaſſe des Meiſters vorgefunden hatte. — Leonore, Pflegekind eines Schiffers zu Bacharach, iſt auserkoren, an der Spitze ihrer Geſpielen bei der Vermählung des Pfalzgrafen am Rhein das fürſtliche Paar zu beglückwünſchen. Sie erkennt in dem Pfalzgrafen ihren eigenen Geliebten, der ihr früher immer nur als Jäger gekleidet genaht war, und ſieht ſich von ihm betrogen. Verzweifelt irrt ſie in der Nacht am Ufer des Rheins umher, wo ſie von Luft- und Waſſergeiſtern belauſcht wird, welche ihr, um den Preis, ſich ihnen für immerdar zu weihen, Rache geloben. Dieſer Moment bildet den Inhalt des Finale. Es beginnt mit einem Wechſelgeſange der Luft- und Waſſergeiſter vom Rhein und Bodenſee, der ſich ſpäter zu einem allgemeinen Chore erweitert. Durch das Herannahen der Leonore werden ſie in ihrem Reigen unterbrochen. Hier hat der Componiſt es trefflich verſtanden, die Soloſtimme und den Chor in effectreiche Gegenwirkungen zu bringen. In ununterbrochener Steigerung drängt ſich Rede und Gegenrede bis zu dem Momente, in welchem die Geiſter als Preis der Rache ſie ſelbſt verlangen.

Sollſt Dein Herz zum Lohn uns geben,
Sollſt uns opfern Deine Liebe!
Braut des Rheines ſollſt Du werden,
Braut des Rheins im Felſenſchloß!

Leonore. Es ſei! Es ſei!
Wie ich den Schleier hier zerreiße,
So ſei zerriſſen meine Liebe!
Flattre ſie hin in den Lüften!
Dem Wind, dem Sturme vermach' ich ſie. u. ſ. f.

Der Chor gelobt mit Wiederholung dieſer Worte die von ihm geforderte Rache und ruft am Schluſſe des Finale den Genoſſen zu:

Heil der mächtigen Sterblichen!
Heil der Schönheitsverderblichen!
Rache, Rache geloben wir Dir!

Es iſt ſchwer, nach einmaligem Hören über die Muſik und die dramatiſche Wirkung des Finale ein entſcheidendes Urtheil zu geben, wenigſtens darf der Eindruck aus dem Concertſaale kein durchaus maßgebender ſein. Hier, wo die Scenerie gänzlich vermißt wurde, wo das Wogen und Treiben der entfeſſelten Geiſter dem Auge unſichtbar war, wo die einzige That der ganzen langen Verhandlung, das Zerreißen des Schleiers, die auch blos ſymboliſcher Natur iſt, nur dem innern Gefühle überlaſſen bleiben mußte, konnte der Eindruck kein überzeugender ſein. Von großer Wirkung iſt trotzdem der Moment des Zerreißens des Schleiers und die ihm vorausgehenden Worte, welche den Preis für die zu leiſtende Rache der Leonore beſtimmen. Weniger wirkſam ſind die Einzelgeſänge der Heldin, es mangelt den Melodien die Wahrheit und die Behendigkeit der dramatiſchen Muſik, der Anſchluß der Chöre allein gibt ihnen immer erſt die richtige Haltung. Mendelsſohns Muſe erſcheint bei aller ihrer Feinheit doch zu ſchwerfällig für die Oper; er hat ſich, ſo weit es ihm gelingen konnte, von dem ernſten Stile der Kammermuſik und des Oratoriums losgeriſſen, doch ſieht man jeden Augenblick, daß er gegen ſeine Natur kämpfen mußte. Die Haltung der Muſik im Allgemeinen iſt ſehr düſter, und wenn das auch das Colorit der Situation verlangte, ſo iſt es doch in dem Anfangschore zu weit getrieben.

In demſelben Concerte, wo uns dieſes nachgelaſſene Werk Mendelsſohns vorgeführt wurde, hörten wir noch die neunte Sinfonie mit Chören von Beethoven. Die Ausführung von Seiten des Orcheſters war vielleicht die gelungenſte, welche wir ſeit Jahren hier erlebt haben. Der Dirigent hatte mit den wenigen Proben, die ihm zu halten vergönnt waren, faſt das Unglaubliche geleiſtet; eine Menge von großartigen Effectſtellen traten glänzender hervor, als wir es uns je zu erinnern vermögen; ſo jene Stelle im erſten Satze, wo nach der Durchführung das erſte Thema in der Vergrößerung auftritt. Der Orgelpunkt der Pauke wirbelte dazu, wie die Pauke des ewigen Gerichtes; ein heiliger Schauer durchrieſelte das

Gebein. So gelungen traten auch das Scherzo und das Adagio hervor, nicht ganz befriedigend aber im vierten Satze das Recitativ der Contrabässe und Celli, indem sowol eine markige Accentuation, als eine ganz gediegene Reinheit vermißt wurde. Der letztgerügte Uebelstand tritt fast bei jeder Aufführung des Werkes uns entgegen; vielleicht läßt er sich dadurch einigermaßen beseitigen, daß man es unterläßt, alle Celli in der vorgeschriebenen Tonhöhe zu spielen, sondern die meisten lieber eine Oktave tiefer versetzt, so daß sie sich mit den Contrabässen in gleicher Tonhöhe bewegen. Man erreicht dadurch den Vortheil, daß die in dieser Oktave schreiende Intonation des Cello gedämpft, die Undeutlichkeit der Contrabässe aber gehoben wird. Die hohen Celli werden dann zu den Contrabässen in dem Verhältnisse erscheinen, wie ein 8 Fuß auf dem Orgelpedal zu einer Grundlage von 16 Fuß Principal. Die Chöre wurden von der Singakademie präcis und sauber ausgeführt; die Soli's waren nicht ganz genügend. Dieser Umstand läßt uns die Meinung aussprechen, daß man das gigantische Werk überhaupt nur dann ausführen solle, wenn die Besetzung des Sänger- und Orchesterpersonals ausgezeichnet hergestellt werden kann; Unzulänglichkeiten auf dieser oder jener Seite vertragen sich nicht mit der hohen Würde des Tonstücks und mit den hohen Absichten des Meisters. Es ist auch nicht möglich, neben ihm noch andere Musik zu hören; man muß ja alle Gedanken sammeln, um hier allein den tiefen Combinationen mit ungeschwächter Kraft von Anfang bis Ende folgen zu können.

Unter den Damen, welche diesen Winter als Sängerinnen im Gewandhause auftraten, sind zwei Erscheinungen besonders hervorzuheben, Madame Castellan, diesen Winter erste Sängerin der italienischen Oper am Königsstädter Theater in Berlin, und Frau Auguste von Strantz. Die Castellan ist eine Sängerin ersten Ranges in Beziehung auf die Fertigkeit und Sicherheit, mit denen sie ihre Arien bewältigt. Ihr Organ, obgleich der natürlichen Lage nach Mezzosopran, ist durch sorgfältige Schule nach der Höhe und Tiefe sehr erweitert worden, so daß sie über eine ziemlich große Reihe von Tönen gebieten kann. Von besondeker Schönheit und Stärke sind die Töne des Mittelregisters, weniger angenehm die Bruststimme, doch erklingen auch diese keineswegs in dem Bastardtone eines halben Mannes. Der ästhetische Eindruck ihres Gesanges ist, wenigstens im Concertsaale, nicht so hoch anzuschlagen; der unbefangene Zuhörer konnte es ihr gegenüber nicht weiter bringen, als zum Bewundern ihrer eminenten Fertigkeit. — Frau von Strantz besitzt eine so schöne, starke und doch so echt weibliche Altstimme, wie kaum eine besser gedacht werden kann. Ihr Brustregister, obgleich stark und fest, trägt an sich keine Spur jenes forcirten Klanges, den die italienischen und französischen Gesanglehrer seit einigen Jahrzehenten ihren Schülerinnen octroyirt haben: ihr Organ ist von der Natur so vollendet geschaffen, daß es nicht einmal die Kunst eines Singmeisters zu verderben vermochte. Sie trat in Leipzig das erste Mal vor einem größern Publicum auf, aber auch gleich mit dem bedeutend-

ſten Beifall und dieſer blieb ihr, ſo lange ſie daſelbſt verweilte. Wenn ſie den Muth und das Geſchick hat, ihre muſikaliſche Bildung auf denſelben Standpunkt zu bringen, den ſie vermöge ihrer Technik einnimmt, ſo darf ſie auf eine glänzende Zukunft hoffen; ohne die innige Vereinigung dieſer beiden Tugenden werden ihre Beſtrebungen keinen dauernden Erfolg erlangen. Der Mangel einer tiefern Kunſtbildung zeigte ſich darin, daß ſie weder Händel noch Mozart zu ſingen verſtand, während ihr jedesmal die von ihrem Meiſter Garcia überreich colorirten Arien der Italiener ſo gut gelangen, daß ſie damit Furore machte. — Fräulein Graumann aus London trat in der erſten Hälfte der Saiſon als Sängerin auf, mit ſehr getheiltem Beifall. Es mangelt ihr ſowol Geiſt, als Stimme; unter ſolchen Umſtänden wird auch die ungeheuerſte Fertigkeit die Zuhörer kalt laſſen.

Das Virtuoſenthum war dieſen Winter, wie ſchon einige Jahre zuvor, Dank ſei es der jetzt eingetretenen ernſteren Richtung, nur wenig, und wenn es geſchah, größtentheils auf würdige Weiſe vertreten. Der hauptſächlichſte Repräſentant deſſelben war Heinrich Littolf, der ſich in doppelter Eigenſchaft, als Componiſt und Virtuos, dem Publicum darſtellte. Er ſpielte in zwei verſchiedenen Concerten zwei Sinfonie-Concerte für Pianoforte, und in einer Quartettunterhaltung ein Trio für Piano, Violine und Violoncell. Es war faſt eine zu reichliche Doſis und es dürfte ſchwer ſein, die Gründe dieſes dreimaligen Auftretens zu erforſchen. Littolf iſt eine excentriſche Natur, und es iſt daher nicht möglich, längere Zeit mit ihm zu thun zu haben, ohne zu dem lebhaften Wunſch gedrängt zu werden, das durch ſeinen Umgang aufgeregte Gemüth bei Leuten ſanfteren Charakters in ruhigere Bewegung zu verſetzen. Er thut Alles weit über das Maß hinaus; dafür dient ſchon als erſter Beweis ſeine Unzufriedenheit mit dem Namen Concert, er geſtaltet daraus das Ungethüm eines „Sinfonie-Concerts". Wozu dieſe Uebertreibung? Weil ſeine Concerte aus vier Sätzen beſtehen? Ob nicht unſre guten Meiſter mit drei Sätzen daſſelbe geſagt haben? oder ſind z. B. Beethoven's Concerte Kinderſpiel und liegen in ihnen nicht ſo viele ſinfoniſtiſche Elemente, als es die Zuſammenſetzung des Pianoforte mit dem Orcheſter gerade zuläßt? In Littolf's Seele ſcheinen immer zwei Dämonen mit einander im Streit zu liegen, ein freundlicher und ein wilder. Er läßt dem freundlichen immer den Vortritt, aber das böſe Element ſiegt dann, und ſo geſchieht es faſt in allen ſeinen Compoſitionen, daß am Anfange eine milde Klarheit uns entgegentritt, daß aber die Mitte der Sätze, beſonders die Durchführungen, mit den abenteuerlichſten Tongebilden angefüllt ſind; es iſt in ihnen nur Grauſen und Entſetzen; harmoniſche Unſchönheiten wechſeln ab mit wilden phantaſtiſchen Figurationen, jeden freundlichen Gedanken wirft er dann bei Seite; es iſt ſo, als ob man den phantaſtiſchen Hoffmann in Muſik übergetragen vor ſich ſähe. Man mag das noch dulden in Sätzen, wo das Orcheſter mit ſeinen reichen Mitteln zu ſolchen Uebertreibungen gleichſam auffordert; in einem ſchlichten Trio tritt es aber unangenehmer ent-

gegen, es gibt hier keinen einzigen Grund zu dieſem übertriebenen Gebahren. Verſtände es Littolf, zur rechten Zeit ſich zu mäßigen und den reichen Fluß ſeiner Gedanken in ein ſanfteres Bett zu leiten, er dürfte auf größere Anerkennung hoffen. Als Spieler iſt er nicht unbedeutend, doch ſpielt er weniger wie ein Virtuoſe, ſondern mehr als guter Muſiker. — Unter den übrigen Pianoforte-virtuoſen dieſes Winters ſind als mehr oder minder bedeutend noch zu erwähnen Blaßmann aus Dresden (in der Euterpe, E Dur-Concert von Beethoven), Goldſchmidt aus Hamburg, Marie Wiek aus Dresden, Tedesco aus Prag. Schulhoff, der noch auf dem reinen Virtuoſenpfade wandelt, gab ein wenig beſuchtes Concert und errang reichen Beifall; es ſchadete ihm, daß er nur eigne Compoſitionen zum Vortrag wählte. — Unter den hervorragenden Violinſpielern iſt nächſt unſerm trefflichen Meiſter David und dem ſchon angeführten Dreyſchock noch Hilf, zeither in Caſſel, zu erwähnen. Er trat in der Euterpe mit dem Vortrage des zweiten David'ſchen Concerts und einer eigenen Compoſition auf; ſeine Leiſtungen ragen weit über das gewöhnliche Gute hinaus; nächſt Joachim iſt er als der bedeutendſte Schüler David's zu betrachten.

Die muſikaliſchen Abendunterhaltungen für Kammermuſik im Gewandhauſe fanden dieſes Jahr in geringer Zahl ſtatt, doch war das Gebotene der vortrefflichſten Art und verpflichtet uns zu lebhafter Anerkennung. Auch hier hörten wir einige Neuigkeiten, ein Trio von Heinrich Littolf, ein Quintett von Louis Spohr, und eine Sonate für Pianoforte und Violoncell von Ignaz Moſcheles, geſpielt von dem Componiſten ſelbſt und dem Capellmeiſter Julius Rietz. Die Sonate errang reichen Beifall, eines Theils, weil zu ihrem Vortrage der Meiſter ſich ſelbſt herbeigelaſſen hatte, während er ſonſt ſeit Jahren es zurückgewieſen hat, öffentlich zu ſpielen, andern Theils, weil ſie viel Verdienſtliches hat, und in der Art und Weiſe geſchrieben iſt, die hier die am meiſten anerkannte iſt. Das Spohr'ſche Quintett wich nicht von dem gewohnten Stile des Meiſters ab; Heinrich Littolf's Trio findet ſeine Charakteriſirung in den oben ausgeſprochenen Sätzen. Einen hohen Genuß bereitete David durch den Vortrag der Bach'ſchen Ciaconne mit der vortrefflichen, ganz dem Geiſte des Satzes angemeſſenen Clavierbegleitung von Mendelsſohn.

Auch die Oper hat dieſen Winter eine lobenswerthe Thätigkeit entwickelt: der unvermeidliche Prophet und die läppiſche Roſenfee haben einer Menge älterer Opern von gediegenem Inhalte weichen müſſen, unter denen beſonders Euryanthe von Weber hervorzuheben iſt.

Das iſt ungefähr die Summe der muſikaliſchen Thätigkeit unſerer Stadt. Für die verhältnißmäßigen geringen Kunſtmittel, welche wir hier aufzuwenden haben, dürfen wir gewiß mit Stolz auf unſere Leiſtungen blicken. Möge ein gütiges Geſchick es ſo günſtig lenken, daß wir auch in künftigen Jahren dieſes Gefühl in unſerm Herzen hegen können!

Die Fusion der Demokraten und Constitutionellen.

Die Opposition unsrer Blätter gegen das augenblicklich in Preußen herrschende System hat sich nach und nach zu einer solchen Leidenschaftlichkeit gesteigert, und ist dadurch den einzelnen dabei betheiligten Persönlichkeiten so unbequem geworden, daß die Lage unserer Presse schlimmer ist, als die der demokratischen. Man confiscirt die Constitutionelle Zeitung einen Tag um den andern, während man die Nationalzeitung ruhig gewähren läßt; ja, es war Mode geworden, daß der Absolutismus und die Demokratie sich gegenseitig auf Kosten der Mittelpartei Complimente machten. Man schmeichelte den Barricadenmännern, sie hätten wenigstens Muth gezeigt, während die Revolutionairs in Glacéhandschuhen, Schlafrock und Pantoffeln ihre Unthaten gefahrlos ausgeübt hätten, und der Minister selbst erklärte die Demokratie im preußischen Staate für berechtigt, nur die Doctrinairs für unberechtigt. Darüber brach ein großer Jubel im Lager der Demokratie aus, und man war gern erbötig, die Herren v. Manteuffel und v. Gerlach gleichfalls als große Männer gelten zu lassen, da sie so grob mit den Gothaern umgingen. Der freundschaftliche Gruß „Lumpenhunde", welchen Herr v. Manteuffel seinen neuen Alliirten an den Kopf geworfen hat, müßte sie freilich in dieser Freude etwas stutzig machen, wenn sie nicht in den letzten Jahren Diplomatie genug gelernt hätten, um Unbequemes zu ignoriren. Wenn sie aber aufmerksamer die Bewegungen im Lager ihrer Feinde verfolgten, so würden sie sehr bald dahinter kommen, daß die Taktik derselben nicht mehr darin besteht, die Constitutionellen von den Demokraten zu trennen, sondern vielmehr darin, die Ersten zu den Letzten hinüber zu drängen. Diese Idee einer Fusion zwischen den bisherigen Gegnern ist von einigen constitutionellen Blättern, z. B. von der Kölnischen Zeitung, lebhaft aufgenommen, und es ist nicht unzeitgemäß, sie näher zu beleuchten, wenn sie auch in diesem Augenblick ohne praktische Bedeutung ist, da bei der Entfremdung der Demokraten vom parlamentarischen Leben es vorläufig an einem Organ für diese Fusion fehlt.

Es wird mit dieser Fusion nicht viel mehr auf sich haben, als mit derjenigen, welche die französischen Royalisten beschäftigt. Es kommt bei einer politischen Partei, welcher der augenblickliche Erfolg verschlossen ist, nicht auf die Zahl ihrer Mitglieder, sondern auf die Integrität und Festigkeit ihrer Principien an. Selbst wenn es anzunehmen wäre, was aber höchst unwahrscheinlich ist, daß die gemäßigten Demokraten, die Männer des sogenannten linken Centrums, den Muth hätten, sich offen, ehrlich und unwiderruflich von ihren rothen Verbündeten zu trennen, was doch die nothwendige Voraussetzung einer solchen Fusion wäre, so würden dadurch die Gegensätze noch keineswegs gehoben. Ich will hier von den

unklaren Ideen der Volkssouverainetät, des allgemeinen Wahlrechts u. s. w. abstrahiren; ich mache nur auf den einen Punkt aufmerksam, der die Lebensfrage unsrer Partei ist. Der Grundgedanke, von dem wir ausgegangen sind, und auf den wir immer zurückkommen müssen, gegen den alle übrigen Fragen der Freiheit und Gleichheit von untergeordneter Wichtigkeit sind, ist die Bildung eines souverainen Staates, welcher ein einiges Interesse, die Kraft, dasselbe nach außen und innen zu vertreten, und den abgeschlossenen Boden für eine volksthümliche Entwickelung habe; mit andern Worten, die Concentration des außeröstreichischen Deutschland zu einem Bundesstaat unter preußischer Hegemonie, der in organischer Entwickelung allmälig zu einem Einheitsstaat führen soll. In diesem Sinne haben wir die Frankfurter Reichsverfassung angenommen, die uns keineswegs in allen Stücken convenirte; in diesem Sinne das Dreikönigsbündniß, mit dessen Einzelheiten wir auch nicht einverstanden waren, und in diesem Sinne müssen wir in allen deutschen Kammern, in der Presse, und wo uns sonst das Wort gegönnt ist, mit unsrer Opposition gegen den Particularismus der Regierungen einerseits und gegen das Großdeutschthum andrerseits so lange fortfahren, bis wir unser Ziel erreicht haben, ganz unbekümmert darum, ob die gegenwärtige preußische Regierung für uns ist oder nicht. Gegen dieses Princip gehalten, sind alle übrigen politischen Bestrebungen in Deutschland darum von untergeordneter Wichtigkeit, weil sie auf Sand bauen. Man kann in Sachsen, in Reuß, in Baiern und in Anhalt die allerfreiesten Verfassungen von der Welt einführen, sie sind doch ohne Werth und ohne Dauer, weil diese Staaten factisch keine volle Souverainetät haben, weil ihnen in jedem Augenblick von einem absolutistischen Oestreich oder einem absolutistischen Preußen die Entwickelung abgeschnitten werden kann. Mit Preußen ist es aber derselbe Fall. Seine verzwickte geographische Lage macht es nothwendiger Weise zu einem Militairstaat, in welchem eine freie Verfassung trotz aller Eidschwüre nur so lange Geltung haben kann, als sie mit den militairischen Tendenzen des Staates Hand in Hand geht. Preußen steht, auch mitten im Frieden, immer quarante-sept, und daß es bis jetzt noch nicht zu einem Entscheidungskampf um seine Existenz gekommen ist, liegt allein an den verwickelten Constellationen der allgemeinen europäischen Politik. Es kann aus dieser höchst unconstitutionellen Lage, deren Natur durch alle constitutionellen Formen nicht überwunden wird, nur dadurch herausgerissen werden, daß es seinen natürlichen Boden gewinnt. Friedliche Eroberung Deutschlands, oder allmäliges Aussterben aus der Reihe der souverainen Mächte, das ist das in seinem Wesen mit Nothwendigkeit vorgeschriebene Dilemma.

Ich verkenne keineswegs die Berechtigung des Standpunktes, welchem die Erwerbnisse der Freiheit höher stehen, als eine sichere Grundlage der Souverainetät und der Macht, der sich für Großdeutschland, für Kleindeutschland oder auch für das alte Bundesverhältniß erklärt, je nachdem das Eine oder das

Andere den Freiheitsbeſtrebungen größere Conceſſionen macht. Aber dieſer Standpunkt iſt nicht der unſrige, und ſo lange die gemäßigten Demokraten in dieſer Auffaſſung von uns abweichen, wäre jede Vereinigung mit ihnen eine Lüge und eine Zweckwidrigkeit, die nur zu Halbheiten und Verwirrungen führen müßten. Es kann allerdings der Fall ſein, daß nach den Wahlen in der nächſten Kammer die beiden Parteien in ihrer Oppoſition gegen die Regierung Hand in Hand gehen, jede von ihrem Standpunkt aus, und alte Reminiscenzen ſollen uns daran nicht hindern. Eine Fuſion iſt aber auch dann nicht möglich, wenn in den Principien der Partei eine wirkliche Aenderung nicht eingetreten iſt.

Allein in einer andern Beziehung ſollten die Parteien verſuchen, eine verſtändigere Stellung zu einander zu gewinnen. Man hat ſich bisher unausgeſetzt damit beſchäftigt, alte Geſchichten wieder aufzuwärmen und in den daraus hergeleiteten Angriffen über alles Maß hinauszugehen. Wozu das führt, lehrt uns das Beiſpiel des berühmten Redners in der zweiten Kammer, der mit ſeinen Gleichniſſen beim „Vogel Phönix" angefangen hat, ſich durch den Umweg der Schlafrock- und Pantoffelfrage allmälig zu den „lahmen Ziegen" erhoben und endlich glücklich bei den „Lumpenhunden" angelangt iſt. Wir ſollten aus den vorigen Jahren wenigſtens ſo viel gelernt haben, daß die parlamentariſche Form auch für die Preſſe heilſam iſt, daß Perſönlichkeiten eine Sache nicht fördern, und daß man genug mit den neuen Fragen zu thun hat, um der alten Geſchichten entbehren zu können. In dieſem Sinne ſind wir entſchieden für eine Annäherung und Verſtändigung.

Ein Denkmal für Hans von Raumer.

„Ein ganzer Mann wiegt ſchwer in ſchwerer Zeit;
An halben Männern iſt kein Mangel heut."

Deutſchland hat keinen Ueberfluß an ganzen Männern. Die Einen beugen ſich dem Sturm, Andere hat er geknickt. Wir haben im Laufe weniger Jahre Männer, die in der vollen Blüthe herrlichſter Mannesfriſche daſtanden, zum Schatten werden ſehen, gebeugt an Körper und Geiſt, erſtorben in ihrem Muth, in ihren Hoffnungen; wir haben Andere hinwelken und ſterben ſehen am „gebrochenen Herzen", aufgerieben von der Verzweiflung an der Zukunft des Vaterlandes. Eben jetzt kommt uns die Kunde von einem neuen Verluſt. Hans von Raumer iſt am 28. März in Erlangen geſtorben. Unlängſt aus Schleswig-Holſtein zurückgekehrt, erlag er einem Nervenfieber.

Hr. v. Raumer ſtarb zu früh. Was er bei längerem Leben noch hätte

leiſten können, das vermögen nur die zu ſchätzen, welche ihm näher geſtanden und Gelegenheit gehabt haben, ſein ernſtes Streben nach allen Seiten hin, die vielverſprechenden Anfänge ſeines faſt immer in beſcheidne Zurückhaltung ſich hüllenden tüchtigen Wirkens zu beobachten und ſo nach den Leiſtungen ſeiner Jugend die Hoffnungen auf ſein reiferes Mannesalter zu meſſen. Er vereinigte mit der Friſche, Weichheit und Liebenswürdigkeit des jugendlichen Alters den Ernſt, die Reife, die Feſtigkeit der vollendeten Mannheit. Glühend für die Größe des Vaterlandes mit dem ganzen Feuer eines kräftigen unverdorbenen, von der elenden Blaſirtheit unſerer Zeit unberührten Jünglings war er doch kein Phantaſt, war es wenigſtens nicht mehr, als jene Männer und Greiſe, die ein Leben voll der reichſten praktiſchen Erfahrungen oder der tiefſten Studien zu demſelben Glauben an die Möglichkeit und Nothwendigkeit eines einigen Deutſchland geleitet hatte und denen er, der jüngere Genoſſe, mit inniger, aber bewußter Hingebung ſich anſchloß, jene Arndt, Gagern, Dahlmann. Ein ſo aufrichtiger Freund des Volks, und zwar aller Klaſſen derſelben, wie vielleicht nur wenige, für Recht und Freiheit eingenommen, nicht blos durch den kalt abwägenden Verſtand, ſondern durch das noch jugendlich raſcher ſchlagende Herz und die faſt burſchenhafte Ritterlichkeit ſeines ganzen Weſens, hatte er doch mit frühreifer Beſonnenheit die falſche von der wahren Freiheit ſcheiden gelernt, und niemals entzog ſich ſein, wenn auch noch ſo ſehr durch Unrecht und Gewaltthat von der Gegenſeite erregtes Gefühl dieſer zügelnden Disciplin ſeines Verſtandes. Immer bereit, für ein wahres Volks- und Nationalintereſſe mit ſeiner ganzen Perſon einzuſtehen, war er ebenſo unerſchütterlich im Widerſtand gegen Verlockungen, welche ein ſolches Intereſſe nur als Maske benutzten.

Erſt 25 Jahre alt, ward er von der Gemeinde der ehemaligen Reichsſtadt Dinkelsbühl einſtimmig zum rechtskundigen Magiſtratsrath erwählt — ein Beweis des Vertrauens, welches ſchon in ſo früher Jugend ſein Charakter einflößte. Er war es, der zuerſt in Baiern den Adreſſenſturm gegen den offenen Brief des Königs von Dänemark anregte und den Anſtoß zum Beſelerfonds gab.

Abermals einſtimmig vom Bezirke Dinkelsbühl zum deutſchen Parlamente abgeordnet, nahm er dort ſeinen Platz, zum Staunen und Aerger der Linken, welche in dem jungen kecken Geſellen Einen der Ihrigen zu begrüßen gehofft hatte, im Centrum, zuerſt im linken (Würtemberger Hof), bei der neuen Parteigruppirung nach den Septembertagen im rechten (Augsburger Hof), und ſchloß ſich endlich der Kaiſerpartei an. Mit dem größern Theile derſelben verließ er das Parlament bald nach Gagern, Dahlmann, Simſon u. A. Aber er konnte es nicht über ſich gewinnen, in müſſiger Ruhe oder bei fernabliegender Geſchäftsthätigkeit der weitern Entwickelung der Dinge zuzuſehen — es drängte ihn, für's Vaterland ſein Leben einzuſetzen; nur ſuchte er einen Kampfplatz, wo er dies mit voller Ueberzeugung, ohne Gefahr für ſeine Ehre und ſein Gewiſſen zu thun

vermöchte. So ging er als Freiwilliger nach Schleswig-Holstein. Vorher erließ er ein „Abschiedswort an seine Wähler". „Die Partei," sagt er in demselben, „welcher ich während der ganzen Dauer des Parlaments angehörte, hat immer danach gestrebt, die revolutionairen Bestrebungen in die Bahnen der Reform hinüberzuleiten. Ich weiß wohl, daß es in Zeiten des Sturmes und Dranges nicht gern gehört wird, wenn man auf diesen zwar langsamen, aber sicher zum Ziel führenden Weg verweist; ich weiß, daß es für viele Männer etwas Angenehmeres hat, sich an den langjährigen Unterdrückern der Freiheit und Größe des Vaterlandes zu rächen und sie vor sich in den Staub zu werfen; ich weiß aber auch, daß es zwar sehr wohlfeil und leicht ist, in eine Pulvertonne einen Funken zu werfen, eine aufgeregte Masse zur bewaffneten Erhebung zu rufen, daß es aber die frevelhafteste Gewissenlosigkeit ist, eine ziel- und maßlose Bewegung zu veranlassen, welche Tausende in's Unglück stürzen, Familien- und Gemeindewohl zerstören kann, ohne daß man die Mittel zur Durchführung der Bewegung übersehen oder nur mit Wahrscheinlichkeit annehmen kann, daß dieselbe zu einem erfreulichen Resultate führen werde. So sehr ich nun bereit bin, mich selbst für des Vaterlandes Wohl zum Opfer zu bringen, wo es noth thut, so halte ich es doch für Unrecht, Leute zur Erhebung aufzufordern, welche vielleicht nicht erwägen und überschauen, welche Opfer es ihnen kosten kann."

Dann legt er seinen Wählern zum Abschied drei Bitten an's Herz. Für's Erste möchten sie, wenn von der Erhebung für Durchführung der Reichsverfassung die Rede sei, wohl zusehen, von wem dieser Ruf ergehe, und Denen mißtrauen, die, nachdem sie das ganze Jahr über die Majorität der Nationalversammlung geschmäht und alle ihre Beschlüsse herabgesetzt, jetzt sich den Anschein gäben, für die Reichsverfassung und nur für diese zu kämpfen. Sodann sollen sie auf der Bahn des Gesetzes beharren und glauben, daß jeder Schritt, welcher auf dieser Bahn zum Ziele deutscher Einheit und Freiheit gelinge, niemals zurückgethan zu werden brauche, jeder andere dagegen nur den Feinden dieser edlen Güter zur Freude gereiche. Endlich aber bittet er sie, den Haß gegen das vaterlands- und freiheitsfeindliche Cabinet Brandenburg-Manteuffel nicht überzutragen auf das preußische Volk; vielmehr möchten sie bedenken, „daß die Preußen für die spätere Zeit ohne sie und sie ohne die Preußen nichts sein und werden können."

„Schöne Hoffnungen," fährt er fort, „sehen wir nach langen treuen Kämpfen scheitern, und wenn ich mir auch bewußt bin, consequent an den Grundsätzen gehalten zu haben, welche ich am Tage der Wahl vor Ihnen aussprach, so ist mir doch schon der Gedanke gekommen: wäre es nicht besser gewesen, gleich vom Anfang an kühn den Weg der Revolution einzuschlagen, die Throne zu stürzen und auf neuen Grundlagen das deutsche Reich zu gründen? Wir hätten vielleicht in der allgemeinen Erregung des vorigen Frühjahrs mit Erfolg so auftreten können, und doch spreche ich es offen aus: es gereicht dem deutschen Volke zur Ehre,

daß bei ſeiner erſten großartigen Erhebung ſeine Vertreter ſo viel Gefühl für Recht und Sitte hatten, daß ſie nicht den Weg blutiger Gewaltthat, ſondern den geſetzlicher Entwickelung gingen; ich bin ſtolz darauf, daß wir nicht den Muth hatten, einen andern Weg zu gehen, als den wir gegangen ſind. Wenn auch die Hoffnung des Jahres 1848 geſcheitert ſcheint, wenn es auch ein trauriger Anblick iſt, treffliche Patrioten, wie Gagern, Arndt, Dahlmann, mit blutendem Herzen aus der alten Mainſtadt hinausziehen zu ſehen, — das Werk der Einheit Deutſchlands iſt darum doch nicht verloren! Wenn das Volk überall von den ihm geſetzlich zuſtehenden Mitteln kräftigen Gebrauch macht, wenn die Volksvertretungen der Einzelſtaaten die Triebräder in Bewegung ſetzen, mit denen man im Conſtitutionalismus den Willen der Mehrheit nach und nach zur Geltung bringen muß, wenn es immer und immer wieder tönt: wir wollen die Einheit Deutſchlands, wir wollen die Reichsverfaſſung! — ſo wird das Ziel unfehlbar erreicht werden. Wie lange iſt es her, daß die Miniſter in den meiſten deutſchen Staaten ihren Ständen vordemonſtrirten, wie das öffentliche Gerichtsverfahren und die Schwurgerichte das verderblichſte Inſtitut ſeien? Und jetzt ſpricht man öffentlich Recht, Geſchworene urtheilen über ihre Mitbürger, und woher kommt das? Weil der beharrliche Wille, das beſtändige Geltendmachen der öffentlichen Meinung die harte Kruſte der Bureaukratie geſprengt und das Rechte zur Anerkennung gebracht hat und zur Anerkennung bringen mußte. So wird es auch mit der Einigung Deutſchlands gehen, und ich ſcheide deshalb, wenn auch mit ſchwerem Herzen wegen ſo mancher für jetzt vereitelten Hoffnung, ſo doch mit zuverſichtlichem Blick in die Zukunft. Die treue Arbeit wahrhaft patriotiſcher Männer, welche, rein das Ziel der Einheit und Freiheit Deutſchlands im Auge, redlich kämpften und ſtrebten, kann nicht verloren ſein, und Gott wird unſrer guten Sache den Sieg verleihen, wenn das Volk dieſer guten und heiligen Sache ſich würdig zeigt. Sollte für jetzt die Macht der Bajonette ſtärker ſein, als der allgemein kundgegebene Wille des Volks — nun, dieſer Zuſtand wird nicht lange dauern, und dieſelben Männer, welche man als Fürſtenknechte und Reactionaire im abgelaufenen Jahre nicht genug zu verdächtigen wußte, ſie werden gewiß im Kampf gegen dynaſtiſche Willkür nicht dahinten bleiben!"

Darauf folgt eine ſpecielle Vertheidigung Gagerns, des geliebten und verehrten Führers, gegen die Verunglimpfungen der Demokraten. Erſt nachdem er dieſem Drange ſeines ritterlichen Gemüths und den Pflichten gegen das Allgemeine genügt hat, kommt er auf ſeine perſönlichen Verhältniſſe. „Ich ſcheide aus einer Stadt," ſagt er, „aus einer Gegend, an welche die liebſten, unvergeßlichſten Erinnerungen mich knüpfen. Sie wiſſen es ja: als im vorigen Jahre Ihr Vertrauen mich zum Abgeordneten deſignirte, damals ſtand eine treue Lebensgefährtin mir zur Seite, ein geliebtes Kind führte ich an der Hand. Das verfloſſene Jahr hat neben ſo manchem Großen auch das ſchöne Glück meiner kleinen Häuslichkeit

zerstört; der Tod hat mir meine Lieben entrissen, und mit blutendem Herzen senkte ich alle Hoffnungen der Zukunft in die Gruft! Durch alle politischen Kämpfe, durch alle großen Erlebnisse des vergangenen Jahres hat für mich ein Zug der Trauer und Schwermuth sich hindurchziehen müssen, und meine Theilnahme am politischen Treiben ist vielleicht dadurch eine weniger frische und lebendige gewesen. Bei solchen Erfahrungen, mitten hineingestellt in die großen, gewaltigen Bewegungen der Gegenwart, wird man sich seiner Kleinheit immer lebendiger bewußt, und mit Gleichgültigkeit betrachtet man die Zukunft der eignen Person. Ich wende mich dahin, wo der deutsche Name bis zur Stunde mit Ehren sich geltend macht, ich ziehe zu unsern norddeutschen Brüdern, welche für ihre Nationalität und ihr gutes Recht kämpfen. Sollte eine verrätherische Diplomatie einen schmachvollen Frieden schließen, so hoffe ich, daß die Schleswig-Holsteiner sich denselben nicht aufdrängen lassen, sondern mit eigenen Kräften den Kampf fortsetzen werden. Sollte ich mich darin täuschen, nun, so wird wol noch wo anders auf dieser Welt ein Platz sein, wo der deutsche Mann wenigstens mit Ehren die Waffen führen kann! Möge mein Geschick sein, welches es wolle, — mein lebendigster Gedanke wird im letzten Augenblicke meines Lebens noch sein: Die Einheit und Größe des deutschen Vaterlandes!"

Eben damals war Raumer durch das Vertrauen seiner Mitbürger zur Bürgermeisterstelle in Dinkelsbühl berufen worden. Er lehnte dies Amt ab und legte der Regierung seines Kreises offen die Gründe seines Verzichtes dar. „Als mich das Vertrauen meiner Mitbürger als Abgeordneten zum ersten deutschen Parlamente berief," sagte er in diesem Schreiben, „stand in mir der Grundsatz fest, daß ich nur dann unter der bairischen Regierung ferner dienen könne, wenn dieselbe diejenigen Opfer bringen werde, welche zur Gründung eines einigen Deutschlands nach dem Ausspruch der Mehrheit der Nationalvertreter gebracht werden müssen. Die bairische Regierung hat in Gemeinschaft mit drei andern königlichen Cabinetten, entgegen den von allen Volksvertretungen in Deutschland ausgesprochenen Ansichten, die Anerkennung der Reichsverfassung verweigern zu müssen geglaubt und hat es vorgezogen, das Vaterland den Gefahren des Bürgerkriegs auszusetzen. Ich vermag die höhere Weisheit, welche vielleicht dieser Politik zu Grunde liegt, nicht zu würdigen, und wenn ich auch weit davon entfernt bin, die gewaltsamen Bewegungen, welche in einigen Theilen Deutschlands gegen die gesetzlichen Organe sich erhoben haben, gutzuheißen oder gar zu fördern, so ist es mir doch unmöglich, den Eid der Treue, welchen ich Sr. Majestät dem König von Baiern und der bairischen Verfassung geleistet habe, in der Weise zu halten, wie es von einem Beamten verlangt wird und vom Standpunkte des Gouvernements aus verlangt werden muß. Als im vorigen Frühjahr einsichtslose und ehrgeizige Demokraten den allgemeinen Umsturz predigten, bin ich denselben, wo ich konnte, mit Wort und Schrift entgegengetreten; das ganze Jahr über bin ich die-

ſen Grundſätzen bei allem Wechſel der Ereigniſſe treu geblieben und würde es für meine Pflicht halten, auch den deſtructiven Beſtrebungen, welche gegenwärtig in Baiern aus den hohen und höchſten Regionen gegen die Einheit des Vaterlandes ſich erheben, in einer Weiſe entgegenzutreten, wie es der Beamte nicht vermag, ohne ſeine Beamtenpflicht zu verletzen. Um dem traurigſten Conflict mit meinem Gewiſſen zu entgehen, muß ich einen geſicherten, angenehmen Wirkungskreis mit einer ungewiſſen Zukunft vertauſchen. Sollte die Richtung der bairiſchen Regierung einmal eine andere werden, ſollte die Empfänglichkeit für die Einheit, Ehre und Größe des Geſammtvaterlandes auf einmal an hoher und höchſter Stelle ſich geltend machen, ſo wird es mein eifrigſter Wunſch ſein, mit Eifer und Pflichttreue auch im kleinſten Wirkungskreiſe meine geringen Kräfte meiner Heimath widmen zu können, an welcher ich mit ganzer Seele hänge."

Wenn man hieraus ſieht, mit welchen Empfindungen Raumer ſeine bisherige Heimath verließ, und wie in dem Kampfe für Deutſchlands Recht und Ehre in Schleswig-Holſtein ſich ihm die letzte Hoffnung und Sehnſucht ſeiner Seele zuſammendrängte, ſo kann man einen Schluß machen auf das Gefühl, mit welchem derſelbe jetzt nach der Entwaffnung Schleswig-Holſteins durch den deutſchen Bund von dort nach Baiern zurückkehrte, nach dem Baiern, deſſen Regierung an dem Beſchluſſe dieſer Execution Theil genommen, eine zweite, nicht minder ſchmähliche Execution in Heſſen ſelbſt vollzogen hatte! Unmittelbar nach ſeiner Rückkehr ſchrieb Raumer an einen Freund: „Für einen Menſchen, der blos aus dem Grunde nach Schleswig-Holſtein gegangen war, um beim letzten Kampf für des Vaterlandes Recht und Ehre nicht zu fehlen, war nichts mehr daſelbſt zu ſuchen, nachdem die Macht der Verhältniſſe den Verzicht auf den Kampf nothwendig gemacht und die Regulirung der Rechtsfrage einer Diplomatie in die Hände geliefert hat, die das wackere vielgeprüfte Volk von einer Entwürdigung zur andern nöthigen wird; dies Trauerſpiel kann ich eben ſo gut aus meiner troſtloſen bairiſchen Heimath mit anſehen." Und bald darauf ſchrieb er wieder: „Mir iſt die erledigte Bürgermeiſterſtelle in Nördlingen angetragen worden; ich mußte ſie aber natürlich, um mir ſelbſt getreu zu bleiben, ablehnen. Was weiter aus mir werden ſoll, weiß Gott; die nächſten Momente müſſen darüber entſcheiden, ob die Polizei es für der Mühe werth hält, mich wegzuchicaniren, oder ob ich einen Platz finde, auf welchem ich exiſtiren kann, *ohne mich bücken zu müſſen*."

Er hat einen Platz gefunden, wo er ſich nicht zu bücken braucht; er iſt der Troſtloſigkeit unſrer Zuſtände entrückt! Für's Vaterland zu verbluten auf dem Schlachtfeld, was er gewiß ſo gern gethan hätte, war ihm nicht beſchieden, — unverſehrt kehrte er zurück aus den blutigen Gefechten vor Friedericia und bei Idſtedt; er ſollte enden, nicht minder ehrenvoll zwar, aber ſchmerzensvoller — der Jammer um's Vaterland ſollte ihm das Herz brechen! Mancher, der ſeinen ganzen Schmerz theilt, deſſen Körper aber ſtärker iſt als ſeine Seele, wird viel-

leicht ſein Loos beneiden, — mißgönnen wird ihm ſeine Ruhe Keiner, der ihn liebte und wie er denkt und fühlt. Möge er denn ſanft ruhen, ſein Geiſt aber lebe unter uns fort, ein leuchtendes Vorbild der Charakterfeſtigkeit, der Gewiſſenhaftigkeit und Vaterlandsliebe!

Wir knüpfen an dieſe Darſtellung eines parlamentariſchen Freundes einige Aufzeichnungen von der Hand eines Kriegskameraden, indem wir beiläufig bemerken, daß Raumer der Sohn des Erlanger Profeſſors und Neffe des Berliner Hiſtorikers war.

Als gewöhnlicher Freiwilliger trat er Anfang Mai 1849 in das 1. ſchleswig-holſteiniſche Jägercorps, welches Friedericia gegenüber lag, ein. Als gemeiner Soldat ſchlief er mit ſeinen Kameraden wochenlang auf dem Stroh der engen Lagerhütten, führte täglich viele Stunden das Grabſcheit, um Schanzen mit aufwerfen zu helfen, oder karrte Erde mit dem Schiebkarren dazu, ließ ſich mit dem unbeholfenſten Rekruten zuſammen die Handgriffe einüben, ſtellte ſich unter den Befehl des rohſten Unterofficiers oder des aufgeblaſenſten jungen Lieutenants. Der Oberanführer der ſchleswig-holſteiniſchen Armee wollte Raumer gleich zum Stabe commandiren, dieſer aber bat, daß man ihn bei ſeinem Corps laſſen möge, damit er den Dienſt von unten auf in allen ſeinen Stufen gründlich kennen lernen könne. Das zwar unglückliche, aber wenigſtens für die Schleswig-Holſteiner ehrenvolle Treffen von Friedericia machte v. Raumer im heftigſten Feuer mit, und gab wiederholt dabei Beweiſe ſeines ruhigen Muthes und großer Kaltblütigkeit. Wegen dieſer und wegen ſeines ſonſtigen muſterhaften Benehmens im Dienſt rückte er bald durch alle verſchiedenen militairiſchen Stufen vor und ward gegen das Ende des Jahres 1849, nachdem er circa 7 Monate in Reih und Glied gedient hatte, zum Lieutenant im 1. Jägercorps befördert. Als ſolcher lag er während des Winters 1849—50 mit ſeinem Corps in Altona und Itzehoe in Garniſon, dort jede Gelegenheit eifrig benutzend, ſich auch theoretiſch für ſeinen neuen Stand immer mehr und mehr auszubilden. General von Williſen, der nach des Generals von Bonin Abgang den Oberbefehl der kleinen ſchleswig-holſteiniſchen Armee antrat, wußte ſeine Fähigkeiten dadurch zu würdigen, daß er ihn zum Stabe mitnahm und als ſeinen Adjutanten anſtellte. Seine Kenntniß des Landes, die er ſich durch den jährigen Aufenthalt in demſelben ſchon erworben hatte, dazu ſeine große geiſtige Bildung, treffliche Gewandtheit, die Feder zu führen, feſtes, ruhiges und dabei doch ſehr beſcheidenes Weſen machten ihn zu dieſer Stelle geeignet.

Gerade in dem beſtändigen Verkehr mit den vielen fremden wie einheimiſchen Officieren aller Grade und der großen Anzahl von Bittenden jeglichen Standes, denen er als Ordonnanz-Adjutant ausgeſetzt war, wußte er die vielfachen Vor-

züge zu zeigen. Wol nur wenige Officiere im ganzen Heere haben so viele warme Freunde, und so äußerst wenige, ja wol gar keine Feinde gehabt, wie der Verstorbene. Sein plötzlicher Tod wird bei Allen, welche die Ehre gehabt, in der kleinen, nun so schmählich aufgelösten schleswig-holsteinischen Armee gedient zu haben, die aufrichtigste Trauer erregen. Und doch war seine Stellung keine leichte, sie erforderte, mancher eigenthümlichen Verhältnisse wegen, die näher zu erörtern hier nicht der rechte Platz wäre, vielen Takt, und hätte ihm sonst leicht gar manche Feinde zuziehen können. An der blutigen Schlacht bei Idstädt nahm Hans v. Raumer lebhaften Antheil, war wiederholt im heftigsten feindlichen Feuer, und verlor ein Pferd dabei, das ihm unter dem Leibe so schwer verwundet wurde, daß er es gleich erschießen mußte. Er hat gerade an diesem Tage Gelegenheit gehabt, mehre sehr schwierige und gefährliche Aufträge des Obergenerals mit großer Geschicklichkeit und besonderem Muthe auszurichten.

Der unglückliche Ausgang dieser Schlacht, und mehr noch der sich immer düsterer umwölkende Horizont Deutschlands und Schleswig-Holsteins, zehrte im Herbst 1850 ersichtlich immer mehr und mehr an der innern Lebenskraft des Lieutenant v. Raumer. Seine sonst so kräftige Gesundheit konnte dem tiefen Gram um das der Schande preisgegebene theure Vaterland nicht widerstehen. Es war anfänglich seine Absicht gewesen, nach beendetem Kriege seinen Abschied zu nehmen, um als Advocat in Schleswig-Holstein, dessen trefflichen, kernichten Volksstamm er so recht achten und ehren gelernt hatte, sich niederzulassen, jetzt mußte er, wie Alle im Heere, fühlen, daß das Geschick dieses armen Landes sich immer mehr und mehr seinem finstern Verhängniß nahe.

Bei dem Sturme auf Missunde war er ebenfalls als Adjutant des Generals von Willisen dem feindlichen Feuer sehr ausgesetzt gewesen, und hatte später dabei das Unglück, mit dem Pferde zu stürzen und sich nicht unerheblich zu verletzen. Auch bei dem Sturme auf Friedrichstadt ist er theilweise als Theilnehmer gegenwärtig gewesen.

Was sein Herz bei der gezwungenen Auflösung der schleswig-holsteinischen Armee im Januar d. J. gelitten haben muß, vermögen wir hier nicht auszudrücken! Den Kern des Todes schon in seiner Brust tragend, nahm er im Januar d. J. seinen Abschied, um nicht mehr Zeuge der von deutschen Fürsten befohlenen Zertrümmerung der schleswig-holsteinischen Truppen sein zu müssen und reiste in die Heimath zurück. Nach kurzem Krankenlager starb er im Kreise seiner Familie zu Erlangen. Wenn man ihm eine Grabschrift setzen will, so sei sie:

„Hier ruht ein deutscher Mann, ein schleswig-holsteinischer
Soldat, dem der Schmerz um des Vaterlandes tiefen Fall
das edle Herz gebrochen."

J. v. W.

Wochenſchau.

Aus Agram. Parteiunweſen in Kroatien. — Auch in Kroatien hat ſich eine Kreuzzeitungspartei gebildet und will uns mit einer kroatiſchen Kreuzzeitung beſcheren, welche indeſſen arrogant genug iſt, für „Eine Stimme aus Kroatien" gelten zu wollen, obwol ſie nur ein Echo jener berüchtigten „Stimmen aus Oeſtreich" und der „Bekenntniſſe eines Soldaten" iſt. Der Verfaſſer iſt, nach ſeinem eigenen beſcheidenen Bekenntniſſe, ein ſehr edler Mann, denn er iſt Graf, guter Katholik und Soldat. Es iſt nämlich der durch ſein Treiben im Hannöveriſchen übel bekannte Graf E. Corberon, der als Aventurier vor einigen Jahren nach Kroatien kam und hier die Liebe und Freundſchaft des „ritterlichen" Ban Jellatſchitſch gewann. Dieſes Sujet wurde, nachdem der Plan mißlang, in Wien eine Kreuzzeitung zu gründen, von der haute crême autoriſirt, ſeine „Stimme" aus Kroatien, welches ja unter der landesväterlichen Gewalt des liberalen Banus ſeufzt, zu erheben, um die Schäflein der Reaction in die offene Hürde des régime paternel zu rufen.

Seit dem Jahre 1848 herrſcht in Kroatien ausſchließlich die illyriſche Partei, wenn man eine rohe, arrogante Schaar von Leuten ohne Princip und Strebeziel alſo nennen darf. Dieſe Leute machten Politik im Vor- und Nachmärz und banqueroutirten ganz jämmerlich. „Sie wollten," ſagt eine Ihnen bekannte und befreundete Perſönlichkeit in der „Südſlawiſchen Zeitung", à tout prix für liberal, für Demokraten, für Agitatoren, für gefährlich ſogar gelten, obwol ſie von alledem nichts waren; ſie ſchwatzten in Einem Athemzuge von Volksaufklärung und von dem Drucke, der am Volke laſtete, und waren dabei die Verbündeten des katholiſchen Clerus und der ungariſchen Conſervativen, mit denen ſie für die Steuerfreiheit des Adels und die Aufrechterhaltung der Unterthänigkeitsverhältniſſe ſtimmten und jede Reform vereitelten. Die Race der „Viertelmagnaten"*) bekämpfte den niedern oder Bauernadel, das einzige demokratiſche Element in der ariſtokratiſchen Verfaſſung Ungarns, ſchmähte gleichzeitig die ſogenannte „Intelligenz" der Bourgeoiſie und tyranniſirte den unterthänigen Bauer.

Dieſe Leute nun widerſetzten ſich der Einführung der öſtreichiſchen Märzcharte, welche ihre Privilegien bedrohte, auf's heftigſte, „weil die Charte auf die Beſchlüſſe des — ganz reactionairen und von der Camarilla dupirten — kroatiſchen Landtags von 1848 keinen Bedacht nahm." Sie hofften indeſſen, auch nachdem die Verfaſſung ohne viel Federleſens publicirt werden mußte, noch immer, ihre Privilegien zu retten, wenn ſie die Verfaſſung „nicht anerkennen" und „auf dem Rechtsboden des Landtags von 1848 ſtehen bleiben." Jene Stimme in der „Südſlawiſchen Zeitung" urtheilte aber, zum großen Verdruſſe dieſer „Patrioten", hierüber alſo: „Man hat ſich bei uns ſeit dem Beginne unſeres Zwieſpaltes mit Ungarn in eine exceptionelle Stellung gegenüber dem Staate förmlich hineingelebt. Unſre Municipalrechte ſanctionirten theilweiſe ſolche Anſprüche und da man ſich aus Furcht vor der Magyariſirung mit potenzirter Kraft an dieſe

*) Söhne von höhern Beamten oder aus Familien, die durch die weibliche Linie mit der hohen Ariſtokratie verwandt waren, hielten ſich für beſſere Edelleute als andere, und dieſer Dünkel gab den Grund zu dem Sobriquet „Viertelmagnaten."

Municipalrechte anklammerte, fing man an, eben das Exceptionelle in unſern Verhältniſſen für einen normalen Zuſtand zu halten. Man machte mit der ungariſchen Reaction gegen die magyariſche Oppoſition gemeinſame Sache und hemmte dadurch jeden politiſchen Fortſchritt; ſo organiſirte ſich ſchon ſeit Jahren in Kroatien eine Contrerevolution, welche, ohne Willen und Bewußtſein, den ſtaatlichen Verhältniſſen Ungarns eine um ſo gefährlichere Kriſis bereitete, als ſich hinter derſelben der ganze Wuſt ariſtokratiſchen und klerikalen Egoismus verbarg. Die metternichſche Regierung konnte dieſem Vorſpiele ruhig zuſehen, weil ſie dadurch einen ganz ungefährlichen Bundesgenoſſen zum endlichen Sturze der ungariſchen Verfaſſung erhielt; ſie ſah ruhig zu, daß die Befehle der ungariſchen Statthalterei in Kroatien mit Füßen getreten wurden, ja ſie ermunterte zu einem Gebahren, welches bei längerm Fortgange nothwendig jede Regierungsautorität untergraben mußte. So gewöhnte man ſich nach und nach durch die Handbilletregierung, die Ausnahme für die Regel zu halten. Im Jahre 1848 hegte man den kindiſch eitlen und lächerlichen Gedanken, die Camarilla betrügen zu können und brach mit Ungarn, um etwas zu gewinnen, was man ſelbſt nicht wußte und kannte, und im Jahre 1849 ſchrie man, man ſei von Oeſtreich betrogen worden, obwol kein öſtreichiſches Miniſterium Kroatien irgend etwas verſprochen oder gar verbürgt hatte, und ſuchte die nun im Bnude mit Ungarn geltenden Municipalrechte wieder hervor. Aber es war zu ſpät. Kroatien hat mit ſeiner Vergangenheit in jenem Momente, als der erſte kroatiſche Soldat im Jahre 1848 die Drawe — die frühere Grenze zwiſchen Ungarn und Kroatien — paſſirte, gänzlich und für immer gebrochen. Jener passus fatalis iſt der Anfang einer ganz neuen Epoche für Kroatien — zwiſchen damals und jetzt gibt es keine Brücke mehr — die Kroaten haben ſie ſelbſt verbrannt."

„Wir ſtehen nun auf ganz neuem Boden; die Reichsverfaſſung macht jede Sonderſtellung rechtlich unmöglich. Es iſt jetzt nicht mehr Zeit mit den Fleiſchtöpfen Aegyptens zu liebäugeln, ſondern man muß vorwärts ſehen und wirken, indem man ſich des neuen politiſchen Materials, welches die Völker noch aus dem Schiffbruche retteten, geiſtig bemächtigt und an ſeiner Entwickelung und Adaptirung zu unſern Verhältniſſen und Bedürfniſſen mit Ernſt und Ausdauer arbeitet."

Dieſer Rath iſt nicht ſo unpraktiſch, aber gerade deshalb fand er keinen Anklang; die krankhafte Eitelkeit und Selbſtgefälligkeit der Illyrier hört eine ſolche Sprache nicht gerne — um ſo lieber horchte ſie auf die „Stimme aus Kroatien."

Herr von Corberon ſpricht von Socialismus und Communismus, von welchen kaum einige Leute in Kroatien gehört haben, und will ihm einen Damm ſetzen durch Adel und Jeſuiten. Schon daraus ſieht man, daß Herr von Corberon durchaus nicht an Kroatien denkt, für welches die Stimme zu erheben er, ein fremder Aventurier, gar nicht berufen iſt. Um dem Adel und dem Pfaffenthum zur Herrſchaft zu verhelfen, muß die Märzcharte, welche „unpolitiſch, unpraktiſch und ungerecht iſt", aufgehoben werden; ob eine neue an deren Stelle treten ſoll, ſagt Corberon nicht, aber er meint, auf der Baſis des Föderalismus ließe ſich Alles machen, beſonders dadurch, daß die Provinziallandtage aus einer Pairskammer beſtänden, welche nach Erforderniß „Notablen" zum Kaiſer ſchicken würde, um ihn zu berathen. Von einer Centralregierung hat Herr von Corberon keinen Begriff, dagegen aber verkündet er mit großer Charlatanerie, er wiſſe Mittel, um alle finanziellen Fragen zu löſen — er will eine wohlfeile Regierung, keine Bureaukratie und Gens'darmerie, „vortreffliche" Schulen, das Decimalſyſtem in

Münz- und Maßverhältniſſen (sic!) einführen, den Adel für das „dumme unwiſſende" Volk ſorgen und die „Philiſter" bevormunden laſſen, kurz, er verſpricht mehr, als die ganze franzöſiſche Revolution und Napoleon für Frankreich thaten, durch ſeine Zeitung zu thun.

Dieſe vulgaire Marktſchreierei hat aber unſre Illyrier tief gerührt — ſie reichten dem neuen Staatsdoctor brüderlich die Hand und machten deſſen Velleitäten zum Banner des Illyrismus, den man ſchon ſeit einem Jahre par force wieder ins Leben wecken will.

Zu dieſer Wiedererweckung des Illyrismus wurde nämlich von einigen obſcuren Leuten, die ſich überall vordrängen und aufdringen, weil ſie ſonſt Niemand kennen würde, eine „hiſtoriſche Geſellſchaft" begründet, welche aus zweifelhaften Diplomen und gaj'ſchen Chroniken die Berechtigung des Illyrismus nachweiſen ſollte. Es verſteht ſich daher, daß dieſe Leute überall auf „hiſtoriſchem" Boden ſtehen; wie ſollten ſie nicht dem ebenfalls „hiſtoriſchen" Corberon die Hand zum Bunde reichen? der Vorſtand des illyriſchen Vereins, ein Geck, der Staatsmann, Gelehrter (Hiſtoriker, Philoſoph, Juriſt!) und Dichter ſein will, ohne auch nur jemals irgend etwas von alle dem gelernt zu haben, ergriff die Gelegenheit, um durch Corberon's Hilfe den Illyrismus zur „Macht" zu erheben. Da er von jeher Gaj's Mameluck war, ſo iſt es nicht unwahrſcheinlich, daß ihn Gaj vorſchob, um ſich nicht als miniſterieller Journaliſt zu compromittiren.

Die Camarilla hatte ſchon vor einigen Monaten beſchloſſen, durch die Vermittelung des Landesvaters von Kroatien, der zugleich der Chef der Illyrier iſt, eine illyriſche Zeitung in Kroatien zu gründen, welche zum Herde aller kroatiſchen Municipalrechtsritter dienen und das Miniſterium ſchwächen ſollte, um ihre eigenen „Größen" deſto leichter erheben zu können. Dies Project wurde ſehr geheim gehalten; als aber Herr von Corberon ſeine Stimme hören ließ, ſammelten ſich alsbald die treuen Schafe der Reaction, und Corberon und der Illyrismus verhandeln durch Bevollmächtigte über die, in ihrem Feldzuge gegen Vernunft und Zeit zu befolgende Taktik. Hiermit hat der Illyrismus, nachdem man ihn nach ſeiner fausse couche von 1848 von obenher zu Ehre zu bringen verſucht hatte, abermals und gänzlichen Banquerout gemacht.

Kroatien erhält demnach zwei Kreuzzeitungen, eine in deutſcher, die andere in kroatiſcher Sprache geſchrieben, die erſtere von Graf Corberon, die zweite vom illyriſchen Verein unter landesväterlicher Oberaufſicht geleitet. Beide Theile ſcheinen ihres Sieges ſo ſicher zu ſein, daß ſie nach dem Publicum gar nicht fragen. Das Publicum aber ſieht ruhig zu, was da kommen ſoll; man haßt hier die Bureaukratie, das Steuerweſen, die Gensd'armerie und die Verfaſſung, weil man aus dieſer alle Mißbräuche abzuleiten bemüht iſt — aber ich glaube nicht, daß ſich irgend ein intelligenter Menſch finden wird, welcher mit der ariſtokratiſchen und illyriſchen Reactionspartei gegen ſein eigenſtes Intereſſe arbeiten wollte. Die moraliſch und finanziell ruinirte Ariſtokratie macht freilich mit Corberon Chorus, weil ſie weiß, daß für die Wiedereinführung der Robot gearbeitet wird — aber ſie iſt ruinirt und Niemand kann ihr mehr aufhelfen; daſſelbe gilt vom katholiſchen Clerus, der täglich mehr apprehendirt, als ihm der Jeſuitengeneral in Wien zu geben vermag. Um ſolche Bundesgenoſſen kann man Herrn von Corberon nicht beneiden, denn das, was der „edle" Graf „dummes unwiſſendes Volk" nennt, iſt wahrlich nicht ſo albern, daß es eitlen, lächerlichen Egoiſten trauen oder gar dienen ſollte. So dürfte es leicht geſchehen, daß Corberon und die Illyrier ganz allein ihre Zeitungen leſen werden.

General Kmety in Todesgefahr.*) Als die Ueberreſte des Bem'ſchen und Guyon'ſchen Armeecorps abzogen, drang die öſtreichiſch-ruſſiſche Macht, an 80,000 Mann, auf zwei Seiten mächtig vor und bedrohte die Ueberreſte der Inſurgenten mit gänzlicher Vernichtung.

Damals ſtellte ſich ihnen Kmety mit ſeinem kleinen Corps von einigen tauſend Mann zuerſt vor Lugos, ſpäter in der Stadt ſelbſt entſchloſſen entgegen und es gelang ihm, die zwanzig mal größere Macht des Feindes in einem heißen Kampfe einen halben Tag zurückzuhalten, und dadurch wurden Bem's und Guyon's Armeecorps gerettet.

Der Feldherr ſelbſt, welcher ſeine Pflicht ſo treu erfüllt hatte, konnte ſich nach dem Abzuge ſeines Armeecorps bei der Schlacht von Dobra nur ſchwer retten. Er entkam mit einigen Generalſtabsadjutanten durch die Schluchten der Grenzgebirge, durch Dornen und Diſteln auf unwegſamen Pfaden nach der wallachiſchen Grenze, aber nicht durch Mehádia, wie in einem Buche geſchrieben ſteht.

Nach langem Herumirren und nachdem ſie mit den größten Hinderniſſen zu kämpfen hatten und ihre Kraft durch mannigfache Mühſal ganz erſchöpft war, kamen Kmety und ſeine Gefährten endlich im vollen Trabe in dem wallachiſchen Grenzdorfe Merul an, wo ſie, obwol mißtrauiſch gegen die Geſinnung des Volkes, ſich entſchloſſen, einen Raſttag zu halten. Kaum waren ſie von ihren Roſſen abgeſtiegen, als der blutdürſtige wallachiſche Pöbel mit allerlei Waffen verſehen zuſammenſtrömte, ihre Wohnung umringte und ihnen unter wildem Gejohl und den fürchterlichſten Drohungen zurief: „Ihr müßt ſterben!" Von Entfliehen oder Entkommen konnte nicht die Rede ſein, denn ihre Pferde waren bereits weggenommen und in einem Nu waren ſie auch all ihrer Habſeligkeiten beraubt, ſo daß ſie halb nackt daſtanden und die Ausführung des von den wuthentbrannten Móczen (Gebirgswallachen) ausgeſprochenen Todesurtheils erwarteten.

Der fanatiſirte Volkshaufe fing jetzt an zu berathſchlagen, welche Todesart er den gehaßten Feinden zufügen ſollte. Ein milder geſinnter alter Mann brachte in Vorſchlag, ſie dem kaiſerlichen Militair auszuliefern, aber dieſe Vorſicht wurde als zu ſchonend verworfen. Einer der Raſenden rieth an, ſie durch langſame Pein, Zerſtümmelung ihrer Glieder zu tödten; ein Dritter wollte, man ſolle eine große Grube graben und ſie lebendig verſchütten; ein Vierter wollte ihnen Gnade widerfahren laſſen und ſprach ſich ganz einfach für den Galgen aus. Die große Mehrheit fing auch bereits an, ſich in letzterem Sinne zu einigen. Indeſſen ſtellte Einer an dieſe Geſpenſter fürchtenden abergläubiſchen Menſchen oder vielmehr herzloſen wilden Thiere die Frage: wer denn eigentlich von ihnen dieſe ungariſchen Hunde aufhängen ſolle? dies wollte Niemand übernehmen und es wurde der Beſchluß gefaßt, die Flüchtlinge in den erſten beſten Schweineſtall zu ſperren und dieſes hölzerne Gebäude mit ſeinem Strohdache über ihnen anzuzünden.

Kmety und ſeine Gefährten ſahen mit Grauſen ihrem fürchterlichen Tode entgegen. Schon brachte man die Feuerbrände, ſchon ſchickte man ſich an, dieſe auf und unter den Schweineſtall zu legen. Erbarme dich ihrer, barmherziger Himmel! Wenn ſie auch die größten Sünden begangen haben, gib ihnen doch einen ſanfteren menſchlichen Tod!

Soldaten kommen, Soldaten! ertönte es in der Mitte der Wallachen in dem Augenblicke, als eben der Stall angezündet werden ſollte. Die, welche das teufliſche Werk

*) Aus einem in ungariſcher Sprache erſchienenen Werke: Die ungariſchen Flüchtlinge der Türkei. Peſt, Heckenaſt, welches viele intereſſante Einzelheiten enthält und deſſen Ueberſetzung zu erwarten ſteht.

bereits begonnen hatten, wurden ſtutzig gemacht, und hielten einen Augenblick an, während der Ruf auf die zum Opfertode Beſtimmten wie ein Troſt aus himmliſchen Sphären klang.

„Soldaten," wiederholte die Menge, „Uhlanen, kaiſerliche Soldaten."

Dieſer Ruf machte wieder die eingepferchten Revolutionshelden betroffen; aber ſie tröſteten ſich dennoch, denn wenn ſie ſterben mußten, ſo wollten ſie doch lieber durch die kaiſerlichen Soldaten, als durch dieſe wilde Horde getödtet werden.

Als die wallachiſchen Wüthriche die Soldaten heraunahen ſahen, wagten ſie nicht mehr, ihr Urtheil zu vollziehen, warfen die Brände weg und nahmen ſich vor, die zum Feuertod beſtimmten Gefangenen den Uhlanen auszuliefern. Einige von ihnen gingen der immer näher kommenden Cavallerietruppe entgegen, und zeigten dieſer mit prahleriſchem Geſchrei an, daß ſie einige Stabsofficiere der ungariſchen Rebellen gefangen, entwaffnet und nackt in einen Stall geſperrt hätten, um dieſen über ihren Köpfen anzuzünden; jetzt aber freuten ſie ſich der Gelegenheit, ihre Gefangenen dem hochgeehrten kaiſerlichen Militair ausliefern zu können. Unterdeſſen waren die Gefangenen bereits aus dem Stalle hervorgeholt worden. Der Commandant der Uhlanentruppe wurde bei dieſer Nachricht nichts weniger als aufgeheitert, warf einen düſtern Blick um ſich, und erklärte mit blitzenden Augen und donnernder Stimme ſeinen Leuten den Vorfall; dieſe ſtemmten auf ſein aneiferndes Commandowort ſogleich ihre ſpitzen Lanzen vorwärts, drangen theils mit dieſen, theils mit gezogenen Schwertern auf die um den Stall zuſammengedrängte Wallachenſchaar und fingen ohne Erbarmen zu ſtechen, einzuhauen und niederzumetzeln an, ſo daß im Nu der Platz von vielen todten und verwundeten Körpern und von einem Blutſtrome bedeckt war, während noch ein großer Theil der Erſchreckten die Sache nicht zu deuten wußte, in wilder Flucht ſeine Rettung ſuchte und unter jämmerlichem Geheul auseinanderſtob. Einige der ſchwer verwundeten Wallachen verfluchten noch mit ihrem letzten Athemzuge die kaiſerlichen Soldaten, welche ihnen ihre Treue ſo vergalten. Die befreiten ungariſchen Officiere aber ſtammelten einen Segen, nicht über die kaiſerlichen, ſondern über die polniſchen Uhlanen des guten Vater Bem.

Nach einigen Minuten kam Bem ſelbſt mit ſeiner Huſarenbegleitung. Man kann ſich ſeine Freude vorſtellen, als er vernahm, daß einer ſeiner theuerſten Kampfgenoſſen unmittelbar durch ſeine Ankunft aus der ſchrecklichſten Lage geriſſen wurde. Er hatte doch Gelegenheit gehabt, ſeinem Freunde den durch die Deckung des Rückzuges bei Lugos erzeugten Dienſt reichlich zu vergelten.

Ein Urtheil Knicanin's über die Czechen. Dem Manuſcript einer Reiſe nach den Süddonauländern, welches uns vorliegt, entnehmen wir folgendes Bruchſtück einer Unterhaltung, welche der Verfaſſer mit dem bekannten Serbenfeldherrn hatte. Es iſt intereſſant, zu ſehen, wie die ſerbiſchen Staatsmänner die panſlaviſtiſchen Träume betrachten.

„Ihr ſeid ein „Czek", wie mir Milivoi ſchreibt", nahm Knicanin das Wort, nachdem er den Brief zuſammengefaltet und neben ſich auf den Mindeluk niedergelegt hatte.

„Ich bin aus der Nähe von Prag gebürtig."

„Dann ſeid mir doppelt willkommen!" fuhr der General fort, und ſeine klugen Augen blitzten freundlich auf. „Ich liebe Eure Landsleute ſehr. Sie ſind ein verſtändiges, fleißiges Volk, von dem wir noch viel zu erwarten haben. Sie kümmern ſich

um Alles, und lernen Alles. Sie arbeiten unermüdlich mit dem Kopfe, mit den Gedanken, mit der Feder, und überlaſſen es uns andern Slaven, uns an ihnen heranzubilden."

Eine ſolche, der Nation, der ich angehöre, gehaltene Lobrede durfte nicht unerwiedert bleiben. Ich nahm Gelegenheit, den Heldenmuth und die Tapferkeit des Stammes hervorzuheben, den der General den ſeinen nannte.

Knicanin hörte mein Gegenencomium, das ich beſtmöglich in ſerbiſcher Sprache vorzubringen mich bemühte, mit ſehr vieler Aufmerkſamkeit an. Mit der ihm eigenen, natürlichen Schärfe des Verſtandes errieth er meine Gedanken zur Hälfte und griff dem, was ich noch ſagen wollte, zum Theil vor.

„Auch die Czechen," ſprach er, „hatten eine Zeit der Tapferkeit und des Heldenruhmes. Nun aber haben ſie von den Deutſchen das Studiren gelernt und haben das Schlagen vergeſſen. Das thut aber nichts. Nur iſt's Schade, daß ſie dort ebenſo eingeſchloſſen leben von lauter deutſchen Nachbarn."

„Ihr nationales Leben hat ſeit dreißig Jahren einen Aufſchwung genommen, der alle Beſorgniſſe beſeitigt," erwiederte ich dem ſerbiſchen Senator.

„Glaubt das nicht!" entgegnete Knicanin. „Legt ein Stück Eiſen mitten ins Feuer, und es wird ſchmelzen. Die Czechen ſollen zu uns herabkommen. Da finden ſie Land und Boden und werden Slaven bleiben. Was aber da oben aus ihnen wird, zu beſtimmen, möchte ich nicht auf mich nehmen wollen!"

Georges Sand's neueſtes Werk. — Georges Sand iſt wieder zu der alten Stätte ihrer frühern Thätigkeit zurückgekehrt. Ihr neuer Roman: Le château des déserts, der freilich ſchon 1847 geſchrieben iſt, erſcheint wieder in der Revue des deux mondes. Es iſt das ein nicht unerfreuliches Zeichen. Die Revue des deux mondes gehört zu den ſtarrſten Vertretern des einſeitig conſervativen Princips; dennoch drückt ſie bei einer Dichterin von höherer Bedeutung über die Geſchichten des Jahres 1848 die Augen zu, wie das ganz in der Ordnung iſt, denn bei dem echten, wahren, gewiſſenhaften Talent ſoll man die Irrwege ſeines allzu haſtigen Strebens nicht in Rechnung bringen. — Der neue Roman gibt uns eine Künſtlergeſchichte, die in mancher Beziehung an den erſten Theil der Conſuelo erinnert. Er iſt eine Art Fortſetzung der Lucrezia Floriani, deren Sohn als Sänger auftritt und mit andern Perſonen deſſelben Romans in Berührung gebracht wird. Dieſe Beziehung auf frühere Werke hat die Dichterin Balzac abgelernt, und ich finde auch, namentlich in den Beſchreibungen einzelner Pyyſiognomien, ſo wie in dem Charakter einer liebebedürftigen, aber dabei doch kalten und egoiſtiſchen Herzogin, einen unverkennbaren Einfluß dieſes Schriftſtellers. Die beiden Hauptfiguren, Celio Floriani und Cecilia Boccaſerri, entſprechen wenigſtens in der Anlage dem Gegenſatz zwiſchen Conſuelo und Anzoleto. Bei der Vollendung dieſes Romans werde ich weiter darüber berichten. — Ein neues, ſehr hübſches Proverbe von Scribe: „Glück im Unglück", erſcheint im Feuilleton des Conſtitutionel.

Neuigkeiten des franzöſiſchen Theaters. — Im Théâtre Français hat ein neues fünfaetiges Drama von Auguſte Maquet und Jules Lacroix, Valeria, der Rachel Gelegenheit gegeben, in einer neuen glänzenden Rolle ihre Virtuoſität zu entfalten. Valeria iſt die ſonſt in der Geſchichte unter dem Namen Meſſalina bekannte

Kaiſerin. Die Dichter haben die ſeltſame Entdeckung gemacht, daß alle Unthaten, welche man auf Rechnung dieſer Frau zu ſetzen pflegt, eigentlich nicht ihr, ſondern ihrer Schweſter Lucisca zur Laſt fallen, die ihr zum Sprechen ähnlich geſehen hat. Die Rachel tritt nun in beiden Rollen auf, und entfaltet bald alle Hoheit der tugendhaften Kaiſerin, bald alle Künſte der buhleriſchen Dirne. Das Stück gibt wieder einen weitern Beleg für unſre mehrfach aufgeſtellte Behauptung, daß die angebliche Rückkehr der Franzoſen zum claſſiſchen Theater nichts Anderes iſt, als eine weitere Ausſchweifung der romantiſchen Richtung. Freilich wird es ſchwer ſein, in der mittlern oder neuern Geſchichte irgend einen Stoff zu finden, der ſo viel Veranlaſſung zur Schilderung von Greuelthaten und von abnormen, mißgeſtalteten Charakteren bietet, als die römiſche Kaiſerzeit. Das haben unſere beiden Dichter auf's redlichſte benutzt. Ebenſo wie der Caligula von Alexander Dumas wetteifern ſie mit den wildeſten Phantaſien der Soulié und Eugen Sue. Die ſchönen Drapirungen, in welchen Dem. Rachel ihre ganze Kunſt aufbietet, haben vielleicht weſentlich dazu beigetragen, dieſem Stück den großen Erfolg zu ſichern, den es in der That davongetragen hat. — Im italieniſchen Theater hat der Sturm von Scribe und Halevy ein ebenſo zahlreiches Publicum verſammelt, als ſeine erſten Aufführungen in London. — Das Théâtre des Variétés hat dem jungen talentvollen Dichter Emile Augier, über den wir bereits ausführlich berichtet haben, Gelegenheit gegeben, in Verein mit Jules Sandeau, dem Freunde Georges Sand's, in einem allerliebſten dreiaktigen Vaudeville zu debutiren: die Jagd nach Romanen. Der Gegenſtand iſt bei den neuern Novelliſten ziemlich beliebt. Ein ſonſt ſolider junger Mann wird durch die Lecture der Modeſchriftſteller veranlaßt, die eigentliche Freude des Lebens in ſeltſamen Abenteuern zu ſuchen, und er wird durch verſtändige Verwandte, die dieſer Neigung ſcheinbar Vorſchub leiſten, durch allerlei Poſſen, die ſie ihm ſpielen, von dieſem Wahn geheilt. — In die Klaſſe der ſogenannten Volksſpiele gehört ein fünfaktiges rührendes Drama, Bruyères, von Paul Foucher und Dinaux, welches im Ambigu aufgeführt iſt. Die Heldin des Stücks iſt ein Pendant zu Claudie und Marianne. Sie erreicht nach vielen Prüfungen das idylliſche Glück ihrer Liebe durch das Zurückziehen ihrer etwas leichtfertigen Schweſter Valentine, die eine Modedame geworden war, in's Kloſter. Es fehlt auch nicht an Mördern, die beſtraft werden, und an gutmüthigen, aber leichtfertigen Perſonen, die gebeſſert werden müſſen. — Dagegen dem heitern Genre gehören an: Die Braut des Bengalen, welches in der Porte St. Martin und une bonne qu'on renvoie, von Berthold, welches im Théâtre des Variétés aufgeführt iſt.

Verlag von F. L. Herbig. — Redacteure: Guſtav Freytag und Julian Schmidt.
Druck von C. E. Elbert.

Mit No. 14 beginnt das **II. Quartal** des **X. Jahrgangs** der **„Grenzboten."** Wir erlauben uns zur Pränumeration einzuladen, und bemerken dabei, daß alle **Buchhandlungen** und **Poſtämter** auf daſſelbe Beſtellungen annehmen. **Die Verlagshandlung.**

Polniſche Dörfer.

„In einer Quadratmeile hat man das ganze polniſche Reich geſehen.“ Dieſe bekannte Redensart hat inſofern recht, als in der ganzen Welt kein Land gleichfarbiger und einförmiger in Sitte, Dialekt und Lebensweiſe ſeiner Bewohner wie in Bodenbildung, Cultur und Fruchtbarkeit iſt, als Polen. Die Bürger von Slupce gleichen denen von Terespol dergeſtalt, daß man die Terespoler nach Slupce und die Slupcer nach Terespol ſetzen könnte, ohne irgend eine Veränderung zu bemerken. Noch auffallender iſt die Einförmigkeit des Bauernſtandes: wie es den Einen im Glück, Unglück, in Arbeit und Genuß, in Beſitzthum und Verpflichtung geht, ſo geht es Allen — leider aber Allen ſchlecht.

Sobald man von deutſcher Erde, alſo nicht durch das Großherzogthum Poſen oder Galizien, den Fuß über die deutſche Grenze ſetzt, ſieht man augenblicklich, daß man in eine andere Welt gerathen iſt. Feld, Wald und Wieſe, Alles hat ein anderes Ausſehn.

In der Wildniß des Waldes ſind die durchführenden Fahrſtraßen unbeſtimmt, d. h. ſo breit, daß ein Regiment Soldaten in Front marſchiren könnte, wenn nicht allenthalben noch einzelne Baumſtümpfe und Büſche ſtänden, denn die Wege werden nie künſtlich gebahnt und ſind nicht mehr als die ſichtbare Spur von Wagenrädern und Stiefel- und Fußſohlen. Daher macht jeder Wagen und jeder Fuß nach Laune ſein eigenes Geleis nach rechts oder links, Büſche und junge Bäumchen niederfahrend, und jeder Weg wird zu einer Menge von Pfaden, in deren Terrain, das oft ſehr groß iſt, weder Buſch noch Baum empor kommen kann. Dadurch entſtehen weite wüſte Bodenflächen, welche zum Walde gezählt werden und doch kaum ein Büſchchen hervorbringen. Dieſe Flächen ſehen aus wie Plätze der alten Geſpenſterromane, auf welche ein Fluch geſchleudert worden. Von einer Anpflanzung iſt nirgend etwas zu ſehen. Wer ſollte den Wald anpflanzen? der Edelmann? wozu? der Herr hat ja für ſein Kamin immer noch Holz genug! Oder der Bauer? der arme Teufel wäre toll, da der Nutzen doch nur dem Edelmann zu Theil wird! Und was würde aus der Pflanzung werden? Der herr-

ſchaftliche Hirt ſoll doch ſein Vieh nicht etwa von den jungen Pflanzen zurückhalten? das wäre dem Burſchen viel zu unbequem! Und die Bauerkinder, deren eins ſeines Vaters drei Schafe, zwei Schweine und fünf Gänſe, das andre eine Kuh, ein Pferd, eine Ziege und drei Zinskapaunen zur Waldweide getrieben bringt? Die Luſt, dem Herrn Edelmann, der ihre Eltern peinigt, Schaden zuzufügen, ſteckt in ihnen als ein Blutsvermächtniß. Es müßte ein Wächter angeſtellt werden. Aber einen Wächter ernähren, um eines Nutzens willen, der erſt den Kindeskindern zu Theil wird — das würde jeder polniſche Grundherr für eine unverantwortliche Tollheit halten. Die Wüſten bleiben demnach, und es iſt am beſten ſo. So will es das alte Herkommen und die Einſicht, die in der neueſten Zeit immer noch die alte iſt.

Tretet aus dem Wald auf die nächſte Wieſe. Auch dieſe Wieſe gleicht durchaus nicht einer deutſchen. Sie iſt ganz voll Schilf, ſehr verſumpft, und nirgend iſt ein Graben, der merken ließe, daß der Menſch hier wenigſtens die Abſicht gehabt habe, den Sumpf weg zu ſchaffen und einen geſunden Graswuchs zu erſchaffen. Wozu eine ſolche Idee? Frißt das Vieh nicht auch Schilf und iſt es nicht zufrieden, wenn es ſatt iſt? philoſophirt der hochbetitelte, „erleuchtete vielvermögende" Grundherr. Was kommt darauf an, ob es ein wenig mehr oder weniger geſund iſt, ob es ein wenig mehr oder weniger Milch gibt, ob ihm ſtatt der Wolle Borſten auf der Haut wachſen, ob die borſtige Wolle ſo weitläufig iſt, daß ſechzehn und ſiebzehn Pelze zu einem Stein gehören, ob zur Schurzeit bisweilen auf den Büſchen der Triſt mehr Wolle zu finden iſt, als auf den Häuten der Thiere? Gibt denn nicht die Heerde Milch genug für die Herrſchaft und das Geſinde, und ſchlägt man denn nicht trotz alledem ſo viel Geld aus dem Schafvieh, als der Herr auf Ungarwein braucht? — Nein, Gräben werden nicht gezogen. Bleibt man auch im Winter ein Mal mit dem Reitpferd im Sumpfe ſtecken, es ſchadet nichts; man ſteigt ab und watet heraus, das Pferd findet endlich auch ſeinen Ausweg, ſo gut wie die Kühe und Ochſen, die ja nach der Heuernte täglich dieſe Tour tanzen müſſen. Es kommt zuletzt auch nicht auf einen Beinbruch an, denn er thut nur höchſtens einem Stück Vieh weh; und daß die Raſendecke total zertreten wird, ſchadet auch nicht, denn aus den tauſend fußtiefen Löchern, welche durch die Heerde getreten werden, kommen nächſtes Jahr ebenſo viele Tauſend Schilfhalme hervor, und dieſe ſind gut, denn das Vieh frißt ſie. Kurz, die Sache iſt in der Ordnung, wir ſind in Polen, und hier hält man nichts von deutſcher Philoſophie.

Das Feld jenſeit der Wieſe hat aber auch ſeine Merkwürdigkeiten, und dieſe harmoniren mit dem Uebrigen. Zunächſt zahlloſe Steinblöcke und Baumſtümpfe. Wo dieſe Steine hergekommen ſind, ob als erratiſche Blöcke aus dem hohen Norden oder als Alluvialtrümmer aus den Felſengebirgen im krakauer Gubernium und den Carpathen, iſt mir unbekannt. Es ſind Granitblöcke oft von

einer Höhe von drei Ellen über der Erde und einem verhältnißmäßigen Durchmesser; ihre Anzahl iſt auf manchem Feldſtücke ungeheuer, auf keinem fehlen ſie ganz. Der Pflug muß ſich natürlich bequemen, den ſteinernen Klumpen höflich auszuweichen, und zieht daher ſeine Furchen in Linien, welche den Windungen eines Fluſſes nicht nachſtehen. Viele dieſer Steinblöcke ſind aber nicht größer als die Prellſteine an den Häuſern unſerer Städte, und wären ſehr leicht weg zu ſchaffen. Manche Feldfläche könnte durch zwei bis drei Handarbeiter und einige Fuhrgeſchirre in wenigen Tagen völlig von den Blöcken gereinigt werden. Aber wozu das wieder? Die Blöcke thun ja keinem Menſchen etwas, und die fröhnenden Bauern werden ſich ſchon mit dem Pfluge durch ſie hinzuwinden wiſſen; und bleibt auch hier und da ein Streifen Land ungepflügt, ſo kommen die Gräſer, die darauf ſproſſen, nach der Ernte doch dem weidenden Vieh zu Nutzen; auf den Flächenraum aber, welchen die Blöcke an ſich wegnehmen, iſt auch nichts zu geben, denn auf dem übrigen Raum wächſt immer noch Getreide genug! Sie ſehen, die Philoſophie des polniſchen Grundherrn, der faſt durchweg ſeine Güter ſelbſt bewirthſchaftet, bleibt conſequent.

Die Baumſtümpfe ferner, welche man zahlreich auf dem Ackerland erblickt, kommen von der Gewohnheit, von Zeit zu Zeit das Feld mit dem Wald zu vertauſchen. Man läßt dann eben ſo viel Feld bewalden, als man Wald zu Feld machen will. Letzteres könnte leicht dergeſtalt geſchehen, daß kein Baumſtumpf ſtehen bliebe. Allein die Bäume mit der Wurzel auszuheben, iſt hier zu Lande zu mühſelig, die Klötze auszuroden iſt noch viel mühſeliger. Es bleibt alſo nichts weiter übrig, als die Stümpfe der Verweſung zu überlaſſen. Dieſe aber erfordert bei kienigem Holz eine ſehr lange Zeit, und oft ſind die Stümpfe kaum von der Fäulniß angegriffen, wenn die Zeit da iſt, das Feldſtück auf's Neue zu bewalden. Bisweilen kommen die Bauern der Fäulniß zu Hilfe, indem ſie Feuer an die Stümpfe legen. Sie richten zwar damit nicht viel aus, ein Sturz bleibt doch übrig und der Klotz in der Erde, dieſe Thätigkeit aber macht ihnen eine kleine Freude und Aufregung.

Noch mehr fallen dem Fremdling auf den polniſchen Feldern die Schlehengebüſche und wilden Apfel- und Birnbäume auf. Oft findet man ſie in großen Gruppen ſtehen und ſo zahlreich, daß das Feld einem weitläufig bepflanzten Obſtgarten nicht unähnlich ſieht. Wer den erſten Tritt auf den Boden des Polenreichs thut, begreift dieſe wilden Obſtbäume im Fruchtfelde durchaus nicht, da er nicht ihren Nutzen, ſondern nur den Schaden kennt. Unter dem Schatten eines Baumes wächſt bekanntlich nie ein kräftiges Getreide, der Halm wird dünner und die Aehre kümmerlich und meiſt taub. Der Sonnenſtrahl iſt die ſegenſpendende Göttin aller Früchte. Warum verhüllt der Pole ſeine Früchte vor dem Antlitz der Göttin?

Man muß wiſſen, daß dies Buſchwerk die Obſtpflanzung des polniſchen

Bauers iſt, er kennt ja keinen andern Apfel als den Holzapfel, und keine andere Pflaume als die Schlehe, denn ein edler Stamm kommt nicht in ſein Bereich; der iſt ein Vorrecht des edelmänniſchen Gartens. Aber ſelbſt viel Edelleute können keine edlen Obſtbäume in ihrem Garten aufweiſen, und erfreuen ſich an dieſem heilloſen Obſt, das in Deutſchland kein Bettelbube gern zum Munde bringt. Man muß die Ernte im Herbſt mit anſehen. Da ziehen Bäuerlein und Weib, Söhne und Töchter, Magd und Knecht hinaus unter die Feldbäume. Man nimmt Säcke und Wagen mit. Die großen Schafpelzmützen ſteigen hinauf in die Aeſte, die Haarflechten und Hauben raffen unten am Erdboden auf, und den oben, wie den unten merkt man an, daß ſie etwas Koſtbares ernten. Zwar zieht ihnen jeder Biß in die herben kleinen Früchte den Mund zuſammen, gleichwol eſſen ſie mit wahrer Begeiſterung.

Allerdings wird nur der geringſte Theil dieſes Obſtes friſch genoſſen. Entweder legt man es auf die Böden, läßt es im Winter frieren, damit es weich und mürbe wird, und genießt es dann zum Brod, oder man bäckt es im Ofen, oder man ißt es gekocht als Gemüſe, oder man ſäuert damit Waſſer, welches dann als Suppe genoſſen wird und den Namen Quas (Sauer) führt. Dieſer Quas iſt das unentbehrlichſte Nahrungsmittel des Bauers. In jeder Bauernſtube findet man in der Nähe des Ofens ein aufrechtſtehendes Faß. Das iſt das Quasfaß, die Lebensquelle der Familie, die ewige Zuflucht der Hausfrau, die Würze jedes Mahls. Iſt nur noch Quas im Faſſe, ſo iſt das Volk zufrieden. Die Hausfrau ſchickt dies ſaure Waſſer im Henkeltopfe nebſt einem tüchtigen Stück Brod auf's Feld und iſt ruhig, ihre Hauspflicht iſt gethan, alles Andere iſt Nebenſache. Man hat eine Art Doppeltöpfe im Gebrauch, zwei Töpfe an einem Henkel. Der eine Topf iſt ausſchließlich zu Quas, der auch Parſchtſch heißt, beſtimmt. In den andern kommen Kartoffeln, Kraut, Erbſen oder ſonſt etwas. Dieſe zweite Speiſe, obſchon gekocht, befindet ſich in ſehr trockenem Zuſtande. Der Bauer nimmt nun aus der einen Topfhälfte etwas von dem Trocknen auf ſeinen hölzernen Löffel, dann taucht er ihn in die andere Topfhälfte, läßt etwas Quas dazu laufen und ſo bringt er die Speiſe lecker zum Munde. Seine Frau gibt ihm nur die Elemente ſeines Mahles, er combinirt ſie. Der Quas aber iſt dabei die Subſtanz, ohne welche keine andere Freude macht; er iſt gleichſam der Vocal der Küche, Erbſen, Kraut u. ſ. w. ſind die Conſonanten. Es iſt gar nicht unintereſſant, einen polniſchen Bauer eſſen zu ſehen.

Ich lebte faſt ein Jahr auf dem Gute eines Polen als Gaſt. Ich hatte mich dazu verſtanden, in ſeiner Wirthſchaft einige deutſche Einrichtungen zu treffen. Meine erſte Thätigkeit während des Winters war, von den nächſten Aeckern die Steinblöcke wegſchaffen zu laſſen. Die Bauern halfen mir mit Freuden. Nun aber ſollte die Verheerung an ihre geliebten Obſtbäume gehen. Als ich am Abend den Aufſehern den Befehl gab, für den nächſten Tag die Bauern zu Ausrottung

des wilden Baumwuchſes zu beſtellen, ſahen ſie einander mit ſehr langen Geſichtern an. Ich legte mich zur Ruh, ſie gingen, um zu beſtellen. Kaum war ich eingeſchlummert, als ſich vor meinen Fenſtern hundertſtimmig das Geſchrei erhob: „kochang panie, proszemi pana!“ (Lieber Herr, wir bitten Sie.) Man verlangte eine Audienz. Ich war gnädiger als hier Brauch, ſprang von meinem Heuſack — ein Heuſack unter den Schläfer, eine ſchöne ſeidene wattirte Decke über ihn und ein Roßhaarkiſſen von Saffian unter dem Kopf, ſo iſt es in Polen Sitte und Gewohnheit — und öffnete die Thür, welche unmittelbar ins Freie führte, wie man das in Polen ſehr häufig findet.

Alsbald drangen mit thränenbethaueten Geſichtern und Zetergeſchrei wol an dreißig Bauern und Bäuerinnen in das Zimmer. Ihr einziges Wort war: „proszç pana, darui drzewinoni!“ (Wir bitten Sie, verzeihen Sie den Obſtbäumen.) Es ſollte das heißen: ſchonen Sie die Bäume! Ich verſicherte, daß ſie der Feldfrüchte halber weggeſchafft werden müſſen; allein ich machte dadurch die Leute nicht verſtummen. Endlich verſprach ich, jedem Hauswirth im Frühjahr ein Dutzend junger edler Obſtſtämme zum Geſchenk zu machen. — „Ach nein, nein, Herr,“ entgegnete man mir, „die dürfen wir nicht haben.“ — „Und warum denn nicht?“ — „Nein, das erlaubt der Herr Graf nicht.“ — „Und warum nicht?“ — „Weil ſolches Obſt nur den Edelleuten zukommt.“ — „Und habt Ihr denn den Herrn Grafen ſchon deshalb befragt?“ — „Nein, aber wir wiſſen es.“ — „Ja, gütiger Herr Deutſcher,“ nahm ein würdiger Bauer das Wort, „das wiſſen wir ganz beſtimmt, denn ich hatte mir ein Mal zwei Pflaumenbäume, die mir ein Samenhändler ſtatt Vorſpannlohn gab, hinter die Hütte geſetzt. Kaum waren ſie von dem gnädigen Herrn Grafen bemerkt worden, ſo knickte er ſie um mit der Erklärung, ſolche Bäume kommen dem Bauer nicht zu. Obendrein bekam ich am Wege weg ein Paar Hiebe von ihm.“

Unter ſolchen Verhältniſſen wäre es eine Barbarei geweſen, den Befehl ausführen zu laſſen. Ich nahm ihn zurück, und die abſcheulichen Bäume ſtehen ohne Frage heute noch im Felde. Man ſieht hieraus, wie eng verknüpft die Uebelſtände der polniſchen Landwirthſchaft mit den Verhältniſſen der Menſchen ſind, und wie ſchwer es iſt, zu reformiren. — So oft man Wald in Feld umwandeln will, wüthet die Axt der frohnenden Bauern mit einer wahren Mordluſt gegen die Stämme, aber vor dem Schlehengebüſch, den Holzapfel- und Holzbirnenbäumen weicht ſie mit Pietät zurück. Dieſe Gewächſe gehen wie ein geheiligtes Inventarium von dem Walde an das Feld über.

Auffallend iſt ferner an dem polniſchen Felde die Methode der Beackerung. Der Acker bildet kein breites Beet, ſondern ſchmale Rücken aus fünf zuſammengeworfenen Furchen. Die letzte Furche, welche zwiſchen zwei Rücken fällt, wird dergeſtalt ausgeſtrichen, daß ſie den Raum von drei Fruchtfurchen einnimmt. Es iſt ſehr begreiflich, daß in der ungepflügten Scheidefurche nichts wächſt, und ſo

eine ungeheure Bodenfläche vergeudet wird. Ich ſetzte ein Mal einem polniſchen Edelmanne ſeinen Verluſt bei ſolcher Arbeit auseinander und erhielt die Antwort: „O, wir bauen ja Getreide genug für uns; wenn wir noch mehr baueten, was ſollten wir denn damit machen!“ — Was ich hier ſchildere, iſt die Regel, aber eine allgemein gültige Regel. Außer den deutſchen Colonien ſind es nur einige große oder beſonders energiſche Grundherren, welche gerade dieſe Uebelſtände zu beſeitigen ſuchen; meiſt mit Hilfe deutſcher Beamten.

Doch weiter über das Feld. — Was dort vor uns liegt, ſieht aus wie eine Verſammlung von großen alten Strohhaufen, die unter dem Einfluß langjähriger Regentropfen und Sonnenſtrahlen ſchwarz gefärbt ſind. Es iſt das Dorf ſelbſt. Nur eine einzige Farbe iſt an dieſen verdächtigen Geſtalten, den Gebäuden, ſichtbar, das häßliche Granſchwarz, welches die Zeit mit ihrem Borſtenpinſel den lebloſen Dingen aufzuſtreichen pflegt.

Die Hütten ſind von Holzbohlen erbaute und mit Stroh oder Schilf gedeckte ärmliche Gebäude. Ihre Länge richtet ſich nach der Länge der Bohlen, die man zum Bau zu verwenden hatte, denn die Bohle muß von einer Ecke des Hauſes bis zur gleichſeitigen andern reichen. An jedem Ende wird ihr ein Falz eingeſchnitten, in welchen ſich die Bohle der andern Seite des Quadrates mit ihrem Falz hineinſenkt. So verbinden und befeſtigen ſich die Hölzer gegenſeitig. Durch Schichtung von Bohle auf Bohle entſteht nun ein großer hölzerner Kaſten, der im Innern durch zwei hölzerne Scheidewände drei Abtheilungen erhält. Die mittele und größte iſt die Stube, auf der einen Seite der Stall für die Kuh und Schafe, auf der andern Seite die Hausflur, welche vor die Oeffnung des Backofens führt und zugleich die Futterkammer abgibt. Ofen und Backofen ſind eins, ein ungeheures plumpes quadratförmiges Lehmgemäuer. Daſſelbe nimmt ungefähr den vierten Theil des Stubenraumes weg, reicht aber nicht bis zur Decke empor. Die Oberfläche, oder das Plateau dieſes Rieſenofens gewährt Kindern, Knecht und Magd die Stätte für die Nachtruhe. Hart iſt ſie zwar, aber warm. — Die Stube beſitzt auf jeder Seite ein Fenſterchen von zwei Scheiben. Von außen iſt auch nicht das Mindeſte für das gute Ausſehen des Baues gethan, weder Kalk noch Farbe ſind ſichtbar. Man erblickt nur in den Fugen und Lücken der Bohlen alte Lappen und Mooſsflocken, welche der eindringenden Zugluft wehren. In der Nähe der Hütte ſteht Scheuer und Ochſenſtall, Räume, die nicht einmal aus Bohlen, ſondern aus rohen jungen Fichtenſtämmen zuſammengeſetzt ſind. Eine Barrière der roheſten Art umſchließt dieſe Gebäude und bildet den Hof.

Aus ſolchen Gütern beſteht das polniſche Dorf, und man bedauert die Menſchen, die in ſo melancholiſchen Neſtern wohnen. Da iſt auch nichts Erheiterndes zu erblicken, Alles häßlich und finſter, und das ganze Dorf wegen der ſehr weitläufigen Aufſtellung der Gebäude öde und leblos. Wer gewöhnt

iſt an das liebliche Bild der deutſchen Dörfer, deren rothe Dächer, weiße Schornſteine und blaue Thurmkuppeln aus dem fetten dunkeln Grün der Obſtbäume hervorſchauen, wie bunte Blumen aus den Blättern eines Kranzes, der erſchrickt vor einem polniſchen Dorfe. Keine Bäume um das Dorf, unter zwanzig Dörfern beſitzt nur eins eine Kirche, aber auch dieſe gibt dem Dorfe kein beſſeres Anſehen, denn ſie iſt nichts mehr als eine ſchwarzgraue große Breterbude, vor deren Thür ſich auf ebener Erde ein niedriges offenes Balkengerüſt befindet, in welchem die Glocken hängen. Dagegen ragen überall rieſige Kreuze in die Luft. Jedes Ende des Dorfes, jeder Kreuzweg, ſelbſt mancher Hof beſitzt ſein Kreuz. Es ſtarrt gewöhnlich weit über die Hütte empor, beſteht aber aus nichts weiter als zwei plumpen Balken, oft ſogar aus zwei rohen Baumſtämmen, welche durch gedrehete Weidenruthen mit einander verbunden ſind. Die Kreuzwuth der polniſchen Bauern iſt ſehr groß, Häufig pflanzen ſie vor ihre Höfe eine junge Fichte, um die emporgewachſene in ein Kreuz umzuwandeln. Die Krone wird abgeſchlagen, die Aeſte desgleichen, ein Querholz oben daran gebunden und der fromme Schmuck der polniſchen Dörfer iſt fertig. Ein ſchlechter Schmuck ſind noch die hohen Schwengel der Brunnen, die wie rieſenhafte Wagebalken hoch über dem Firſt der Hütten in die Luft ſchweben. Jeder Hof hat ſeinen Brunnen, der nicht mehr als ein viereckiges Loch iſt, deſſen Erdwände durch Holzbohlenſtücke abgeſteift ſind.

Die Menſchen in dieſen triſten Dörfern paſſen zu Dorf, Feld, Wieſe und Wald. Es ſind ſchlotternde, mißvergnügte Geſtalten, die Männer in langen wollenen weißen Kitteln, ungeheuren Stiefeln, in denen die Füße mit dicken Strohwickeln umwunden ſtecken, ungeheuern Schafpelzmützen und Beinkleidern von der gröbſten Leinwand; die Frauen in einem weißen Rock und turbanartigen Kopftuch, am Oberkörper bloßes Hemd. Gewöhnlich tragen ſie auch eine Schürze vor dem Leibe und eine zweite auf dem Rücken, deren Bänder auf der Bruſt über Kreuz laufen und auf dem Rücken zuſammengebunden ſind.

Die Männer gleichen entweder wandelnden Baumſtümpfen oder aufrechtgehenden Eisbären. Die dumme Miene der ſchnurrbärtigen Geſichter und die langen ſteifen Haupthaare erhöhen das Ungemüthliche des Anblicks. Die Frauen ſind gewandter und lebendiger, der leichtere Sinn des Geſchlechts hebt ſie beſſer über die drückenden Verhältniſſe empor. Auch die Jugend hofft noch und will gefallen. Die Tracht der Burſchen iſt kleidſamer. Sie tragen ſchwarze niedrige Filzhüte, das leinene Hemd hängt kuttenartig über die Beinkleider und wird von einem breiten rothwollenen Hüftgürtel zuſammengehalten. Auch die Mädchen verhüllen die Bruſt durch nichts weiter als das dünne Hemd, welches durchweg den Schnitt eines deutſchen Männerhemdes hat.

Aus allen Geſichtern aber ſpricht das Verhältniß der Knechtſchaft; Trägheit, Lebensunluſt, Scheu und Angſt zeigen ſich ſchnell in Blick und Geberde. Wo möglich, weicht der Bauer dem Edelmann und ſtädtiſch Gekleideten — denn jeden

ſolchen hält er für einen Edelmann — aus. Aber wenn es nicht möglich, ſo entblößt er ſchon auf vierzig bis funfzig Schritte Entfernung ſein Haupt nnd geht bis zur Erde niedergebeugt, die Mütze dem Empfänger der Huldigung zugeſtreckt, vorüber. Die Bäuerin dagegen umfaßt mit ihren Armen die Füße des Begrüßten und küßt ihm die Knie.

In jeder Beziehung iſt der Bauer abhängig. Als Burſche oder Mädchen wird er genöthigt dem Herrn als Knecht oder Magd zu dienen, die letztere ſogar mit ihrem Leibe; als Bräutigam oder Braut iſt er dem Edelmann unterwürfig, da er von ihm Erlaubniß zur Ehe bedarf; als verheirathete Perſon iſt er abhängig, da es von dem Herrn abhängt, ihn zu einer Wirthſchaft und dadurch zu einer Art von Selbſtſtändigkeit gelangen zu laſſen; als Wirthſchafter iſt er abhängig, da nichts von der ganzen Wirthſchaft ſein, ſondern Alles des Edelmanns Eigenthum iſt; als Vater iſt er abhängig, da das Schickſal ſeiner Kinder von dem Edelmann abhängt, der die Zuverſicht des Bauers in Bezug auf die ſchreckliche Militairpflicht ſeiner Söhne iſt.

Natürlich hat das Dorf keine Schule. Außer in den deutſchen Colonien ſind etwa nur zwanzig Dörfer in Polen, welche etwas wie eine Schule beſitzen. Die Ruſſen ſind ebenſo wie die polniſchen Edelleute der Meinung, daß es nicht gut ſei, wenn der Bauer viel verſtehen lerne. Man meint, er werde es dann ebenſo machen, als jenes Roß, welches plötzlich Menſchenverſtand bekam, den Reiter abwarf und zertrat. Dieſe Ueberzeugung übt im ganzen ruſſiſchen Reiche eine ſehr vielfältige Wirkung aus.

Und gewiſſermaßen muß man jene Meinung theilen. Was würde Unterricht dem polniſchen Bauer zunächſt bringen als eine tiefere und noch peinlichere Empfindung ſeiner jämmerlichen Lage? Und das iſt dem armen Teufel nicht zu wünſchen, wenn gleich ſich damit eine Ausſicht auf eine ſpäte beſſere Zukunft verbindet. Seine Dummheit hält ihn wenigſtens in einer gewiſſen Empfindungsloſigkeit. Er gleicht dem Graſe, das ſich ruhig mit Füßen treten läßt, und alle Jahre neue Halme treibt.

Die Geiſtlichen ſind wackere Leute; ſie tragen eifrig dazu bei, die Bauern in Gras zu verwandeln und wie Gras zu rupfen. Man ſehe das Geberden der Bauern, wenn ſich ein Nordlicht blicken läßt, ihre Capriolen vor den Kreuzen und Heiligenbildern bei einer Mondfinſterniß, man höre ihr Gebrüll in der Chriſtnacht und an den Tagen gewiſſer Heiligen, ja man ſehe nur einen Bauer ſein Morgen- oder Abendgebet verrichten, wie da die Lippen vom Gebet bewegt werden, während ſeine Hand den Hund prügelt, wie ſchnell er den Hund losläßt, um bei dem beſtimmten Worte das Antonins- oder Marienbild an der Wand oder das Weihbecken an der Thür zu küſſen, wie er dann wieder zum Tiſche geht, die große Schafpelzmütze nimmt und mit betenden Lippen eine Jagd gegen gewiſſe unbeliebte Thierchen in der Mütze anſtellt. So etwas muß man anſehen,

um zu wiſſen, wie viel die Geiſtlichkeit dazu beiträgt, den Bauer in thieriſcher Dummheit zu erhalten. Freilich ſind die einzelnen Geiſtlichen in der Regel nicht viel klüger.

Der ruſſiſche Bauer iſt in vieler Beziehung beſſer daran als der polniſche. Der Ruſſe hat in der Regel die Ausſicht, ſich durch Ausdehnung ſeiner Viehzucht zu einigem Wohlſtand empor zu ſchwingen; ſein Grundherr ſetzt ſogar einen Stolz darauf reiche Bauern zu beſitzen. Nachtheil kann ihm der Reichthum ſeiner Leibeigenen nicht verurſachen, da der Bauer als Gegenſtand für immer an ihn gebunden iſt. Man findet in Rußland Bauern, welche ſehr großes Vermögen haben. Wenn ſie nun auch in ihrer Unfreiheit damit keine Rittergüter und hohen Ehren erwerben können, ſo dient es ihnen doch dazu, ſich ein bequemes Leben zu bereiten. Ihre Dienſtverpflichtungen bürden ſie ſammt ihrer Wirthſchaft gemietheten Knechten auf und leben vergnügt in Städten. Dazu bedürfen ſie allerdings der Erlaubniß ihres Leibherrn, aber dieſe wird ihnen gegen einen Geldzins und unter gewiſſen Beſchränkungen nicht verweigert. So lebt z. B. in Minsk ein Bauer Namens Filipow, deſſen Vermögen über 60,000 Rubel Silber beträgt. Für die Erlaubniß in der Stadt zu wohnen, zahlte er ſeinem Leibherrn früher an jedem Neujahrstage dreihundert Papierrubel. Später hat er dieſe Erlaubniß für ſich und ſeine Nachkommen durch ein Kapital erkauft. Da es ihm nicht erlaubt werden konnte, Grundeigenthum zu beſitzen, ſo erbaute er ſich einen Palaſt auf den Namen eines armen Bürgers, der dadurch wenigſtens für ſeine Lebenszeit freie Wohnung bekommen hat. Seine Kinder erzieht der reiche Bauersmann auf großem Fuß, läßt ſie Sprachen und Muſik lehren und ſie auf's feinſte ſtädtiſch kleiden. Allerdings mußten die jungen feinen Leutchen ſich gefallen laſſen, dem Leibherrn nach der bei ihm eingeführten Weiſe eine Zeit lang als Knechte und Mägde zu dienen. Dies nur darum, damit ihnen der Stempel der Leibeigenſchaft eingedrückt ſei und ihre Unterthänigkeit in der Erinnerung bleibe. Derartige Filipow's gibt es gar nicht wenige in Rußland. Vor Gericht werden ſie allerdings nicht nach ihrem Reichthum gemeſſen, und in die Geſellſchaften des Adels erlangen ſie nie Eintritt. Die bürgerlichen Geſellſchaften dagegen nehmen ſie gern auf, denn der Bürger ſchätzt den Mann nach ſeiner Tüchtigkeit und — Geldkraft.

In Polen dagegen iſt ein reicher Bauer eine Unmöglichkeit. Und zwar gerade deshalb, weil er freier iſt, als der Ruſſe, d. h., weil er perſönliche Freiheit beſitzt, die ihm vom Staat zuertheilt worden. Dieſe perſönliche Freiheit iſt für ihn ein tückiſcher Schein, ſo koſtbar auch das Recht iſt, das ſie verleiht. Der Bauer in Polen iſt nicht an das Gebiet, den Boden ſeines Herrn gebunden und alljährlich am Tage des heiligen Jacob kann er ziehen, wohin er will. Aber der Edelmann braucht den Bauer, und es muß ihm in dem menſchenarmen Lande daher ſehr daran liegen, daß er bleibe. Das aber iſt ſicher nur dadurch zu be-

werkſtelligen, daß der Bauer keine Art von Vermögen, am allerwenigſten baares Geld beſitze; denn beſitzt er Geld, ſo kauft er ſich ein Grundeigenthum an, wozu ihm bei einigen Staatsgütern, den deutſchen Colonien, und ſogar bei einigen braven Edelleuten die beſte Gelegenheit gegeben iſt, und wozu er nach dem Landesgeſetz, welches noch von der Zeit der Conſtitution herſtammt, berechtigt iſt. Für 250 Thlr. kann er ein Gut eigenthümlich kaufen, welches viel umfänglicher iſt, als eine gewöhnliche Bauernwirthſchaft. Seit es den Bauern bekannt geworden, daß ſie Grundeigenthum beſitzen dürfen und daß zum Ankauf an gewiſſen Orten Gelegenheit iſt, iſt ihr höchſter Wunſch, in Beſitz des Kaufgeldes zu gelangen. Das zu verhindern iſt aber Sache des Grundherrn, und an Mitteln gebricht es ihm nicht, denn er macht die Geſetze in ſeinem Dorfe.

Die Wirthſchaften, in welche der Edelmann Bauern einſetzt, beſtehen ungefähr aus folgendem: zwölf Morgen Boden (keine Wieſe und kein Garten), eine Hütte zum Wohnen, eine Scheuer und ein Stall, ein paar Zugochſen, eine Kuh, vier Schafe, zwei Ferken, ſechs Hühner und ein Hahn, ein Wagen nach Landesſitte, ohne irgend eine Spur von Eiſenbeſchlag, ein Pflug ohne Räder für das Ochſenjoch eingerichtet, eine Egge aus Weidenruthen geflochten, eine Laterne, eine Flachsbreche, eine Graupenſtampfe, ein Kleien- und ein Waſſerfaß, eine Waſchgelte, zwei Tränkeimer, vier Milchäſche, ein hölzerner Eßnapf und ſechs hölzerne Eßlöffel. Das iſt das Inventarium, was der Grundherr dem Bauer zur Benutzung übergibt. Dazu kommen noch als unbewegliche Gutstheile: ein Tiſch, deſſen Füße als Pfähle in dem Erdboden der Stube eingeſchlagen ſind und ein großes aus plumpen Balken gezimmertes Bettgeſtell, welches mit der hölzernen Wand des Gebäudes dergeſtalt in Verbindung ſteht, daß es zu dem Gebäude gehört, ebenſo wie die Bank, welche gleichfalls beim Bau der Hütte entſtanden und ein unwandelbarer Theil der Bohlenſchichten der Wand iſt. Zu allem dem gehört noch eine auf dem Schilfdache liegende und zum Schornſtein führende Leiter, welche auf einem dicken aus der Erde hervorragenden Stamme fußt.

Eigenthum des Bauers iſt ein Federkopfkiſſen, ein Deckbette und ein Betttuch, welches zugleich ſtatt des Tragkorbs, den man hier nicht kennt, zum Transport der Marktwaaren benutzt wird. An dies Privatvermögen hält ſich auch in der Regel der Grundherr, wenn er den Bauer wegen rückſtändiger Frohnen, Kapaunen- oder Eierzinſen auspfändet. Und faſt ſcheint es, als ob wegen ſolcher Auspfändung keinem Bauer eine Wirthſchaft übergeben werde, der nicht ein Kopfkiſſen, Deckbett und Betttuch beſitzt.

Bei ſolcher Einrichtung iſt es nur ſchwer möglich, zu Wohlhabenheit zu gelangen; fände der Bauer aber doch den Weg, ſo tritt ihm der Edelmann ſogleich entgegen, indem er ihm das Erübrigte geradezu wegnimmt und zwar mit der Behauptung, daß dem Bauer nicht mehr zukomme, als ihm übergeben ſei, oder indem er ihm die Wirthſchaft ſchmälert. Beſtellt der Bauer ſein Feld mit Fleiß

und macht er gute Ernten, so wird der Grundherr nicht lange zögern, ihm ein Stück des Feldes wegzunehmen. Hat der Bauer in seiner Viehzucht Glück, erzieht er vielleicht einige Stiere, oder vergrößert die Zahl seiner Schafe, so ist augenblicklich der Grundherr da und nimmt ihm das überzählige Vieh mit der Behauptung, daß er nicht mehr zu besitzen das Recht habe, als ihm übergeben sei, und ihm nur dann ein Stück Vieh nachzuziehen erlaubt sei, wenn eins von dem Inventarium durch Schlachten oder Sterben in Abgang gekommen sei. Will der Bauer also seine Viehzucht nützen, so muß er wie ein Spitzbube verfahren, die nachgezogenen Stücke auf alle mögliche Weise verbergen (wozu allerdings die Weide in den finstern Wäldern ein Mittel bietet) und sie so pfiffig als möglich auf dem Wochenmarkt der nächsten Stadt zum Verkauf bringen. Er muß der räuberischen Hand des Herrn mit spitzbübischer Schlauheit zuvorkommen. Der Herr erfährt natürlich, daß der Bauer Vieh verkauft hat und fordert das Geld von ihm. Der Bauer verweigert das unter Vorwänden aller Art und rettet es dann wol, darf sich aber eine Ladung Stock- oder Knutenhiebe nicht verdrießen lassen, deren Ertheilung der Herr zu Versöhnung seines Herzens nöthig hat. Ich war Augenzeuge, daß ein Bauer in dem hier angegebenen Falle sechzig Hiebe bekam. Die Execution fruchtete nicht, und auf Befehl des Herrn wurde sie an verschiedenen Tagen fünf Mal wiederholt. Allein der Bauer war nicht zu bewegen, sein Geld herauszugeben oder den Ort zu bezeichnen, an welchem er es aufbewahrte. Als er nun auch nach der sechsten Execution noch männlich behauptete, er dürfe das Geld nicht hergeben oder verrathen, weil ihm sein Patron, der heilige Antonius, im Traum geboten habe, lieber den Tod zu erleiden, als das zu thun, so war die Geduld des Herrn erschöpft. Wüthend reißt dieser die Knute aus der Hand seines Aufsehers, walkt den Bauer eigenhändig noch mit einigen furchtbaren Streichen und schließt den Proceß mit den Worten: „Jetzt behalte Dein Geld, Hundsfott!“ Wie von einem Gott ergriffen, springt der Bauer, dessen Schmerzgebrüll eben noch das Gehöft erfüllte, empor von der Strohschütte, umarmt und küßt die Füße des Herrn, stürzt wie toll unter ein nahes Kreuz und umarmt dies unaufhörlich in höchster Freude schreiend: „Herr Gott, nun danke ich Dir, nun ist das Geld mein.

Um den Bauer nicht in Besitz von Geld gelangen zu lassen, wendet der polnische Edelherr selbst das schändlichste Mittel an. Es gibt keine größere Schändlichkeit, als den Arbeiter zu zwingen, seinen verdienten Lohn zum finanziellen Vortheil des Lohngebers — durch Trunk zu vernichten; und gleichwol geschieht dies in ganz Polen. Die Arbeit, welche der Bauer über den Frohnsatz hat leisten müssen, muß ihm nach dem Gesetz mit baarem Gelde bezahlt werden, statt dessen aber gibt ihm der Edelmann Anweisungen auf den Schnaps in seinem Schenkhause. Dieser Gebrauch ist eine beinahe ausnahmlose Regel; ebenso eine andere: den Kindern der Bauern, welche auf dem Edelhofe ihre zweijährige Dienst-

pflicht als Knechte oder Mägde leiſten, den Lohn in Kleidungsſtoffen auszuzahlen. Am hohen Neujahrstage pflegt der Grundherr in einem ſeiner Zimmer eine Ausſtellung von Waaren zu veranſtalten, welche er auf dem nächſten Jahrmarkt eingekauft hat. Das Material iſt bereits in Theile zerlegt, welche zu gewiſſen Kleidungsſtücken nöthig ſind. Da ſieht man blaues Tuch zu Mädchenſukmanen, Kopftücher, Schürzen, gewirkte Strümpfe, Schuhe, Leinwand, Kämme u. ſ. w. Jeder Artikel iſt mit einer gewiſſen Preisangabe verſehen. Nun erſcheint das Geſinde und wählt, was es braucht, bis zur Höhe ſeines Lohns. Wenn der Herr einen kleinen Theil des Lohns in baarem Gelde auszahlt, ſo gilt dies ſchon für eine Gnade.

Das baare Geld iſt deshalb etwas ſehr ſeltenes für den polniſchen Bauer; aber auch in anderer Hinſicht iſt ſeine Armuth kläglich und ſein Leben faſt thieriſch.

Seine Bewirthſchaftung iſt begreiflicher Weiſe die elendeſte von der Welt. Er wirthſchaftet einzig und allein, um ſich vor dem Hunger zu bewahren, und dürfte er hoffen, ſo viel Pilze, Kernobſt und Schlehen zu ernten, als zu ſeiner Familie Sättigung auf das Jahr nöthig ſind, ſo würde er ſeine Felder gar nicht beſtellen. Den Dünger wirft er in der Regel auf das Stückchen Land, welches ſich von einer Barrière umſchloſſen bei der Hütte befindet und alle Jahre mit Hanf und Gemüſe bebauet wird. Bringt er den Dünger auf dieſem Fleck nicht unter, ſo fährt er ihn auf ſein nächſtes Feldſtück, das er dann Jahr für Jahr mit Erbſen und Kartoffeln beſtellt, denn dieſe Früchte ſind ſeine wichtigſten Nahrungsmittel und erſcheinen in Begleitung des unſchätzbaren Quas faſt täglich auf ſeiner Tafel oder im Zwillingshenkeltopfe.

Alle Fruchtarten beſtellt er durch ein einmaliges Pflügen. Die Gerſten- und Haferſtoppel z. B. läßt er regelmäßig liegen bis zur Roggen- oder Weizenſaat, und ein Glück iſt es für ihn, daß der Boden durchſchnittlich wenig Thonbeſtandtheile, dagegen eine ſtarke Sandmiſchung hat. Daher kann ihm durch geringe Vorbereitung die zur Aufnahme des Saamens nöthige Eigenſchaft gegeben werden. Der Pflug muß Alles thun, denn die von Weidenruthen geflochtene federleichte Egge hat ſelbſt in dieſem leichten Boden keine Wirkung, und die Walze kennt man nicht, könnte ſie auch wegen der Steinblöcke und Baumſtümpfe nicht anwenden. Allermeiſt wird das Getreide flach untergeackert und es gedeiht trotz der ſchlechten Bearbeitung recht gut. Klima und Boden des Landes ſind dem Getreidebau ſehr förderlich. Von bedeutendem Einfluſſe iſt, daß nicht die Oſtwinde, ſondern die Südwinde in Polen kühle Witterung bringen, da die Carpathen im Süden liegen. Dieſe Windrichtung iſt im Winter ſelten, im Sommer häufig. Die Feuchtigkeit der Luft iſt wegen der vielen Waldungen größer als in Deutſchland und die oft fabelhafte Fruchtbarkeit bei leichtem Sandboden mag zum Theil daher ſtammen. Trüge nicht die Natur ſo viel dazu bei, ſo würde es um den Feldbau des polniſchen Bauernſtandes ſehr ſchlimm ſtehen.

Allein dieſe Vorwürfe treffen den Bauernſtand nicht allein. Auch die Wirthſchaften adliger Herren trifft er. Es iſt eine traurige Wechſelwirkung. Die Edelleute wollen, daß die Bauern ſchlechte Landwirthe ſind, damit ſie in Noth und Dürftigkeit bleiben; die ſchlechte Wirthſchaft der Bauern hält aber auch die Wirthſchaft der Edelleute feſt auf der niedrigſten Stufe — das unterdrückende Gewicht muß ſelbſt in der Niedrigkeit bleiben, um ſeinen Druck ausüben zu können; ſo wie die emporhebende Kraft ſelbſt mit in die Höhe ſteigt.

Plaudereien aus Weſtphalen.

Der Name Weſtphalen, früher vom Rhein bis zur Elbe ausgedehnt, beſchränkt ſich jetzt auf die Regierungsbezirke Münſter, Minden und Arnsberg. Hiſtoriſch-romantiſche Erinnerungen mannigfacher Art geben dem Landſtriche ein eigenthümliches Intereſſe. Weſtphalens „rothe Erde" war der Mutterboden der heiligen Vehme, dieſer eigenthümlichen Geſchworenen des Mittelalters. Ganz Weſtphalen war in Freigrafſchaften eingetheilt, deren jede einen Freiſtuhl inne hatte; der oberſte Freiſtuhl und zugleich der berühmteſte, an dem Fürſten und ſogar ein Kaiſer „wiſſend" geworden, war der „Spiegel zu Dortmund". Die Linden des Königshofes, der Mal- oder Dingſtätte, ſtehen noch friſch grün an der maleriſch ergrauten Ringmauer der ehemaligen Reichsſtadt Dortmund, an der die neue Zeit jetzt auf der Eiſenbahn vorbeiſauſt. Kein „Wiſſender" betrachtet die uralte Baumgruppe auf dem Bahnhof, die den ſteinernen Tiſch mit dem Reichsadler beſchattet, wo die Acht geſprochen ward. Ein anderer faſt eben ſo berühmter Freiſtuhl war der Baumgarten des Schloſſes zu Arnsberg, der reizend gelegenen Hauptſtadt des bergigen Sauerlandes. Hiſtoriſche Denkſteine ſind in Weſtphalen faſt alle großen und kleinen Städte. Da iſt Engern, einſt eine mächtige Stadt, das Haupt eines Landes, wo der Sachſenherzog Wittekind herrſchte, jetzt ein Dorf, wo ſeine Gebeine in einem gläſernen Sarge in der altergrauen, verſunkenen Kirche gezeigt werden. Seine Dienſtleute, namentlich eine Art berittene Leibgarde, ſind in directer Abſtammung die Vorfahren der reichen Beſitzer von Bauerngütern, Sattelmeier genannt, die nur unter den Engern vorkommen und den Geſchichtsforſchern ſchon viel Kopfbrechen gekoſtet haben. Zu den charakteriſtiſchen Gebräuchen gehört es, daß bei dem Leichengefolge der Sattelmeier ein geſatteltes Pferd mitgeführt wird. Der Name Wittekind's ſpielt in Weſtphalen eine bedeutende Rolle. In der Porta Weſtphalica hat ebenfalls eins ſeiner berühmteſten Caſtelle geſtanden, wie eine Thurmwarte an der Pforte Weſtphalens. Der Berg heißt in der Volksſprache Weddigenſtein, Wittekindſtein; auf ſeinem Gipfel ſteht noch jetzt eine uralte Capelle,

wo der ſächſiſche Held ſeine erſten chriſtlichen Meditationen gehalten haben ſoll. Auf ſeinem Schloßhofe in dem nahen Minden ließ er die erſte Kirche bauen; der jetzige Dom ſteht noch auf dieſer Stelle. Um nach ſeiner etwas gewaltſamen Bekehrung durch Karl den Großen ſeine entente cordiale mit demſelben zu bethätigen, theilte Wittekind die Stadt mit ihm und ſagte: Min und din, woraus ſich Minden gebildet hat. In neuerer Zeit hat die Stadt durch ihre großartigen Feſtungswerke einige Bedeutung gewonnen. Die Befeſtigung des Bahnhofes iſt nach Ausſage von Kennern ein ſtrategiſches Kunſtwerk zu nennen, wozu das treffliche Material aus den Steinbrüchen des Weſergebirges weſentlich beigetragen haben mag. Die Namen zweier Wohlthäter von Weſtphalen und berühmter Staatsmänner von Preußen knüpfen ſich an Minden; der Miniſter Stein hat die erſten Jahre ſeiner Thätigkeit im Verwaltungsfache als Kammerpräſident dort zugebracht und der Oberpräſident Vinke iſt daſelbſt geboren, wo damals ſein Vater evangeliſcher Domprobſt war. Dem Liebhaber hiſtoriſcher Curioſitäten wird es auch der Mühe werth dünken, das Haus aufzuſuchen, welches dem Erzbiſchof Droſte-Viſchering zur Zeit der Kölner Wirren zum Gefängniß diente. Es war damals häufig das Ziel frommer Wallfahrten und wurde in zahlloſen Lithographien verbreitet. Außer dieſem berühmten Gefangenen hat auch einſt der parlamentariſche Freiherr Georg Vinke in Minden auf „Feſtung geſeſſen", in Folge eines Duells aus der Referendarienzeit.

So alt die Stadt iſt, beſitzt ſie doch nur wenige Baudenkmale aus der guten alten Zeit, einige ſchöne Giebelformen ausgenommen, die ſich aber in den dunklen ſchmalen Gaſſen ſchwer auffinden laſſen. Indeſſen hat ſie durch Zufall einen der werthvollſten Kunſtſchätze des Mittelalters erworben, der lange unbeachtet hinter den Mauern weſtphäliſcher Klöſter verborgen geweſen war. Die neuern Kunſthiſtoriker, wie Paſſavant, Schnaaſe, Franz Kugler, Ernſt Förſter, Hotho, bezeugen einſtimmig die Exiſtenz einer weſtphäliſchen Malerſchule, die zwar verwandt mit den Meiſtern von Köln und Flandern, doch in ureigener Idealität ſich im fünfzehnten Jahrhundert entwickelt hatte, durch Innigkeit der Empfindung an Fieſole und Perugino erinnernd. Im Kloſter zu Liesborn bei Lippſtadt lebte der Raphael dieſer Schule. Der ergreifendſte Ausdruck der Seligkeit und des Schmerzes vereinigt ſich bei ihm mit Größe des Styls und Klarheit des Colorits; jeder ſeiner Köpfe iſt eine gemalte Seele. Sein Name iſt unbekannt geblieben, von der Kloſterregel verlöſcht, er heißt nur der Meiſter von Liesborn; ſeine Schüler lieferten anfangs treffliche Nachahmungen von ihm, konnten ſich jedoch nicht dem Einfluß der damals herrſchenden van Eyk'ſchen Schule entziehen, grelle Charakteriſtik und Luſt an Verrenkungen machte ſich immer mehr geltend. In den Kirchen und Klöſtern Weſtphalens zerſtreut, wurden dieſe herrlichen Gemälde zur Zeit der Säculariſation achtlos verſchleudert und ſogar theilweiſe vernichtet. Es gelang mit Mühe einigen intelligenten Sammlern, die Reſte und Bruchſtücke zu retten;

die werthvollſten derſelben ſind im Beſitz des Geheimenrath Krüger in Minden. Für die Kunſt des Mittelalters hat Weſtphalen noch zwei berühmte Namen aufzuweiſen: Ludger tom Rink, der in Münſter eine ſelbſtſtändige Malerſchule ſtiftete, und Aldegrever, der Kupferſtecher in Soeſt (geb. 1502).

Zum Regierungsbezirk Minden gehört eine Städtegruppe, von der es ſich der Mühe verlohnen würde, im Vorübergehen eine Silhouette zu entwerfen. Das alte heilige Herford war einſt berühmt durch ſeinen Reichthum an Reliquien, die zu vermehren es auch noch die Gebeine Wittekind's aus dem nahen Enger gewaltſam hatte entführen laſſen; aber die Sattelmeier holten ſich den koſtbaren Schatz der Engern zurück und bewahrten ihn ſorgfältiger als vorher. Herford hat noch ſeine Stiftskirche „auf dem Berge", wo ſchon 789 eine gefürſtete Frauenabtei gegründet war; die letzte fürſtliche Aebtiſſin war eine Enkelin der Böhmenkönigin Eliſabeth, eine Verwandte des preußiſchen Königshauſes. Eine deutſche Meile weit davon entfernt liegt Bielefeld, in der reizendſten Gegend der Grafſchaft Ravensberg, deren diplomatiſche und kriegeriſche Geſchichte die maleriſche Ruine des Sparrenbergs repräſentirt. Wie eine Citadelle krönen ihre grauen Thürme das freundliche Städtchen, das auf ſeinen Wieſen durch den Schnee ſeiner Leinwandproduction eine anmuthige Staffage erhält. Nach Süden wird hier der Regierungsbezirk Minden durch die Rauchkammern der berühmten weſtphäliſchen Schinken, Rheda, Gütersloh und Wiedenbrück begrenzt, nach Oſten durch die Ausläufer des Teutoburger Waldes und die Wildniß der Senne. Die altpreußiſchen Beſtandtheile der Provinz Weſtphalen, die beiläufig um einige Quadratmeilen größer iſt, als das Königreich Würtemberg, unterſcheiden ſich weſentlich von dem Theile des Herzogthums Weſtphalen, zu dem das Fürſtenthum Münſter gehörte und der erſt ſeit dem Reichsdeputationshauptſchluß vom 25. Febr. 1803 der Krone Preußen überantwortet wurde. Die franzöſiſche Fremdherrſchaft zerriß das kaum geknüpfte Band wieder und die Confeſſionsverſchiedenheit lockert es noch immer, nachdem länger als 30 Jahre von Seiten der Regierung die Verbindung befördert und behütet worden iſt. Es wäre eine lohnende Parallele zu ziehen zwiſchen den Städten des altpreußiſchen Antheils und denen, die ſpäter ſich anſchließen mußten. Eine Familienähnlichkeit, welche alle drei weſtphäliſchen Regierungsbezirke gemeinſam haben, tritt auf dem Lande mehr hervor als in den Städten: es gibt wenig oder gar keine geſchloſſene Dörfer; wie Tacitus ſie ſchilderte, liegen noch jetzt die Höfe einſam zwiſchen den Kämpen und Feldern der Beſitzung. Dörfer mit Häuſerreihen wie im übrigen Deutſchland findet man in Weſtphalen nicht. Dieſe Abgeſchiedenheit hat unſtreitig zur Erhaltung des conſervativen Elementes unter den weſtphäliſchen Bauern viel beigetragen, ſo wie die Urſprünglichkeit, das natürliche Wiedererzeugen derſelben Sitten und Anſichten durch keine Störungen von außen verwiſcht worden iſt. Selbſt die Nachbarſchaft der Heuerlinge iſt vermieden, indem meiſtens an den entfernteſten Punkten der Ländereien, die der Bauer nicht ſelbſt bewirthſchaften mag,

die Heuerhäuſer erbaut werden. Der beſte Beweis, wie lange der Weſtphale das Althergebrachte feſthält, iſt die Bauart ſeiner Wohnungen, die ſeit Jahrhunderten unverändert einfach und roh geblieben iſt. Das Haus des reichen Hofbeſitzers iſt ganz dem Heuerhaus ſeines Miethsmannes gleich gebaut. Eine Tenne mit Lehmboden (Hausflur), die Wohnzimmer und Küche zugleich iſt, von beiden Seiten die Viehſtälle, deren Krippen ſich nach dem Wohnplatz hin öffnen und die breitgeſtirnten Kühe, die wiehernden Pferde an der Geſelligkeit gewiſſermaßen theilnehmen laſſen. Ueber den Kühen ſchlafen in niedrigen Kammern die Mägde und über den Pferden die Knechte; für die Familie des Bauern ſind einige Schlafgelaſſe unten und für den Winter auch eine heizbare Spinnſtube vorhanden. Juſtus Möſer und andere ältere ökonomiſche Schriftſteller preiſen dieſe Bauart, beſonders auch die Strohdächer, als zweckmäßig für den Landmann, der möglichſt eng verbunden ſein ſoll mit der Scholle, die er bearbeitet und dem Viehſtand, deſſen Schöpfer und Erhalter er iſt. Daran mag es wol liegen, daß bis jetzt keine Reform der Bauart Platz greifen konnte, obwol ſie von vielen Seiten vorgeſchlagen und verſucht worden iſt. Die Bauerhöfe haben gewöhnlich je nach ihrer Größe und ihrem Rang eine beſtimmte Bezeichnung wie Schulten-, Vollmeyer-, Halbmeyerhof, in einigen Gegenden heißen ſie auch Colonate oder Wehrfeſtern, zum Unterſchiede von Heuerlingen, die gegen Naturaldienſte und einen mäßigen Miethspreis Haus und Land in Pacht erhalten. Die Neubauern ſind meiſtens Heuerlinge, die ein kleines Eigenthum erworben haben. Trotz der geſetzlich zuläſſigen Theilbarkeit der Bauerngüter hat ſich die Zerſtückelung noch nicht fühlbar gemacht, der conſervative Inſtinct des Landmannes ſucht das freie Erbfolgerecht durch teſtamentariſche Beſtimmungen für den großen Grundbeſitz unſchädlich zu machen. Der väterliche Verwalter der Provinz, der Oberpräſident Vinke, hat ſeiner Zeit vergeblich ſeine warnende Stimme gegen die Zerſplitterung des Beſitzes erhoben, die nothwendig aus dem freien Erbfolgerecht hervorgeht und den Reichthum des Landes aufhebt. Allein es war vergebens; die Erhaltung der angeſtammten Höfe wird den Beſitzern bald zu ſchwer werden, da ſie die Abfindungsſummen jetzt bedeutend erhöhen müſſen; früher hatten die Eltern Muße, die Kinder, welche den Hof verlaſſen mußten, gut zu verſorgen, da in vielen Gegenden Weſtphalens der jüngſte Sohn des Hofes Erbe war. Convenienzehen ſind unter den Bauern mehr gebräuchlich als unter den höchſten Ständen; heirathet einer die Erbtochter eines Hofes, ſo nimmt er den Namen deſſelben an und ſchreibt ſich wie eine neuvermählte Frau, geb. ſo und ſo. Eine Nationaltracht hat ſich nur in einzelnen Gegenden unter den Landleuten erhalten, ſtädtiſch modern tragen ſie ſich zwar in ganz Weſtphalen nirgends, aber charakteriſtiſch und beſtimmt iſt das Coſtum nur im Minden-Ravensbergiſchen geblieben, wo die Frauen die kleidſamen Schneppenmützchen mit Goldſtickerei, kurze faltige Röcke von ſcharlachrothem Tuch und Zwickelſtrümpfe mit hohen Hackenſchuhen tragen. Die Männer

tragen niedrige runde breitrandige Hüte und Oberröcke von weißer Leinwand mit rothem Tuch gefüttert. Zur maleriſchen Wirkung dieſer Tracht trägt die kräftige Schönheit des Menſchenſchlages viel bei; die Frauen zeichnen ſich aus durch Friſche der Haut und blendend weiße Zähne, Folge des feſten Schwarzbrodes, und die Männer liefern alljährlich ein zahlreiches Contingent zur Garde in Potsdam, die bekanntlich nicht mehr aus Rieſen, ſondern aus den ſtattlichſten Leuten des Königreichs beſteht. An einigen Orten der Grafſchaft Tecklenburg herrſcht ebenfalls eine eigenthümliche, aber weniger kleidſame Tracht, namentlich hat dieſelbe in dem Dorfe Ladbergen einen Beiſchmack vom Lächerlichen.

Der glänzende und reichbegüterte Adel von Weſtphalen iſt größtentheils in dem katholiſchen Theile der Provinz anſäſſig. Die proteſtantiſchen Namen ſind ſelten und vertheilen ſich auf die ältern preußiſchen Beſitzungen in Weſtphalen; es gehören dazu die Vinke, Bodelſchwingh, Plettenberg, Grüter, von der Horſt, von dem Buſch u. ſ. w. Auch einige der Standesherrſchaften Weſtphalens haben proteſtantiſche Beſitzer: der Fürſt Salm-Horſtmar, früher Rheingraf, der zur Entſchädigung für ſeine verlorenen überrheiniſchen Beſitzungen dieſe Standesherrſchaft erhalten und 1817 von Preußen in den Fürſtenſtand erhoben iſt und die Fürſten von Bentheim-Steinfurt und Bentheim-Rheda. Die katholiſchen Beſitzer der übrigen Standesherrſchaften ſind der Herzog von Aremberg, unſtreitig der reichſte unter ſeinen Standesgenoſſen, da er außer ſeiner Beſitzung im preußiſchen Weſtphalen, der Veſte Recklinghauſen in der Grafſchaft dieſes Namens, in Hannover und Belgien große Güter und ein koloſſales Allodialvermögen hat. Er gehörte einſt zu den ſouverainen Fürſten des Rheinbundes und war mit einer Nichte der Kaiſerin Joſephine vermählt. Der Herzog von Croy (ſprich Cro-i) beſitzt die Herrſchaft und das Städtchen Dülmen. Der Fürſt Salm-Salm, auch Salm-Kyrburg, beſitzt die Städte Ahaus, Bocholt und Anholt. Der Fürſt von Rheina-Wolbeck iſt erſt unter dem jetzigen Könige von Preußen in Folge eines Rechtsſtreites in Beſitz der Standesherrſchaft gelangt und 1840 zum Fürſten erhoben. Zu derſelben Zeit wurden die Grafen von Landsberg und von Weſtphalen zu Standesherren erelrt. Zu künftigen Pairs von Preußen kann Weſtphalen dereinſt dies Material verwenden laſſen, wenn bis zur weitern Ausbildung der Verfaſſung im weſtphäliſchen Adel das Organ für Politik ſich entwickelt hat; bis jetzt ſind dazu noch wenig Anzeichen vorhanden. Das Privatleben umſpinnt in engen Kreiſen die Häupter der Familien; patriarchaliſch und ſorgenlos, ohne große Leiden oder Freuden, wird der Faden deſſelben abgewickelt. In den dreißiger Jahren traten zwar zwei Freiherren von Haxthauſen als polemiſche Schriftſteller auf, indeſſen bewegten ſie ſich in zu engen provinziellen Kreiſen, um ernſtlich beachtet zu werden; ſie vertraten hauptſächlich das damals übliche Schmollſyſtem des Adels gegen Preußen und die Einverleibung des Münſterlandes in eine ſeiner Provinzen. Seinen Gipfelpunkt erreichte daſſelbe zur Zeit der Kölner Wirren;

die Verhaftung des Erzbiſchofs verurſachte damals in Münſter eine ſo große Aufregung, daß ein Straßenaufruhr entſtand, deſſen Verlauf ſo regelrecht war, als nur irgend einer von 1848. General Wrangel, der Zeit Diviſionsgeneral daſelbſt, ſchritt etwas zu kräftig dagegen ein und wurde in Folge deſſen verſetzt. Die verſöhnlichen Schritte des jetzigen Königs wendeten ihm die Sympathie des Adels wieder zu. In den Staatsdienſt zu treten, gehört jedoch noch immer zu den Ausnahmen, nur die jüngern Söhne werden eine Zeitlang als Officiere der Cavallerie untergebracht; ſie wenden ſich in neueſter Zeit häufig dem geiſtlichen Stande zu, der ſeit Aufhebung der Domſtifte bisher vernachläſſigt worden war. Ehe ſie zu den höhern Stufen deſſelben gelangen, begnügen ſie ſich mit den beſcheidenſten Landpfarren, oder unterziehen ſich voll Eifer den Dienſten eines Feldpredigers bei dem katholiſchen Theil der Armee. Der jetzige Biſchof von Mainz, Freiherr von Ketteler, hat erſt ganz kürzlich dieſe Schule durchgemacht und ſeine Standesgenoſſen zur Nacheiferung angeſpornt durch ſein Beiſpiel; er hatte auch in der Nationalverſammlung in Frankfurt ſich thätig bewieſen und ſeine Rede am Grabe Lichnowski's erlangte eine politiſche Bedeutung als erſtes ausgeſprochenes Manifeſt der Ultramontanen.

Der Wohlſtand des katholiſchen Adels in Weſtphalen iſt, wenn nicht der glänzendſte, doch gewiß der ſolideſte in Deutſchland. Es gibt, mit ſeltenen Ausnahmen, keine verſchuldeten Güter, und wenn einmal eine Familie in mißliche Verhältniſſe geräth, ſo wird durch die gemeinſchaftlichen Anſtrengungen der Standesgenoſſen ihr der Grundbeſitz erhalten und damit die Möglichkeit dargeboten, ſich wieder empor zu arbeiten. Es iſt bis jetzt noch kein Beiſpiel vorgekommen, daß zur Wiederbelebung des geſunkenen Glanzes Geldheirathen, ſogenannte Mesalliancen, geſchloſſen worden ſind, wie dies der Adel heutzutage überall zu verſuchen gezwungen iſt. Nicht einmal Convenienzehen ſind häufig; es heirathen eben nur reiche junge Erbherren, die unter den ſchönen Töchtern des Adels ſich diejenige erwählen können, bei der ſie Zuneigung erwecken; der Verſorgung wegen braucht keine von ihnen das Jawort zu geben, denn die gebräuchliche Abfindungsſumme, welche jede aus den väterlichen Gütern erhält, iſt, wenn auch meiſtens mäßig, doch hinreichend für anſtändigen Unterhalt. Gewöhnlich bezieht das neuvermählte Paar eins der kleinen Güter und lebt ziemlich zurückgezogen, bis der ſogenannte Regierungsantritt nach dem Tode des Familienhauptes erfolgt, dann muß ſich die Wittwe auf irgend ein hübſches ſtilles Gut oder in eine bequeme Stadtwohnung zurückziehen und muß ihre Diamanten der jungen „regierenden" Frau überliefern, die dann ſtrahlend ihre neue Stellung in der Welt einnimmt.

Die bedeutendſten und reichſten Familiennamen aus dem Münſter'ſchen, Paderborn'ſchen und Arnsberg'ſchen ſind: Graf von Galen; ein Sprößling dieſes Namens war der berühmte kriegeriſche Biſchof, Chriſtoph Bernhard von Münſter (1650). Graf v. Merveldt, zu deſſen Fideicommißgegenſtänden merkwürdiger Weiſe

die ſchwere Goldkette des Wiedertäuferkönigs gehört, die ein Ahnherr des Grafen zum Lohn für ſeine Waffenthaten gegen dieſen Uſurpator erhalten hat. Graf Droſte-Viſchering-Erbdroſt, der alte Titel aus der biſchöflichen Zeit, iſt jetzt dem Namen angefügt. Graf Droſte-Neſſelrode, Graf Schmiſing-Tatenhauſen, Graf Stollberg (ein Sohn Friedrich Leopolds), Graf Aſſeburg, Graf Weſterholt, Graf Sierstorff-Driburg. Dann die Freiherren von Fürſtenberg, v. Ketteler, v. Heermann, v. Böſelager, v. Beverförde, v. Droſte-Hülshoff, v. Oer, v. Senden, v. Kenkerink, v. Brenken, v. Metternich, v. Haxthauſen, v. Spiegel u. ſ. w. Die Wohnungen des Adels ſind bis auf wenige Ausnahmen keine Ritterburgen, ſondern in der Art der engliſchen Landſitze erbaut; hin und wieder iſt wol noch ein Thurm aus früherer Zeit ſtehen geblieben und mit den Gebäuden verbunden, im Ganzen ſtammen jedoch die meiſten Gebäude aus dem Anfang des vorigen Jahrhunderts. Die innere Einrichtung iſt dem entſprechend im Rococogeſchmack, ohne übermäßig prächtig zu ſein. Der Sammelgeiſt iſt in dem contemplativen Leben der Beſitzer meiſtens thätig geweſen; man findet werthvolle Rüſtkammern, Münzcabinette, Mineralienſammlungen, gute Bibliotheken und treffliche alte Gemälde in den meiſten Schlöſſern, beſonders aber wahre Schätze von reichgearbeitetem Silbergeräth in alten Formen. Die Lebensweiſe iſt patriarchaliſch einfach und es kann noch jetzt Anwendung darauf finden, was in einer alten Specialgeſchichte Weſtphalens ſteht: „Der Adel lebt mit Anſtand und führt ein unſchuldiges Leben.“ Strenge Sittlichkeit zeichnet die Adelsfamilien noch jetzt aus, ſcrupulöſe Ausübung der religiöſen Gebräuche geht damit Hand in Hand; die Männer ſcheuen ſich nicht, bei öffentlichen Proceſſionen geweihte Kerzen zu tragen und mit entblößtem Haupte die Litanei mitzuſingen; die Frauen thun in ihrem Frömmigkeitsdrange oft noch einen Schritt weiter, ſie gehen ins Kloſter und da es faſt kein anderes gibt, als eins zur Krankenpflege beſtimmt, ſo werden ſie mit freudiger Demuth barmherzige Schweſtern. Unter der groben Nonnentracht dieſes Ordens ſieht man in Weſtphalen oft die feinſten ariſtokratiſchen Geſtalten einherwandeln. Sonſt macht ſich im Allgemeinen auch der ſüdliche Urſprung des Katholicismus durch Lebensfülle und Lebensluſt in einer harmloſen Neigung zu Geſelligkeitsfreuden geltend. Der 6. Januar, der Tag der heiligen drei Könige und der Beginn der ſogenannten offenen Zeit, führt die Bälle und Wintervergnügen ſtets in ſchneller und bunter Reihe herbei. Der Adel verläßt gewöhnlich ſchon im Spätherbſt ſeine Landſitze, oft auch erſt um Weihnachten, lebt aber durchaus ſtill auch in der Stadt, bis die „geſchloſſene“ Zeit (Adventszeit) vorüber iſt.

Die Provinzialhauptſtadt, Münſter, iſt der Sammelplatz der adligen Familien; diejenigen, welche zu entfernt davon wohnen, ziehen auch wol auf einige Monate in die ihnen zunächſt gelegenen Städte, wie Paderborn, Arnsberg, Werl, wo die ſogenannten Salzjunker zuſammenkommen, ſo genannt wegen ihrer Antheile an den reichen Salinen der Umgegend; aber ſie müſſen ſich dort mit der vorhandenen

gemiſchten Geſellſchaft von Kaufleuten und einigen Beamten begnügen, während der Adel in Münſter eine geſellſchaftliche Corporation bildet und nur ſelten über die Kreislinie derſelben hinausgeht. Außer den glänzenden Privatgeſellſchaften finden geſellige Verſammlungen und Bälle in einem ſogenannten Damenclub ſtatt. Es iſt dies ein eigenes Geſellſchaftshaus, wo nach dem Muſter engliſcher Excluſivität Ladies patronnesses die genau vorgeſchriebenen Einladungen übernehmen. Mitglieder können alle weſtphäliſchen Adelsfamilien ſein, jedoch iſt eine ſtrenge Scheidewand zwiſchen ihnen und dem neuen Adel, der hin und wieder in der Provinz anſäſſig iſt, gezogen, nicht einmal eine Einladung iſt demſelben erreichbar, Mitgliedſchaft wäre unerhörte Prätenſion. Dagegen werden die Spitzen der Behörden und alle Officiere der Garniſon, wenn ſie die vorſchriftsmäßigen Beſuche und Bemühungen dieſerhalb gemacht haben, ohne weiteres Anſehen der Perſon, d. h. gleichviel ob adelig oder bürgerlich, eingeladen. Ein ſolcher Ballabend iſt der Focus von Glanz, Reichthum und Schönheit; die Blumen der Ariſtokratie, die in allem Farbenſchmelz der Jugendfriſche, unter dem Thau von Diamanten und Perlen prangen, ſind herrliche germaniſche Geſtalten, beſonders reich an Wuchs und Haarſchmuck. Die Unantaſtbarkeit der feinen Sitte, der unſichtbare, aber feſte Schritt der Etikette zieht einen magiſchen Kreis um ſie, der ſie im ſchnellſten Wirbel des deutſchen Tanzes auch noch ſchützend umſchließt und zu den Bewahrerinnen jenes ariſtokratiſchen Etwas macht, das im Faubourg St. Germain einſt ſeinen deutlichſten Ausdruck fand. Den Frauen ſollte überall die Ueberwachung der beſſern Geſelligkeit anheimfallen. Der Münſter'ſche Damenclub würde dann vielleicht weniger abnorm erſcheinen und weniger Neid erwecken, als es jetzt der Fall iſt. Bei dem Drängen nach eingebildeten Höhen in der Geſellſchaftswelt erregt dies Inſtitut viel Bitterkeit. Jedermann hält die Schranke nach unten eifrig feſt und ſucht nach oben ſie geradezu wegzuläugnen. Der patriciſche Stolz echten Bürgerthums, ein kleiner Reſt von dem glücklichen Selbſtgenügen des ſtufenreichen Mittelalters, iſt in alten wohlhabenden Städten noch die einzige Abwehr dieſes unzufriedenen Sinnes. So fühlen ſich auch in Münſter die anſäſſigen Bürger ganz behaglich in ihren Giebelhäuſern, die ſtattlich neben den „Höfen" des Adels ſich ausnehmen und von den Strömungen der Neuzeit nicht näher berührt werden als dieſe. Neid zu empfinden hat der Bürger von Münſter auch keine Urſache, es iſt zu viel Analoges zwiſchen ihm und dem Adel. Wie dieſer liebt er die Abgeſchloſſenheit und den engen Familienkreis; für die Wintervergnügungen hat er ebenfalls ſeinen Club, Civilclub genannt, und für den Sommer das Landleben auf ſeinem „Kotten", wo neben dem maleriſchen Strohdach der Kötterwohnung ein Gartenhaus ſeiner harrt, wenn der Guckuck im grünen Gehölz ruft, die Hecken des Weißdorn Blüthen ſchneien, die Nachtigallen im Lindenbaum über dem Crucifix frohlocken und die weite Haide in den Purpur des Lenzabends ſich einhüllt. Das iſt der Zeitpunkt, wo auch die Münſter'ſche

Gegend ſchön iſt, denn der Frühling iſt wie die Jugend, die ſelbſt die Häßlichkeit verklärt. Aber wenn auch keine noch ſo kleine Beſitzung den Münſteraner in's Freie ruft, er eilt doch dahin, um die idylliſchen Freuden der Ländlichkeit zu genießen, und zwar in einer ſo gemüthlichen Weiſe, wie nirgend anders. In der flachen öden Gegend zwiſchen Haide und Sand gibt es friſche kleine Oaſen von ſchattigem Gehölz umbuſcht; es ſind wahrhaft patriarchaliſche Wirthshäuſer, Schulzenhöfe zwiſchen grünen Kämpen, die zu irgend einer der zerſtreuten Bauerſchaften gehören, und neben dem Ackerbau ganz gemüthlich eine Kaffee- und Weinſchenke halten. Dorthin lenkt der Städter ſeine Schritte, um Landluft zu genießen. Man kann bei dieſer Gelegenheit von Immermann's prächtigem Hofſchulzen zahlreiche Zwillingsbrüder in dieſen idylliſchen Bauernhöfen finden, „der Hofſchulte" in Angelmodde iſt einer der ähnlichſten und würdigſten. Das Dorf ſelbſt hat eine literar-hiſtoriſche Bedeutung erhalten durch die Grabſtätte der Fürſtin Galitzin. Ueber Wieſenpfade und die echt weſtphäliſchen, von lebendigen Hecken eingehegten Kämpe kommt man an dem Dorfkirchlein vorüber, an deſſen Seitenwand demüthig unter einem rohgemeißelten Chriſtusbilde, von den Dornen wilder Roſen umrankt, der fürſtliche Name der berühmten bekehrten Atheiſtin in Stein gehauen iſt. Im vorigen Jahrhundert war dieſe merkwürdige Frau der Anziehungspunkt für alle berühmten Zeitgenoſſen; Philoſophen, Dichter und Propheten wallfahrteten ihretwegen nach Münſter, das außerdem ſo reich an intereſſanten Erinnerungen iſt. Die Stadt iſt in ihrer alterthümlichen Schönheit noch immer eine würdige Staffage für die Ereigniſſe, deren Schauplatz ſie war, ſie hat eine beſtimmte Phyſiognomie und hat gleichſam ihre Nationaltracht beibehalten neben dem modernen Zuſchnitt anderer Städte. Die Giebel kehren ſich nach alter Sitte nach der Straße zu und tragen ein zierliches Spitzengeflecht von Stein zur Schau. Erker mit halberhabener Arbeit und Bogengänge unter den Häuſern erinnern an die ſchönen Schweſterſtädte Nürnberg und Danzig. Der Principalmarkt, der jetzt auf der Bühne im Propheten gezeigt wird, iſt der Glanzpunkt dieſer eigenthümlichen Baukunſt, namentlich iſt das Rathhaus ein herrliches Schnitzwerk von Stein; die Lambertuskirche bildet mit der gothiſchen Zackenkrone ihres hohen Chors den Schlußſtein dieſer auserwählten Häuſerreihe. Wenn ihre hohen Bogenfenſter mit den reichfacettirten Roſetten bei abendlichem Gottesdienſt erleuchtet ſind, iſt es ein künſtleriſcher Genuß, dieſe ſchöne Kirche zu betrachten. Ihr Thurm ſtört freilich den Eindruck; ſeine Häßlichkeit iſt profanirend und die Eiſenkäfige, welche an ſeiner Spitze hängen, machen ſie nur noch abſchreckender. Es ſind dies die Behälter, in denen die Haupträdelsführer der Wiedertäufer von der damaligen Reaction ihre Strafen erlitten. Der Friedensſaal im Rathhauſe iſt ebenfalls ein hiſtoriſches Monument, das ſich unverändert erhalten hat. Aus viel älterer Zeit beſitzt Münſter noch Baudenkmale und Erinnerungen, die mehr Ausführlichkeit

Digitized by Google

beanſpruchen, als ihnen in dieſem Artikel gewährt werden kann. Ein Zurückkommen auf ſeine alte und ſeine neueſte Zeit bietet ſich vielleicht bei anderer Gelegenheit in Kurzem dar. F. v. H.

Eine Woche parlamentariſcher Politik.

Unſre Freunde in Berlin haben die Gelegenheit, welche die Discuſſion über die Anwendung der bekannten achtzehn Millionen bot, benutzt, wieder einmal einen Sturm gegen das Miniſterium Manteuffel zu erheben. Wir wollen nicht verkennen, daß die Sache überhaupt erledigt werden mußte, und daß ſie ohne eine Kritik der politiſchen Ereigniſſe der letzten vier Monate nicht erledigt werden konnte, wie denn der Miniſter ſelbſt die Discuſſion durch ein Reſumé ſeines politiſchen Verhaltens eröffnete; doch möchten wir wünſchen, daß es jetzt damit zu Ende wäre. Die Stellung, welche die drei verſchiedenen Parteien namentlich in unſrer zweiten Kammer zu dem Miniſterium einnehmen, iſt bereits vollkommen klar, eine neue Debatte kann kaum etwas zur weitern Aufklärung beitragen. Die Partei hat ihre Schuldigkeit gethan, ſie hat vor dem Eintritt der Kriſis alle Kräfte aufgeboten, um dieſelbe zum Guten zu lenken, ſie hat, nachdem ihr dieſes Bemühen mißlungen war, und nachdem die öffentliche Meinung, die ihr im Anfang feurig entgegen kam, ſie bei der weitern Verfolgung ihres Ziels im Stiche ließ, an die Zukunft appellirt und ihre Anklagen gegen das herrſchende Syſtem als den Stoff einer künftigen Abrechnung mit demſelben in ſehr deutlichen und unumwundenen Reden zuſammengeſtellt; ſie hat unzweifelhaft dem Miniſterium eine moraliſche Niederlage beigebracht, die im Laufe der Zeit ſeinen wirklichen Sturz herbeiführen muß. Herr von Manteuffel hat in ſeiner Rechtfertigungsrede nichts weiter gethan, als ſeine frühern Wendungen zu wiederholen; er hat chronologiſch das Factiſche zuſammengeſtellt und bei jedem einzelnen Punkt hinzugeſetzt: Man iſt darüber verſchiedener Anſicht geweſen, ich will nicht weiter davon reden. Zuletzt hat er mit ſeiner gewöhnlichen epigrammatiſchen Figur geſchloſſen, indem er die Giftpfeile ſeiner Gegner aufforderte, ſich auf ſeine Bruſt zu richten. Alsdann hat die rechte Seite durch den Grafen Arnim erklärt, ſie habe die frühere Politik des Miniſteriums gemißbilligt, ſei aber jetzt durch die Umkehr deſſelben zu den wahren Principien befriedigt; das Centrum hat ſich durch Herrn von Bodelſchwingh dahin ausgeſprochen, daß es dieſe neue Wendung der Politik zwar nicht billige, aber auch nicht ſo entſchieden mißbillige, um offen mit ihr zu brechen. Für die gegenwärtige Seſſion iſt alſo die Sache abgemacht, und unſre Partei, die offenbar nicht darauf ausgehen kann, wie die franzöſiſche Reformpartei von 1848, auf

Digitized by Google

anderweitige Verbündete zu recurriren, muß nun ihre Zeit abwarten, die jedenfalls kommen wird, die aber durch die leidenschaftliche Gereiztheit der letzten Sitzungen kaum beschleunigt werden dürfte. Zudem ist das vollständige Aufgeben der Radowitz'schen Union, so wie die Wiederherstellung des Bundestags, eine Thatsache, mit der wir ebenso rechnen müssen, wie mit der Thatsache der beschwornen Verfassung. Für den Augenblick wird unsre Hauptaufgabe die sein, das conservative Princip aufrecht zu erhalten gegen die Angriffe von Seiten der Rechten, die mit allem Ungestüm eines eben erfochtenen parlamentarischen Sieges auf ihre Beute stürzt. Um diesen Angriffen parlamentarisch zu begegnen, werden wir die Unterstützung des Centrums nicht entbehren können, und es scheint daher nicht angemessen, augenblicklich mit demselben zu brechen. Mittlerweile wird die Regierung durch ihre kirchlichen Reformen uns hinlänglich die Bahn ebnen, von neuem die Offensive zu ergreifen, die sich nicht auf das Gestern beziehen soll, sondern auf das Heute. Wir haben dahin zu trachten, daß diese neue Phase uns bei ungeschwächten Kräften und ungebeugtem Muthe antrifft.

Schauspieler-Silhouetten.

1. Auguste Crelinger.

Keine Biographie will ich schreiben. Ich habe es nicht mit einer Chronologie des Lebens, noch mit der Reihenfolge der Rollen zu thun, wonach die Jahre einer Schauspielerin zählen, sondern mit der vollendeten künstlerischen Persönlichkeit. Auguste Crelinger vollendete sich, als sie die erste Jugend überschritten, das sogenannte Fach der Liebhaberinnen hinter sich gelassen und das ganze Gebiet des Hochtragischen in den Bereich ihrer Darstellung gezogen. Sie ist gleich vollendet geblieben bis heute; selbst die Fünfzigerin glänzt noch als Antigone, wenn auch die Zeit von dem Wohllaut ihrer Stimme den feineren Schmelz des Klanges verwehte, und die gewaltigste Energie ihres Tones herunterstimmte, wenn auch die hohe Gestalt nicht mehr so leicht und elastisch einherschreitet wie ehemals. Es entspricht dem Verhältniß des deutschen Charakters zum französischen, daß jener seine Mars nicht in der Comödie, sondern in der Tragödie besitzt.

Auguste Crelinger und Karl Seydelmann sind die Namen, welche für das neuere Berliner Theater die Höhepunkte der idealistischen und der realistischen Richtung in der Schauspielkunst bezeichnen. Die schöne Charlotte v. Hagn gehörte zwar auch der letztern Richtung an, aber mehr durch eine glücklich organisirte

Perſönlichkeit und einen bald anmuthig feſſelnden, bald in kecker Laune ſich verirrenden Naturalismus, als durch einen ausgebildeten Styl.

Die Schule des Realismus bildete den Anfang einer ſelbſtſtändigen Schauſpielkunſt in Deutſchland. Von Eckhoff erſtrebt, von Leſſing dichteriſch unterſtützt, von Schröder zum vollendeten Ausdruck der Naturwahrheit entwickelt, wurde ſie durch die Goethe-Schiller-Epoche unſrer Literatur unterbrochen. Faſt gleichzeitig mit ihr, von ihr geweckt und getragen, brach ſich durch Fleck's geniale Natur die ideale Darſtellungsweiſe eine breite Bahn auf dem deutſchen Theater, und Iffland, obwol mit ſeiner Perſönlichkeit und erſten Entwickelung auf die realiſtiſche Richtung hingewieſen, gerieth in Schwanken, als man zu Weimar, unter Goethe's Einfluß, den Idealismus in äſthetiſche Regeln brachte und hiermit den Grund zu einer idealiſtiſchen Schule legte.

In die Goethe-Schiller-Periode wurzelt Auguſte Crelinger. Ihre Jugend wurde noch berührt von der Begeiſterung der verjüngten deutſchen Poeſie, und eine hohe, zum heroiſch Tragiſchen wohl ausgeſtattete Geſtalt, ein volles, klangreiches Stimmorgan unterſtützten dieſe Begeiſterung um ſo mehr, je tiefer das Lebensſchickſal in die Seele der jungen Schauſpielerin griff. Ihre ſpätere Entwickelung hat das Werden ihrer Jugend nur befeſtigt. Wie die Romantik, von Goethe und Schiller im Dienſte eines erhabenen Schönheits-Ideals ihrer poetiſchen Vollendung entgegenführt, den Cultus des Gemüths von den Einflüſſen der lebendigen Wirklichkeit trennte, ſo blieb die Auffaſſungsweiſe der Crelinger mehr Seelenforſchung im Dichterwerke, als Menſchenbeobachtung in der Wirklichkeit des Lebens. Wie wunderbar von jeher mich ihre Iſabella in der Braut von Meſſina mit der furchtbaren Gewalt ihres Schmerzes ergriff, wie innig ihre Eleonora im Taſſo durch die ruhige Form ſchöner Innerlichkeit mich feſſelte, ſo wenig war ich je von ihrer Orſina befriedigt. Hier ſoll die gewaltigſte Leidenſchaft ſich begrenzen durch die beſtimmten Formen eines wirklichen, unſrer Erfahrung nahe liegenden Lebenskreiſes, einer modern geſellſchaftlichen Zeit; hier durchbrach die Crelinger ſtets die eigenthümlichen Schranken dieſes Kreiſes und dieſer Zeit durch idealheroiſche Mimik und Plaſtik. Die zum Theil im Conventionellen wurzelnde Geſellſchaftsform, welche zur zweiten Natur des modernen Lebens geworden, ohne an ſich ſelbſt einen idealen Inhalt zu verrathen, iſt völlig Sache der Beobachtung, und nicht auf dem Wege idealiſcher Speculation zu erforſchen. Ich will damit nicht ſagen, daß die Crelinger in Charakteren aus der modernen Welt ſich nicht bewegen könne; aber ſie ſagen ihr doch nur in ſo fern zu, als die Anforderungen der Darſtellung ſich in äußerer maßvoller Repräſentation befriedigen. Sobald die Seelenſtimmung ſolcher Charaktere in das Stadium des Affects tritt, geräth das Pathos der Künſtlerin in Widerſpruch mit der Wirklichkeit des Lebens. Wie anders dagegen in der Iſabella! Hier baut das innere Maß der Crelinger dem Dichter die Brücke der Verſöhnung mit der Wahrheit. Iſa-

bella hat in ihren Erzählungen, in dem, was ſie aufklärt, in dem, was ſie verſchweigt, die ſchwächſten Motive der Tragödie zu tragen. Mit künſtleriſchem Takte gibt Auguſte Crelinger gerade der künſtlichſten Romantik, der Mittheilung der Träume von den Lorbeerbäumen, der Feuerlilie nnd dem Löwen, die einfachſte, ſchlichteſte Haltung der Rede, und führt den Hörer über die Wiederholungen im vierten Akt mit dem rapiden Tempo der bangen Erregung hinweg. Erſchütternd iſt ihre Darſtellung des furchtbaren Schmerzes der Mutter an der Leiche des Erſtgeborenen, der Gebrochenheit der Seele durch die anſtürmenden unendlichen Leiden, gegen die der trotzende Verſtand umſonſt den verwegenen Kampf unternimmt. Sie hebt das Menſchliche dieſes Kampfes eben ſo ſchön hervor, wie ſie das Fataliſtiſche discret und rückſichtsvoll anſchlägt. Außerdem lag in der eigenen Individualität der Crelinger die Neigung zu mehr plaſtiſchem als maleriſchem Ausdruck. Daher erreichte ſie den höchſten Gipfel ihrer Kunſt in jener Sphäre, wo die reine Idealität als ausſchließliche Seelenſtimmung erſcheint: in Goethes Iphigenia und in der Antigone des Sophokles. Sie gibt in ihren Darſtellungen mehr große Züge des Seelenzuſtandes, der Leidenſchaft, als Charaktere, die in einem Reichthum verſchiedener Beziehungen vielfältig ſich ausleben. Aus der wahren Darſtellung großer Leidenſchaften erwächſt allerdings eher eine große Charakterdarſtellung, als aus der neuerdings vielfach in's Kleinliche ſtreifenden Genremalerei. Wo dagegen eine reiche geiſtige Welt mit anerzogenen und angewöhnten Lebensbedingungen in Widerſtreit geräth, wo nicht eine große Richtung den Charakter beſtimmt, ſondern ein Spiel von geſellſchaftlichen Formen und einander widerſtrebenden Verſtandes- und Gefühlsmomenten in heiterer Komik ſich entfalten ſoll, wie in Donna Diana, da vermißte ich jene weibliche Koketterie, die im Kampfe des Stolzes zugleich deſſen innere Schwäche verräth, und zum Bundesgenoſſen der Liebe wird. In der Diana, welche Frau Crelinger gab, ſah ich immer nur den Kampf des Stolzes mit der Leidenſchaft; der Charakter erhielt eine tragiſche, ſtatt einer luſtſpielartigen Färbung.

Das Spiel der Crelinger iſt ſtudirt, aber das Studirte tritt nie in vereinzelter Abſichtlichkeit ſtörend hervor. Es iſt im Ganzen offenbar durch das Gemüth empfangen und in allem Mimiſch-Plaſtiſchen von einem ſchönen Maße beherrſcht. Ich erinnere mich, in der Iphigenia durch das ſtumme Spiel der Crelinger, das die Erzählung des Oreſt begleitete, einen ſo tiefen Eindruck empfangen zu haben, wie ihn nur die ungekünſtelte Erſcheinung eines wahren Seelenſchmerzes erzeugen kann. Nicht eine gleiche Herrſchaft des Maßes vermag ich im Rhetoriſchen, im Accent der Declamation zu finden. Hier wird einestheils das Schiller-Pathos, mit welchem die Künſtlerin lange Jahre als Jungfrau von Orleans das Publicum enthuſiasmirte, in geſteigerter Gewichtigkeit des Recitirens wirkſam, anderntheils die plaſtiſche Richtung des Talents, welche eine größere Beſchwerung

der formellen Betonung an die Stelle malerischer Färbung, stärkere Meißelschläge an die Stelle abschattender Pinselführung setzt.

Diese idealistisch-plastische Richtung ist bei der Crelinger ein großer Styl in edlen Formen und voll tiefer Leidenschaft; sie selber darum eine hervorragende Erscheinung im Gebiete ihrer Kunst. Das Wesen dieser idealen Auffassung besteht in der Fähigkeit und Methode, ihn ausschließlich als Theil einer von der Phantasie des Dichters geschaffenen Welt anzuschauen. Das Ideale liegt in der Einheit des Einzelnen mit dem Kunstwerke, dem der besondere Charakter angehört. Dieser künstlerische Idealismus versenkt sich dann zuweilen so tief in den Gedankengehalt der Dichtung, daß er danach trachtet, in jedem einzelnen Charakter der Gliederung nachzuforschen, in welcher die dramatische Grundidee „sich auslegt". Nimmt ein solches Trachten überhand, so führt es zur Vernichtung aller Lebenswahrheit. Allerdings muß jedes Glied eines Kunstwerks an dessen Gedankeninhalte Theil nehmen, wenn es nicht als ein wucherischer Zweig die Einheit des Ganzen stören soll. Nichts aber heißt die Freiheit eines dramatischen Charakters ärger vernichten, als wenn eine gewisse ästhetische Schulweisheit fordert, er solle und müsse unter allen Umständen als „Repräsentant" einer besondern „sittlichen Idee" aufgefaßt werden. Von dieser Abstraction finden wir wenig bei der Crelinger. Niemals weicht bei ihr ein einzelner Effect aus der idealen Harmonie des Ganzen. Aber bei untergeordneten Talenten artet auch diese Richtung leicht in überpathetische Rhetorik und kokette Attitude aus. Deshalb ist der Gegensatz des Realistischen um so nothwendiger und muß den Ausgangspunkt der Schauspielkunst um so mehr bilden, als die Beobachtung und Nachahmung des Wirklichen die eigentlich schauspielerische Fähigkeit umschließt.

Seydelmann entwickelte in jeder neuen Rolle eine überraschende Fülle lebenswirklicher Beziehungen im Charakter einer besondern Individualität und wich dabei allerdings zuweilen aus den poetischen Grenzen, welche der Dichter dem Charakter gezogen. Aber es war immer ein menschlich Ganzes, ein in sich vollendetes und zugleich charaktervolles Leben, was er gab. Auch seine Kunst war zu einem mit Bewußtsein entwickelten, mit sich einigen und abgerundeten Styl gelangt, den ich im Gegensatze zur idealischen Spielweise der Crelinger nur den realistischen nennen kann.

Die Jneinsbildung beider Stylarten erstrebt in gewissem Sinne Rachel Felix. Sie will den erstarrten Idealismus der sogenannten französischen Classicität lebendig und flüssig machen durch Einführung der modern französischen Spielweise in das Alexandriner-Drama, aber sie fußt bei diesem Bestreben auf zwei einander völlig ausschließenden Gegensätzen. Die Lebenswahrheit der neuern französischen Schauspielkunst hat nur das Gebiet der Comödie erobert und bewegt sich in der Wiederspiegelung durchaus conventioneller Modernität. Nun ist auch die Idealität der Tragödie des Racine und Corneille aus einer nur conventionellen Auf-

Digitized by Google

faſſung der Antike hervorgegangen, und ſo haben wir dort wahre Darſtellung des Gekünſtelten, hier gekünſtelte Nachahmung des hiſtoriſch Echten. Sobald jene conventionelle Wahrheit mit dieſer conventionellen Verkünſtelung verbunden wird, erſcheinen Racine und Corneille auf ihrem eigenen Gebiete ſo herb ironiſirt, daß ſie nicht nur kein neues Leben gewinnen, ſondern ihr bisheriges einbüßen. Dieſer unvermittelte Widerſpruch bleibt im Spiel der Rachel beſtehen; ſo glänzend ihr Talent, ſo fein ſtudirt jeder Zug ihrer Darſtellung, ſo mannigfach bewegt ihre Rede, ſo gewaltig der entfeſſelte Sturm ihrer Leidenſchaft: ihre Darſtellungsweiſe iſt dennoch Manier.

Die Intentionen des Dichters geben dem Charakterbilde die ideale Form, zu deſſen ſinnlicher Geſtaltung der Schauſpieler das Material aus dem Leben ſchöpft. Er muß die Grenzen einhalten, welche der Dichter ſeiner idealen Welt gezogen, aber er darf nicht ausſchließlich dem pſychiſchen Leben das Gedachte nachſpüren, denn die Sprache kann immer nur die Contoure des Lebens in ſich aufnehmen und muß der Phantaſie die Ausfüllung des Bildes mit Fleiſch und Blut, mit einem ſinnlich lebendigen Körper überlaſſen. Die Phantaſie des Schauſpielers wird dazu nur dann befähigt ſein, wenn ſie die Fülle der menſchlichen Lebenswirklichkeit in ſich trägt. Durch deren Ausſcheidung aus der Unendlichkeit mannigfaltigſter Beziehungen und Einfügung in den Geſammtbau des Kunſtwerks ſoll ſie ihre idealen Formen empfangen und wahre Charakterdarſtellung bleiben auch innerhalb der poetiſchen Welt, welche des Dichters Phantaſie geſchaffen.

Daß es mir nicht einfallen kann, die Anſprüche des äußern Geſchmacks und eines in der Sitte begründeten Anſtandes von den Forderungen an das Urtheil des Schauſpielers auszuſchließen, verſteht ſich von ſelbſt. Aber im Uebrigen ſoll er nicht idealiſiren wollen, ſondern Charaktere darſtellen nach Anleitung des Lebens. Wir wollen in der Darſtellung die Atmoſphäre der wirklichen Exiſtenz in Zeit und Raum empfinden, in welcher gerade dieſe beſtimmte Individualität ſo geworden, wie ſie iſt. Der Gattungsmenſchen nach Vorſchrift und Recipe der alten Aeſthetik ſind wir überdrüſſig, und mögen lieber eine überderbe Wirklichkeit ertragen, als ihre äſthetiſche Verflüchtigung in verfeinerte, nervenſchwache Idealgeſtalten.

Wenn die Urtheilskraft und das plaſtiſche Maß einer geſunden Natur bei Auguſte Crelinger die Romantik einer Kunſtrichtung, welche ein dem Leben entfremdendes Ideal erſtrebt, in den Schranken eines großen und edlen Styls zu halten wußte, ſo unterſtützte ſie dabei die überzeugungsvolle Hoheit und Reinheit, in der dieſe Richtung die Zeit ihrer Jugend beherrſchte. Heute aber, da der Enthuſiasmus jener Kunſtepoche verklungen iſt, und höchſtens in der Erinnerung noch zuweilen erwacht, würde auf demſelben Wege nur eine matte Copie geſchaffen werden. Im Kreiſe unſrer jüngern Schauſpielerinnen exiſtirt manches Beiſpiel

von einem ſolchen verblaßten Idealismus, der ſich aus dem Quell des Lebens nicht zu erfriſchen vermag, und endlich in kokette Verzerrung ſich verirrt, oder in Gefühlsblaſirtheit untergeht. A. G.

Wochenſchau.

Die kurheſſiſchen Verordnungen vom 4., 7. und 28. September 1850. Ein Beitrag zur rechtlichen Beurtheilung der Zeitfragen. Von Heinrich Martin, Obergerichtsrath in Kaſſel. Marburg 1851.

Die Gerechtigkeit ſcheint es zu erheiſchen, daß die „Grenzboten", welche unlängſt von dem Gräfe'ſchen Buch „über den Verfaſſungskampf in Kurheſſen" Bericht erſtattet haben, auch von einer zur Vertheidigung der Haſſenpflug'ſchen Ausnahmsverordnungen erſchienenen Schrift Notiz nehmen, zumal da dieſelbe nicht nur den Eindruck ehrlicher Ueberzeugung macht, ſondern auch in würdigem Tone redet. Fügt ſie auch zu den bekannten Argumenten der Haſſenpflug'ſchen Denkſchrift nicht viel Neues hinzu, ſo zeugt ſie doch hinlänglich von des Verfaſſers juriſtiſch-dialektiſchem Scharfſinn, der freilich nicht ſelten einen zu advocatiſchen Charakter trägt, was ſich aus der frühern langjährigen Advocaten-Laufbahn des Verfaſſers leicht erklärt.

Zur Kennzeichnung des Geiſtes und Tones der Schrift diene folgende Stelle aus der Vorrede: „So gern wir anerkennen, daß unter denen, zu welchen wir uns im Gegenſatze ſehen, eine beträchtliche Anzahl von Männern ſich findet, welche der Weg beſonnener und pflichtmäßiger Prüfung zu einem für ſie ſelbſt ſchmerzlichen Ziele führte, und ſo ſehr wir das Gericht mißbilligen, welches Etliche dadurch geübt haben, daß ſie den Widerſprechenden ohne Weiteres eine ſittliche Mitſchuld an der Revolution zuſchrieben, eben ſo gewiß iſt es, daß auch unter den Letztern nur Wenige ſich die unbefangene Gerechtigkeit bewahrt haben, welche den Diſſens der Minderzahl als das Ergebniß gewiſſenhafter Sachprüfung anerkannt, und als den Ausdruck unerſchütterlicher Ueberzeugung vom Rechte geachtet hätte. Es iſt demnach ſowol das Intereſſe der Wahrheit überhaupt, welche durch das öffentliche Bekenntniß widerſtreitender Ueberzeugungen gefördert wird, als das Intereſſe der Minderheit insbeſondere, durch Bezeugung ihres Standpunktes den Beſonnenen unter ihren Mitbürgern gegenüber Gehör zu erlangen, welches der nachfolgenden Erörterung zur Veranlaſſung und Rechtfertigung dient."

Wir hoffen, daß der geehrte Verfaſſer dieſen beſcheidenen Zweck bei ſeinen Leſern erreichen wird; wir wünſchen aber, daß auch Herr Vilmar, der uns kürzlich im Volksfreund mit einem ſo trefflichen Aufſatz „über Menſchenkenntniß und Seelſorge" beſchenkt hat, endlich zu der Einſicht gelange, daß giftiger Hohn nur erbittert.

Als charakteriſtiſch theilen wir ferner folgende Stelle mit (S. 38): „Wir ſelbſt, obwol in keinem (!) Punkte die Verfaſſung für verletzt oder für unrichtig angewendet haltend, ſind nicht ſo verblendet, um zu verkennen, daß die Auslegung des §. 95 (auf welchen die Ausnahmsgeſetze begründet ſind) wirklich zweifelhaft iſt, und daß das künftige Urtheil des Staatsgerichtshofes die Auffaſſung der Staatsregierung als der

Verfaſſung widerſtreitend, mithin als Verletzung derſelben in dieſem Sinne möglicher Weiſe erklären kann; wovon uns ſchon die Thatſache überzeugen müßte, daß eine große Zahl begabter und unbezweifelt ehrenhafter Männer zu dieſem Reſultate kam. Aber wir halten auch dafür, daß, wo nicht Leidenſchaft den Blick getrübt hat, anerkannt werden müſſe, daß verſchiedene Auffaſſung in allen einzelnen Punkten, bei gleichem Maße der Einſicht und des redlichen Willens möglich iſt, daß daher wol von Verletzung von Verfaſſungsbeſtimmungen im Sinne der unrichtigen Auslegung, in keinem Fall aber von beabſichtigtem Umſturz der Verfaſſung oder böswilliger Verfaſſungsverletzung die Rede ſein kann."

Der Verfaſſer beſchränkt (S. 26) die Ausnahms-Geſetzgebung dahin, daß ſie nicht gegen „den Grundbeſtand der Verfaſſung" gehen dürfe, erkennt aber ſelbſt die Verordnung vom 28. September als rechtsbeſtändig an, welche die Cognition der Gerichte willkürlich beſchränkt, trotz §. 123 der Verfaſſungs-Urkunde, ſogar gefällte Erkenntniſſe aufhebt und die „renitenten" Richter mit Kriegsrecht bedroht. Folgerichtig erklärt er daher den bekannten Schritt unſrer Officiere für einen „irrigen" und ſchließt mit den Worten: „Wir erkennen ſelbſt an, daß ein unſeliges Zuſammentreffen von Umſtänden mitgewirkt hat, um die militairiſchen Gewiſſen zu beirren, und jenen freiwilligen Verzicht als einzige Rettung aus ſolchem Conflicte erſcheinen zu laſſen. Aber immer wird es zum warnenden Gedächtniß in der militairiſchen Geſchichte aufbewahrt bleiben, daß ein deutſches Officiercorps ſich deshalb durch die Ausſicht bedroht glaubte, ſeinem Kriegsherrn den Gehorſam des Soldaten weigern zu müſſen, weil über die Auslegung eines Paragraphen der Verfaſſung eine Meinungsverſchiedenheit zwiſchen Beiden ſtattfand." Dieſe Darſtellung jedoch iſt wenigſtens für den Moment, wo das ehrenwerthe Officiercorps ſeine Entlaſſung anbieten zu müſſen glaubte, nicht prägnant genug und ſtumpft die Spitze des Streitpunktes ungebührlich ab. Damals ſtand der Conflict für das Offiziercorps im Weſentlichen alſo: Nachdem alle höhern Gerichte des Landes, denen nach §. 123 der Verfaſſungsurkunde die Prüfung der Verfaſſungsmäßigkeit der Geſetze unzweifelhaft zuſteht, — nachdem auch das Oberappellationsgericht (deſſen ſpätere veränderte Haltung gegenüber dem angeblichen Geſammtwillen der deutſchen Regierungen man damals nicht vorausſehen konnte), nachdem ſogar das General-Auditoriat (das oberſte Militairgericht) die September-Verordnungen für unvollziehbar und verfaſſungswidrig erklärt hatten; nachdem aber gleichwol der Miniſter mit Nichtachtung dieſer Rechts-Autoritäten ſeine Verordnungen mit Militairgewalt durchführen wollte, während der §. 123 der Verfaſſungs-Urkunde alle Civil- und Militairbehörden anweiſt, „den Gerichten in der Vollziehung ihrer Verfügungen und Urtheile den gebührenden Beiſtand zu leiſten: „ſollte und durfte der Offizier unter ſolchen Umſtänden die Hand dazu bieten, daß ein Kriegsgericht — und zwar ein ſolches, das ſeiner Mehrheit nach aus Gemeinen und Unteroffizieren zuſammengeſetzt war, die man mit raffinirter Berechnung ausgeleſen hatte, ja ein Kriegsgericht, dem die Verordnung vom 28. September das Urtheil bereits inſoweit vorgeſchrieben hatte, als ſie feſtſetzte, daß jeder Ungehorſam gegen die September-Verordnungen an öffentlichen Dienern wie Aufruhr beſtraft werden ſolle — die greiſen Häupter des Oberappellationsgerichtes nach der Aufruhr-Verordnung vom 22. October 1830 zur Zuchthaus- oder Eiſenſtrafe verurtheilte?! — jene Ehrenmänner, von denen der Verfaſſer ſelbſt in der Vorrede ſagt,

daß ſie „der Weg beſonnener und pflichtmäßiger Prüfung zu einem für ſie ſelbſt ſchmerzlichen Ziele hingeführt habe??“ Kein Vorwurf kann darum unſer braves Officiercorps treffen, nicht einmal der, daß ihr Gewiſſen geirrt habe. Angenommen ſelbſt, daß ihr höchſtes Gericht, das General-Auditoriat, materiell geirrt habe, ſo mußte ſein Ausſpruch doch als letztinſtanzlicher Ausdruck des formellen Rechtes von jedem Militair reſpectirt werden, und das Officiercorps mußte ſo handeln, wie es gehandelt hat.

Indeſſen wie weit auch der Verfaſſer in ſeinen Conceſſionen geht, die er dem Nothrecht und der fürſtlichen Ausnahmsgewalt macht, ſo erreichen dieſe Conceſſionen doch auch bei ihm endlich ihre ſichere Grenze. Er ſagt in dieſer Beziehung S. 61: „Gegen den möglichen Mißbrauch der außerordentlichen Befugniß des §. 95 — ſichert ſchon der §. 95 ſelbſt durch Aufſtellung der rechtlichen Schranke, daß zu jeder außerordentlichen Maßregel der landſtändiſche Ausſchuß zugezogen, und außerdem die Genehmigung der auf deſſen Antrag ſofort zuſammenzuberufenden Landſtände eingeholt werden ſoll, deren Verſagung den Wegfall jener Maßregel zur unmittelbaren rechtlichen Folge hat. Der Fortbeſtand des verfaſſungsmäßigen Staatsorganismus und die Unantaſtbarkeit der verfaſſungsmäßigen Wirkſamkeit ſeiner Träger iſt hiermit rechtlich geſichert und der Wirkung verderblicher Ausnahmszuſtände eine unüberſteigbare (!) Schranke geſteckt. Die Nichtachtung auch dieſer Schranke würde aber außerhalb des §. 95, folglich **außerhalb der Verfaſſung ſelbſt ſtehen;** einer ſolchen Verfaſſungsverletzung wird überhaupt nicht durch geſchriebene §§. begegnet.“

Hier ſtehen wir alſo am Ziele aller gedenkbaren Conceſſionen, hier ſpricht auch der eifrigſte Verfechter der göttlichen Kron-Prärogativen mit ernſter Stimme ſein warnendes „ne plus ultra!“ aus. Hat der Miniſter, welcher kraft des göttlichen Fürſtenrechts die Rettung des Staates unternommen, wenigſtens dieſe Schranke reſpectirt? Die Nichteinberufung der Ständeverſammlung zu geſetzlicher Zeit, die Lahmlegung des durch §. 81 der Verfaſſungsurkunde zur Anklage des Miniſters ob dieſer Unterlaſſungsſünde ausdrücklich verpflichteten permanenten Ausſchuſſes, ja die Verhaftung der Ausſchußmitglieder ſelbſt, dieſer „unantaſtbaren Träger der verfaſſungsmäßigen Wirkſamkeit unſers Staatsorganismus“ ſind eben ſo viele verneinende Antworten auf obige Frage. Denn daß der Bundescommiſſar zu jenen auch nach Martin'ſcher Auslegung ganz unzweifelhaften Verfaſſungsverletzungen den Namen hat herleihen müſſen, ändert in der Hauptſache Nichts, da Art. VI. der Bundes-Executionsordnung vom 3. Auguſt 1820 ausdrücklich feſtſetzt, daß von Seiten des Bundes in ſolchem Falle „immer in Uebereinſtimung mit den Anträgen der Regierung, welcher die bundesmäßige Hilfe geleiſtet wird,“ verfahren werden ſoll. Oder ſollte es vielleicht der Interpretationskunſt des Herrn Haſſenpflug gelingen zu beweiſen, daß Art. VI. der Bundes-Executionsordnung zu den aufgehobenen Ausnahmsgeſetzen gehöre?!! Hingedrängt hat uns alſo der Miniſter zu dem ſchauerlichen Abgrund, wo ſelbſt ſein beredteſter und wärmſter Vertheidiger bekennen muß: „einer **ſolchen** Verfaſſungsverletzung wird überhaupt **nicht durch geſchriebene §§** begegnet!“ — —

Der Kurfürſt ſelbſt ſoll nach überſtandenem Märzſturm des Jahres 1848 gegen mehre Perſonen ſeiner Umgebung geäußert haben, der Verfaſſung verdanke er die Rettung ſeiner Krone. Ohne Zweifel ein wahres Wort, welches — wenn man es als

wirklich geſprochen annehmen darf — damals auch gewiß von Herzen gekommen iſt. Er hätte einige Monate darauf mit demſelbem Rechte ſagen können, die Verfaſſung habe ihm die unverhältnißmäßig große Civilliſte gerettet. Wird aber die alſo zerfetzte nud mißhandelte Verfaſſung auch Schutz gegen einen etwa wiederkehrenden März- oder Aprilſturm zu bieten im Stande ſein?? Gott gebe es. Was jedoch die bisherigen „rettenden Thaten" unſers Miniſters anlangt, ſo ſcheinen ſie weit eher geeiguet, den Samen einer neuen Revolution auszuſtreuen, als dieſelbe „zu ſchließen", mag auch die miniſteriell geſinnte Preſſe in den hochtönendſten Phraſen die „Helden" Schwarzenberg und Haſſenpflug als die „Schließer der Revolution" bis zum Himmel erheben.

Das Trauerſpiel in Kurheſſen. Ein Beitrag zur Geſchichte unſerer Tage von Dr. A. Pfaff. Braunſchweig, Weſtermann. — Dieſe Darſtellung unterſcheidet ſich von dem bekannten Buch von Gräſe theils durch den politiſchen Standpunkt, theils durch die Form. Gräſe gehört zu den Demokraten, Pfaff zur conſtitutionellen Partei. Gräſe gibt das Material in ſehr reichlichem Maße, ohne auf die Bearbeitung ein beſonderes Gewicht zu legen, Pfaff wirft ſeinen Blick weiter hinein und ſtrebt, indem er zugleich das Material zuſammendrängt, nach einer abgerundeten Kunſtform. Das Rechtsgefühl iſt in beiden Schriften gleich warm, wie denn überhaupt die kurheſſiſche Frage vielleicht die einzige in Deutſchland iſt, in welcher die beiden Parteien vollkommen einig ſiud, denn es handelt ſich hier nicht um die Herrſchaft des einen oder andern Princips, ſondern um eine Unterdrückung alles Rechtes durch die Gewalt, wie es in der Geſchichte ohne Beiſpiel iſt. — Da in dieſer Frage wol die ungeheure Majorität des deutſchen Volkes mit uns übereinſtimmen wird, ſo begnügen wir uns, ohne weitere Bemerkungen auf das Buch nur hinzuweiſen. Es iſt übrigens ſehr gut geſchrieben und auch von dieſer Seite zu empfehlen. — Wir fügen nur noch einige Bemerkungen über die vorhergehende Recenſion hinzu. Wir haben ſie aufgenommen, obgleich der Standpunkt bei weitem mehr rechts iſt, als der unſrige, um zu zeigen, wie auch ſehr conſervative Männer die Sache auffaſſen, und weil wir mit der Anſicht des Referenten über die Nothwendigkeit conventioneller Formen auch zwiſchen entſchiedenen Gegnern einverſtanden ſiud; aber wir müſſen es doch bedenklich finden, daß ſich in einer Zeit, wo eine gerechte Empörung über bodenloſe Willkür das allgemeine vorherrſchende Gefühl iſt, ſich noch immer gebildete Männer finden, die für die Willkür mit ſophiſtiſchen Rechtsdeductionen in die Schranken treten. Wenn die öffentliche Meinung ein ſolches Unternehmen unbedingt verdammt, ſo müſſeu wir ihr darin beipflichteu, wenn wir auch ſonſt den Verſtand und die Geſchicklichkeit des Gegners gelten laſſen.

Aus Dresden. — Das war eine Woche voll Erlebniſſen, voll Freudenfeſten und Thränen der Rührung, voll deutſcher Völkereinigung und zweifarbigen Fahnen, ſchwarz-gelb, grün-weiß, roth-weiß, und um dem Bild „Dresden im Glück" den pikanteſten Zuſatz nicht fehlen zu laſſen, hatte die Römerſeele eines patriotiſchen Reſtaurateurs dicht an der Elbbrücke, gegenüber dem Schloß, gar die unheimliche deutſche Tricolore aufziehen laſſen. Da treibt ſie der Wind oſtwärts, in der Richtung nach dem Brühlſchen Palais; am Conferenzhauſe aber iſt Alles mäuschenſtill und die Dresdner Chronik wird bald von ihm nichts zu erzählen haben, als daß nunmehr die einigen vierzig Porzellantintenfäſſer wieder ins Parterre herabgeſchafft worden ſeien, da der Baum der

deutſchen Einheit in der Conferenz-Tinte keine Lebenskraft gefunden. Unbemerkt, ſtill und ohne Aufſehn, mitten durch die buntflimmernden Lichter der Chriſtmarktsbuden, wo die deutſche Diplomatie eingezogen: als man von ihrem Einzuge hörte, ſummte den Leuten etwas vom April im Ohr, und ehe des Aprils letzter Tag gekommen, wird ſie wieder heimgekehrt ſein in das Comfort der Eſchenheimer Gaſſe.

Und zu dem großen frankfurter Nationaldrama mit der Tendenz: Erholt Euch doch, Ihr Leute! Was Ihr für Ernſt nahmt, die große Tragödie der letzten Jahre, war nur ein Faſchingsſcherz! iſt in Sachſen das Vorſpiel bereits aufgeführt. Es iſt beendet und die handelnden Perſonen haben ſich gegenſeitig Beifall geklatſcht, ſie haben Genugthuung gefunden an ihrem gegenſeitigen Lobe und ziehen heim mit dem Bewußtſein, Gutes gewirkt und Gutes genoſſen zu haben. Was der geſtern geſchloſſene Landtag gethan, iſt bekannt; nicht weniger wird das unvergeſſen ſein, was er nicht gethan. Ich vermag es nicht, Ihnen den Eindruck zu ſchildern, den die Schlußceremonie des Landtags in der zweiten Kammer auf mich gemacht hat. Unter dieſem Eindrucke werd' ich faſt zum unfreiwilligen Schüler Talleyrand's.

So viel Selbſtverleugnung, wie dem geſtern geſchloſſenen Landtag gegenüber, kann eine Regierung ſelten gezeigt haben, wie die unſre. Während ſie der letzten Glacéhandſchuhdemokratenkammer zum Zeugniß ihrer „Stärke" nirgends zu Willen war, fügte ſie ſich den rückberufenen Landſtänden faſt in allen wichtigen Punkten und konnte ihre Niederlagen bisweilen nur dadurch bedecken, daß ſie ſich ſelbſt an denſelben betheiligte. Eine Taktik, die in Preußen erfunden worden! Dafür hat das Miniſterium dem Conſtitutionalismus aber auch einen Dienſt geleiſtet. Es hat wirklich bei einigen ſächſiſchen Hochtorys nicht unmerkliche Sympathien für ein „parlamentariſches Miniſterium" geweckt, denn ſich in letzter Zeit als ſolches zu bethätigen, hat es die Regierung wahrlich nicht an Anſtrengungen und Opfern fehlen laſſen. Es hatte etwas Rührendes, zu ſehen, mit welchem ſchonenden Zartgefühl Staatsminiſter Zſchinsky bei ſeinem Abſchiedsgruße über die „eine wichtige Vorlage", die nicht völlig nach den Wünſchen der Regierung erledigt worden ſei, hinwegging. Dieſer ſo mild im Ausdruck und gleich mild im Vortrag gehaltene Paſſus war kein Vorwurf an die Kammer, und klang auch nicht wie ein Vorwurf, ſondern eher wie ein Anflug von Vertheidigung. Herr von Beuſt aber übertraf in der erſten Kammer ſeinen Collegen noch an Pietät, indem er die leidige Erinnerung an die wichtige Vorlage gleich mit der Verſicherung überdeckte, daß die Regierung jede Ueberzeugung zu achten wiſſe. Nun — möge ſie nur auch außerhalb der erſten Kammer dieſe edelſinnige Toleranz praktiſch bethätigen.

Der eigentliche Held beim Landtagsſchluß war der Präſident Haaſe. Aus allen Geſichtern leuchtete ihm Anerkennung entgegen, die Regierung und der Vicepräſident gaben ihrem und dem Danke der Kammer Worte, und ſelbſt die ſämmtlichen Mitglieder der äußerſten Linken, nämlich Herr Riedel, mag von dem Alle erfüllenden Gefühle gerührt geweſen ſein. Am meiſten erſchüttert aber erſchien Herr Haaſe ſelbſt, dem ſeine verdienſtliche Präſidialleitung das Comthurkreuz zweiter Claſſe des Civilverdienſtordens eingetragen hat. Als er den Wunſch ausſprach, alle Stände beim nächſten Landtag wiederzuſehen, ſo dachte ich unwillkürlich an den mehrfach zur Ordnung gerufenen Abgeordneten Riedel, der dem Präſidenten manchen kleinen Aerger bereitet hat. Auch er war nicht ausgenommen von den „Allen" in dieſer Stunde des Vergeſſens und Vergebens, und durch das originelle Bild vom „Saatkorn", das in die Erde gelegt worden, einmal poetiſch geſtimmt, überſetzte

ich mir den erwähnten Wunsch des Präsidenten in den schönen Vers: „Allen Sündern sei vergeben!“ In solcher Stimmung und mit einem Hoch auf den König trennten sich die Stände.

Vielleicht wäre es nicht uninteressant, diese Scene der Eintracht mit einer andern zusammenzustellen, die noch ungewohnter war, als ein zärtlicher Abschied zwischen Regierung und Ständen. Aber falle immerhin der Vorhang von jenem kleinen Eintrachtsfeste, das vor acht Tagen in noch unaufgeklärter Weise im Kammerlocale gefeiert ward und das die Regierungsorgane, ungeachtet der directen Aufforderung eines Leipziger Blattes, auch nie dem Verständnisse des Publicums näher führen zu wollen scheinen. Der sächsischen Weltgeschichte wird dasselbe durch dieses Schweigen vielleicht verloren gehen, aber in der Volkstradition, in der Mythe wird es fortleben und der merkwürdige Mann mit dem schmalen schwarzen Backenbarte, der zum Eintrachtsfeste sich selbst seinen frugalen Imbiß mitbrachte, wird von ihr besonders gefeiert werden.

Wir eilen von einem Feste zum andern, aus der Kammer nach dem Schauspielhause. Da flimmern rund an den beiden ersten Logenreihen herum Lichter und Juwelen und schöne Frauenaugen und große und kleine Ordenssterne. Es ist auch ein Eintrachtsfest. — ein Eisenbahnfest zwischen Oestreich und Sachsen. „Zwei Völker, die beglückt in gleichem Streben, die müssen freundlich sich die Hände geben.“ Es war ein Glück, daß die lahme Prophetenvorstellung dem Zuschauer Zeit ließ, ein Paar Stunden seine Aufmerksamkeit ausschließlich dem Zuschauerraum zuzuwenden. Mit dem östreichischen Erzherzog, an dessen rechter Seite sich die Königin Maria in glänzender Toilette placirt hat, ist der Zuschauer bald fertig, wenn er den habsburgischen Familienputz kennt, aber die Logen, die Paradeuniformen, die weißen Waffenröcke, die rothen Dollmanns! Herr v. Beust hat heute die gewählteste Toilette gemacht und seine Staatsuniform hat neben dem breiten Bande kaum noch Platz für einen neuen Orden. Die schöne Frau an seiner Seite, mit der er so lebhaft sich unterhält, kennen auch solche, die nichts von unsern Hofgeheimnissen wissen. Herr von Lüttichau scheint sich etwas unruhig zu fühlen, daß er den östreichischen Gästen nicht einen bessern Propheten hat bieten können und Herr von Könneritz in der Loge nebenan lächelt frohen Muthes nach dem Amphitheater hin, wie ich ihn immer habe lächeln sehen. Unter den Frauen scheint sich ein schönes Mädchen besonderer Aufmerksamkeit zu erfreuen, die einen roth- und weißgestreiften Turban trägt. Selbst aus der vollgepfropften Conferenzloge wenden sich die Operngucker oft nach ihrem Platze; wir interessiren uns heut nicht für die bekannten Diplomatengesichter; höchstens ein kleiner Mann in Hofuniform, wie alle seine Collegen, der im Hintergrund Platz gefunden hat und der mit einem feinen, geistvollen Lächeln in das bunte Geflimmer schaut, interessirt uns heut, weil die Presse ihn erst jüngst mehrfach geschmäht: das ist der Ehrenmann Dr. Liebe aus Braunschweig.

Sie sehen: Dresden schwelgt, Dresden hält politische Feiertage vor den religiösen, und der Sterbetag der deutschen Grundrechte wird hier nicht als Passionstag begangen. Wozu auch? „Wir trinken Cyprier und küssen schöne Mädchen“ — ruft Fiesko und just Fiesko erinnert mich daran, daß wir doch eigentlich noch entsetzlich viel Freiheit haben, Theaterfreiheit wenigstens. Bei der letzten Aufführung des Fiesko nämlich sagte Leonore im 4. Akt: „Selten steigen Engel auf den Thron, seltner herunter. Fürsten, diese mißrathenen Projecte der wollenden und nicht könnenden Natur — sitzen so gern zwischen Menschheit und Gottheit nieder — heillose Geschöpfe, schlechtere Geschöpfe!“ Eine Tod-

teufstille folgte diesen Worten. Das Parterre, das sonst Tendenzapplausen nicht abgeneigt ist und seine Freude an der Stellenvertheilung im Viehstaat (Akt 2) sehr lebhaft ausgedrückt hatte, schwieg erschrocken bei diesem ungebührlichen Wort und nur in der Conferenzloge erregte dasselbe große Heiterkeit, die natürlich nur dem überspannten Poeten, vielleicht auch dem betroffenen Publicum galt. Bei den Worten Verrina's: „Ehe die Nachwelt meine Gebeine aus dem Kirchhofe eines Herzogthums gräbt, soll sie auf dem Rade sie zusammenlesen" — war der Eindruck derselbe. Mir aber scheint es doch gefährlich, von einem so bezaubernden Munde, wie dem der Frau Bayer-Bürk Beleidigungen gegen die fürstliche Majestät aussprechen zu lassen. Oder überzeugt man sich jetzt auch höhern Orts von der Nichtigkeit und Machtlosigkeit der Phrase?

Neue deutsche Romane. — Unter der ziemlichen Reihe neuer Dichtungen, die vor uns liegen, beginnen wir mit einem alten Freunde:

Der Bauernspiegel oder Lebensgeschichte des Jeremias Gotthelf. Dritte Aufl. Mit acht Zeichnungen von Walthard. Berlin, Springer.

Ein Sylvestertraum von Jeremias Gotthelf. Zweite Aufl. Berlin, Springer.

Kernstellen aus Jeremias Gotthelf's Schriften.

Da es sich hier größtentheils um neue Auflagen älterer Werke handelt, so würden wir keine Veranlassung haben, unsere frühere Kritik zu ergänzen, wenn nicht mittlerweile von allen Seiten, und zwar von politischen und religiösen Richtungen, die wenigstens der Façon nach der unsrigen nahe stehen, die heftigsten Angriffe gegen unsern Dichter gerichtet wären. Ich will zugeben, daß bei einem so praktisch verständigen und dabei so hochgebildeten Manne wie Jeremias Gotthelf das irrationelle Verhältniß zur Religion, die Bitterkeit gegen das Gespenst der Aufklärung, das er sich nach Gutdünken ausmalt, und die daraus sich ergebende Stimmung etwas unbequem sind, aber man darf zweierlei dabei nicht übersehen. Einmal darf man die dichterische Kraft nicht nach dem Maßstab der Partei berechnen — Deutschland ist nicht so reich an wirklichen Talenten, daß man, wo sich eins auffindet, wenn es auch im feindlichen Lager ist, es nicht mit Freuden begrüßen sollte. Jeremias Gotthelf ist aber unstreitig unter allen Dichtern der Gegenwart derjenige, in welchem wir die größte Sicherheit und Correctheit in der Zeichnung, die heiterste Grundstimmung und das gesundeste, frischeste Leben wahrnehmen. Zweitens ist's aber mit seiner Opposition gegen die Aufklärung nicht so schlimm, als sie aussieht. So heilig ihm auch die Religion ist, so wenig blendet sie seinen Verstand und sein Gefühl. Ich erlaube mir aus dem vorliegenden Buche, um dieses deutlich zu machen, als Beispiel die Geschichte einer Einsegnung anzuführen. „Endlich nahte die Zeit, wo ich der langweiligen Unterweisung zu entrinnen hoffte. Es entstand ein neues Leben in und unter uns. Jedes beschäftigte sich bei sich selbst mit dem Gedanken, was ihm wol Eltern oder Meisterleute für Kleider anschaffen würden. Die, welche eignes Geld hatten, rechneten nach, fragten verblümt dieses und jenes, um ausfindig zu machen, wie weit es wol reichen würde. Wessen das Herz voll ist, dessen läuft der Mund über; unsere Hoffnungen, unsere Kümmernisse, unsere Wünsche, unsere Erwartungen theilten wir einander mit und nahmen sie auch mit in unsern sogenannten Unterricht. Die, welche an der Reihe zu antworten waren, schwitzten fast Blut, weil sie alle Augenblicke aufzupassen vergaßen, indem ihnen etwas vom Schneider oder der Näherin, von einem

Hut oder einem Kuttli durch den Sinn fuhr und ſich in demſelben einniſten wollte. Alle Tage brachten Einige die wichtige Nachricht, was Vater und Mutter endlich beſchloſſen, und bei welchem Krämer ſie das Beſchloſſene zu nehmen gedächten; dann wurde die Sache erwogen und auch vom Krämer geſagt, was man wußte, und Manches von ſchlechter Ecke, dunklem Laden, hohen Preiſen gemunkelt und in ſtiller Hoffnung auf etwas Beſſeres, und von einem noch beſſern Krämer zu erhalten, gingen die heim, welche noch nichts wußten; aber um ſo größer war dann auch ihr Verlangen, bald zu wiſſen, woran ſie ſeien, und geradezu oder hintenum ſuchten ſie es zu vernehmen. Und als es endlich Alle wußten, gingen die bangen Sorgen wegen der Schneider an, und bei den Mädchen auch die noch wegen der Näherinnen, und manche halbe Nacht wurde aus Kummer ſchlaflos hingebracht, der Schneider möchte nach ſeiner gewohnten Art nicht Wort halten. So kam der Tag der Erlaubniß, an welchem wir noch in unſern alten Kleidern aufzogen, heran. Wir zitterten und bebten, denn wer an dieſem Tage eine Antwort fehlte, erhielt die Erlaubniß nicht; doch ging Alles recht gut, wir ſchlüpften durch, und wie viele Centner Steine fiel es mir vom Herzen, es ſchien mir faſt, als hätte ich Flecken bekommen, ſo leicht ward mir. Der Pfarrer ſprach nun ſeine gewohnte Rede, in welcher die Hölle neben dem Himmel und die Teufel neben den Engeln gar gewaltig aufmarſchirten; die Einen ließ er ſelig ſingen, die Andern brennend heulen und zähneklappern. Und er redete lauter und immer lauter, bis ein Mädchen ein Nastuch nahm und ſchluchzte, da nahmen alle Mädchen nach einander die Nastücher und ſchluchzten, und die Weiber thaten ebenſo, und auch lauter und immer lauter, und die Thränen rannen häufiger und die Herzen pochten heftiger und der Pfarrer donnerte mächtiger, ſelbſt der Himmel wurde graulich, die Hölle immer furchtbarlicher, das Zittern und Beben immer gewaltiger, das jüngſte Gericht kam näher, immer näher, die Poſaunenengel brachten die Poſaunen zum Munde näher, immer näher, Zittern und Beben erfüllte die Glieder, von dem jüngſten Gericht glaubte ſich Alles verſchlungen — da pickte des Pfarrers Uhr die beſtimmte Minute. Es ſchwieg der Pfarrer, es verrannen die Bilder, es trockneten die Thränen, es verhallte das Schluchzen; und der Pfarrer nahm eine Priſe Tabak mit Zufriedenheit, und die Weiber boten einander ihre Schnupftücken mit Behaglichkeit und ſprachen: Das war doch ſchön, der kann's!" — Ich möchte doch wiſſen, ob ein ratoinaliſtiſcher Geiſtlicher es wagen würde, auf eine ſo unerbrerbietige Weiſe von dem heiligen Mahle des Herrn zu reden. Gerade weil ihm die concrete Beſtimmtheit dieſes Sacraments nicht mehr ſo ungeſchwächt im Herzen und im Gedächtniß liegt, wird er zur Ergänzung dieſer Stimmung eine gewiſſe ſalbungsvolle Ehrbarkeit nicht entbehren können, während der Rechtgläubige, der über den Inhalt ſeiner Vorſtellungen vollſtändig im Reinen iſt, keiner Anſtrengung mehr bedarf, und ſich mit Behagen an der realen Welt ergötzen kann. — Wir könnten eine Reihe von Stellen anführen, in denen alle die unſittlichen Folgerungen, die man allerdings logiſch aus der Idee des Supranaturalismus ziehen kann, mit der größten Heftigkeit verworfen werden; er bleibt bei den einfachen Bildern und läßt die Conſequenzen bei Seite liegen. — Aehnlich iſt es mit ſeinen Angriffen gegen die Aufklärung. Wenn er gegen dieſelbe im Allgemeinen predigt, ſo hat er doch ſtets beſtimmte Erſcheinungen im Auge, und dieſe ſind in der Regel ſo häßlich, daß wir uns mit ſeiner Polemik vollſtändig einverſtanden erklären können. — Wenn wir aber den humoriſtiſch-gemüthlichen Theil ſeiner Darſtellung vollkommen anerkennen, ſo iſt das nicht der Fall mit denjenigen Stellen, wo er aus ſeiner Natur her-

ausgeht und angeblich poetiſch, eigentlich aber unklar und phantaſtiſch wird. Der „Sylveſtertraum" macht daher im Ganzen einen eben ſo unerquicklichen Eindruck, wie ähnliche Excurſe in Jean Paul oder Dickens; und aus den „Kernſtellen," welche das humoriſtiſche Gebiet gänzlich von ſich ausſchließen, wird ſich eben ſo wenig ein richtiges Bild von der Bedeutung unſers Dichters ergeben.

Während bei Gotthelf der Humor durchaus naturwüchſig iſt, hat er in den beiden folgenden Werken etwas Erkünſteltes:

Uriel der Teufel. Ein ſatyriſcher Roman in acht Bildern von C. L. Kaulbach. Zwei Bände. Stuttgart, Rieger.

Denkwürdigkeiten eines deutſchen Hausknechts, wie er ſolche im Jahre des Heils 1848 ſelbſt in Flachſenfingen niederſchrieb. Tübingen, Laupp.

Bei dem vielen Geſunden, welches namentlich der letztere Roman enthält, iſt es zu bedauern, daß eine falſche Vorſtellung von der durch humoriſtiſche Wendungen zu erlangenden Popularität die Dichter von dem geraden Wege in das Jean Paul'ſche Labyrinth verlockt hat. Auch für den Humor iſt eine klare, beſtimmte und correcte Sprache unerläßlich. Am wenigſten ſind die phantaſtiſchen Hoffmanniaden des zweiten Buchs in einem humoriſtiſchen Roman an ihrem Ort. Doch herrſcht in beiden im Ganzen eine wohlthuende heitre Stimmung vor.

Mehr der gewohnten Straße folgen zwei Romane bekannter und beliebter Novelliſten:

Der Voigt von Silt. Von Theodor Mügge. Zwei Bände. Berlin, Otto Janke.

Der Bauernfürſt. Roman von Levin Schücking. Zwei Bände. Leipzig, Brockhaus.

Der erſte hat, wenn wir nicht irren, bereits im Feuilleton der Nationalzeitung geſtanden, und hat eine vorzugsweiſe politiſche Tendenz. Er ſchildert einen kräftigen freiſinnigen Bauersſohn aus Schleswig, der trotz ſeines Ehrgeizes und ſeiner Liebe zu der Tochter eines däniſchen Staatsraths den Verſuchungen des Hofes von Kopenhagen tapfer widerſteht, in einfacher Stellung für die Erweckung ſeines Volkes wirkt und endlich den Verfolgungen der Dänen erliegt. Obgleich ſich für den äſthetiſchen Geſchmack die Politik etwas zu breit macht, ſo würde dennoch der ganze Roman gut zu leſen ſein, denn ſowohl die frieſiſchen Bauern- und Fiſchersſcenen als einzelne Figuren am däniſchen Hofe ſind mit glücklicher Sicherheit gezeichnet; aber Herr Mügge ſtört den Eindruck, indem er ſeinen Helden theils in Folge ſeiner Herzenskränkungen, politiſcher Enttäuſchungen und dergleichen, theils in Folge einer einjährigen Feſtungshaft an der Auszehrung ſterben läßt. Es gehört ſeit Werther und Siegwart zum guten Tone der Novelliſten, auf einen tragiſchen Schluß auszugehen, und man pflegt über den Pöbel die Naſe zu rümpfen, welcher damit nicht zufrieden iſt und auf einen glücklichen Ausgang ſpeculirt, um mit heiterer Stimmung nach Hauſe gehen zu können. Aber der Pöbel hat darin vollkommen Recht. Ein tragiſcher Schluß paßt nur für eine tragiſche Geſchichte. Zwar kommt es im Leben häufig vor, daß durch einen unvorbereiteten Zufall ein heiteres unſcheinbares Daſein in Thränen und Wehklagen verkehrt wird, aber in die Poeſie paßt es nicht. Der Tod an Schwindſucht, an gebrochenem Herzen und dergleichen ſpannt ab, anſtatt zu erſchüttern, und Werther that ganz recht daran, als er dieſen ermüdenden und langſamen Proceß durch eine Kataſtrophe abkürzte. Miſère, Noth, Elend, ge-

täuſchte Hoffnungen, polizeiliche Verfolgungen, falſche Diplomaten, treuloſe apathiſche Parteigenoſſen haben wir in der Wirklichkeit genug und übergenug; wenn Ihr das deutſche Volk wirklich erheben wollt, ſo gebt ihm heitre Bilder, Ihr deutſchen Dichter! — Der „Bauernfürſt" ſpielt in der Zeit der franzöſiſchen Revolution. Sein Eindruck iſt ein heiterer und er verſteht zu gleicher Zeit das Intereſſe zu ſpannen. Herr Schücking weiß ſehr gut zu erzählen und hat ein glückliches Auge für mannigfaltige Geſtaltungen und Nuancen; aber er hat den Fehler, den er mit den meiſten unſerer jüngern Novelliſten theilt, daß er zu unruhig in ſeinen Erzählungen iſt. Wenn es uns anfängt bei einer Figur wohl zu werden, ſo eilt er raſch darüber hinweg zu einer andern. Faſt überall werden wir zuerſt durch ein heiteres, ſprechendes und glücklich angelegtes Gemälde angezogen, aber im weitern Verlauf werden die Umriſſe unbeſtimmt, und wir vergeſſen unſern eignen Eindruck wieder. In dieſer Beziehung können uns immer noch die engliſchen Novelliſten als Muſter dienen.

Von zwei Damenromanen:

Joſephine. Eine Novelle aus unſern Tagen, von Franziska Gräfin Schwerin, Leipzig, J. J. Weber, und

Erdenglück. Von der Verfaſſerin der „Ernſten Stunden." Zwei Bände, Berlin, Herrmann Schultze.

iſt wenig mehr zu ſagen, als daß ſie wol ausſchließlich für Damen geſchrieben ſind. Sie ſind im Uebrigen moraliſch und verſtändig gehalten. Der erſte verdient den Vorzug. Die Dichterin hat unter Anderm die für eine Dame ſehr ſeltene und anerkennenswerthe Kühnheit gehabt, ihre Heldin gleich im vierunddreißigſten Jahre auftreten zu laſſen.

Ziemlich vortheilhaft ſticht doch gegen dieſe mehr oder minder anerkennenswerthen einheimiſchen Produete ein fremder Gaſt ab:

David Copperfield. Von Charles Dickens. Fünf Bände, Leipzig, J. J. Weber.

Da wir über dieſes Werk und über Dickens im Allgemeinen uns bereits hinlänglich ausgeſprochen haben, ſo beſchränken wir uns auf einige Bemerkungen in Beziehung auf die Ueberſetzung. Eine der größten Schwierigkeiten für den Ueberſetzer von Dickens iſt das corrumpirte Engliſch, welches er ſeine niedern Stände ſprechen läßt, und das ſich im Original komiſch genug ausmacht, im Deutſchen aber, wenn man es durch ein corrumpirtes Deutſch, oder gar durch einen beſtimmten deutſchen Dialekt, oder noch ſchlimmer durch den Berliner oder Leipziger Dialekt, oder am allerſchlimmſten durch ein Gemiſch aus Berlineriſch und Leipzigeriſch wiederzugeben ſucht, einen höchſt unangenehmen und häßlichen Eindruck hervorbringt. Nach unſrer Ueberzeugung ſoll ſich der Ueberſetzer auch in dieſen Stellen im Hochdeutſchen halten und den Unterſchied der Bildung nur durch einfachere Sprach- und Satzformen ausdrücken. Nur bei entſchieden komiſchen Stellen wird eine Verwechslung von „mir" und „mich", „Gott und „Jott" und dergleichen zu ertragen ſein, und auch dann kaum; wenn aber der alte Fiſcher Peggotty im Augenblick des höchſten Jammers, wo ſein Kind ihm geraubt iſt und er ſich zum reinſten Pathos des Schmerzes erhebt, mir und mich verwechſelt, ſo iſt das geradezu unausſtehlich.

Neuigkeiten der engliſchen Literatur. — Es iſt etwa ein Jahrzehend her, daß Bulwer ſein Werk über England und die Engländer vom Standpunkte eines unparteiiſchen Privatmannes, der ſich durch ſeine freie philoſophiſche Anſchauung über die Einſeitigkeiten ſämmtlicher Parteien zu erheben glaubte, dem Publicum vorlegte. Ein Werk in ganz ähnlichem Sinne iſt ſo eben erſchienen von dem Advocaten William Johnſton: „England wie es iſt, politiſch, geſellſchaftlich und induſtriell, in der Mitte des 19. Jahrhunderts.“ Es iſt mit einer ſolchen Unparteilichkeit in der Mitte ſtreitender Zuſtände und Intereſſen eine eigene Sache. Weil man ſich doch nicht ganz von den Sympathien und Antipathien ſeiner Zeit losſagen kann, ſo kommt man in Gefahr, von dieſem ſubjectiven Standpunkt aus allen Parteien gleichmäßig Unrecht zu thun, während bei dem Parteiſchriftſteller der Leſer nie in Gefahr iſt, ſich über den Standpunkt des Verfaſſers zu irren. Die Zuſammenſtellung unbefangener und unſyſtematiſcher Beobachtungen, ohne ein leitendes Princip, hat nur dann einen Sinn, wenn es ſich um fremde Zuſtände handelt; wo dagegen die allgemeinen Verhältniſſe und Einrichtungen eines Landes als bekannt vorauszuſetzen ſind, verlangt man zu einer ſolchen Darſtellung ein eigenes Princip, welches die Zeit über ihr eigenes Weſen klar machen ſoll. — Als ein anerkennenswerthes Werk der Gelehrſamkeit iſt der zweite Theil der Fasti Romani von Henry Clinton zu betrachten, eine Reihe verſchiedenartiger, namentlich chronologiſcher Forſchungen über die Zeit von Auguſtus bis auf Heraklius. Der erſte Band war 1845 erſchienen und bildete eine Fortſetzung der Fasti Hellenici von demſelben Verfaſſer. — Ueber den engliſchen Krieg in Oſtindien ſind zwei werthvolle Monographien erſchienen: vom Major Herbert Edwardes: ein Jahr auf der Punjabgrenze im Jahr 1848—1849, und vom Adjutanten Edward Thackwell: Erzählung des zweiten Krieges mit den Sikhs. Bekanntlich begann der erſte Krieg mit den Sikhs am Schluß des Jahres 1847 und wurde nach einem kurzen, aber heftigen Kampf von Lord Hardinge durch die Schlacht von Sowraon beendigt; der zweite begann im April 1848 durch einen zufälligen Aufſtand in Multan, beſchäftigte die engliſchen Armeen faſt ein Jahr hindurch und wurde endlich durch die Schlacht von Goojeret den 21. Febr. 1849 entſchieden. — Ein Beitrag zur ältern Geſchichte von England unter dem Namen: The Forty-Five von Lord Mahon, mit hinzugefügten Actenſtücken, enthält den Aufſtand zu Gunſten der Stuarts im Jahre 1745, der in Deutſchland mehr durch Walter Scott's Waverley als durch die Geſchichte bekannt geworden iſt. — Auf nur zu deutſchem Boden finden wir uns bei einem ſeltſamen Buch: „Historic Certainties respecting the Early History of America, developed in a Critical Examination of the Book of the Chronicles of the Land of Exnarf. By the Rev. Aristarchus Newlight.“ Die Anwendung des hebräiſchen Idioms auf die transatlantiſche Geſchichte, natürlich zum ſatyriſchen Zweck, um die Deutſchen zu verſpotten, iſt drollig genug. Zuletzt wird die ganze Geſchichte auf dieſe etymologiſche Weiſe in Mythen zerlegt. Hier ein Beiſpiel. Als er zuerſt auf Napoleon zu ſprechen kommt, welchen Namen er in Noel-opan corrigirt, macht er die Bemerkung: „Dies war ohne Zweifel nicht ſein wirklicher Name, ſondern eine mythiſche Bezeichnung. Noel-opan iſt nichts Anderes als: gottloſe Revolution. נא bezeichnet nach Geſenius: verneinen, vernichten, als Partikel entſpricht es der griechiſchen, lateiniſchen, arabiſchen Negation. El iſt bekanntlich der Name Gottes; Noel heißt alſo ſoviel als: Atheiſt, Gottloſer. Opan kommt als der Name eines Rades im Heſekiel und andern Stellen vor, in abgeleiteter Bedeutung heißt es: eine Periode,

eine Umwandlung der Zeit, eine Revolution. Dieſe Bemerkung wird noch dadurch verſtärkt, daß gleichzeitige Schriftſteller einem literariſchen Gauner, Namens Byron, den Vornamen Noel beilegten, ſowie Shelley ſich ſelber als ἄθεος in ein Album ſchrieb" u. ſ. w. Für einen Spaß iſt das Ganze etwas zu weit ausgeführt, obgleich es nicht ärger iſt, als mehre kritiſche Unterſuchungen deutſcher Privatgelehrten, die im wahren Ernſt gemeint ſind, z. B. Vieles von Dauner und Nork. — Ein eigenthümlicher Verſuch, eine Selbſtbiographie in der Manier von Goethe's „Wahrheit und Dichtung" zu ſchreiben, iſt der Lavengro von George Borrow, nur hat der Engländer es materieller genommen, als der deutſche Dichter: Wahrheit und Dichtung heißt bei ihm nichts Anderes, als: Miſchung von novelliſtiſchen Einfällen und Reminiscenzen aus dem wirklichen Leben. — Als eine biographiſche Notiz mag bemerkt werden, daß der eigentliche Name von C. Currer Bell, der Verfaſſerin von Jane Eyre, Miß Bronte iſt. — Im Drama fangen die Engländer an, dem Beiſpiel der Franzoſen nachzufolgen; ſie dialogiſiren ihre beliebten Romane und führen ſie auf dem Theater auf. So iſt Dickens' letzter Roman: „David Copperfield" nicht ohne Erfolg auf die Bühne gebracht, obgleich die Form der engliſchen Romane, welche die Charakterſchilderung ſo weit über den Zuſammenhang heraustreten läßt, daß ſie ſich zuweilen vollſtändig in Genremalerei verliert, dieſer dramatiſchen Bearbeitung noch mehr widerſtrebt, als die franzöſiſche Novelle. — Eine Sammlung der dramatiſchen und poetiſchen Werke von Joanna Baillie ruft uns dieſe verdienſtliche, vor einem Monat geſtorbene Dichterin wieder in's Gedächtniß, eine genaue Freundin Walter Scotts, geb. 1762, deren erſtes Werk Plays on the Passions 1796 erſchien, und deren Dramen Johanna von Montfort, Orra, der Wartthurm u. ſ. w., große Anerkennung fanden, die aber durch die folgenden großen Dichter Walter Scott, Byron u. ſ. w. in Schatten geſtellt wurde. — Eine neue Ueberſetzung von Theodor Körner macht die Engländer auch mit den dramatiſchen Schriften dieſes Dichters bekannt, deſſen „Leyer und Schwert" bei dem engliſchen Publicum eine größere Anerkennung gefunden hat, als man ihm jetzt ſelbſt in Deutſchland zu Theil werden läßt. — Von neuen Romanen heben wir drei als bemerkenswerth heraus: Richard Edney, von einem Amerikaner, Verfaſſer des Romans Margaretha, einem jener neuengliſchen Dichter aus der Schule Carlyle's und Emerſon's, die, angeregt durch das Beiſpiel Jean Paul's, das Weſen der engliſchen Sprache bis auf den Grund verkehren und einen Jargon in dieſelbe einführen, der uns über unſere eigene romantiſche Barbarei tröſten kann. Ein anderer Roman: Time the Avenger, von einer Dichterin, die ſich ſchon früher durch zwei Erzählungen: „Geſchichten zweier alten Männer" und die „Wilmingtons" bekannt gemacht hat, verräth in der manierirten Zeichnung der Aeußerlichkeiten und in dem Forcirten ihrer Empfindungsweiſe die Schule Balzac's, der gegenwärtig auch in England nur zu ſehr Propaganda macht. Sehr vortheilhaft ſticht gegen dieſe romantiſchen Uebertreibungen eine einfache Geſchichte aus dem ſchottiſchen Leben ab: Merkland, vom Verfaſſer der Margaret Maitland. Hier bewegen wir uns doch wieder in volksthümlichen Kreiſen und bleiben der wüſten Empfindſamkeit einer übermäßigen Civiliſation fern. — Ich führe noch ein Buch an: Memoirs of the Opera in Italy, France, Germany, and England. By George Hogarth. Es iſt das allerdings eine Geſchichte der Oper, die unſern Anforderungen nicht entſpricht. Statt einer ſyſtematiſchen Entwickelung der muſikaliſchen und dramatiſchen Gedanken haben wir eine Reihe von Anekdoten aus dem Leben der Opern, Dichter

und Scenen von Opernaufführungen. Als ziemlich ausführliches Material in dieſer Branche können wir es aber hinnehmen.

Thereſe Milanollo in Frankfurt. — — Vor acht Jahren, oder ungefähr ſo viel, wer kann noch die Zeiten berechnen! — ſah ich Thereſe ſchon einmal auf derſelben Stelle. Damals ſchmiegte ſich an dieſe dunkle, eben aufſchwellende Roſe eine helle, fröhliche Knospe, deren Duft ſchon den heitern Kelch durchbrach. Maria, das liebe, neckiſche Kind, das auf den Saiten der Geige ſcherzte und plauderte, daß es Einem ganz väterlich um's Herz ward, Maria iſt geſchieden, ehe ſie noch aus der Vorhalle des Lebens in den Tempel trat. So hat ſie den ſchönſten Theil dieſes Tempels geſehen und genoſſen; denn wir wiſſen es ja, hinter der Vorhalle iſt nur ein dunkelrother Vorhang, und hinter dieſem das Allerheiligſte, — der Schmerz. Hat Thereſe, die Jungfrau mit den hohen Römerzügen, ſchon die Schwelle dieſer Erkenntniß überſchritten? Du brauchſt nicht zu fragen, der Du ſie gehört haſt. Wie der Ernſt des Lebens und die Strenge des Schickſals auf ihrer Stirne ruht, ſo ſchwebt alles Schmerzliche der Poeſie auf ihrer Geige hin, und ſelbſt das Tändeln eines leichten Augenblickes trägt etwas von der düſtern Farbe der Schwermuth. Ich zitterte, es möchten plötzlich ihre Thränen über die Saiten rieſeln, wenn ſie im Geiſte ihre Schweſter neben ſich erblickte, und dann aufſchauend ſich allein fände, ganz allein unter tauſend Hörern, die nur gierig auf die rauſchende, glänzende Schlußverzierung warteten, um ihr kunſtkenneriſches Brava! brava! hinauszulärmen. Arme Thereſe! ſo gibt ſich das Ideal der Kunſt Allen hin, um vielleicht von Zweien gefühlt und verſtanden zu werden. —

Es iſt mir bei dieſer Gelegenheit vorgekommen, als ſei das Publicum nicht mehr ſo begeiſterungsfähig, wie damals. Liszt würde heutzutage ſchwerlich die Wellen des Geſellſchaftslebens ſtürmiſch aufregen, und die Herzen am Faden hinter ſich herziehen wie Münchhauſen's Enten. Man hat zu viel erlebt; das Gemüth iſt abgehärtet von den ſchweren Hammerſchlägen der letzten Jahre. Wir müſſen uns noch erholen, bis wir jene ſelige Kindlichkeit wieder gewinnen, welche einſt die Göttinger Studenten vor den Wagen der Sonntag ſpannte. Noch nicht iſt der Schleier von der Göttin zu Sais gehoben, und doch iſt die Welt des Lächelns ſchon entwöhnt!

Die Zeitſchrift Germania (Leipzig, Avenarius und Mendelsſohn) haben wir als ein patriotiſches Unternehmen ſchon im dritten Heft des jetzigen Jahrgangs eingeführt. In den ſpätern Heften des erſten Bandes zeichnen ſich vor allen aus: eine Schilderung des Miniſteriums Beck in Baden, vom Profeſſor Häuſſer, und ein Artikel über deutſches Univerſitätsleben, welcher die Zeit bis zum ſechzehnten Jahrhundert behandelt, vom Hofrath Bechſtein. Außerdem finden wir darin: Die deutſchen Kaiſerdynaſtien und ihre Beſtrebungen für die Einheit und Erblichkeit des Reichs, von Abel; die deutſche Kleinſtaaterei, von v. Rochau; die Entwickelung des parlamentariſchen Lebens in Deutſchland, 1814—1830, vom Profeſſor Biedermann; Deutſchlands Bodengeſtaltung und ihr Einfluß auf die Culturverhältniſſe des Landes, vom Profeſſor Cotta; die neueſten Bewegungen auf dem Gebiet des Proteſtantismus, von Pröhle; Nord- und Süddeutſchland in ihrem Verhältniß zur Einheit Deutſchlands, von Paul Pfitzer, und einige kleinere Aufſätze.

Verlag von F. L. Herbig. — Redacteure: Guſtav Freytag und Julian Schmidt.
Druck von C. E. Elbert.

Engliſche Novelliſten.

3.

Edward Lytton Bulwer. *)

Bulwer löſte in Deutſchland Walter Scott in ſeiner Popularität ab. Bei den Engländern hat er nie ſo viel gegolten, weil er ihnen zu wenig praktiſch war; er hat ſein ganzes Leben hindurch mit übelgeſinnten Kritikern zu kämpfen gehabt, was ihn bei ſeiner großen Reizbarkeit und Empfindlichkeit beſtimmte, bei jedem neuen Werk zu erklären, das wäre nun entſchieden ſein letztes, und er wolle das Publicum nicht weiter ennuyiren; aber er hat es doch nicht laſſen können, auf den letzten Roman iſt immer ein allerletzter gefolgt, und der Kampf mit der Kritik, der er durch die verſchiedenſten Wendungen theils Trotz zu bieten, theils zu gefallen ſuchte, hat ſich immer wieder erneuert. Dieſe äußerliche Stellung entſpricht dem Verhältniß ſeines Gemüths und ſeiner Dichtung zu Walter Scott. Während ſich dieſer mit großer Unbefangenheit in ſeinen Gegenſtand verſenkt, drängt Bulwer

*) Geboren 1803, aus einer reichen und angeſehenen Commonerfamilie; der Vater war General, der Bruder ſeit 1826 Mitglied des Unterhauſes, politiſcher Schriftſteller und der Reihe nach Diplomat in allen größern Hauptſtädten von Europa. Die Reihenfolge ſeiner Werke iſt folgende: Eine Sammlung von Gedichten mit dem Titel: Unkraut und wilde Blumen (1826); dann die Novellen O' Neil der Rebell, und Falkland, Pelham oder die Abenteuer eines Gentleman (1828); der Euterbe, und Devereux (1829); Paul Clifford (1830); Eugen Aram (1831); England und die Engländer (1832); der Gelehrte (1832); die Pilger am Rhein (1833); die letzten Tage von Pompeji (1834); Rienzi, der letzte Tribun (1835); Athens Erhebung und Fall (1836); Maltravers mit ſeiner Fortſetzung Alice (1837); dann: Leila oder die Eroberung von Granada; Zanoni, Godolfin, der letzte der Barone, Nacht und Morgen (1843); Lucrezia oder die Kinder der Nacht (1847); die Caxtons (1848), und einige kleinere; dann zwei epiſche Gedichte: König Arthur, und Harold der Sachſenkönig (1848); die Dramen: die Herzogin von La Valliere, das Mädchen von Lyon, Richelieu, die Erbſchaft (money), nebſt einigen unausgeführten Verſuchen. Ferner: Gedichte, eine Ueberſetzung von Schiller's Gedichten u. ſ. w. — Von ſeiner Gemahlin iſt er geſchieden worden, und ſie hat gegen ihn einen ſehr gemeinen ſatyriſchen Roman gerichtet: Cheveley oder der Mann von Ehre, auch ſich noch in einigen andern Romanen verſucht. Vor einigen Jahren iſt er zum Baronet erhoben worden.

überall seine Subjectivität hervor und wird nicht müde, sich als den bedeutenden, aber unbegriffenen Mann darzustellen. Walter Scott ist ihm nicht tief genug; es finden sich in ihm keine Bemerkungen, die blenden und frappiren, darum wendet sich Bulwer mit großer Vorliebe zu den deutschen Dichtern, namentlich zu Goethe, dessen zweite und dritte Periode erst damals in England Eingang fand, nachdem die Dichtungen seiner ersten Periode die Walter Scott'sche Zeit erfüllt hatten, und einen seiner Romane hat er dem großen deutschen Volk gewidmet, einem Volk von Kritikern und Philosophen, wie er sich ausdrückt. Das Compliment ist etwas zweideutiger Natur und nicht geeignet, uns zu bestechen.

Die Richtung des Geistes, in welche seine Dichtung fällt, und als deren Vertreter wir ihn zum Theil betrachten können, ist der Walter Scott'schen entgegengesetzt, viel schärfer entgegengesetzt, als das junge Deutschland der romantischen Schule, als Victor Hugo den Poesien des Herrn von Chateaubriand, denn bei den Deutschen und Franzosen hatten die beiden einander bekämpfenden Phasen der Romantik wenigstens das Gemeinsame, daß sie Ausflüsse der Subjectivität waren; Bulwer dagegen bildet gegen seinen Vorgänger ebensowol in der Form wie im Inhalt einen entschiedenen Contrast, und wir müssen als vermittelndes Glied Byron und Shelley hinzunehmen, von denen der Eine, ohne die ethische Grundlage seines Volks aufzugeben, ihr wenigstens die volle Gewalt einer energischen, wenn auch in ihrem Rechte unsichern Individualität entgegensetzte, während der Andre ohne diese leidenschaftliche Subjectivität durch seinen philosophischen Skepticismus jene ethische Grundlage zu zerstören suchte. Bei Bulwer ist Beides vereinigt, und es kommt noch die Unsicherheit eines eitlen Gemüths hinzu, welches zwar durch Paradoxien gefallen, aber doch immer gefallen will, und welches in demselben Augenblick von der Meinung bestimmt wird, in dem es ihr Trotz bietet.

Bulwer ist der Zeitgenosse der Victor Hugo'schen Romantik und des jungen Deutschland. Obgleich das Gemeinsame dieser Richtungen auf den ersten Blick zu erkennen ist, hat sich Bulwer gegen die Solidarität derselben entschieden gesträubt, er hat Victor Hugo, Jules Janin u. s. w. sehr bitter angegriffen und ihnen gegenüber sogar das altfranzösische Theater hervorgehoben. Zum Theil beruht diese Antipathie auf einem wesentlichen Unterschied, denn der Engländer wird nie so formlos, und verliert auch trotz seiner verkehrten ethischen und psychologischen Probleme nie so ganz die reale Grundlage der Sittlichkeit aus den Augen; zum Theil ist es aber auch Paradoxie. Es ist ein ganz ähnlicher Fall, wie mit seiner bewundernden Anerkennung von Talleyrand, wozu bei der damaligen sittlichen Convenienz fast ebenso viel Muth gehörte, als zu seiner relativen Anerkennung von Raubmördern und Dieben. Darin eben unterscheidet sich die zweite Phase der Romantik von ihrer Vorgängerin; während diese mit ihrer Opposition gegen den Geist des Zeitalters wenigstens ungefähr in einer Richtung blieb, wenn auch bei ihr die subjective Willkür eine große Rolle spielte, so verfließen die Ten-

denzen jener zweiten Phaſe in der vollſtändigſten Zerfahrenheit. Wenn im Anfang nur die charakterloſe Genialität den Atta Troll's der Philiſterwelt als das allein Berechtigte vorgehalten wurde, ſo findet das junge Deutſchland zuletzt eine ſpecielle Befriedigung darin, auch das abſolut Unbedeutende zu emancipiren und ſo mit der letzten Convenienz der Romantik zu brechen. Wenn die Nachläufer der Romantik, wie Hoffmann u. ſ. w., mit beſonderer Vorliebe die Nachtſeite der menſchlichen Natur ſchilderten, um durch das Unheimliche, Grauenvolle und Fratzenhafte einen tragiſchen oder humoriſtiſchen Eindruck zu machen, wenn dieſer Eindruck auch zuletzt ein blos phyſiſcher war, ſo begnügen ſich die Epigonen mit dem Häßlichen, dem Widerlichen und dem Verdrehten an ſich, ohne weitere diaboliſche oder humoriſtiſche Idealiſirung; nicht allein die Probleme, die ſie ſich ſtellen, ſind bis zur Unſittlichkeit verſchroben, ſondern auch ihre Charaktere, die unmögliche Contraſte vereinigen ſollen. Bei Bulwer, der mit einer gewiſſen pragmatiſchen Gründlichkeit zu Werke geht, fallen dieſe Widerſprüche noch mehr auf, als bei den liederlichen Zeichnungen der deutſchen Schule; wir ſehen eine eigentlich ſehr nüchterne Natur vor uns, die ſich in eine künſtliche Exaltation forcirt.

Von ſeinen Romanen iſt Eugen Aram, der übrigens in künſtleriſcher Beziehung der abgerundetſte iſt, ein deutlicher Beleg für dieſe Behauptung. Man hat ein zu großes Gewicht auf die Immoralität dieſer Erzählung gelegt, und es iſt zuletzt ſo herausgekommen, als habe Bulwer den Raubmord, wenn er an einem ſchlechten Menſchen, der mit ſeinem Gelde böſe Zwecke verfolgt, ausgeübt würde, überhaupt rechtfertigen wollen, nach dem ſocialiſtiſchen Grundſatz: Eigenthum iſt Diebſtahl. Gegen dieſen Vorwurf wird er ſich leicht dadurch rechtfertigen können, daß er keine allgemeine Regel, ſondern nur eine individuelle Krankheitsgeſchichte gibt; aber die auf dieſem Wege beſeitigte Immoralität kehrt durch einen zweiten Vorwurf zurück, gegen den er ſich nicht vertheidigen kann, durch den Vorwurf der pſychologiſchen Unwahrheit. Ein Mann von ſo erhabenen Empfindungen und einem ſo weiten wiſſenſchaftlichen Blick, wie er Eugen Aram zu ſchildern verſucht, kann niemals auf die Idee eines Verbrechens kommen, welches die öffentliche Meinung ebenſo wie das Geſetz mit dem Makel der Infamie behaftet. Er wird in der Leidenſchaft vielleicht zu einem Verbrechen getrieben werden können, welches vor den Augen Gottes ſchlimmer iſt, als der Raubmord, aber nie zu einem infamirenden Verbrechen. Es iſt das jene geheime, in ihren Einzelheiten kaum ſichtbare, aber um ſo unerſchütterlichere Gewalt, mit welcher die moraliſchen Principien ſich durch äſthetiſche Vermittelung bei uns einführen. Man kann böſe ſein und doch noch großer Empfindungen fähig; der Ehrloſe iſt es nicht mehr. Bulwer hat durch ſeine Idealiſirung einer wirklichen Criminalgeſchichte die Wahrheit derſelben verdreht. Der wirkliche Eugen Aram war ein einfältiger Schulmeiſter, der von der Monomanie des Bücherſammelns ergriffen war und durch dieſe Monomanie allerdings zum Raubmord getrieben wurde. Es iſt in dieſer Geſchichte

nichts Poetiſches, aber auch nichts Unwahres; wenn ſich der Dichter aber das Problem ſtellt, eine nur bei ganz abnormer Geiſtesverwirrung mögliche That aus einem wohlgeformten edlen Gemüth heraus zu conſtruiren, ſo tritt mit der Verkehrung der pſychologiſchen Wahrheit zugleich ein ſehr häßlicher moraliſcher Eindruck ein.

Daß überhaupt die neuern Romanſchreiber den Stoff ihrer Novellen gern aus Criminalgeſchichten nehmen, iſt leicht aus der Spannung des Geheimniſſes zu erklären, die in der Regel ſolchen causes célèbres einen romantiſchen Reiz verleiht; doch hatte man ſich in früherer Zeit mit der äußerlichen Spannung begnügt, und der Held, für welchen das Publicum ſich intereſſiren ſollte, war nicht der wirkliche Miſſethäter, ſondern entweder der Beſchädigte, oder der unſchuldig Angeklagte. Schiller's Räuber haben ſehr weſentlich dahin gewirkt, dieſes Verhältniß umzukehren, und was bei ihm nichts war als eine Jugendverirrung, wurde bei ſeinen Nachahmern zur fixen Idee. Jener Geiſt der Philanthropie und Humanität, welcher ſich im Anfang mit voller Berechtigung und ſegensreicher Wirkung auf die menſchlichere Behandlung der Verbrecher bezog, auf die Milderung der entſetzlichen Strafen des vorigen Jahrhunderts, auf die Verbeſſerung der Gefängniſſe und dergleichen, nicht im Intereſſe der Verbrecher, ſondern im Intereſſe der Geſellſchaft, verirrte ſich zuletzt ſo weit, daß er in dem Verbrecher, wie mancher Anatom in der phyſiſchen Difformität, den eigentlich intereſſanten Gegenſtand der Beobachtung fand, daß er in der Anlage zum Verbrechen eine gewiſſe Genialität ſuchte und den Teufel auf Koſten Gottes zu Ehren brachte. Wenn Byron in ſeinem Kain ſich Lucifers gegen Gott annimmt, ſo iſt damit ein ſehr beſtimmter Gott gemeint, gegen den man allerdings ſehr erhebliche Ausſtellungen machen kann, und inſofern der Teufel Recht hat, hört er auf, Teufel zu ſein. Aber bei vielen der neuern Franzoſen und auch bei manchen der vorgeſchrittenern Engländer iſt geradezu das Böſe das Gute, ſo wie das Häßliche das Schöne. So ſchlimm iſt's bei Bulwer allerdings nicht; er weiß noch immer das Eine vom Andern zu unterſcheiden, aber er fehlt durch die Ueberſpannung ſeines Idealismus, welcher Unmöglichkeiten zu umfaſſen ſtrebt; und dieſe weltumfaſſende Toleranz muß zuletzt ſiech, unſittlich und ſentimental werden. — Was in Eugen Aram am ausführlichſten dargeſtellt iſt, gilt ebenſo von Paul Clifford, wo ein Straßenräuber, von Devereux, wo ein Fälſcher, von Nacht und Morgen, wo ein Gauner und Falſchmünzer beſchönigt wird, bis ſich endlich die Lucrezia geradezu mit einer Geſellſchaft von Giftmiſchern beſchäftigt. Charakteriſtiſch iſt es für den Engländer, daß die Emancipation der Unſittlichkeit ſich nicht bis auf den Ehebruch ausdehnt; in dieſem Punkt verſteht die engliſche Geſellſchaft keinen Spaß. — Bei den ſpätern Räuber- und Diebsromanen, z. B. bei Jack Sheppard, iſt von einem pſychologiſchen Problem nicht mehr die Rede. Es iſt hier das reine fratzenhafte Vergnügen am Häßlichen und Grauenvollen.

Bulwer iſt zu ſeinen Verirrungen durch zwei Seiten ſeines Charakters verführt, die man bei ihm gleichmäßig in's Auge faſſen muß: einmal durch jene krankhafte Eitelkeit, die mit Gewalt darauf ausgeht, etwas Unerhörtes, nie Dageweſenes zu ſagen, ohne allen innern ſchöpferiſchen Drang, die bei aller Nüchternheit des Verſtandes zu ſchlimmern Abwegen führt, als die Energie der Leidenſchaft, ſodann durch eine gewiſſe ſentimentale Auffaſſung des Lebens, der die Welt in einen grauen Nebelflor gehüllt erſcheint, und die etwas Großes gethan zu haben glaubt, wenn ſie ihrem edlen Herzen Reſignation in dieſes Reich des Böſen gebietet. Dieſe Blaſirtheit, welche bei den neueſten Novelliſten, namentlich bei Thackeray und ſeiner Schule, ſich auf eine höchſt bedenkliche Weiſe ausbreitet, iſt keineswegs mit einem weit getriebenen Idealismus unverträglich, ſie geht vielmehr unmittelbar daraus hervor, wenn er mit Unfruchtbarkeit verbunden iſt, wenn die Intentionen über die Kräfte hinausgehen. Das Letzte iſt bei Bulwer überall der Fall. Es gibt keinen Novelliſten, der ſich in ſo breite und pathetiſche Raiſonnements einläßt wie er. Ganz nach Weiberart bildet er ſich ein, alle Philoſophien durchſtudirt und überwunden zu haben, während er doch nur einen ganz oberflächlichen Anflug von ihnen empfangen hat. Er philoſophirt, weil er nicht die Kraft hat, ſeine Probleme zu lebendigen Geſtaltungen zu verarbeiten, und er iſt Eklektiker in der Philoſophie, weil er nicht die Energie beſitzt, ein beſtimmtes Princip feſtzuhalten. Man kann ihn mit den Socialiſten vergleichen, die auch der Vorſehung die unvernünftigſten Fragen vorlegen und mit dem größten Ungeſtüm auf ihre Erledigung dringen, bis ſie ſich endlich mit der Tändelei eines beliebigen Einfalls, den ein Kind widerlegen könnte, vollſtändig Genüge thun. — Daher iſt Bulwer auch ebenſo wie Jean Paul faſt ausſchließlich pathetiſch oder ſatyriſch, d. h. er poſtulirt oder er kritiſirt. Von einer reinen Freude an der Welt der Erſcheinung iſt ſelten die Rede.

Dieſelbe Großmannsſucht hat ihn auch in der Politik irre geführt. In ſeinem eignen parlamentariſchen Leben wie in ſeinen Schriften, namentlich in dem Werk über England und die Engländer, bekennt er ſich zwar im Allgemeinen zum liberalen Princip, aber ſchließt ſich keiner beſtimmten Partei an; er iſt mit Allen gleichmäßig unzufrieden, er überſieht die Grundregel alles politiſchen Verhaltens, daß man nur in der Mitte einer wirklichen Gemeinſchaft für ſeinen Zweck wirken kann, möge man ſich ihr unterordnen oder ſie beherrſchen, daß aber jede Partei einen beſtimmten, alſo endlichen Charakter trägt, den der Kritiker aus der Vogelperſpective wol überſieht, der aber den Politiker nicht irren darf. Im Gegentheil wird der ſubjective Idealismus ſich um ſo ablehnender gegen die wirkliche Politik verhalten, je inhaltloſer er iſt. Auch in dieſer Beziehung hat Bulwer viel Verwandtſchaft mit unſerm Gutzkow, der einmal ein politiſch-philoſophiſches Werk unter Bulwer's Namen ſchrieb und in der That die Aehnlichkeit bis zum Verwechſeln getroffen hat, nur daß der Engländer doch immer mehr Form und

Plaſtik bewahrt, als der Deutſche. — Auch D'Israeli hat in ſeinem Coningsby ein ähnliches Experiment mit den Tories verſucht, wie Bulwer in ſeinem Pelham mit den Whigs, nur daß der Erſtere praktiſcher und gemeiner iſt. Er polemiſirt gegen R. Peel mit idealen Phraſen von Freiheit und Recht und verkauft ſich dabei der gedankenloſeſten Ariſtokratie. — Bulwer gehört zu der vornehmen Bourgeoiſie, die vor den kleinen Ariſtokraten, aus deren Kreiſe Walter Scott hervorging, den umfaſſenderen Blick und die größere Bildung voraus hat, die aber dadurch im entſchiedenen Nachtheil ſteht, daß ihr die Tradition und die ſichere Regel fehlt. Er ſpielt gar zu gern den Mann von Welt, der die Schwächen der menſchlichen Natur durchſchaut, den Diplomaten, der Herr über alle Formen iſt, obgleich er ſie innerlich gering ſchätzt, und er bringt dies weltmänniſche Weſen auch in Fällen vor, wo der geſunde Menſchenverſtand und das natürliche Gefühl allein mitſprechen ſollten. Wie ein unbeſchäftigter Diplomat, ſieht und denkt er in Epigrammen und Antitheſen, er kennt weder Syſtem noch Totalität. Die Goethe'ſche Weltanſchauung hat darin einen ſehr nachtheiligen Einfluß auf ihn ausgeübt. Ueberhaupt ſollten wir Liberalen, um das Verhältniß Bulwer's zu Walter Scott allgemeiner zu faſſen, uns ſtets daran erinnern, daß es für uns, die wir vollkommen vorurtheilsfrei und mit einer viel umfaſſenderen Bildung in die Welt treten, als die alte Ariſtokratie, viel ſchwerer iſt, uns in ein beſtimmtes, endliches und doch ideales Intereſſe zu verſenken, als für die Tories, die zwar einen Wuſt von Vorurtheilen, aber auch eine lebendige Tradition mitbringen, durch allmälige Fortbildung ihre beſchränkten Intereſſen und Ideen der allgemeinen Bildung unterzuordnen. Wir ſind zu wenig an Disciplin und an jenes Gemeingefühl gewöhnt, welches ſich nothwendiger Weiſe zuerſt als esprit de corps geltend macht, wir ſind allzu geneigt, uns im Bewußtſein unſers beſſeren Willens und unſerer höheren Einſicht von der Partei zu ſondern und dem Labyrinth unſerer eignen Gedanken nachzugehen. Auch der Dienſt der Freiheit verlangt Disciplin und Gehorſam, und der weiteſte, umfaſſendſte Blick reicht nicht aus, wenn man den Wald vor Bäumen nicht ſieht.

In der Auffaſſung der Geſchichte findet ein ähnliches Verhältniß ſtatt. Walter Scott, der gebildete Tory, iſt einſeitig, naiv, aber, weil er ſeine eigne Partei aus concreter Anſchauung kennt und ihre Vorurtheile wie ihren Enthuſiasmus in lebendigem Mitgefühl trägt, verſteht er auch die Vorurtheile und Ideen ſeiner Gegner in plaſtiſcher Lebendigkeit wiederzugeben. Bulwer dagegen, der unparteiiſche und liberale Politiker, der nach allen Seiten hin gerecht werden möchte und mit keiner innig verwachſen iſt, thut eigentlich allen Unrecht; er wendet überall das Mikroſkop an und ſieht daher Alles in falſchen Farben und Verhältniſſen, es malt ſich bei ihm Alles Grau in Grau, und wenn er aus dem richtigen Gefühl, daß ſein Gemälde zu verwaſchen ausſieht, demſelben mechaniſch eine Reihe pikanter Anekdoten anklebt, die ihm ſeine Gelehrſamkeit vermittelt, ſo ſtehen dieſe

zu ſeiner ſonſtigen Schilderung in einem blos äußerlichen Verhältniß und ſehen aus wie unnütze, ſtörende Epiſoden, während bei Walter Scott beide Gebiete in lebendiger Harmonie in einander verarbeitet ſind. Er hat zu ſeinen hiſtoriſchen Romanen, den letzten Tagen von Pompeji, Rienzi, dem letzten Baron u. ſ. w., die gewiſſenhafteſten Studien gemacht, jedenfalls gelehrtere, als Walter Scott, aber was er gelernt hat, geht ihm nicht in lebendiger Geſtalt auf, es fehlt ihm der eigentlich poetiſche Blick. Sein hiſtoriſcher Horizont iſt weit, aber unbeſtimmt, und ſeinen hiſtoriſchen Charakterſchilderungen fehlt es nicht an Tiefe, aber an Einheit. Er kann ſeinen eignen Idealismus nie verleugnen, und je ſtolzer und fremdartiger er ſeine Helden ſich geberden läßt, um ſo deutlicher tritt hinter der auffallenden Maske das wohlbekannte Geſicht des Autors hervor. Und doch iſt in ſeinen hiſtoriſchen Schilderungen, namentlich in den Nebenfiguren, ſehr viel Schönes, z. B. in Fra Moriale, dem jungen Steſan Colonna u. ſ. w. Auch in der Anlage und Gruppirung iſt ſo viel Gutes, daß man es häufig bedauern muß, wie durch zu große Fineſſen der Eindruck geſchwächt wird. Er iſt zu gelehrt, um naiv zu ſchaffen, und wieder zu ſehr Dilettant, um den Eindruck wahrer Gelehrſamkeit zu machen. Es iſt eine Miſchung von gelehrter Pedanterie und dem bereits charakteriſirten Streben nach Paradoxien, wenn er z. B. Richard III. gegen Shakespeare in Schutz nimmt; wenn er epiſodiſche Figuren, wie Richard Cromwell, die Journaliſten aus der Zeit der Königin Anna, berühmte Schneider u. ſ. w. in ein Gemälde einführt, zu deſſen Verſtändniß ſie gar nichts beitragen, nur um die Localfarbe zu ergänzen. Es iſt ähnlich mit ſeinen gelehrten Citaten aus der Literatur ſämmtlicher alten und neuen Sprachen, die bei ihm ungefähr die Stellung einnehmen, wie bei Walter Scott die Volkslieder. Auch dieſe ſind in reichlicherem Maße vorhanden, als die Grundſätze der ſtrengen Oekonomie eigentlich verſtatten, und es ſpricht ſich in ihnen mehr die Vorliebe und Gewohnheit des Sammlers, als der Geſchmack des Künſtlers aus, aber ſie entſprechen doch dem Tone des Ganzen und gehören dem Gegenſtande, nicht der Subjectivität des Dichters an, während die philologiſchen Citate Bulwer's nur ſeine eigne Beleſenheit, nicht die objective Stimmung ſeiner Geſchichte in's Licht ſetzen. — So zeigen auch ſeine phantaſtiſchen Erfindungen, die mehr aus einem unſichern und unruhigen Suchen nach dem Beifall des Publicums, als aus einem innern Drang hervorgegangen zu ſein ſcheinen, mehr ſeine Beleſenheit in der deutſchen Romantik, als ein natürliches Talent. So macht namentlich ſeine Vorrede zum König Arthur einen peinlichen Eindruck. Er verſichert, ſein Werk mit aller Gewiſſenhaftigkeit geſchrieben zu haben, die ihm möglich iſt, aber das Publicum ſei einmal eingenommen gegen ihn. Er findet in Pope, daß zum Epos dreierlei gehört, die Wahrſcheinlichkeit, die Allegorie und das Wunderbare. Um dieſe Eigenſchaften zu verbinden, hat er ſich in den verſchiedenen Mythologien umgeſehen, es hat ihm keine genügt, er hat ſich alſo aus Feen, Genien und Zau-

berern eine eigene Mythologie gebildet, und ſie in das fabelhafte Zeitalter des Königs Artus verlegt. Es iſt allerdings ein romantiſches Epos daraus hervorgegangen, aber die Hauptſache, die das Epos macht und die er in Pope nicht gefunden hat, ſucht man vergebens darin: das Intereſſe an der Handlung und das Hinreißende der Stimmung. — Ebenſo wenig findet man in ſeinen Pilgern des Rheins, wo von der deutſchen Mährchenwelt ein großes Weſen gemacht wird, die reizende Naivetät der deutſchen Mährchen wieder; die lieblichen und in ihrer Art ſehr beſtimmten Geſtalten, an die wir aus der Kindheit her gewöhnt ſind, werden zu ſymboliſchen Schemen und zu Traumweſen verflüchtigt. — Am allerſchlimmſten iſt es im Zanoni, wo im Anfang die Hoffmannſchen Kreisleriana eine Rolle ſpielen und ſich dann eine Caglioſtro'ſche Wundergeſchichte daran knüpft, die bei dem ungeſchlachten Pragmatismus und dem immer angeſpannten Pathos unſers Dichters einen ebenſo peinlichen als lächerlichen Eindruck macht. Bulwer gehört durchaus in die reale Welt. Wo er ſeine praktiſchen Beobachtungen wiedergeben kann, zeichnet er ſich wenigſtens durch Gewiſſenhaftigkeit aus, und man kann immer etwas aus ihm lernen; für die unſichtbare Welt der Geiſter aber haben ihm die Genien das Auge verſchloſſen. — Auch ſelbſt in den idylliſchen Schilderungen, in denen eine Romantik nach Art der Walter Scott'ſchen wiedergegeben werden ſoll, z. B. in dem Zigeunerkönig im Verſtoßenen, iſt er unglücklich, denn aus der bloßen Reflexion laſſen ſich ſolche kleine poetiſche Genrebilder nicht entnehmen.

Am beachtenswertheſten iſt ſein Talent in den Schilderungen aus der Geſellſchaft. Dieſe haben ihm eigentlich auch ſein Anſehen bei dem deutſchen Publicum verſchafft. Sie geben uns wenigſtens die Kenntniß einer Welt, von welcher weder bei Walter Scott noch bei Dickens die Rede iſt, und die übrigen engliſchen Schriftſteller, aus denen wir im Ganzen vielleicht ein getreueres und lebendigeres Abbild der vornehmen Geſellſchaft entnehmen könnten, z. B. Charlotte Bury, ſind bei uns wenig bekannt, zum Theil wegen ihrer Formloſigkeit und ihres Mangels an Pathos. Für uns ſind Pelham, Devereux, Maltravers, u. ſ. w. die Evangelien für unſere Kenntniß des High life. Die ältern Novelliſten, Smollet u. ſ. w., ſo wie die neuern, bewegen ſich vorzugsweiſe im kleinern Mittelſtande. Bulwer gefällt ſich trotz ſeines Liberalismus eigentlich nur in der großen Welt, und er hat in der That viel darin geſehen. Ein Dichter wie Voz, der die Demokratie ſchildern will, muß in allen Schenken und Kirmeſſen zu Hauſe ſein, und muß ein inniges Behagen finden an dem, was dem Volk Vergnügen macht, alſo auch am Grog und an den Flüchen der Fuhrleute; das ſteifleinene Weſen des gelehrten und an den faſhionablen Salon gewöhnten Bourgeois macht ihn ungeſchickt zu ſolchen Beobachtungen, denn auch beobachten kann man nur den Gegenſtand, für den man eine innere Theilnahme empfindet. Darum gelingen ihm auch diejenigen Charaktere am beſten, welche der kalte be-

rechnende Verſtand concipiren kann, die harten, ſelbſtſüchtigen Weltleute. Sein Lumley Ferrers übertrifft bei weitem die ähnlichen Figuren bei Walter Scott und bei Bulwer. Wenn der Letztere z. B. im Cheſter verſucht, etwas Aehnliches zu ſchildern, ſo geht der Humor immer mit ihm durch. Das Komiſche, das ſo zu ſagen für das Auge Gottes in der Beſchränktheit eines in Endlichkeiten befangenen kalten Gemüthes liegt, überwiegt die Objectivität der Geſtaltung. — Weniger gut gelingen Bulwer die idealen Charaktere, die ſich ſtets in der conventionellen Haltung der guten Geſellſchaft bewegen, die ſich mit Literatur beſchäftigen und die mangelnde Energie ihres innern Lebens durch gemachten Stolz oder erkünſtelte Härte erſetzen, bis ſie zuletzt in ebenſo erkünſtelter Reſignation und in allgemein chriſtlicher Menſchenliebe endigen. So entſpringt auch die Leidenſchaft ſeiner genialen Weiber mehr aus dem Kopfe, als aus dem Herzen, und dabei iſt er doch wieder zu ſteif, zu ſehr Engländer, um ſich an die Schilderung derjenigen Seite der Weiblichkeit zu wagen, in welcher allein der Verſtand eine Art politiſchen Anſtrichs gewinnt, die Schilderung der weiblichen Coquetterie. — Am ſchwächſten iſt er in den eigentlich humoriſtiſchen Darſtellungen, obgleich er nicht ganz ohne Anlage zum Humor iſt, denn er hat wenigſtens Sinn und Auge für das Detail, und einzelne Scenen, z. B. der Anfang im Paul Clifford, oder der Eindruck der kleinen menſchenleeren Straßen eines Landſtädtchens im Maltravers, ſind glücklich concipirt, aber wenn er weiter gehen will, verfällt er in Satyre oder in abſtracten Witz; es fehlt ihm zum Humor die Ruhe und das Behagen. Daher ſind ſeine humoriſtiſchen Charaktere nach der Schablone gearbeitet; er entwirft ſich für jeden Charakter ein Schema des Komiſchen, an dem er mit ängſtlicher Gewiſſenhaftigkeit feſthält. Beim erſten Auftreten ſeiner Perſonen gibt er die allgemeine Regel ihres Verhaltens und fügt hinzu, daß ſie ſich in den gegebenen Fällen ſo und ſo benehmen werden; dann kommen die Fälle, und ſie benehmen ſich ſo und ſo. Es ſind dies kaum Variationen, eigentlich nur Wiederholungen. Ein Beiſpiel der Art iſt der breit ausgeführte Corporal im Eugen Aram. Am glücklichſten iſt er noch, wenn er die Irrwege der Eitelkeit zeichnet, z. B. im Talbot. Seine eigene Erfahrung iſt ihm darin eine unerſchöpfliche Fundgrube. — Es war daher ein unglücklicher Verſuch und nur zu erklären durch den Einfluß, den Dickens Popularität auf ihn ausübte, wenn er in ſeinem neueſten Romane, in den Caxtons, ſich auf die Genremalerei, auf das Stillleben einer einfachen Familiengeſchichte einläßt. Die hiſtoriſche, antiquariſche, criminaliſtiſche Gelehrſamkeit kann den Mangel an pſychiſchem Inhalt in einem einfachen Idyll nicht verdecken; vergebens ruft er die Natur, ſie bleibt ihm ſtumm, denn er hat ſich zu ſehr in das Raffinement ſeines Lebens verſtrickt, um die Sprache des Herzens reden zu können; wo er einen Anlauf macht, tritt ſofort die Reflexion ſtörend dazwiſchen, und zuletzt iſt es auch wieder eine beſtimmte Seite ſeines eignen Weſens, die verherrlicht wer-

den ſoll, nämlich die Pedanterie, die trotz ihres komiſchen Anſtriches etwas Rührendes und Edles haben kann.

In der Form iſt er ein bedeutender Fortſchritt gegen die ältern Novelliſten. Er geht in der Gruppirung ſeiner Geſchichte mit großer Gewiſſenhaftigkeit zu Werke, und es fehlt ihm nur der künſtleriſche Inſtinct eines Walter Scott, um ſeinen Intentionen vollſtändig gerecht zu werden; ſo aber wird die Kunſt zuweilen zur Künſtelei, und es hat namentlich ſeine Methode, ſowol in der Gegenüberſtellung der Charaktere als der einzelnen Scenen, einen gleichſam architektoniſchen Parallelismus zu beobachten, etwas Einförmiges und Ermüdendes. — In der Entwickelung ſeiner Charaktere, am ausführlichſten im Maltravers, können wir eine Reihe tiefſinniger Combinationen verfolgen, aber es fehlt immer das Letzte, was die Hauptſache iſt, der Hauch des Genius, der uns überzeugt.

Wenn ich auch in dieſer ganzen Abhandlung faſt nichts als Tadel über Bulwer ausgeſprochen habe, ſo zeigt doch ſchon die Länge derſelben, daß ich ihn für eine bedeutende Erſcheinung halte. Er iſt neben Walter Scott und Dickens immer der hauptſächlichſte Vertreter der neuern engliſchen Novelliſtik. Meine Angriffe gelten ebenſowol dem geſammten neuern deutſchen Roman ſeit Wilhelm Meiſter, der die Fehler Bulwers theilt, ohne ſeine Vorzüge, nämlich ohne ſeine ſtrenge Gewiſſenhaftigkeit in der Beobachtung des Wirklichen und in der Kunſtform. Ich möchte gern unſern Poeten die allgemeine Regel einprägen, daß Niemand in der Intention über das Maß ſeiner Kräfte gehen ſoll, wenn er nicht in der Ausführung hinter denſelben zurückbleiben will. Wir ſind ſeit Goethe und Schiller darum nicht vorwärts gekommen, weil wir ſtets mit den ungeheuerſten Intentionen anfingen und dieſe ſo unbeſtimmt als möglich hielten, weil ſie eine genaue Beleuchtung nicht ertrugen. Wir haben uns mit den Problemen des Fauſt und des Wilhelm Meiſter getragen, wir haben Himmel und Erde umſpannen wollen, und ſind darum nicht im Stande geweſen, auch nur das beſcheidenſte kleinſte Wohnhaus wiederzugeben. Das Höchſte hat uns nicht genügt, und darum haben wir das Kleinſte nicht erreicht. Wir haben die naive, unbefangene Arbeit den Dichtern vom dritten und vierten Range überlaſſen; diejenigen Geiſter, die ſich ſelbſt für die begabteren hielten, haben ſich mit unmöglichen Tendenzen beladen und ſind darum zu Grunde gegangen. Nur wenn wir die Ueberſpannung unſers Idealismus von uns werfen, nur wenn wir uns beſcheiden, können wir auf eine Wiederkehr der Poeſie hoffen.

J. S.

Schauspieler-Silhouetten.

2. Theodor Döring.

Döring ist ein geborner Schauspieler von seltener Begabung. Wer ihn in der Gesellschaft beobachtet hat, erkennt in dem bewegten Redevortrage, den er mit rastlosem Mienenspiel und deutender oder schildernder Benutzung der Arme und Hände begleitet, den Schauspieler, bevor er ihn auf der Bühne sah. Döring ist außer Stande, einen Vorgang, eine Handlung zu erzählen, ohne die darin verwickelten Personen zugleich in seiner eigenen Person mitagiren zu lassen. Sein mimisches Talent geht so weit, daß er ohne jedes äußere Hilfsmittel dem Gesichte einen Ausdruck zu geben weiß, in welchem die Anwesenden eine frappante Aehnlichkeit mit dieser oder jener Person bis zur überraschendsten Lebendigkeit wahrnehmen. Mir ist eine gleiche Kraft nachahmender Mimik in der Erfahrung nicht zum zweiten Male vorgekommen; im Garrik rühmt sie die Theatergeschichte.

Diese Fähigkeit, das Leben so treu und lebendig in die Einbildungskraft aufzunehmen, daß es sich auf das Gebot des Willens im Aeußern wiederspiegelt, übt ihre Herrschaft nicht allein über das Antlitz aus, sondern auch über Ton, Haltung, Gang, Bewegung. Die leicht auffassende, sichere Beobachtungsgabe für das Charakteristische, aus welcher Döring's Darstellungskunst hervorgeht, hat in der Elasticität des Körpers und dem zwar scharfen, aber mannigfach und kräftig modulirenden Organ kaum geringere Hilfsmittel als in der Wandelbarkeit und Empfänglichkeit der Gesichtszüge.

Daher besteht ein wesentlicher Theil der Döring'schen Kunst in der fast immer mit richtigem Blick ergriffenen, individuell ausgeprägten und consequent festgehaltenen Charaktermaske; daher ist der Grundzug seiner Kunstrichtung die Genremalerei. Niemals sah ich auf der Bühne Lustspielgestalten von höherer Lebenswahrheit als Döring's Banquier Müller (Liebesprotokoll) und Commissionsrath Frosch (der Verschwiegene wider Willen). Das sind Persönlichkeiten unsrer Gesellschaft, wie sie, — namentlich der Erstere — uns täglich begegnen können und begegnen; so bestimmt, so scharf der Wirklichkeit entnommen, wie sie leiben und leben. Und mit nicht geringerem Glücke als in der bürgerlichen Komik bewegt sich Döring in der Sphäre bürgerlicher Gemüthlichkeit, zumal wenn er einen Zug scharfer Besonderheit, wie die jüdische Nationalität des Schewa, damit verbinden kann. Die genannten Rollen und ebenso der Michel Perrin, der Richter Adam in Kleist's Lustspiel „Der zerbrochene Krug" und andere sind Cabinetsstückchen der Döring'schen Genremalerei. Auch den Ton schlichtester Einfachheit vermag er anzuschlagen, wo er ihn mit dem Affect der Rührung färben kann, wie im Pfarrer Struensee.

Auf dem Gebiete der Tragik erſtreckt ſich ſein Talent, wenn es ſich nicht um Darſtellung finſtrer oder dämoniſcher Leidenſchaft handelt, ſelten über das Rührende hinaus. Oft zerrt er das Tragiſche, zu deſſen edlem Ausdruck es ihm auch an künſtleriſchem Stil der Technik fehlt, in die ſcharf markirten Accente künſtlicher Sentimentalität, für die er ſonſt in ſeinem Spiel nicht die geringſte Neigung zeigt. Dann dehnt und zieht, wiegt und ſingt er zuweilen, daß an die Stelle der Wahrheit die geſchraubteſte Manierirtheit tritt. Dabei jedoch wurzelt die Anlage auch ſolcher Rollen ſtets in charakteriſtiſcher Auffaſſung, und wo eine grelle Färbung des Tragiſchen am Orte iſt, bricht eine erſchütternde Wahrheit ſich plötzlich, meteorartig Bahn. So im Lear, als der greiſe, geiſtig ſchwache, von Unglück und ohnmächtigem Zorn gehetzte König den ſich wahnſinnig ſtellenden Edgar erblickt. In dumpfem Schmerze ſtiert er die Erſcheinung an, und aus der ſchmerzhaften Umnachtung der Seele, aus der Ahnung des Wahnſinns wird dieſer ſelbſt geboren. Wo eine derartige grell tragiſche Färbung mit dem genrehaft Charakteriſtiſchen ſich verbindet, wie in Hebbel's Tiſchler Anton, fühlt ſich Döring in ſeinem Elemente. Dieſer Tiſchler Anton iſt von Anfang bis Ende eine feſſelnde und ergreifende Meiſterdarſtellung.

Döring hat im Banquier Müller, im Commiſſionsrath Froſch oft bewieſen, daß er — wenn er will! — keiner gewaltſamen Mittel bedürfe, um die ſchlagendſte komiſche Wirkung hervorzubringen. Er erſcheint in voller Lebenswahrheit, geht, ſteht und ſpricht, wie eben dieſe beſtimmte Perſönlichkeit gehen, ſtehen und ſprechen würde, wenn ſie nicht zwiſchen Soffiten, Couliſſen und Theaterlampen, ſondern im Salon oder auf der Straße uns begegnete, und doch weckt jeder neue Zug neue Heiterkeit, neues Gelächter. Dieſe Sicherheit des Maßes beſitzt Döring, wenn er ſich von der Liebe zum Beifall nicht fortreißen läßt, überall da, wo er die Wirklichkeit unmittelbar ergreifen und geſtalten kann. Mit dem Humor rein idealer Figuren weiß er ſelten etwas Rechtes anzufangen. Ich meinerſeits bin weit davon entfernt, ihm einen großen Vorwurf daraus zu machen, daß er z. B. mit ſeiner Auffaſſung des Mephiſtopheles noch heute nicht im Klaren iſt. Vielmehr bin ich der Meinung, daß dieſe phantaſtiſche Geſtalt überhaupt nicht darſtellbar ſei. Soll ſie aber dennoch, und zwar von Döring dargeſtellt werden, ſo gibt es dafür kaum einen andern Weg, als ihr die derbe Sinnlichkeit des Teufels der Volksſage zu geben, wie es Seidelmann ſtets und auch Döring ohne vieles Grübeln im Anfang ſeiner Berliner Periode gethan.

Mephiſto iſt allerdings in allegoriſcher Verbildlichung die eine der zwei Naturen, welche in der Seele des Fauſt mit einander kämpfen; ſie ſpringt aus ſeinem Weſen in die Vorſtellung ſeiner Phantaſie, die ſich in ihr beſpiegelt. Hiernach wäre wol das Richtigſte, dem zum Genuſſe des Lebens ſich rüſtenden Fauſt in der „Spottgeburt von Dreck und Feuer" die Verſunkenheit in entgeiſtigter Sinnlichkeit als perſönliches Ebenbild in verzerrter Geſtalt gegenüberzuſtellen.

Aber dieſe Auffaſſung der Rolle des Mephiſto hat ihre ſehr zweifelhaften Seiten. Fauſt weiß ſehr wohl, daß er ſich dem Böſen ergibt. Er verſchreibt ſich dem Teufel nicht aus Luſt am Genuſſe, ſondern weil er das letzte Mittel darin ſieht, um zu dem unbekannten Gefühl des Genuſſes zu gelangen. Er bleibt auch im Genuſſe ſelbſt immer der denkende, ſpeculative Fauſt. Mit der ſentimentalen Behauptung, das Böſe müſſe hier, um nicht abzuſchrecken, ſondern zu verführen, der menſchlichen Phantaſie in verlockender Geſtalt erſcheinen, iſt es nichts. Auch kleidet Goethe ſeine Mephiſto-Idee ſelbſt in das Gewand der Tradition. Er ſchildert uns zwar den ſtutzernden Junker des funfzehnten Jahrhunderts in der Modetracht, dem „rothen, goldverbrämten Kleide, das Mäntelchen von ſtarrer Seide", aber die Hahnenfeder geht ſchon darüber hinaus. Und wenn er ihn aus einem ſehr derbſinnlichen, auch dem trocknen Wagner bemerkbaren Pudel ſich entpuppen, mit Feuer und Schwefelgeſtank, mit Hexen- und Zauberwirthſchaft und mit dem Blocksberg umgehen läßt, ſo gibt er uns eben den Teufel des Aberglaubens und der Volksſage, deſſen idealer Begriff im Kopfe des Fauſt ſtecken bleibt. Es möchte ganz intereſſant ſein, wenn ein genialer Darſteller die ideale Auffaſſung fern von aller ſentimentalen Färbung zu verkörpern verſtände, nur fürchte ich, es würde etwas von Shakſpeare's Irrungen dabei herauskommen. Jedenfalls iſt Döring nicht berufen, abſtracten Ideen einen Körper zu ſchaffen, da er durch die Natur ſeines Talents entſchieden auf das Geſtalten nach Vorbild und Muſter des ſinnlich Anſchaubaren hingewieſen wird. Für ihn muß die Gewißheit den Ausſchlag geben, daß er nur in der Volksſage, welche dem Teufel wenigſtens einen hiſtoriſchen und allegoriſch bildlichen Charakter gibt, den Körper findet für das phantaſtiſche Geſchöpf der Goethe'ſchen Idee. Beide Auffaſſungen laſſen ſich aus dem Gedichte heraus deduciren, weil keine vollſtändig paßt. Aber für eine muß der Darſteller ſich entſcheiden, und da wähle dann Jeder nach richtiger Schätzung ſeiner Fähigkeit und ſeines Talents. Döring iſt durch ſein Experimentiren mit Auffaſſung und Darſtellung des Mephiſto in eine Zuſammenhangloſigkeit und Unklarheit gerathen, die weder auf die eine noch auf die andre Weiſe zu einem Ganzen kommt. Erſt gab er den Teufel roth, dann hechtgrau und nun ſchwarz mit rothen Puffen, und aus der ironiſchen Färbung des Accents iſt ein Moduliren und Coloriren der Rede in allen möglichen Tönen, ein Suchen nach unmöglichem, phantaſtiſchem Ausdruck in Wort und Geberde geworden, die nur um ſo mehr die Rückkehr zur einfach derben, beſchränkt ſchlauen, ironiſirend prahleriſchen Teufelsnatur der Volksſage wünſchen laſſen. Aber freilich, das Grimaſſenſchneiden macht den Teufel nicht aus, und gerade dazu läßt ſich Döring durch ſein mimiſches Talent in überſchwänglichem Maße verleiten, während er die diboliſche Schwelgerei im Pfuhl der Sinnlichkeit trotz eines übertriebenen Farbenauftrags nicht in ihrer cyniſchen Luſt und Energie verſinnlicht.

Auch der Jago in Othello iſt eine von den Rollen, in denen Döring ſich

dem Irrthum überlaſſen, er könne Principien beim Schopfe greifen und verkörpern. Da haben hohe und tiefe Aeſthetiker die dämoniſche Luſt am Böſen als das Princip dieſes Charakters entdeckt, und Döring geräth mit ſeinen dämoniſchen Monologen, welche den Plan der Intrigue ſtets vor der Ausführung leichtſinnig dem Publicum vorplaudern, in grimaſſenhafte Unnatur. Das Schwanken im Mephiſtopheles, das Irren im Jago kommt daher, daß der natürliche Inſtinct im Döring'ſchen Talente nicht mit einer ſelbſtbewußten Intelligenz harmoniſch verſchmolzen iſt. Der verſtorbene Baiſon entwickelte mir einmal geſprächsweiſe ſeine Auffaſſung des Jago. Er wollte in ihm den Gecken und Wüſtling zeichnen, der in ſeiner Eitelkeit verletzt iſt, weil ihm Caſſio vorgezogen wurde, der in ſeiner Unſittlichkeit an jeder reinen Tugend ein Aergerniß nimmt, nicht aus dämoniſcher Luſt am Böſen, ſondern aus innerer Zerfahrenheit, die immer nur den nächſten Moment ſelbſtiſcher Befriedigung bedenkt. Das iſt einfach und natürlich; Döring ſollte es einmal damit verſuchen.

Döring's bedeutendſte Darſtellungen auf dem Gebiete des Tragiſchen ſind Shylok und Franz Moor. Dort kommt ihm bei dem Ausdruck der Tragik die ſcharf ausgeſprochene Nationalität als genrehaftes Moment, hier die Excentricität der Leidenſchaft zu Statten, aber in beiden Rollen bewährt ſich ſein außerordentliches Talent, lebendige Charaktere in voller Sinnlichkeit des Daſeins hinzuſtellen. Am Shylok zeigt es ſich, wie eine wahre Beobachtung der wirklichen Menſchennatur, die Erziehung des Talents durch richtiges Verſtehen des Lebens auch ihre dichteriſche Tiefe in ſich trägt, und mit je intelligenterer Ausbildung des klaren Verſtandes das Studium der Wirklichkeit unternommen wird, um ſo tiefere Wahrheit wird zu Tage gefördert. Wir haben in Döring's Shylok nirgends das blos äußerliche Pathos der Leidenſchaft. Die Wirklichkeit des Charakters färbt jeden Ton, jede Bewegung, jede Miene zur ſcharf begrenzten individuellen Beſtimmtheit. Wir erblicken den Unglücklichen, der den Fluch von Jahrhunderten auf dem Nacken trägt und im irdiſchen Beſitz allein ſeine Stütze, ſeine Macht empfindet. Aber nicht in ſentimentaler Elegie tritt dieſes tragiſche Geſchick vor uns hin; Shylok's Zorn iſt groß und hart, frei von allem pathetiſchen Enthuſiasmus. In der Geberde klingt fortwährend die Gewohnheit des Sichbeugens und Schmiegens nach, während der breite Gang von jenem Stolze, jener Behäbigkeit Zeugniß ablegt, welche der Reichthum verleiht. In Blick und Stimme miſchen ſich Verſtellung, Ironie und Schadenfreude, ſteigern ſich zum ſarkaſtiſchen Hohn des bittern Ingrimms und brechen endlich in ohnmächtiger Wuth zuſammen. Keines dieſer Elemente fehlt auf der Scala des Künſtlers, aber unmöglich wäre es ihm, dieſelben Affecte in einer Sphäre wiederzugeben, wo ſie mit Vornehmheit oder Hoheit gepaart erſcheinen müßten. Nicht einmal das höfiſche Weſen des Marinelli will ihm paſſen, noch weniger die vornehm kühle Verſtändigkeit des Carlos.

Mit der Darſtellung des Franz Moor begann Döring, nach dem Tode Seydelmann's, im Jahre 1843 ſein erſtes Gaſtſpiel in Berlin, und elektriſirte durch die Energie ſeiner Farbengebung, durch die mächtige Wirkung eines gewaltigen Charakterbildes. Er iſt groß in ſolchen Charakteren, welche durch Gewalt der Leidenſchaft aus den Schranken des Gewöhnlichen weichen, ohne geiſtiger Größe zu bedürfen. Hier faßt ſich die Genrehaftigkeit ſeiner Darſtellungsweiſe durch eine glühende Seelenſtimmung zur Größe zuſammen.

In Döring's Franz Moor haben wir die bubenhafte Unreife neben der überlegteſten Bosheit. In den noch jugendlichen Zügen, in welche Haß und Neid ihre bezeichnenden Furchen gruben, leſen wir nicht minder deutlich die Spuren einer ſtiefmütterlichen Natur, als den Einfluß verwahrloſter Erziehung und kränkender Zurückſetzung. Aus Verwahrloſung und Kränkung haben Mißgunſt und Verachtung gegen die Menſchen eine ſelbſtſüchtige Schlauheit und Heuchelei entwickelt. Nie läßt Döring die innere Bosheit lebhafter in das Antlitz treten, als wenn Franz einen reinen Affect, Freude oder Schmerz, heucheln will und nicht über den Widerſpruch des Aeußern mit dem Innern hinauskommt. Er gibt nicht den kalten, fertigen, im Raffinement verdorrten Sünder, ſondern den von Leidenſchaften zernagten, durch ſie zur Lüge, Heuchelei und zu verſteckten Schandthaten getriebenen jugendlichen Böſewicht. In einer Haſt und Wuth athmenden Rachegluth ſteht er vor uns in dem Augenblick, wo er ſich gegen die ſtiefmüttterliche Natur verſchwört. Die Sehnen und Muskeln des Körpers ſcheinen ſich auszudehnen, die ganze Geſtalt ſich emporzurecken und zu wachſen, Ton und Accent ſchärfen ſich zu ſchneidender Intenſität und bringen im Verein mit jener Anſpannung des Körpers den Ausdruck eines furchtbar erregten Abgrundes von Leidenſchaft hervor.

Und doch klingt neben dieſem wild Dämoniſchen auch das Menſchliche des Charakters durch die Döring'ſche Darſtellung. Der verbiſſene Grimm, mit welchem Franz, innerlich kochend, Amaliens Schmähungen erträgt, und wobei die Züge etwas ſchmerzhaft Scheues annehmen, berührt uns ſogar mit einem Anflug von Mitgefühl. Wir blicken hier in eine der Urſachen, welche den trotzigen und neidiſchen Knaben zum Teufel gemacht. Erſchütternd iſt die Darſtellung des Wendepunktes. Franz, welcher mit unbarmherziger Berechnung an dem Leben des Vaters gerüttelt, ſchleicht der Ueberzeugung, ob der alte Moor todt ſei, mit Angſt und Hoffnung entgegen. Er wagt kaum zu athmen, wirft einen Blick auf den im Seſſel ohnmächtig daliegenden Greis und hält ihn für geſtorben. Die Gewißheit des vollbrachten Vatermordes ſchlägt wie ein Blitz in ihn hinein. Mit ſchlotternden Knieen, zugeſchnürter Kehle wankt er aus dem Zimmer. Das Schuldbewußtſein entwickelt ſich nun in ſteigender Gewiſſensfurcht vom übertäubenden Zechgelage und wollüſtigen Trotz bis zur feigen und geiſteswirren Verzweiflung.

Den wirklichen, lebendigen Leib für dieſen Unmenſchen Franz zu ſchaffen

vermag nur derjenige Schauſpieler, der in der Seele des lebendigen Menſchen geleſen und geforſcht. Döring hat ſich mit ſeinem Talent und ſeinen künſtleriſchen Zielen auf die richtige Bahn geworfen, und wenn ihn ſeine Fähigkeit, in mannigfacher Abſtufung den Ton zu coloriren, wenn ihn ſein Haſchen nach Effect jetzt noch mehr als ſonſt in das Comödiantiſche ſich verirren läßt, ſo iſt das nicht eine Folge ſeiner Kunſtrichtung, ſondern die Folge eines perſönlichen Mangels an innerem Maß und künſtleriſcher Beſcheidenheit, einer Vermiſchung äußerlicher Zwecke mit Zielen der Kunſt. Döring's Spiel iſt oft ſo forcirt und manierirt, im Ganzen ſo ungleich, weil es im tiefern Grunde doch mehr auf der Virtuoſität eines ungewöhnlich reichen Talents, als auf einer vollendet durchgebildeten Kunſt und ſtilvollen Technik beruht. Döring hat nicht die Beharrlichkeit ausdauernder Arbeit gehabt und iſt in ſeiner einträglichen Berliner Stellung eher künſtleriſch geſunken als künſtleriſch geſtiegen. Leider findet ſich dies allzu häufig gerade bei ſolchen Schauſpielern, welche, auf ein reiches Capital von Naturgaben geſtützt, ſich die öffentliche Anerkennung im Sturm erobern. A. G.

Polniſche Dörfer.

2.

Folgen Sie mir aus dem Bauerndorf auf den Edelhof. Er iſt vom Dorfe getrennt, und beide liegen zuweilen weit von einander ab. Vielleicht ſoll die Entfernung den Abſtand des Adels vom Bauernſtande andeuten. Allein in der Erſcheinung iſt kein großer Unterſchied zwiſchen ihm und dem Dorfe. Die Brandſtiftungsluſt der Bauern macht eine ſehr weitläufige Aufſtellung der Gebäude nöthig, daher findet man ſie in der Regel wie die Häuſer einer Colonie über einen großen Flächenraum zerſtreut. Die Scheuern ſtehen oft tief im Felde und ſcheinen gar nicht zu den übrigen Gebäuden zu gehören. Die Ställe und der Speicher befinden ſich auf verſchiedenen Seiten näher dem Wohnhaus, am nächſten dem Pferdeſtall, denn die Pferde ſind die Lieblinge des Herrn, obgleich wegen der ſchlechten Zuchtung oft elende krüppelhafte Thiere. Der Gutsherr nennt ſeinen Pferdeſtall Marſtall, er iſt aber in der Regel nicht mehr, als ein ungeheurer Kaſten von Bohlen oder rohen Baumſtämmen.

Sein Wohnhaus nennt der Edelmann Palac (Palaſt), weil er ſelbſt ein jasnie wielmozny Pan (ein erlauchter und vielvermögender Herr iſt). Daß die Mitglieder des polniſchen Adels einſt unter blutigen Prügeleien „Könige gemacht" haben, das wird nie von ihnen vergeſſen werden und bläſt ſie durch alle Ge-

ſchlechter auf. Wehe dem Bauer oder Aufſeher, der es wagen wollte, das Haus des Herrn anders zu nennen, als panski palac, eine unmäßige Tracht von Prügeln würde die unverzögerte Folge ſein. Das Sprichwort des Edelmanns iſt: „jam Król na wojjem grundie“ ich bin König auf meinem Grund und Boden. Aber ſein Palaſt iſt doch nicht viel beſſer als eine Hütte ohne Stockwerke nur mit Schindeln gedeckt, und wie ein Bauernhaus aus Holzbohlen zuſammengeſetzt, aber durch weißen Kalkanſtrich geſchmückt. Auch der Umfang des Palaſtes iſt bedeutender als der der Chalupa, zum Wenigſten enthält er einen Küchenraum, eine große Parcelle, welche Speiſeſaal genannt wird und der Familie zum Empfang der Gäſte und geſelligen Verkehr dient; außerdem noch zwei Stuben des Herrn, die andern der gnädigen Frau. Alle dieſe Zimmer ſind gedielt, auch ſind die Bohlenwände bisweilen mit Kalk übertüncht und geebnet. Allein der Kalk iſt der ganze Farbenſchmuck, denn ein gemaltes Zimmer iſt ſehr ſelten zu finden. Gardinen, Bilder und andere Bedürfniſſe des europäiſchen Weſtens fehlen ſehr oft, und die Möbel ſind dann die rohen Producte axtgeſchickter Bauern, gewöhnlich mit ſchwarzer Oelfarbe überſtrichen. Secretaire, Commoden, Spiegel und Sopha findet man in der Regel nicht; Stühle, Tiſche und plumpe in die Holzbohlenwand gearbeitete Schränke, welche ebenſo wie die Wände mit Kalk beſtrichen ſind, bilden den Hausrath, dazu einige große hölzerne Kaſten, welche den Dienſt des Kleiderſpindes verrichten. Kammern ſind ſelten vorhanden; man ſchläft in den Stuben, die Gäſte im Speiſeſaale auf einer Streu, die am Tage wieder weggeräumt wird. Jeder Pole iſt, da ihm die Gebräuche ſeines Landes heilig ſind, mit derartigen Gaſtbetten vollkommen zufrieden. Auf der Beſitzung eines Grafen Skarbek war ich ein Mal der Schlafgenoſſe eines jungen Fürſten Lubecki, eines ungewöhnlich ſtolzen Burſchen, aber weder die Streu noch ihre kleinen Inſaſſen befremdeten ihn. Natürlich gibt es viele Ausnahmen. So beſitzt der Graf Potocki in Wilanow ein ganz hübſches Wohnhaus, und auf dem ehemalig Czartoryiskiſchen, wie auch auf den fürſtlich Zamoiskiſchen und Jablonowskiſchen Herrſchaften findet man einige Gebäude, die den Titel Palais zu führen berechtigt ſind. Aber ſolche ſind ſo große Seltenheiten, daß die Polen ſie für Sehenswürdigkeiten halten und zum Zielpunkte ihrer Vergnügungsreiſen machen.

Seltſamer Weiſe befinden ſich in der Regel nahe beim Palaſt die Schweineſtälle. Sie zeichnen ſich durch Tüchtigkeit und Eleganz des Baues vor allen andern Wirthſchaftsgebäuden aus. Es iſt dies ſonderbar, da der polniſche Edelmann nie etwas vom Schwein genießt, ausgenommen das wenige Fett, welches die Zubereitung der Speiſen erfordert. Das Fleiſch der Schweine wird dem Geſinde zu Theil. Und doch iſt ihre Zucht die einzige Branche der polniſchen Landwirthſchaft, welche den deutſchen Viehzüchtern zum Beiſpiel dienen könnte. Die Race iſt ungleich kräftiger als in Deutſchland. Die fortwährende Weide während des Sommers, welche freilich in Deutſchland, außer etwa in Weſtphalen

u. ſ. w. unmöglich wäre, iſt ihnen beſonders zuträglich, und die polniſchen Schweine beſitzen deshalb eine Lebensluſt, welche den Deutſchen in Verwunderung verſetzt. Man muß eine Heerde ſich in den Brüchen und Moräſten des Landes tummeln ſehen. Welch grotesker Humor in dieſen für dumm und melancholiſch gehaltenen Thieren!

Es macht keine Freude, die übrigen Theile des Edelhofs aufzuſuchen und zu betrachten. Dort enthält eine erbärmliche hölzerne Hütte eine Art von Branntweinbrennerei, hier ein eben ſolches Gebäude eine ſchlechte Brauerei. Ein gutgefügtes Bohlengebäude in der Nähe des Palais umſchließt die Naturalienvorräthe und mit ihm in Verbindung ſteht in der Regel ein ebenſo dicht und feſt gebautes Ställchen, in welchem die Füchſe aufbewahrt werden.

Denn der polniſche Edelherr iſt ein überaus leidenſchaftlicher Freund der Fuchshetzen. Das ganze Jahr hindurch fängt er Füchſe, kauft dieſelben auch wol auf, um im Herbſt ſeine Hetzen zu halten. Dazu ladet er die ganze adelige Nachbarſchaft ein. Zunächſt wird ein ſplendides Mahl eingenommen, dann ſchwingt ſich Alles auf die Pferde. Der Grundherr dirigirt — das iſt ſein Vorrecht — die Hundekoppeln und reitet daher in einer wahren Wolke von Windhunden. So geht es auf den Hetzplatz, gewöhnlich eine ebene vom Walde begränzte Feld- oder Wieſenfläche. Die Reiter außer dem Grundherrn und einigen Hetzgehilfen beſetzen den Wald. Nun werden die Füchſe je zwei in großen Körben oder Säcken gebracht und der erſte Act beginnt, indem der Grundherr die Hunde ihre Feinde wittern läßt und ihre Begierde reizt. Der erlauchte Feſtgeber geräth dabei zuweilen in Balgerei mit ſeinen gierigen Hunden, und es mag nicht ſelten vorkommen, daß er, wie einſt Herr von Kozowski, der Beſitzer der Stadt Lowiczt von den Hunden an den Koppelleinen vom Pferde gezogen und mit gortgeſchleif, wird. Endlich entläßt man zwei Füchſe aus ihrem Gefängniß. Einen Augenblick ſtehen die Thiere verdutzt, plötzlich ergreifen ſie die Flucht, hinter ihnen toben die wüthenden Hunde. Natürlich eilt der Fuchs dem Walde zu; aber noch iſt er demſelben nicht nahe, da ſprengt ihm ein Reiter in den Weg. Er läuft in eine andere Richtung, allein er findet ein gleiches Hinderniß. So werden die von Angſt gequälten Thiere eine Zeitlang auf dem Platze umher getrieben, bis der Grundherr das Ende einer Koppelleine ſeiner Hand entſchlüpfen läßt. Sogleich ſtürzen ſechs bis acht Windhunde den Füchſen nach. Nun erreicht das Schauſpiel ſeinen Höhepunkt. Alles iſt in gewaltigſter Thätigkeit, die Füchſe, um in den Wald zu entkommen, die Hunde, um die Füchſe zu packen, die Reiter, um ſie nicht durch ihre Linie kommen zu laſſen, und der Grundherr, um die Ueberſicht über die Wendungen des Schauſpiels zu behalten und im ſchlimmſten Falle eine zweite Koppel zu entſenden. Das gewöhnliche Ende iſt, daß die Füchſe von den Hunden gefaßt und zerriſſen werden. Doch geſchieht es auch nicht ſelten, daß ein Individuum des ſchlauen Geſchlechtes entkommt. In der höchſten Noth

ſind die furchtſamen Thiere wol auch einer Art von Heldenmuth fähig, ſie wenden ſich dann um und ſtürzen auf die Hunde, bisweilen ſogar auf die Pferde. Bei einer Fuchshetze unweit Szezebrzeszyn geſchah es, daß ein Fuchs ein Pferd biß. Das Pferd bäumte und überſchlug ſich mit dem Reiter, Reiter und Pferd wälzten ſich am Erdboden, die Windhunde in der Blindheit ihrer Begierde ſtürzten auf Beide und zerfleiſchten ſie gräßlich. Das Pferd kam beſſer weg als der Reiter, der faſt zerriſſen wurde. Der Fuchs aber, den die Hunde bei dem Ereigniß aus den Augen verloren hatten, entkam glücklich.

Man ſieht daraus, daß Fuchshetzen auch ihre kleinen Gefahren haben. Ueberhaupt ſind die Windhunde nicht ungefährliche Jagdgehilfen. Sie ſind ſehr dumm, ſobald ihre Begierde, Etwas zu packen, erregt worden iſt. Wehe dem lebendigen Weſen, welches zufällig zwiſchen ſie und das Ziel, auf welches ſie losſchießen, geräth, denn ſie unterſcheiden in ihrer Wuth ſehr ſchlecht. Ich bin mehrere Male bei den Fuchshetzen Augenzeuge von gefährlichen Angriffen der Windhunde auf Menſchen geweſen.

Der patriarchaliſche Zuſtand des polniſchen Edelhofes wird auch an den Wirthſchaftsgeräthen ſichtbar. Sie ſind ganz von der unvollkommnen Art wie die des Bauers, und beſtehen auch nur in Wagen, Pflug und Egge. Die Wagen entbehren nicht ſo gänzlich des eiſernen Beſchlags, wenigſtens haben die Pferdewagen zwei Spanneiſen, welche die Zugwage mit den äußerſten Enden der Vorderachſen verbinden. Auf vielen Edelhöfen findet man Pflüge und Eggen gar nicht, weil die Feldarbeit von den Bauern verrichtet werden muß. Die Edelherren halten es ſogar bisweilen unter der Würde ihres Hofes, dieſelben Geräthe zu beſitzen, mit denen ihnen der Bauer zum Dienſt verpflichtet iſt. Dagegen ſetzen ſie einen Stolz darein, Geräthe von ungewöhnlicher ausländiſcher Conſtruction als Schauſtücke zu beſitzen.

Seit die Maſchinenfabrik von Evans in Warſchau eine Menge fremdländiſcher Acker- und Wirthſchaftsgeräthe producirt und auf die Gewerbe- und Induſtrieausſtellung des Landes, deren erſte im Jahre 1839 ſtattfand, gebracht hat, hat ſich bei den Landedelleuten eine wahre Wuth entwickelt, mit dergleichen fremden Dingen zu coquettiren. Manchmal kennt der Edelherr nicht einmal den Gebrauch oder er weiß, daß ſich das Geräth in ſeiner Wirthſchaft nicht anwenden läßt, allein er kauft es und ſtellt es unter ſeinem Fenſter auf, denn es iſt doch immer ein Ding, welches Staunen erregt. So habe ich oft auf den Edelhöfen die beſten deutſchen Pferdepflüge mit Rädern und mit Oelfarbe ſchön überſtrichen gefunden, während in der Wirthſchaft der polniſche Ochſenpflug herrſchte; ſelbſt koſtbare Säemaſchinen, zum Theil mit farbigen Bildern bemalt — denn die Fabrikanten verſtehen die polniſchen Herren bei ihrer ſchwachen Seite zu faſſen — findet man, und kann ſich des Lachens nicht enthalten, wenn man auf die Felder und ihre ſchmalen fünffurchigen Rücken blickt, welche den Gebrauch ſolcher Maſchinen geradezu

unmöglich machen. Einen Herrn, der eine buntgemalte franzöſiſche Säemaſchine auf einer hohen Balkenunterlage zwiſchen ſeinem Palaſt und dem vogelbauerartigen Pferdeſtalle wie eine Statue aufgeſtellt hatte, frug ich, wozu er das Ding beſitze, da es ſich bei ſeiner Feldbeſtellung gar nicht anwenden laſſe? „O angewendet ſoll es auch nicht werden," entgegnete er, „aber es iſt gut, ſolche Dinge zu haben, denn man muß mit der ausländiſchen Landwirthſchaft vertraut ſein." — Aber Nichts macht den polniſchen Edelmann ſo glücklich und ſtolz als eine Dreſchmaſchine. Das Geklapper und Gebraus derſelben iſt für den Beſitzer eine wahre Triumphmuſik, und hier verzeiht man dem Manne die Eitelkeit gern, weil die Maſchine doch wirklich gebraucht wird, und die durch ſie erſparte Zeit eine für die Wirthſchaft ſehr heilſame Folge haben könnte. Denn der Mangel an Arbeitskräften iſt in Polen ſehr fühlbar. Ein Dorf von acht bis zehn Bauerhöfen, welches vielleicht kaum fünfundzwanzig bis dreißig erwachſene und arbeitstüchtige Leute beſitzt, hat oft ein Bodengebiet von ein bis zwei Quadratmeilen, und würde daher zehnmal mehr Arbeiter nöthig haben, wenn der Boden gehörig durch Feldbau benutzt werden ſollte. Allein die Dreſchmaſchinen haben bis jetzt zu einer ausgedehnteren Feldarbeit ſchwerlich beigetragen, und dürfte dies erſt geſchehen, wenn ſie aufhören Eitelkeitsgeräthe zu ſein.

Dieſe Maſchinenwuth der Edelleute hat in den wenigen Jahrzehenden die Fabrikanten zu Millionairen gemacht und Polen mit landwirthſchaftlichen Maſchinen reichlich verſorgt. Es dürften ſich wenige Edelhöfe finden, die nicht wenigſtens *ein* derartiges Inſtrument erobert hätten.

Hinter dem Palaſt liegt der Garten mit einer Umfriedigung von aufrecht ſtehenden Pfählen und jungen ſchlanken Fichtenſtämmchen, welche durch Weidenruthen horizontal an die Pfähle gebunden ſind. In dieſem Palaſtgarten (ogród palacowi) werden bei den meiſten Edelleuten nur Speiſekartoffeln und Gemüſe erbaut. Bisweilen freilich ſieht man ganz hübſch eingerichtete Obſt- und Gemüſegärten, Kunſtgärten ſehr ſelten, auch gibt es in der Welt keine ungeſchickteren Gärtner, als in Polen. Gewöhnlich iſt es ein gemeiner Bauer, welchen der Edelmann aus perſönlichem Wohlwollen zum Ogródnik gemacht hat. Herr und Diener werden von den im Herbſt und Frühjahr umherziehenden deutſchen Baum- und Saamenhändlern ſchändlich betrogen. Und was der deutſche Schelm noch Brauchbares geliefert, das verderben die einheimiſchen Jünger der Pomona, denn von verſtändiger Pflege der Bäume und Blumen iſt keine Rede. Daher ſind auch deutſche Früchte ſehr geſchätzt. In Warſchau kauft man oft einen guten deutſchen Apfel für 2 Silbergroſchen, alſo zu demſelben Preiſe wie bei uns eine Apfelſine. Dieſe italieniſchen Früchte ſind merkwürdiger Weiſe in Polen billiger als in Deutſchland. —

Folgen Sie mir aus dem Hofe auf das Feld und geſtatten Sie mir, Ihnen die polniſchen Feldfrüchte in ſummariſcher Kürze vorzuſtellen.

Fruchtfolge und Wirthſchaftsſyſtem finden bei der polniſchen Landwirthſchaft eigentlich gar nicht ſtatt. Die polniſche Wirthſchaft duldet keinen Schulzwang und keine Syſteme. Es iſt ein wilder, launenhafter und höchſt roher Wirthſchaftsbetrieb, der mechaniſch nach altem Herkommen fortgetrieben wird. Die frühere einfache deutſche Dreifelderwirthſchaft ſtimmt mit dem ſlaviſchen Brauch, der gewiß uralt iſt, doch nicht überein, trotz mancher Aehnlichkeit. Zwar folgt auf Wintergetreide auch in Polen in der Regel Sommergetreide, aber damit iſt die Fruchtfolge zu Ende, denn auf die Sommerſaat folgt wieder ein- oder mehrjährige Brache, ohne jede Beſtellung des Feldes, ſo daß der Grundcharakter der polniſchen Wirthſchaften eine ſehr einfache Zweifelderwirthſchaft iſt. Die Regelmäßigkeit, Ordnung und Starrheit des uralten deutſchen Dreifelderſyſtems kennt der Pole nicht. Auch darin liegt ein charakteriſtiſcher Unterſchied zwiſchen Slaven und Germanen.

Die Form der Dreiheit iſt in Vielem, was der Slave geſchaffen, wenig entwickelt. Es wird dem Stamme ſchwer, Gegenſätze zu binden, zu vermitteln und zu überwinden. Auch ihr Staatsleben blieb im Gegenſatz zwiſchen Edelmann und Bauer ſtecken, ſogar in ihren alten Liedern iſt der dritte Theil des ſtrophiſchen Baues nicht entwickelt. Wogegen die Deutſchen ſich als logiſche Starrköpfe in einer ſehr ſyſtematiſchen doctrinairen Ausbildung der Dreiheit ſeit Urzeiten erwieſen haben; Dreifelder: Winterung, Sommerung, Brachcultur; drei Stände; Adel, Bauer, Bürger; drei Würdenſtufen in Ritterthum, Handwerk, Landbau; Wiſſenſchaft: Meiſter, Lehrling, Geſell; auch drei Sätze im Kunſtlied des Mittelalters, nicht weniger in der Volksmuſik u. ſ. w. u. ſ. w.*)

Der lehmige und humoſe Thonboden in Großpolen, dem Gubernium Krakau und dem Gubernium Auguſtow hat den polniſchen Weizen zu einer europäiſchen

---

*) Für Landwirthe möge hier ein Schema der Fruchtfolge ſtehen, welche man in Polen national nennen kann, obgleich Laune der Gutsherren und der Verwalter oder die Eigenthümlichkeiten des Bodens unzählige Abweichungen bewirken.

		Brache oft vieljähriges Weideland, darauf ohne Dung.
1. Jahr	Weizen	Roggen (ohne Dung oder mit ſtarkem Dung auf den nahen Feldern)
2. Jahr	Hafer	Buchweizen, Sommerroggen, Gerſte, Hackfrüchte, Hülſenfrüchte.
		Brache oft mehrjähriges Weideland, dann wieder Weizen, Roggen u. ſ. w.

Eigenthümlichkeiten der polniſchen Zweifelderwirthſchaft ſind: Heilighalten der Brache; Bevorzugung des Hafers vor der Gerſte; Gerſte in friſchem Dung; die Hackfrüchte nicht im Brach-, ſondern im gedüngten Sommerfeld; endlich ein abgeſondertes jährlich friſch gedüngtes Feldſtück für Hackfrüchte, Hülſenfrüchte, Lein, Oelſaat, Gartengemüſe.

Berühmtheit gemacht. Die Güte des polniſchen Weizens liegt theils in der Größe der Körner, theils in der Dichtheit und Zähigkeit der Mehlmaſſe. Der Teig zieht ſich wie Gummi zum Entzücken aller Bäcker, denn das Gebäck aus ihm wird ungewöhnlich locker und ſchön. Zum Theil mag das daher kommen, daß er in ungedüngtem Boden erwächſt, denn mit dem Düngen macht ſich der polniſche Edelmann nicht gern viel zu ſchaffen. Erſtens beſitzt er wenig Dünger, weil ſein Vieh, Rinder, Schafe, Schweine, Pferde, und ſelbſt das Federvieh, nicht im Stalle gefüttert, ſondern geweidet wird; und zweitens hat er nicht Luſt, den Dünger weit transportiren zu laſſen; die Weizenfelder können aber nicht allemal gleich hinter den Scheunen liegen. Man pflegt daher für den Weizenbau ein mehrjähriges Brachland zu verwenden. Ein Feldſtück bleibt nämlich oft 6 bis 10 Jahr liegen, nicht, damit es für eine gewiſſe Frucht oder Fruchtfolge Kraft ſchöpfe, ſondern weil man eben zufällig einmal andere Flächen gebaut, und für dieſe Arbeitskraft und Arbeitsluſt nicht zureichen. Unterdeß weidet das Vieh darauf, und tritt in der Reihe von Jahren den Boden zuſammen, daß die Wiederbearbeitung ſelbſt nach polniſchen Begriffen ein mindeſtens zweimaliges Ackern und Eggen nöthig macht. Ja, iſt der Boden ſehr thonhaltig, ſo wird ſogar im Herbſte des vorletzten Brachjahres einmal geſtürzt und das Vieh bei trockenem Wetter häufig über die Fläche getrieben werden, damit die Schollen in Trümmer gehen und ſich Krume bilde; die Walze kennt man in Polen faſt gar nicht, ſie wird durch die Füße des Rindviehes und der Pferde erſetzt. Das Auf- und Abtreiben der Heerden im geackerten Lande gewährt einen wunderlichen Anblick.

Durch den Weizen der deutſchen Colonien hat in jüngerer Zeit der glänzende Ruf des polniſchen Weizens einige Einbuße erlitten. Der Colonienweizen iſt nicht ſo gut als der von den polniſchen Grundherrſchaften, und es kann dies nur daher kommen, daß die deutſchen Coloniſten ihre Felder nicht durch eine Reihe von Jahren müſſig liegen laſſen, ſondern die Fruchterzeugung nach deutſcher Weiſe durch Dünger forciren.

Mit dem Roggen macht man ſo wenige Umſtände als nur möglich. Der, meint man, wachſe doch. Und in der That gedeiht er trotz der fahrläſſigen und bequemen Bodenbehandlung immer herrlich. Zwar pflegt er — und das iſt die Folge der ſchlechten Bodenbehandlung — etwas dünn zu ſtehen, doch treibt er ein langes kräftiges Stroh und ſtrotzende Aehren. Die Feldfläche freilich gibt viel weniger Schocke als in Deutſchland.

Dem Hafer gibt man im zweiten Jahr faſt durchgängig das beſte Land, weil er als Handelsartikel in Polen wichtiger als die Gerſte iſt. Die Grütze vom Hafer iſt durch ganz Polen beliebter als die der Gerſte. Das Haferbier geht dem Polen nach dem Wein und Branntwein über jedes andere Getränk, und er genießt es gern in ſtarkem Maße. Es hat daſſelbe Anſehen wie bei uns das Lagerbier, gleicht aber im Geſchmack ſchalem Weißbier, mouſſirt und be-

rauſcht. Der Verbrauch des Hafers durch die Pferde iſt dagegen nicht bedeutend, denn die Weide gewährt dieſen Thieren faſt acht Monate lang ihren Unterhalt. Der Preis der Gerſte verhält ſich zu dem des Hafers in Polen ungefähr wie 6 zu 5, während in Deutſchland das Verhältniß wie 6 zu 4 iſt.

Beide Getreidearten werden auf die Winterſtoppel geſäet und untergepflügt; ſelbſt das Stürzen der Roggen- und Weizenſtoppel im Herbſte erſpart man ſich in den meiſten Wirthſchaften. Die Gerſte aber wird, wenn es ſich bequem thun läßt, gedüngt. Einem Deutſchen iſt das ſehr auffallend. Woher die ſeltſame in Polen allgemein verbreitete Meinung ſtammt, daß die Gerſte vor allen andern Getreidearten friſchen Dünger liebe und deſſelben bedürftig ſei, begreife ich nicht. Dies Düngen iſt um ſo ſonderbarer, da die Gerſte keinen hohen Preis hat und die Brauereien ſogar gegen die Dunggerſte eingenommen ſind.

Von der Gedankenloſigkeit der Feldnutzung zeugt ferner, daß man nach der gedüngten Gerſte ebenſo das Feld brach liegen läßt, wie nach der ungedüngten. Andere Feldfrüchte, Sommerkorn, Buchweizen, Linſen, Kartoffeln, Rüben, Kraut, baut man, wie Gerſte, nach dem Wintergetreide im zweiten Jahr, die letztern mit Dünger. Oder man beſtimmt einen dem Gehöft zunächſt gelegenen Theil des Feldes für immer ausſchließlich gewiſſen Sommerfrüchten. Erbſen, Kartoffeln, Lein und Gurken ſtehen auf ſehr vielen Gütern Jahr für Jahr auf demſelben Flecke. Die Stoffe, welche dieſe Früchte aus dem Boden ſaugen, erſetzt man durch die ungeheuren Miſtmaſſen, die wegen der Nähe ausſchließlich auf dieſes Feldſtück geworfen werden. Auf daſſelbe abgeſonderte Feldſtück werden diejenigen Gemüſeſorten, welche ſich ſäen laſſen, gemiſcht geſäet. Der Samen von weißen und rothen Rüben, Paſtinaken, Rettigen und Möhren wird faſt überall gemengt geſäet. Möhren und Paſtinaken findet man trotzdem von ungewöhnlicher Größe und ſehr gutem Geſchmack, trotz des friſchen Düngers. Die rothen Rüben werden nie groß, und der Pole gibt gerade den dünnen rothen Rüben den Vorzug, weil ſie zarter im Fleiſch und von dunklerer Röthe ſind. Die, welche einen Zoll im Durchmeſſer haben, hält man für die ſchönſten. Es werden nirgend in der Welt ſo viel rothe Rüben genoſſen, als in Polen. Sie ſpielen als unentbehrlicher Beſtandtheil faſt jeder Suppe, als Salat, als Gemüſe und als Backwerk ihre Rolle. Dem Bauer dienen ſie ſo wie das wilde Obſt zur Erzeugung des ſauren Waſſers, feines Quas, welches er täglich dreimal als Suppe genießt. Die Rüben werden geviertheilt und roh in das große Quasfaß geworfen und unter Waſſer geſetzt. Das Waſſer bekommt anfangs einen ſehr ſüßen, widerlichen, nach ſechs bis acht Tagen aber einen weinſäuerlichen Geſchmack, der mit der Zeit die Schärfe des Eſſigs gewinnt, was dem polniſchen Gaumen ſehr ſchätzenswerth erſcheint. Die Gurken wachſen trotz der nachläſſigen Behandlung wunderbar.

Zwei Früchte gibt es, welchen der polniſche Landwirth vorzugsweiſe Fleiß und

Sorge ſchenkt, Lein und Erbſen. Obſchon ſie keinen Handelsartikel abgeben und faſt nur für die Haushaltung verwendet werden, ſo ſind ſie doch ſein Stolz. Das Erbſenland ſtürzt man im Herbſt, bedeckt es im Winter mit Dünger, und pflügt es im März oder April zur Saat. Da man vom Einharken des Düngers in Polen nichts weiß und ziemlich flach pflügt, ſo bleiben natürlich unzählige Düngerflocken unbedeckt. Dieſe werden vor der Saat durch die leichten Eggen zerriſſen und zum Theil abgeſchleift, ſodann wird der Boden mit umgelegtem Pfluge gerieſt, geſäet und der Samen eingeeggt. Eben ſo „umſtändlich" iſt die Behandlung des Leins.

Zu den Sommerfrüchten rechnet der polniſche Landwirth auch den Oelſamen, und bringt ihn daher in das Feld, welches der Gerſte oder dem Hafer eingeräumt werden ſollte. Allein er hält die Oelfrüchte für zarte ausländiſche Gewächſe und macht ſich mit ihnen wenig zu ſchaffen. Daher wird der Rübſen und Raps gewöhnlich nur zum eigenen Bedarf in dem „Palaſtgarten" gezogen. Der Oelverbrauch in Polen wie in Rußland iſt nicht ſehr bedeutend, da die Bevölkerung der Dörfer und der kleinen Städte ſelten anderes Brennmaterial als Kienſpäne benutzt und Talg nicht theuer iſt. Demungeachtet müſſen noch große Oelmaſſen aus dem Auslande eingeführt werden, um den Bedarf der größern Städte zu decken. Wie an der Frucht, fehlt es auch an Mühlen.

Auch der Anbau der Futterkräuter iſt noch ſehr ſelten; Klee, Luzern, Eſparſette ſieht man nirgend auf den Feldern und nur etwa in den herrſchaftlichen Gärten, wo er wie eine zarte Pflanze behandelt und als ganz beſonderer Leckerbiſſen den herrſchaftlichen Reit- und Kutſchpferden zugeeignet wird. Von Wickfutter weiß man gar nichts.

Was ich hier kurz zu ſchildern verſuchte, iſt der Zuſtand der polniſchen Landwirthſchaft, wie ſie auf der ungeheuern Mehrzahl der polniſchen Güter ſich darſtellt. Allerdings gibt es ehrenvolle Ausnahmen. v. Wittkowski, die Grafen Lipski, Potocki und Andere haben durch eigene Bildung oder tüchtige deutſche Beamte ſehr viel auf ihren Gütern gebeſſert, und hier und da ſogar mit zuviel deutſcher Theorie. Aber ſie ſind immer noch eine kleine Minorität, und ihre Zahl vermehrt ſich ſehr langſam, obſchon das berühmte landwirthſchaftliche Inſtitut Marymont bei Warſchau alljährlich zwanzig bis dreißig Jünglinge entläßt. Die jungen Leute beſuchen das Inſtitut in der Regel aus demſelben Grunde, aus dem ihre Väter eine Menge landwirthſchaftlicher Maſchinen kaufen. Haben ſie das Inſtitut verlaſſen, ſo werfen ſie ſich ihren jungen Freunden und politiſchen Studien in die Arme, und kommen ſie endlich aus ihrer idealen Welt in die Heimath zurück, ſo iſt ihnen die Landwirthſchaft gleichgiltig, und ſie laſſen es in ihren Dörfern fortbeſtehen, wie zu ihrer Väter Zeiten. Das größte Hinderniß des Fortſchrittes aber liegt in dem Robotverhältniß. Bei dem Schlendrian ſolcher Arbeiter und ſolcher Werkzeuge erfordert auch die kleinſte Verbeſſerung einen großen Aufwand von Energie und einen beſtändigen Kampf, in welchem zuletzt

auch der tüchtigſte Landwirth ermüdet. Das Verhältniß zwiſchen Bauern und Edelmann demoraliſirt die Arbeitskraft des Landes, zwingt die Wirthſchaften, auf niedrigſter Stufe zu bleiben, verhindert den Gutsherrn, die Intelligenz ſeiner Zeit zu ſeinem Vortheile zu benutzen, und erhält die polniſchen Dörfer traurig und armſelig, die polniſchen Wirthſchaften in einem Zuſtand wilder, lüderlicher Unordnung.

Die modernen Girondiſten.

Nachdem wir in den Zeiten des Kampfes von den Fanatikern der Revolution und von den Fanatikern der Reaction die widerſprechendſten Angriffe erfahren mußten, lehnen ſich jetzt die eigentlichen Spießbürger, die Vertreter der ideenloſen Maſſe, gegen uns auf. Sie adoptiren die Stichworte von beiden Seiten und fügen neue Erfindungen hinzu. Am pikanteſten iſt der Vergleich der Gothaer mit den Girondiſten, welche, wie einer jener Vertreter ſein durch das Studium Montesquieu's noch nicht entnervtes Publicum belehrt, eine Partei in der franzöſiſchen Revolution waren. Wir erfahren denn unter Anderm den uns bis jetzt nicht bekannten Umſtand, daß die Führer unſerer Partei, wie jene der alten Gironde, vorzugsweiſe Belletriſten waren, und ſo wiſſen denn die Vincke, die Arnim, die Gagern, die Dahlmann, die Camphauſen u. ſ. w. jetzt den eigentlichen Grund, warum ſie im Staatsleben nicht reuſſirt haben. Für unſer Publicum, welches in den philoſophiſchen Kategorien des Spießbürgerthums noch nicht ſo eingeſchult iſt, bemerken wir beiläufig, daß der Ausdruck Belletriſten hier Diejenigen bezeichnen ſoll, welche einen Ekel vor unanſtändigen Dingen haben. Es kommt nur darauf an, daß man ſich verſtändigt. Ich glaube, daß nach jener Definition ſich auch ein Vincke die Bezeichnung eines Belletriſten gefallen laſſen wird. Wir ſind allerdings belletriſtiſch genug geweſen, um uns vor der Gemeinſchaft mit Ohm und Seinesgleichen zu ſcheuen; belletriſtiſch genug, um jeſuitiſche Rechtsverdrehungen, Eidbrüche und dergleichen auch vom äſthetiſchen Standpunkte zu mißbilligen; belletriſtiſch genug, um uns nicht mit frommer Reſignation in alle die angeblichen Wirklichkeiten zu finden, die uns von der Laune der augenblicklichen Machthaber als ſolche aufgebürdet werden ſollten.

Es kann uns dieſe Polemik eine Genugthuung ſein für die Angriffe von Seiten unſrer eigentlichen politiſchen Gegner aus den beiden extremen Parteien, die oft genug den Kunſtgriff gebraucht haben, die Begriffe Bürgerthum und Spießbürgerthum mit einander zu verwechſeln und uns als Philiſter zu brandmarken, weil wir das Bürgerthum vertraten. Dem eigentlichen Philiſter ſind die Ideen des Bürgerthums ebenſo zuwider, als die des Adels oder des Volks; ihm ſind

überhaupt alle Ideen zuwider, denn alles Denken und alles Streben ist unbequem, stört den Seelenfrieden und ist ein Verstoß gegen das conservative Princip.

Zwar hat uns auch die Reaction so wie die Revolution von Zeit zu Zeit die Spitznamen Idealisten und Doctrinairs zugeworfen, allein das ist nur so zu verstehen, wie nach den Novembertagen in Wien auch der reactionairste Beamte einen Menschen, den er nicht leiden konnte, mit dem Schimpfnamen eines Schwarzgelben belegte. Solche Begriffe verlieren ihre Beziehung, sobald sie als Symbole gebraucht werden. Eigentlich wissen es unsre Gegner recht gut, daß sie eben solche Idealisten und Doctrinaire sind, als wir. Es kann überhaupt keine politische Partei gedacht werden ohne Beimischung von Idealismus und Doctrin; denn wenn sie Etwas erstreben will, so muß sie sich ein Bild gemacht haben von dem, was sie erstrebt, und das ist Idealismus; und wenn sie consequent verfahren will, so muß sie sich allgemeine Regeln und Grundsätze des politischen Verhaltens bilden, und das ist Doctrin. Wenn aber mit beiden Worten nichts Andres bezeichnet werden soll, als der einseitige, d. h. der von der Anschauung des Wirklichen getrennte Idealismus, und die einseitige Doctrin, die Doctrin, welche, um mich des technischen Ausdrucks zu bedienen, den Verhältnissen keine Rechnung trägt, so wird dieser Vorwurf von jeder der politischen Parteien jeder der andern gemacht werden, und von jeder mit einem gewissen Recht, denn Einseitigkeit ist der nothwendige Makel jeder endlichen Bestrebung, die sich nicht in endlose Reflexionen verlieren will. Die Reaction behauptet, die ungeheure Mehrzahl des Volkes sei royalistisch und kirchlich gesinnnt, und nur einige wenige Böswillige wollten das Gegentheil. Die Revolution behauptet, die große Masse des Volkes sei für Freiheit und Gleichheit, und nur einige Böswillige wollten das Gegentheil. Beide handeln in ihrem Glauben, und würden überhaupt nicht handeln, wenn sie von demselben nicht so weit durchdrungen wären, daß sie alle und jede dagegen sprechenden Umstände als unwesentlich beseitigten. Bei uns ist es genau derselbe Fall; auch unser Glaube ist exclusiv und kann nicht alle Momente in Rechnung bringen, welche die sogenannte Wirklichkeit darbietet. Die endliche Probe kann natürlich nur der Erfolg machen.

Anders ist es mit der gedankenlosen Masse, die außerhalb aller Parteiungen steht, die allen Parteien den zähen, aber unfruchtbaren Widerstand der Gedankenlosigkeit entgegensetzt. Es ist natürlich, daß diese Masse, wenn sie zur Besinnung kommt, am heftigsten gegen diejenige Partei auftritt, von der sie glauben sollte, sie stände ihr am nächsten. Bei der Aristokratie und bei der Demagogie gesteht sie von vorn herein zu, daß sie dieselben überhaupt nicht begreift, und wenn sie daher der unmittelbaren Furcht ledig ist, so läßt sie sie als Curiositäten gelten; wenn sie aber bei der sogenannten Mittelpartei, der sie früher in dem Wahn, sie sei nur überhaupt gegen die Extreme, den unbedingtesten Beifall zujauchzte,

Digitized by Google

plötzlich zu ihrem Schrecken findet, daß sie ihr eigentlich entgegengesetzt ist, daß sie Ideen hat, und daß diese Ideen unter Umständen ein ebenso extremes Auftreten hervorrufen können, als die rothe Republik und die rothe Monarchie, so betrachtet sie diese Enttäuschung als eine persönliche Beleidigung.

So hat der sogenannte „Bauch" der Nationalversammlung seine ehemaligen Führer, die Girondisten, ebenfalls im Stich gelassen, als es sich ergab, daß auch sie bestimmte Ideen über die Neugestaltung Frankreichs hätten. Das möchte wol der einzige Moment sein, auf den man einen Vergleich gründen könnte. Im Uebrigen haben die Tendenzen der Gironde, welche Frankreich decentralisiren und zur Föderativrepublik machen wollten, mit denen unsrer Partei, welche dahin gingen, das föderative Deutschland zu einem monarchischen Einheitsstaat zusammenzuschweißen, ziemlich wenig Aehnlichkeit. Aber freilich, sie waren auch gegen die Reaction und die Anarchie und hatten doch Ideen!

Die eigentliche Masse des Spießbürgerthums hat keine Ideen und keine Doctrin, dagegen hat sie einen Katechismus ihrer Grundsätze, welchen Don Basilio in Figaro's Hochzeit in einer liebenswürdigen Arie ausspricht. Wir setzen ihn her, weil wir keinen bessern Ausdruck finden.

In den Jahren, wo die Stimme der Vernunft vergebens spricht,
War ich auch voll wilden Feuers, hörte ihre Stimme nicht.
Doch ich lernte durch Erfahrung, Alles dies sei eitler Dunst,
Mich zu fügen, mich zu schmiegen, das ist jetzo meine Kunst.
Laß ein Märchen Dir erzählen, es bekräftigt meine Sätze.
Einstens träumte ich, ich suchte in der Erde reiche Schätze,
Groß und schwer war meine Mühe,
Endlich fand ich auch, doch siehe,
Es war eine Eselshaut.
Höhnisch verachtet' ich, was ich gefunden,
All' meine Hoffnung war verschwunden,
Als schnell am Firmament der Donner krachte,
Es floß ein ganzes Meer von Hagel und Regen,
Voll Angst und Sorgen, des Wetters wegen,
Zog ich die Eselshaut her über mich.
Das Wetter legte sich, ich eilte weiter,
Als ich ein wildes Thier bei mir erblickte,
Ich sah den Rachen — was sollt' ich machen?
Allein das alte Fell half mir auch hier;
Die garstige Eselshaut, worin ich steckte,
Hielt von mir abgelenkt, was mich erschreckte,
Denn mit Verachtung ging das Thier vorbei.
Drum ist es doch kein übles Ding, sich in die Zeit zu schicken,
Sich krümmen, erniedrigen, bescheiden sich bücken,
Dadurch gewinnen wir mehr, als man denkt.

Wiener Zuſtände.

Kaum hat an einem andern Orte die moraliſche Verderbtheit einen höhern Grad erreicht, als vor dem Jahre 1848 in den Hauptſtädten Oeſtreichs und vorzüglich in der Reſidenz, wo die Sittenloſigkeit zum Syſteme gehörte.

Seitdem das Gerichtsverfahren umgeändert und unſere Gerichte öffentlich ſind, hat man erkennen gelernt, daß Laſter und Verbrechen nicht blos in den untern Schichten des Volkes, ſondern auch in höhern Klaſſen heimiſch ſind. Solche Fälle wurden früher vertuſcht, die Sache wurde unterdrückt. Der Inquiſitionsproceß, der die ganze Entſcheidung in die Hände eines Einzelnen legte, machte dieſes leicht möglich; der Anklageproceß legt dem Hinderniſſe entgegen, und die Chronique scandaleuse der ſogenannten höhern Stände kommt vor die Ohren des Volkes. So z. B. erlebte man neulich das Schauſpiel, daß die Sängerin Spatzer-Gentiluomo vor dem Richterſtuhle ſtand, die mit dem Bruder des Stadthauptmannes, einem Legationsſecretair in Florenz, im Concubinate lebt, von ihm erhalten wird, und mit ihm 3 Kinder erzeugt hat. Sie iſt verheirathet, wenn auch gerichtlich geſchieden, was aber bei uns Katholiken, die eine eigentliche Eheſcheidung nicht zugeben, nichts verſchlägt, ſo daß ihr Thun einem Ehebruche gleichkommt, und der Mann iſt Beamter im Miniſterium, dem der Bruder des Cardinal Schwarzenberg vorſteht. Dieſer Mann hat einen Gehalt von 1200 Gulden jährlich und ſoll nach Angabe ſeiner Concubine ihr jährlich eine Unterſtützung von 1800 Gulden C.-M. gewähren. Sie hatte einen griechiſchen Biſchof, der bei ihr wohnte, beſtohlen, und gab vor, ſie hätte mit ihm nur ſcherzen wollen, und das Verhältniß, in welchem ſie zu ihm ſtehe, habe dieſen Scherz erlaubt. Der Stadthauptmann, der Alles hätte unterdrücken können, wenn ſein Commiſſair ihr erlaubt hätte mit dem Biſchofe zu ſprechen, oder wenn er ihr das von ihr erbetene Zwiegeſpräch mit ihm ſelbſt gewährt hätte, ſcheint die Gelegenheit benutzen gewollt zu haben, um ſeinem Bruder, mit dem er in feindlichem Verhältniſſe ſteht, eine Wunde zu ſchlagen. Das Geld war rückerſtattet, der klagende Biſchof ſelbſt bat den Stadthauptmann, die Sache, welche den Gerichten noch nicht übergeben war, fallen zu laſſen, die Frau habe nur einen Scherz gemacht. Der Stadthauptmann ſagte zu, und übergab nach wenigen Tagen die Acten dem Unterſuchungsrichter. Der Polizeicommiſſair, das Organ des Stadthauptmannes aber verdarb ſeinem Chef den Spaß. Er war der Hauptbelaſtungszeuge und benahm ſich bei der öffentlichen Hauptverhandlung ſo roh, daß die Beklagte in ihrem Vorwande Glauben fand, ſie habe dieſem Manne gegenüber ſich nicht entſchließen können, in dieſer zarten Sache eine Erklärung abzugeben. Sie wurde von der Jury freigeſprochen. Dieſe Freiſprechung aber erregte beim Volke Unwillen, das moraliſch von ihrer Schuld überzeugt war, obwol die Geſchwornen mit Recht die Beweiſe der Schuld für unzulänglich fanden. Die

Reaction aber frohlockte, daß ſie ein Mittel gefunden, dieſes Inſtitut zu discreditiren. Gegen die Oeffentlichkeit und Mündlichkeit und namentlich gegen die Geſchwornengerichte iſt die ganze Animoſität der Militair- und Geburtsariſtokratie gerichtet. Das Kriegsminiſterium erließ neulich den Befehl, daß Officiere, wenn ſie als Zuhörer bei öffentlichen Gerichten erſcheinen, die Säbel ablegen müſſen. Die Verfügung ſchiene ſehr gerecht, wäre ſie nicht in der perfiden Abſicht gegeben, das Militair von den Gerichtsſälen fern zu halten, damit ſie nicht daran etwa mehr Geſchmack fänden, als an den Kriegsgerichten. Mephiſto zeigte auch bald den Pferdefuß; denn dort, wo Officiere als Zeugen und als Begleiter militairiſcher Zeugen erſcheinen, wurde befohlen, ſie mögen in vollem Waffenſchmucke erſcheinen. Die Präſidenten der Gerichtshöfe gaben auch den Befehl, die Officiere mit den Waffen an der Seite zu den Zuhörerräumen zuzulaſſen. Die Bevölkerung, welche die wahre Urſache nicht kannte, ſchmähte deshalb die Gerichte, und was wünſcht die Reaction mehr?

Zwar haben die Geſchwornen bisher blos über Gauner und Diebe oder Preßproceſſe, inſoweit ſie Privatehrenbeleidigungen betreffen, abzuurtheilen. Politiſche und eigentliche Preßvergehen kommen, Dank dem über mehr als $^2/_3$ des Staats verbreiteten Belagerungszuſtande, vor die Kriegsgerichte. Doch auch mit dieſem Minimum iſt die Reaction nicht zufrieden, da die Verhältniſſe der Hochgebornen dadurch den Augen des Publicums eröffnet werden. So wird vor die nächſten Aſſiſen eine Hofräthin geſtellt werden, deren Betrügereien und Gaunereien Alles überſteigen, was bisher in dieſer Beziehung ſeit lange geleiſtet wurde; und ein Theil der ſogenannten Crême wird als Zeugen erſcheinen. Die Herren, welche ſich geboren zu hohen Aemtern wähnen, ſollen vor Bürgern, worunter vielleicht Landleute, die ihre einſtigen Unterthanen waren, hintreten müſſen, um Rede zu ſtehen: liegt nicht darin genug des Motivs gegen die Jury? Unſer Adel hat übrigens allen Grund, ſeine Verhältniſſe vor den Augen des Volkes zu verbergen. Im Beſitze des größten Theiles vom Grund und Boden, mit einem Einkommen von der Größe manches kleinen Königs und ſouverainen Fürſten, der in der engern und weitern Bundesverſammlung Stimmrecht hat, haben die Adeligen es doch nicht dahin gebracht, an Kenntniſſen und Intelligenz den Bürgerſtand zu überragen, der doch keine andern Hilfsmittel ſeiner Bildung hatte als unſre ſchlechten Schulen. Aber ſelbſt dieſe wenig rühmenswerthen Anſtalten haben doch den Sinn unſrer Jugend zum Privatſtudium angeregt, ſie haben ihn zum Fleiße gewöhnt. Der Sohn des Adeligen, von koſtſpieligen Lehrern zu Hauſe erzogen, lernte viel, wenn er franzöſiſch parliren, zierlich tanzen, reiten und gut repräſentiren konnte. Hohe Stellen fielen ihm von ſelbſt zu, und verſtand er nicht ſeinen Poſten auszufüllen, ſo verſtand es ſein Secretair. Die Kollowrate und Pillersdorfe gehören zu den Seltenen. Es herrſcht auch bei keinem Adel eines Staates mehr Verachtung gegen das „Profeſſorenthum", wo-

mit man die Männer der Wiſſenſchaft bezeichnet, als bei unſerm. Wer gelehrt iſt, heißt Doctrinair.

Die adelige Reaction iſt deshalb auch eine incarnirte Feindin der Neugeſtaltung im Schulweſen. So lange es Sitte und Geſetz war, daß die Jünger der Facultäten wie Schulknaben zu jedem Semeſter eine Prüfung ablegten, überdies noch das Privatſtudium geſtattet war, legte der Junker, der zu Hauſe Unterricht genoß, zu jedem halben Jahre in Gegenwart des Herrn Profeſſors und ſeines Hofmeiſters eine Prüfung ab. Der Herr Profeſſor war mild gegen den Sohn des Mannes, der einflußreich auch auf ſein Schickſal war; auch ging es denn doch immer an, ſo viel zu erlernen, daß man daraus geprüft werden konnte, was in einem halben Jahre gelehrt wurde. Die Semeſtralprüfungen haben aufgehört, das Privatſtudium nicht minder. Der Sohn des Hochgebornen ſoll neben dem ſeines einſtigen Unterthanen auf der Schulbank ſitzen und von einem zweijährigen Studium öffentlich und vor aller ſeiner Mitſchüler Augen Prüfung machen; dazu mögen die ſtärkern bürgerlichen Nerven gut ſein. Die adeligen Naturen ſind dazu zu fein, deshalb wird auch in den reactionairen Blättern fortwährend gegen die Staatsprüfungen agitirt. Der hohe Adel aber läßt ſeitdem zumeiſt ſeine Söhne in die Reihen der Armee treten, wo ſie Nichts zu wiſſen, Nichts zu lernen brauchen und doch avanciren können. Die Ariſtokratie verbindet damit noch einen andern Zweck: ſie will ſich der Armee verſichern. Sie wiſſen, welche Summe revolutionairer Elemente in die öſtreichiſche Armee gekommen iſt. Wer ſich vergangen hatte, und doch nicht ſtraffällig war, wurde unter die Soldaten geſteckt. Die Studenten der Aula, die einſtigen Honveds und die Crociati fanden in dieſer Correctionsanſtalt ihren Platz. Aber bei einer Armee, die der Art gegliedert und feſt gefügt iſt, wie die öſtreichiſche, iſt Alles an den Officieren gelegen. Die Geſinnung wird hier wie die Parole im Tagesbefehl ausgetheilt. Während des Krieges in Ungarn und Italien, wo man die Nothwendigkeit einſah, tüchtige Officiere zu haben, wurden Verdienſtvolle ohne Ausnahme befördert. Vorzüglich war es Radetzky, der Bürgerliche beförderte, wenn ſie nur tapfer waren. Windiſchgrätz, der ein Aehnliches verſchmähte, büßte es auf ſeinem Rückzuge hart. Die öſtreichiſche Armee wurde nicht blos geſchlagen, ſie kam in Preßburg in einem aufgelöſten Zuſtande an. Ein hochgeſtellter öſtreichiſcher General ſchrieb damals: „Die kaiſerliche Armee iſt wol ſchon oft geſchlagen worden, aber debandirt hat ſie noch nie.“ Es war dies die Folge davon, daß der Fürſt die Officiere mehr nach der Geburt, als nach dem Verdienſte wählte. Man ging während des Krieges davon ab; jetzt nach dem Kriege iſt man zu dieſem Syſteme zurückgekehrt, und der verdienſtvolle bürgerliche Officier kann jahrelang in einer untergeordneten Stellung bleiben, weil die erledigten Dienſtpoſten mit Adeligen ausgefüllt werden müſſen; die höchſten Dienſtpoſten ſind von hochtoriſtiſchen Generalen beſetzt, denen ſelbſt das Miniſterium ein Greuel iſt, weil 2 Bürgerliche darin ſitzen.

Wochenſchau.

Aus Berlin. — Der Himmel, der in ſeiner Weisheit immer den Wind nach dem geſchorenen Lamm einzurichten pflegt, ſcheint uns für unſre miſerabeln politiſchen Aſpecten durch ein ſchönes Frühlingswetter entſchädigen zu wollen; er mag wol zu der Ueberzeugung gekommen ſein, daß eine Combination von neapolitaniſcher Freiheit und ſibiriſchem Klima denn doch ſelbſt für den geduldigen Deutſchen zu viel ſein würde, und es deshalb ſeinem alten Vereinbarungsſyſtem getreu für rathſam erachten, die Dresdener Conferenzen durch einigen Sonnenſchein, zu temperiren, und auf dieſe Weiſe ein mittleres Verhältniß herzuſtellen, bei dem man noch zur Noth beſtehen kann. Genug, wir haben Sonnenſchein und alle Welt iſt ſo zufrieden als möglich, was freilich nicht viel ſagen will. Unſre Kammern haben beide für einige Zeit ihre Sitzungen vertagt, und haben wohl daran gethan; es wäre eine nutzloſe Selbſttäuſchung geweſen, wenn ſie geglaubt hätten, durch Verdoppelung ihrer Thätigkeit dem Lande einen Gefallen zu thun, eine Anſicht, die namentlich Bodelſchwingh immer vertrat, der ganz in dem bureaukratiſch-ökonomiſchen Geiſte der alten Schule den Werth der Arbeit nach der Elle abmaß, und nach jeder Sitzung regelmäßig eine Abendſitzung beantragte, weil die hohe Kammer durch namentliche Abſtimmungen u. ſ. w. ohnedies ſchon unnützer Weiſe ſo viel Zeit verloren habe, und das Land für das viele Geld, das es ſich die Kammern koſten laſſe, wenigſtens eine beſtimmte Anzahl Geſetze geliefert erhalten müſſe. Es liegt zum Theil an den Verhältniſſen, daß unſre parlamentariſche Wintercampagne Nichts werden konnte, als ein kümmerlicher Kartoffelkrieg mit großen Manövern und kleinen Reichsetaten, auf die nothwendig ein ſauler Friede folgen muß. Ueber die Politik des gegenwärtigen Miniſteriums ſind freilich alle Parteien inſofern einig, als ſie ſie für eben ſo ungeſchickt als unglücklich halten, die Linke, weil man die Union nicht durchgeführt, die Rechte, weil man ſie nicht früher aufgegeben, das Centrum, weil man weder das Eine noch das Andere gethan; aber keine Partei iſt, ſoweit ſich die Sache überſehen läßt, für den Augenblick in der Lage und bereit, das Ruder ſelbſt in die Hand zu nehmen, weil jede unter den gegenwärtigen Verhältniſſen denſelben Cours noch einige Zeit fortſteuern müßte, was die Einen nicht können und die Andern nicht wollen. Ein Miniſterium aus der conſtitutionellen Partei iſt natürlich von vornherein außer aller Frage, ſo lange es nicht möglich iſt, mit dem in der letzten Zeit befolgten Syſtem entſchieden zu brechen; die Rechte ſieht gern in der demüthigenden Lage, in der ſich Preußen gegenwärtig befindet, nur die gerechte und nothwendige Buße für die revolutionairen Jugendſünden des Miniſteriums, aber ihre chriſtliche Selbſtverläugnung geht ſchwerlich ſo weit, daß ſie dieſe Buße auf ihr Conto nehmen möchte, und das Centrum iſt jedenfalls der Anſicht, daß Jeder die Suppe auseſſen möge, die er eingebrockt hat. Bis dieſe Suppe ausgegeſſen iſt, was je nach den Umſtänden eine längere oder kürzere Zeit dauern kann, werden wol ſelbſt die Reden des Hrn. v. Manteuffel, deren jede man bei einem gewöhnlichen Miniſter für einen verzweifelten Selbſtmordverſuch halten müßte, nicht im Stand ſein, ihn zu ſtürzen. Ja gerade in dieſer Einſtimmigkeit, mit der ſeine Politik im Grunde von allen Parteien verurtheilt wird, liegt für ihn ein großer Vortheil; Sachen zu ſagen, über die alle Welt einig iſt, und dabei doch

Digitized by Google

nicht trivial zu werden, ist eine sehr große Kunst, die Wenige verstehen, und die natürliche Folge ist, daß neun Zehntel der Versammlung, wenn nicht gerade ein Hauptredner den Angriff unternimmt, sich eines gelinden Gähnens nicht enthalten können, sobald die deutsche Frage oder dergleichen nur erwähnt wird, ein Factum, das dann die ministeriellen Blätter am folgenden Tage regelmäßig als ein Zeichen der allgemeinen Verehrung, deren sich der Herr Ministerpräsident erfreut, triumphirend constatiren. Aber selbst der bedeutendste Redner kann bei einer solchen Gelegenheit, wo wirkliche Principienfragen zur Sprache kommen, höchstens auf einen rein rhetorischen Erfolg rechnen, das Resultat ist immer dasselbe und man könnte ebenso gut mit der Abstimmung anfangen. Eigentlich versucht Manteuffel auch nie eine Vertheidigung, man müßte denn ein Paar sentimentale Phrasen, die hin und wieder durch ein mehr oder minder unpassendes Bild verwirrt werden, eine Vertheidigung nennen; die geläufigsten Argumente sind ihm immer, daß eine solche Debatte nur dem Feinde des Vaterlandes erwünscht sein könne, und daß sich ein schwarzes Complot gebildet habe, um die Regierung systematisch herabzuwürdigen. Nur einmal versuchte er sich in einer längern Vertheidigungsrede, bei Gelegenheit der Berathung über den außerordentlichen Geldbedarf der Militairverwaltung und zwar merkwürdiger Weise am Anfang der Discussion, noch ehe irgend Jemand ihn angegriffen hatte; es war dies zwar aus den eben angegebenen Gründen an und für sich höchst gleichgiltig, aber doch immer etwas naiv; fast in dem Genre jenes östreichischen Fähndrichs, der einen Soldaten anfuhr: „Himmelsackermenter, ich weiß halt, was Du denkst; Du denkst, ich bin a Dummkopf; denkst das noch mal, kommst 14 Tag auf die Wacht!" Den Vortheil hatte er damit allerdings, daß er auf diese Weise die Offensive ergriff, und das Manöver war auch wol darauf berechnet, die Gegner zu zwingen, sich mehr zu vertheidigen als anzugreifen; indessen gewann er damit Nichts, da Vincke, der Rough and ready der constitutionellen Partei, die Antwort übernahm, der eigentlich am besten spricht, wenn er rein improvisirt, da er immer mehr durch die frische Unmittelbarkeit seines kräftigen, jeder Affectation fast bis zu dem entgegengesetzten Fehler abholden Wesens, als durch die künstlerische Behandlung seines Stoffes wirkt, ganz im Gegensatz zu Simson, der selbst seinen Improvisationen immer eine gewisse künstlerische Abrundung und eine elegante, mitunter etwas gesuchte Form zu geben weiß. Bei jener Gelegenheit war es auch, wo der eigentliche Führer der Rechten, Graf Arnim-Boitzenburg mit einer Rede auftrat, die man wol als einen vorbereitenden discours-ministre betrachten konnte! unter dem Anschein einer Vertheidigung der Manteuffelschen Politik lehnte er doch jede Solidarität seiner Partei mit den Erfolgen dieser Politik sehr bestimmt ab, indem er zugleich eine ausführliche Apologie seiner tant soit peu revolutionairen ministeriellen Vergangenheit daran knüpfte; denn bekanntlich hat der edle Graf seiner Zeit den Ausspruch gethan, daß man, um Revolutionen zu verhüten, der Bewegung immer um einen Schritt voraus sein muß, eine Ketzerei, die er jetzt, wo die Bewegung rückwärts geht, so durchzuführen sucht, daß er immer nicht blos einen, sondern mehre hundert Schritte vorauseilt. An parlamentarischer Gewandheit ist Arnim Herrn von Manteuffel natürlich unendlich überlegen; wer von Beiden aber die am wenigsten liebenswürdige Erscheinung ist, dürfte schwer zu entscheiden sein. Manteuffel ist, abgesehen von seiner vorzugsweise bureaukratischen Anlage und Bildung ein sentimentaler Bourgeois, der immer darauf ausgeht zu rühren; bei Arnim als Parlamentsredner hingegen sind aristokratische, rabulistische und polizeiliche Elemente auf eine Weise verschmolzen,

daß man nicht weiß, welchem davon man eigentlich den Vorrang einräumen ſoll. Jedenfalls macht er, wenn er in ſeiner vornehmen etwas gekniffenen Haltung die Tribune beſteigt, um in gemeſſener Weiſe und die Kraftſtellen mit den Fingern betonend den berühmten Octroyirungsparagraphen der Verfaſſung zu interpretiren und daraus wie ein Taſchenſpieler alle möglichen und unmöglichen Befugniſſe der Regierung zum großen Erſtaunen des Publicums hervorzieht, den Eindruck, als ob er gerade nicht der Mann der kühnen Griffe wäre, ſondern verſuchen würde, von der Verfaſſung ein Stück nach dem andern heimlich abzuprägen, bis nur ſo viel übrig bliebe, daß man mit Hilfe der Polizei nach ſeinen Ideen bequem regieren könnte. Einen ungleich günſtigern perſönlichen Eindruck macht Bodelſchwingh. Als Redner klar, ſchlagfertig und immer zur Sache redend, an Geſchäftskenntniß gewiß Niemandem in der Kammer nachſtehend, weiß er ſich dabei noch als alter Soldat einen Anſtrich von militairiſch-patriarchaliſcher Derbheit und Offenheit zu geben, der ganz darauf berechnet iſt, argloſe Gemüther darüber zu täuſchen, daß hinter dieſer biedern Maske eigentlich ein arger Diplomat ſteckt. Alle dieſe Eigenſchaften nun reichen allerdings hin, um ihn zu einem Miniſterredner etwa für kreisſtändiſche Verſammlungen zu machen; zu einem bedeutenden Parlamentsredner und zu einem Staatsmann fehlt ihm eine große Hauptſache, ein beſtimmtes politiſches Princip und ein beſtimmter politiſcher Charakter. Es tritt bei ihm vielleicht offener als bei irgend Jemand der Dualismus zwiſchen den Traditionen der alten Bureaukratie und den Anforderungen des modernen conſtitutionellen Lebens hervor, denn eben weil er gewohnt iſt ſich klar auszudrücken, ſteht ihm nicht wie manchem Andern ein Vorrath nebelhafter Phraſen zu Gebote, mit dem er dieſen innern Zwieſpalt, wenn auch nicht vermitteln, ſo doch verdecken könnte. Er erinnert mich deshalb öfters an den alten Hauptmann in Immermann's Münchhauſen, der zuerſt unter Napoleon gedient, ſpäter aber als deutſcher Freiheitsſoldat den Krieg gegen ihn mitgemacht und der, nachdem er ſich lange vergeblich bemüht, die ganz widerſtreitenden Erinnerungen aus dieſen beiden Perioden mit einander in Einklang zu bringen, endlich auf das Auskunftsmittel verfällt, je einen Tag um den andern ein verachteter Napoleoniſt und ein begeiſterter Deutſchthümler zu ſein. In ſeinen Vorderſätzen iſt er in der Regel oppoſitionell, aber nur um dann in ſeinen Nachſätzen mit einem ganz unmotivirten Uebergang für das Miniſterium zu ſtimmen.

So pflegt er bei paſſender Gelegenheit wol einmal zu erklären, daß er die Politik des Miniſteriums in der deutſchen Frage nicht gebilligt habe, und auch jetzt eigentlich nicht billige, wobei er ihre vielfachen Sünden und Vergehungen mitunter ſcharf und treffend genug beleuchtet, am Ende aber regelmäßig hinzufügt, er könne ſich aber auch irren, oder es ſei ihm nicht um die Perſon, ſondern um die Sache zu thun, und deshalb ſtimme er für die Regierung. Bei der Budgetberathung wies er oft genug nach, daß die eine oder andere Poſition des Etats ganz überflüſſig ſei, und geſtrichen oder bedeutend reducirt werden müſſe, unterließ dann aber nie, ſchließlich zu bemerken, das Miniſterium könne ja, wenn es die Ausgabe durchaus für nöthig halte, immerhin den Etat überſchreiten, wogegen die Kammer Nichts einzuwenden haben werde. Als es ſich um die geheimen Fonds handelte, ſprach er vielleicht ausdrücklicher als irgend ein anderer Redner gegen die Bewilligung der ganzen geforderten Summe, die er viel zu groß fand, überraſchte dann aber die Kammer am Ende durch die Erklärung, daß er ſeinerſeits trotz alledem auf Grund ganz beſonderer Mittheilungen, die man ihm gemacht, für die Bewilligung ſtimmen werde.

Neuigkeiten des Deutſchen Theaters. — Der fünfte Band der geſammelten dramatiſchen Werke von Deinhardſtein (Leipzig, J. J. Weber) enthält neben einigen Kleinigkeiten zwei größere Luſtſpiele, die nach dem leider noch immer herrſchenden Geſchmack berühmte Schriftſteller zum Gegenſtand haben. Das eine: „Die rothe Schleife", welches auch in Leipzig aufgeführt iſt, ſchildert die Intriguen, durch welche Voltaire in die Akademie gelangt, mit obligaten Liebesgeſchichten. Es iſt in der Scribe'ſchen Manier gehalten nnd in der Erfindung nicht uugeſchickt, obgleich die Sprache einen allzu primitiven Charakter trägt. Das andere: „Fürſt und Dichter", iſt ſchlimmer; ſein Gegenſtand iſt die Einführung Goethe's in Weimar. Goethe wird nicht allein als liebenswürdiger Cavalier geſchildert, der durch ſeine weltmänniſche Gewandtheit und ſeine noble Natur die Intriguen der neidiſchen Philiſter wie Spinnenfäden zerreißt, ſondern wir ſollen auch ſeinem poetiſchen Schaffen nachgehen. So hält er einmal einen Monolog:

Fauſt, Fauſt, der Stoff läßt mich nicht los,
Wie hab' ich ihn ſo oft durchdacht, verworfen,
Von mir geſtoßen, immer kommt er wieder,
Ringt ſich empor aus meiner Seele Tiefen
Und will Geſtaltung haben, Weltverbindung.
Ein großer Plan, doch wie vollend' ich ihn?

Zuletzt kommt er auf die Idee, daß der Mephiſtopheles am ſchwerſten darzuſtellen ſei. Da kommt zufälliger Weiſe der junge Merk, der hier zu einem Herrn v. Merk gemacht iſt, als Supplicant, und nun hat Goethe ſeinen Mann. Wenn man einmal ſolche Coſtumſtücke über literarhiſtoriſche Anekdoten ſchreiben will, ſo ſoll man einerſeits die hiſtoriſche Treue beſſer beobachten, als es der Verfaſſer gethan hat, der ſchon in dieſem Zeitraum beſtändig Citate aus Schiller anbringt, und dann ſoll man einen Mann wie Goethe nicht gar zu wunderliches Zeug ſchwatzen laſſen.

Zwei hiſtoriſche Dramen: „Cola di Rienzi", von Julius Große (Leipzig, J. J. Weber) und „Das Haus des Barneveldt", von Franz Dingelſtedt (zum erſten Mal aufgeführt in Dresden am 30. September 1850) leiden an einem gemeinſamen Uebelſtand: ſie gehen zu ſehr in die Breite. Man ſollte beim hiſtoriſchen Drama ſich als erſte Aufgabe ſtellen, die allerſtrengſte Oekonomie in den Perſonen und Scenen zu beobachten und die Bedeutung der Handlung in ſo wenig als möglich, aber ſo ſorgfältig als möglich ausgeführte Charaktere zuſammenzudrängen. In dieſer Beziehung, aber freilich nicht in Beziehung auf ſeinen Leichtſinn in der Benutzung der Geſchichte, ſollte uns Scribe ein Vorbild ſein. Freilich iſt die Shakeſpeare'ſche Form viel bequemer für den Dichter, aber das iſt noch kein Grund, ſie anzuwenden. Uebrigens ſind in beiden Stücken, namentlich in dem zweiten, die vortrefflichſten Intentionen, und wenn man auch in der Färbung ſowohl der Handlung als der Charaktere eine gewiſſe ſentimentale Antieipation des Urtheils der Nachwelt wegwünſchen möchte, ſo iſt doch wenigſtens das Beſtreben anzuerkennen, lebendige Charaktere hervorzubringen. Die Wahl des Stoffes iſt nicht gerade glücklich. Die Zeit der Arminianiſchen Streitigkeiten hat eine zu beſtimmte zeitliche Färbung, als daß ſich ein allgemein menſchliches Problem daraus entwickeln ließe, und ſie ſteht uns wieder zu nahe, als daß der Dichter dieſe Färbung ignoriren durfte. — Das Stück von Große iſt nach dem Bulwerſchen Roman bearbeitet. Schon in dieſem iſt es ſchwer, ſich von dem Charakter des Helden ein

klares Bild zu machen; hier iſt es nun durch größere Ausführung ſowol der Gedankengänge der Hauptperſonen als der Epiſoden noch undeutlicher geworden. Ungefähr daſſelbe gilt von dem Schauſpiel: „Marquis Pombal", von Albrecht Herzeele. Die bekannte Geſchichte von der Austreibung der Jeſuiten iſt in eine ſo große Maſſe von Figuren auseinandergebreitet und durch ſo viele verwickelte Intriguen und Abenteuer geführt, daß der Totaleffect verloren geht, weil man über dem einen Motiv das andere vergißt. Außerdem iſt die Sprache etwas geziert, wie es faſt immer unſern neuern Theaterdichtern begegnet, wenn ſie einen tragiſchen Ton anſchlagen wollen. Es macht das, wenn der Dichter ein hochgebildeter Mann iſt, einen noch üblern Eindruck, als wenn wir es mit einem gewöhnlichen Theaterſchreiber zu thun haben, denn auch die größte Bildung verliert ſich, wo die Fähigkeit der Geſtaltung fehlt, nicht ſelten in die wunderlichſte Naivetät. So läßt z. B. unſer Dichter, der ſich ſonſt überall als einen gebildeten Mann verräth, einmal den Jeſuitengeneral vor dem verſammelten Orden folgende Rede halten: „Beherrſcht die Geiſter, das bedenkt vor Allem; was falſch, was wahr, was Tugend oder Sünde, vor unſerm Blick verſchwinden dieſe Unterſchiede. Ins Herz der Menſchen grabt Euch ein mit Laſter oder Tugend; jedes Ding iſt Mittel, denn wer ſich quält um Wahrheit oder Tugend, der iſt ein Knecht da, wo er herrſchen könnte. Für uns gilt kein Geſetz, für uns gilt nur der Wille. Wer ſein Streben gleich niedrig ſtellt mit Allen, der muß gehorchen, wir aber ſind die Herren, und Keinen gibt's, der höher ſteht, als wir. Kniet, daß ich Euch ſegne." Die frommen Väter würden über eine ſo unheilige Rede in das grenzenloſeſte Erſtaunen gerathen ſein.

Ein hiſtoriſches Trauerſpiel von Lucean: „Burgund und Waldmann", iſt im Styl des Fieſco und der Klinger'ſchen Stücke geſchrieben. Als charakteriſtiſch führen wir den erſten großen Monolog des Helden an, der beiläufig der Anführer der Schweizer im Kriege gegen Karl den Kühnen iſt und ſpäter durch die Uebertreibung ſeines Ehrgeizes geſtürzt wird: „Der Rheinſtrom brauſt mir durch die Adern und der Alpen Donner. Gedanken wie des Himmels Milchſtraßen, Gedanken wie ſauſende Kometen durchfluthen, durchzucken mich. (Er ſchreibt mit einem Stein auf einen Felsblock.) Ewiger Granit! in dir grabe ich ſie ein. — — — Ewiger Granit! — nun hinab, hinab in die ſchäumende Fluth, daß kein ſterbliches Auge ſchaut, was der arme Bauersſohn gedacht hat. (Er ſtürzt den Felsblock hinunter.) Ha, wie das hoch aufſchlägt, wie ſich das ſchäumend thürmt da unten! Iſt's der Felsblock, oder ſind's die Gedanken, die das thun? So wie der Fels in die Fluth, möchte ich niederſtürzen in die Menſchheit, in die Weltgeſchichte, daß ſie hochaufſchlüge, ſich ſchäumend thürmte, oder ich möchte, daß Alles, Alles verſunken läge in Nacht, in bangem, wirrem Traum, und dann donnernd auftreten, ein Schöpfer, eine Sonne, daß auf einmal Alles licht, klar, feſt würde und die Menſchheit anbetend zu meinen Füßen ſänke. Ah bah, was ſoll mir das u. ſ. w." — Endlich den Schlußmonolog: „(nach kurzer Pauſe furchtbaren Seelenkampfes) Weib! — Engel! — Dämon! — Teufel! — ich verfluche Dich! — Ho ho! ſo iſt's recht; nun iſt da drinnen Alles leer, ganz leer und todt gebrannt. (Er ſchaut düſter vor ſich nieder.)" Die Sprache gehört doch wol einem vergangenen Jahrhundert an.

„Der große Kurfürſt", von Hans Köſter (Berlin, Wilhelm Hertz) iſt eigentlich nur als ein Symptom von dem wachſenden ſchwarzweißen Patriotismus in Berlin zu erwähnen. Dramatiſcher Inhalt iſt ſo wenig darin, daß man zu dem Gedanken

gebracht wird, der Verfaſſer habe mehr die Abſicht gehabt, ein patriotiſches Stück, als ein wirkliches Drama zu ſchreiben. Es bildet übrigens das erſte Bändchen einer Reihe vaterländiſcher Schauſpiele. — Wenn man einmal patriotiſch ſein will, warum ſucht man nicht den Prinzen von Homburg hervor, der trotz mancher Ausſtellungen, die man an ihm im Einzelnen mit Recht machen kann, doch die Gluth des edelſten Patriotismus mit einer idealen, wahrhaft dramatiſchen Haltung verbindet?

Der „Almanach dramatiſcher Bühnenſpiele zur geſelligen Unterhaltung für Stadt und Land" von Görner, Hoftheaterdirector in Neuſtrelitz (Breslau, Graß und Barth), enthält äußerſt leichte Waare, die ſich aber bei mehrfachen Aufführungen als nicht ſo unbrauchbar bewährt hat, wie man denken ſollte.

Größere Anſprüche macht das „Volksdrama": Der Trank der Vergeſſenheit, von Bachmayr (Leipzig, Brockhaus). Wir billigen die Tendenz des Verfaſſers, den Stoff ſeines dramatiſchen Intereſſes in dem wirklichen Leben der Gegenwart zu ſuchen, und glauben, daß das Drama von ſeiner bisherigen idealen und überſpannten Richtung ſich überhaupt wenigſtens vorläufig in dieſe reale Sphäre begeben muß, um nur die erſte Grundlage des dramatiſchen Lebens wiederzugewinnen, die Wahrheit. Wo der Verfaſſer das Leben beobachtet hat, ſind ſeine Schilderungen glücklich; ſo namentlich die Schilderung des Bauernlebens, obgleich man auch hier wünſchen möchte, daß das Raiſonnement etwas hinter die Darſtellung zurückträte, dagegen ſind ihm die Ariſtokraten nicht gelungen. Unſre Schriftſteller, die ſich überhaupt viel zu ſehr in der abſtracten Literatur bewegen, begehen faſt immer den Fehler, die höhere Bildung durch den Grad der literariſchen Beleſenheit ausdrücken zu wollen. Ein Baron, der ein ſonſt ſehr wohl qualificirtes Mädchen darum verſchmäht, weil ſie einen ſchlechten Geſchmack in ihrem Urtheil über Poeſie entwickelt, und der einem Bauermädchen, welches er heirathen will, zuvor Stunden in der Aſtronomie, der Geographie, der Metrik und der Pflanzenkunde gibt, iſt eine Abnormität; dagegen werden gerade die ſtolzeſten Ariſtokraten, die großen Grundbeſitzer, ohne Umſtände ein Bauermädchen heirathen, das ihnen gefällt, weil dieſe ſich in ihre Lebensweiſe leichter finden wird, als eine verzogene Stadtmamſell. Der rechte Edelmann beabſichtigt keineswegs, mit den Urtheilen ſeiner Frau über Schiller und Goethe Parade zu machen, die ihn ohnehin ſelber ſehr wenig intereſſiren. Iſt er ein Mann, der ſich fühlt, ſo wird er ihr ſchon eine Stellung in der Geſellſchaft erringen. — Aus dieſer falſchen Vorausſetzung iſt auch zum Theil die raffinirte Grauſamkeit im Ausgang zu erklären, welche unſere Dichter doch ſo viel als möglich vermeiden ſollten, denn ſie machen Keinem eine Freude damit.

Neue Gedichte. — Der Sinn für lyriſche Gedichte, der ſich an dem Uebermaß der Waare geſättigt zu haben ſchien, iſt ſeit dem letzten Jahre in geſteigerter Energie wieder hervorgetreten. Zum Theil ſind es die hübſchen Weihnachtsausgaben mit gepreßtem Papier und Goldſchnitt, welche ihn wieder geweckt haben, zum Theil das Bedürfniß, für muſikaliſche Ideen eine entſprechende Grundlage zu finden. Das letztere Bedürfniß iſt ein unabweisbares und zwingt uns dazu, die Fortbildung der lyriſchen Poeſie gelten zu laſſen, obgleich es in unſern Tagen wenig Stoffe und wenig Formen geben mag, die nicht auf irgend eine Weiſe bereits angewendet ſind. Wenn es auf der einen Seite eine durch die Dichter des vorigen Jahrhunderts zur größten Feinheit und Harmonie ausgebildete Sprache, eine Empfindungsweiſe, die durch langen Gebrauch faſt

Digitized by Google

ſchon zur Convenienz geworden iſt, den Epigonen leicht macht, ohne erhebliche Unbequemlichkeit leidliche Gedichte hervorzubringen, ſo erſchwert dieſer Umſtand andrerſeits die Freiheit und Urſprünglichkeit des Empfindens. Um etwas Neues zu produciren, hatte man ſich zuletzt in die barockſten und ſeltſamſten Formen verloren, die man im Bagdadſchen oder bei den Chineſen ſuchte, und es iſt ein ſehr gutes Zeichen, daß man anfängt der Ghaſelen und Makamen überdrüſſig zu werden, ebenſo wie der politiſchen Prophezeihungen, und daß man ſich dem deutſchen Volkslied mit erneuter Innigkeit zuwendet. — Ein ſehr erfreuliches Beiſpiel ſind in dieſer Beziehung die „Gedichte von Theodor Creizenach" (zweite Ausgabe, Frankfurt a. M., Literariſche Anſtalt). Sie ſprechen eine ſehr geſunde, natürliche und ungekünſtelte Empfindung aus, und ſind zum großen Theil für die Compoſition geeignet. Der Dichter hat der Zeit und ihren Tendenzen ſeinen Tribut in ein Paar kleinen Liedern abgetragen, im Uebrigen bewegt er ſich in dem Kreiſe der einfachen lyriſchen Empfindung. Unter den Gedichtſammlungen, welche uns vorliegen, die übrigens diesmal ausnahmsweiſe ohne gepreßtes Papier und ohne Goldſchnitt auftreten, verdienen ſie entſchieden den Vorzug. — Nicht ganz das gleiche Lob kann man der folgenden Sammlung zuſprechen: „Schatten. Poetiſche Erzählungen von Moritz Hartmann." (Darmſtadt, Leske.) Schon der Titel, der von der Victor Hugo'ſchen Erfindung: Rayons et Ombres nur den düſtern Theil adoptirt, noch mehr aber das Titelkupfer, auf welchem ein weltſchmerzdurchfahrner Jüngling mit fliegenden Haaren, hohlen Augen und entſetztem Blick ſich an einen Felſen lehnt und von geſpenſtiſchen Wolkenzügen umflattert wird, muß uns Bedenken erregen, und in der That finden wir in den Gedichten ſelbſt eine Reihe gegenſtandloſer coquetter Seufzer, wie ſie die junge Schule mit ihren Modekupfern zu verbinden pflegt, z. B.

Ich ſtolzer Mann, ſeit Jahr und Jahren
Hab' ich mich ſtark und feſt gewähnt —
Mein altes Herz, das viel erfahren,
Hat ſich gequält nicht und geſehnt.
Der Menſchheit hatt' ich mich verſchrieben,
Ihr großes Leiden war mein Lied,
Allein die Menſchheit wollt' ich lieben
Und leben nur in ihrem Streit,
Gerüſtet mit dem ſchönen Zorne,
Hin ſtrebt' ich nach dem einen Ziel —
Geſchmückt mit meinem Kranz von Dorne,
So zog ich ſchweigend in's Exil.

Zuletzt findet er natürlich eine holde Blume, deren Duft ſeine kranke Bruſt heilt. Das iſt ja Alles ſchon dageweſen, und wenn er nachher wieder in Stoßſeufzer ausbricht:

Die Sonne verſank —
In dunkler Nacht
Seh' ich die Wolken entgleiten —
Mein Herz iſt krank —
O könnt' ich ſacht
In meine Nacht
Verſchwinden für alle Zeiten.

— ſo ſollte er bedenken, daß die Schwindſucht heuer aus der Mode gekommen iſt, daß eine bloße Melancholie ſich nicht mehr ſelber rechtfertigt, ſondern ſich auf irgend einen haltbaren Grund ſtützen muß, wenn ſie auf unſre Theilnahme Anſpruch machen will.

Uebrigens fließen dieſe Zähren der Wehmuth nicht ausſchließlich; den Hauptinhalt der Gedichte bilden vielmehr eine Reihe von Erzählungen in der Wieland'ſchen Form, die an ſich ganz lobenswerth ſind und nur einen ſtrengern Rhythmus verlangen. Die poetiſche Erzählung ungefähr in der Weiſe, wie ſie Byron ausgebildet hat, gibt den Dichtern noch ein reiches Feld, aber man ſoll in ihr ebenſo den Knittelvers wie die pedantiſche Ottave vermeiden. Wenn man nicht den vierfüßigen Jambus der Engländer, der auch dem deutſchen Ohr verwandt klingt, wählen will, ſo bietet ſich die Terzine als ein angemeſſenes Versmaß, ungefähr in der Art, wie ſie Chamiſſo angewendet hat. Herr Hartmann zeichnet ſich vor allen öſtreichiſchen Dichtern durch die Reinheit ſeiner Sprache und die Glätte ſeiner Verſe aus. Es kommt nur darauf an, daß er einen Stoff findet, dem er ſich mit jener Innigkeit und jenem Studium, ohne welches eine echte Poeſie nicht denkbar iſt, hingibt. Leider haben ihn ſeine frühern politiſchen Gedichte aus der Herwegh-Prutz'ſchen Periode, ſo wie ſeine ſpätere parlamentariſche Thätigkeit, die ſich zuletzt auf die wohlfeilen Späße des Pfaffen Mauritius zuſammenſpitzte, in jene Modepoeſie verſtrickt, die ſo lange begierig gekauft iſt, bis die Schneider in Paris einen neuen Schnitt aufbringen, worauf man ſie dann in den Schutt wirft. Nichts iſt leichter und dem Anſchein nach dankbarer, als politiſche Epigramme zu machen, wo man von irgend einer Seite auf Sympathie zu rechnen hat; aber Nichts iſt auch unfruchtbarer. Herr Hartmann hat ſich im vorigen Jahr durch ſein Idyll: „Adam und Eva" (Leipzig, Herbig) auf einen andern Weg begeben, und wenn er auch auf demſelben nicht das geleiſtet hat, was er nach ſeinem Talent leiſten könnte, weil man zur Natur nicht ohne Mühe und Anſtrengung zurückkehrt, ſo iſt es doch ſchon billigenswerth, das er nur überhaupt den Verſuch gemacht hat. — In einem andern Buch tritt uns ein alter Bekannter entgegen, der politiſche Nachtwächter des Jahres 1842. Es heißt: „Nacht und Morgen. Neue Zeitgedichte von Franz Dingelſtedt." (Stuttgardt, Cotta). Er hat das Nachtwächtercoſtum wieder aufgenommen und macht harmloſe Scherze über die Angriffe, die ſeine Bekehrung zum Hofdienſt hervorgerufen hat. Neben mehrern ziemlich unerquicklichen politiſchen Epigrammen finden wir auch einige recht gute Einfälle, und darunter rechnen wir ein Ghaſel auf Berlin, welches wir hier mittheilen.

O Stadt Berlin, wie haſt du doch Zeitlebens hin und her geliebt!
Es war im Jahre vierzig, daß du Monſieur Gudin ſehr geliebt;
Der Maier marinirte dich, bis Liszt ihn abclavierte
Im Jahre ein und vierzig, da dein „Kind" ihn comme une mère geliebt,
Dann kam der Ritter Sanct Georg, er kam, er ſah, er ſiegte;
Auch dieſen Cäſar Anno zwei haſt du entſetzlich ſchwer geliebt.
Hier ein Nachtigallen-Paar aus Stockholm und Granada,
Für das im Jahre drei und vier ward Herz und Beutel leer geliebt;
Zu ſchweigen von Herrn Saphirs Witz, Herrn Ronge's Chriſtenthume,
Und was du ſonſt noch nebenbei in's Kreuz und in die Quer geliebt!
Jetzt ſchwärmſt du nicht äſthetiſch mehr, du ſchwärmſt dafür politiſch:
Und ſo wird heute die Armee wie jüngſt die Bürgerwehr geliebt,
Und ſo wird heute Schwarz-roth-gold mitſammt geſammtem Deutſchland,
Und morgen wieder ſchwarz und weiß als Preußens Sonder-Ehr' geliebt,
Und ſo wird König, Republik, Held, und der Prinz von Preußen,
Es wird ein andrer jeden Tag, Gott weiß zuletzt noch wer geliebt!
In's Große treibſt du das Geſchäft: Polake, Ruſſe, Britte,

Sie alle haſt du maſſenweis als ganzes Volk und Heer geliebt.
Moderne Magdalena, dir wird viel vergeben werden,
Mehr als der alten: denn fürwahr, du haſt unendlich mehr geliebt!

Eine religiöſe Richtung iſt in den „Predigten in Liedern, von Rietmann" (St. Gallen, Scheitlin und Zollikofer) eingehalten. Sie leſen ſich glatt weg und ſprechen im Allgemeinen eine zufriedene, reſignirte und nicht intolerante Geſinnung aus. — Einen höhern Anflug nimmt die: „Walhalla der Menſchheit, dargeſtellt von H. v. Rebenſtock" (Crefeld, Funke und Müller). In der bekannten deutſchen elegiſchen Strophe werden die Heroen der Menſchheit gefeiert. Es ſind folgende: Erſte Reihe: Moſes, David, Jeremias, Daniel. Zweite Reihe: Herakles, Theſeus, Kodrus, Lykurg, Themiſtokles, Perikles, Demoſthenes. Dritte Reihe: Brutus, Virginius, Camillus, Regulus, Tiberius Gracchus, Marius, Cato. Vierte Reihe: Paulus, Juſtinus, Athanaſius, Leo, Heraklius, Photius. Fünfte Reihe: Muhamed, Harun al Raſchid, Kulaku, Muhamed II. Sechſte Reihe: Winfried, Karl der Große, Gregor VII., Gottfried von Bouillon, Friedrich II., Bonifacius VIII., Huß und Luther. Den Schluß macht ein Engelchor, welcher der Welt in Harfenklängen ewigen Frieden verheißt:

Licht und Liebe
Nimmer trübe!
Jeder übe
Recht und Wahrheit, Gottes Rath!
Wo wir ſchweben,
Freiheit, Leben!
Höchſtes Streben:
Seligkeit in Liebesthat.

Zwei Werke deſſelben Verfaſſers (W. Conſtans): Parallelen (Leipzig, G. Wigand) und Von einer verſchollenen Königsſtadt; ein romantiſches Gedicht (Wien, Pfautſch und Voß), haben in ariſtokratiſchen Kreiſen einen großen Anklang gefunden, wol zum großen Theil ihres Inhalts wegen, der von dem Geiſt des entſchiedenſten Royalismus durchdrungen iſt; aber auch wegen der hübſchen poetiſchen Einfälle und Bilder, die nicht ſelten darin ſind. Der Dichter gehört entſchieden zur Schule von Anaſtaſius Grün, die in Oeſtreich überhaupt die herrſchende iſt. Gleich der Anfang des erſten Gedichtes: „Des Gefangenen Lied", ſchlägt dieſen Ton ſo deutlich als möglich an:

Die Lüfte wehen lau, der Krakushügel
Glänzt in der Abendſonne gold'nem Strahl,
Ein Adler über ihm ſchlug ſeine Flügel
Und blickt hinunter in das Weichſelthal,
Hinunter, wo der Lenz mit den Rebellen,
Dem Sonnenſtrahl, des Zephyrs leiſem Hauch
Geheim verbunden, tauſend Blüthen weckt,
Den blutigroth bemützten Roſenſtrauch,
Mit duft'gen Knospen, mit den purpurhellen,
Das Veilchen, das in blauer Blouſe ſteckt,
Und dort die Lilie, den Friedensboten,
Im weißen Kleid, dem Leichenkleid der Todten.
In ihren Kelchen ſchwimmt der Thau, der ſchimmernd,
Ein zitternder Demant der Thräne gleicht,
Die auf dem Roſenpfühl der Wange flimmernd,

Der Freude Meuchelmörder, dahinſchleicht.
Roth, weiß und blau! bei Gott, die Freiheitsfarben! u. ſ. w.

Da Oeſtreichs Poeſie noch jung iſt, wird man es ihr nicht verargen können, wenn es ihr geht, wie der werdenden Poeſie überhaupt. Die Bilder ſtrömen ihr von allen Seiten zu, aber unvermittelt, nur durch Analogie an einander gekettet, bei dem einen fällt ihr das andere ein, und ſie kommt über den vielen einzelnen Eindrücken zu keiner Geſammtgeſtaltung. Hoffentlich wird ſie's ſich jetzt zu ihrer Hauptaufgabe machen, Ziel, Maß und Geſtalt zu gewinnen.

Die Goetheſtiftung. (De la Fondation - Goethe à Weimar par Franz Liszt. Leipzig, F. A. Brockhaus.) — Zur Zeit der hundertjährigen Feier des Goethe'ſchen Geburtstages bildete ſich aus den angeſehenſten Männern der Wiſſenſchaft und Kunſt in Berlin ein Comité, welches die Frage unterſuchte, ob nicht durch ein großartiges Nationalunternehmen Goethe's Andenken zum Nutzen und Frommen der Kunſt auf eine würdige Weiſe in einer bleibenden Stiftung gefeiert werden könnte. Es ſind verſchiedene Vorſchläge darüber eingereicht worden und der berühmte Tonkünſtler Franz Liszt ſetzt in der vorliegenden Schrift die ſeinigen aus einander. Wir geben zu, daß die patriotiſche Geſinnung durch einzelne Anſtalten manches Gute für Förderung einzelner Künſtler wirken kann, und wir finden es ſehr paſſend, daß ein ſolches Unternehmen an den Namen des größten deutſchen Dichters geknüpft wird; allein wir bezweifeln, daß zur Förderung der Kunſt im Großen und Ganzen noch in unſrer Zeit durch derartige Privatunternehmungen etwas Bleibendes erzielt werden könnte. Zu den Zeiten Goethe's flüchteten die begabten Geiſter der Nation aus dem unerquicklichen Lärm der politiſchen und religiöſen Streitigkeiten in das idylliſche Leben der Kleinſtaaten, wo edle Fürſten ihnen eine würdige Zuflucht bereiteten. Dieſe Zeit iſt jetzt vorüber. Kunſt und Wiſſenſchaft ſind von den großen Tendenzen des nationalen Lebens ergriffen worden und werden ſich nicht wieder von denſelben ſondern laſſen. Ein wirkliches Gedeihen der Kunſt erwarten wir im Gegentheil von einem noch größern Zuſammendrängen der Nation in den Centralpunkt des öffentlichen Lebens, in die großen Hauptſtädte. Es iſt allerdings ein großes Unglück für die Entwickelung der deutſchen Kunſt, daß gerade Berlin mit ſeinem bereits ſehr beſtimmt ausgeprägten und nicht gerade erfreulichen Geiſt dieſen Beruf haben muß, aber es iſt einmal nicht zu vermeiden, und gerade bei einer größern Concentration wird auch der Einfluß der Provinzen auf die Hauptſtadt ſich verſtärken und das ſpecifiſche Berlinerthum überwältigen. Eine eigentlich nationale Poeſie, die von Dauer wäre, iſt ja doch von Weimar nicht ausgegangen.

Verlag von **F. L. Herbig.** — Redacteure: **Guſtav Freytag** und **Julian Schmidt.**
Druck von C. E. Elbert.

Wir erſuchen unſre geehrten Abonnenten, die Beſchwerden über ſchlechte Beſorgung u. dergl. uns rechtzeitig mitzutheilen, damit wir denſelben ſchleunige Abhilfe verſchaffen.

D. Red.

Nikolaus Lenau.

So eben ist der dichterische Nachlaß des Unglücklichen durch seinen Freund Anastasius Grün herausgegeben; er enthält den Don Juan und eine Reihe kleinerer Gedichte. Der erste ist nach der Methode gearbeitet, wie die frühern episch-lyrischen Versuche Lenau's: es sind zerstreute Scenen, die unter sich keinen weitern Zusammenhang haben, als den gemeinsamen Gegenstand, und die man nach Belieben durch einander mischen könnte. Von einer innern Entwickelung des Helden ist keine Rede; es ist auch schwer zu sagen, was man sich eigentlich für eine andere Entwickelung bei einem Bonvivant, „dem jede Schürze recht ist", und der die Blonden eben so liebt wie die Braunen, die Sentimentalen eben so wie die Coquetten, die belesenen Blaustrümpfe eben so wie die idyllischen Naturgänschen, denken sollte, als die der allmäligen Erschlaffung und Blasirtheit. Berthold Auerbach hat mit dem Dichter über den passenden Schluß disputirt. Nach Lenau's erster Absicht sollte Don Juan zuletzt an einem unvertilgbaren Frieren und Frösteln sterben. Auerbach hielt ihm entgegen, „daß das ein wesentlich pathologischer Schluß sei, vielmehr müßte Don Juan ethisch an der Erkenntniß und Erfahrung untergehen, daß er, der Alles genießen zu können glaubte, wahre Frauenliebe nie genossen habe, da dies in höchster Beglückung nur Dem würde, der als Individuum wieder ein anderes ganz sein nenne und wisse." Das ist zwar ganz rationell, aber ich bezweifle, ob ein Don Juan, in dessen Natur es liegt, in der Liebe Nichts weiter zu sehen, als die Leidenschaft, jemals zu dieser Erfahrung kommen kann. Von der Intensivität der Leidenschaft hat er bei seinen vielfachen Versuchen den reichsten Genuß gehabt, und der sittliche Theil der Liebe, das auf gegenseitiger Achtung beruhende Vertrauen und die daraus entspringende ruhige Sicherheit, ist seinem aristokratischen Hochmuth, der sich über die gewöhnlichen Menschen erheben will, zuwider. Es kommt bei einem Blasirten zwar vor, daß er zuletzt bei seinen vielfältigen poetischen Empfindungen, auf denen er zu spielen versteht, wie der Virtuose auf seinem Clavier, sich auch einmal in die Begeisterung für die Tugend hineinschwindelt und nach dem Glück einer stillen,

beſcheidenen Hütte begehrt, aber das geht entweder mit in der Reihe ſeiner ſonſtigen Einfälle, oder es verliert ſich in unfruchtbare Müdigkeit. Der pathologiſche Schluß, den Lenau vorgezogen hat, iſt, wenn man überhaupt dieſen leidigen Gegenſtand tragiſch behandeln will, entſchieden der richtige. Wenn in der Oper Don Juan vom Teufel geholt wird, ſo iſt das im Grunde das Nämliche, wie jenes Fröſteln, oder wie der Schluß der gegenwärtigen Ausgabe, daß ſich nämlich Don Juan von einem Feind erſtechen läßt, weil ihm das Leben langweilig iſt. — Wir können kaum hoffen, daß dieſer Verſuch, in dem ſich übrigens einige ſehr feine Empfindungen vorfinden, der letzte ſein wird, der ſich auf dieſes dem Anſchein nach ſehr tragiſche, eigentlich aber höchſt langweilige Problem baſirt.

In den lyriſchen Gedichten ſind nur wenige von poetiſchem Werth, namentlich der „Blick in den Strom", das ich hier anführe, weil es das letzte iſt, das Lenau gedichtet hat, als er ſchon mit dem Wahnſinn kämpfte, und zugleich eins ſeiner ſchönſten.

Sah'ſt Du ein Glück vorübergehn,
Das nie ſich wiederfindet,
Iſt's gut, in einen Strom zu ſehn,
Wo Alles wogt und ſchwindet.
O ſtarre nur hinein, hinein,
Du wirſt es leichter miſſen,
Was Dir, und ſollt's Dein Liebſtes ſein,
Vom Herzen ward geriſſen.
Blick' unverwandt hinab zum Fluß,
Bis Deine Thränen fallen,
Und ſieh durch ihren warmen Guß.
Die Fluth hinunter wallen.
Hinträumend wird Vergeſſenheit
Des Herzens Wunde ſchließen;
Die Seele ſieht mit ihrem Leid
Sich ſelbſt vorüberfließen.

Der Grundgedanke dieſes Gedichts iſt der Leitton durch alle Poeſien Lenau's, der finſtere Schatten der allgemeinen Vergänglichkeit und Nichtigkeit, der ſich über alle Freuden dieſes Lebens breitet und ſie verkümmert. — In einem andern Sonett aus derſelben Zeit wird dieſer Gedanke noch ſchärfer in dem Bewußtſein von dem allmäligen Schwinden der eigenen Kräfte ausgeſprochen, und es macht einen unbeſchreiblich rührenden Eindruck, wenn man die unglückliche Wirklichkeit dazu nimmt. — In den übrigen Gedichten ſpricht ſich wieder jener ſchrankenloſe Zorn gegen das Schlechte aus, der, durch das geheime Gefühl der eignen Ohnmacht gedrängt, zu den wildeſten und formloſeſten Bildern greift, die dadurch noch verworrener werden, daß ſie in der Regel als religiöſe Inbrunſt erſcheinen und ſich doch gegen jede bekannte Geſtalt der Religion richten. Dieſe Unbeſtimmtheit in ſeinem Verhältniß zum Chriſtenthum brachte bei ſeinem Savanarola das ſon-

derbare Mißverſtändniß hervor, daß man dieſes Gedicht, in welchem ſich doch die religiöſe Subjectivität mit großer Härte gegen die verweltlichte Kirche empörte, als einen Ausdruck kirchlicher Reaction betrachtete. Wenn er in einem ſeiner neuern Gedichte ſagt:

Dein Tod am Kreuz, o Chriſtus, iſt verloren,
Wenn Du nicht wiederkommſt für unſre Nöthen,
Prophet, hat uns das Völkerleid geſchworen,
Meſſias, daß Du diesmal kommſt zu tödten.
Sie fingen auf das Blut von Deinen Hüften,
Die Welt zu tränken mit gefälſchter Schale,
Die Welt damit zur Feigheit zu vergiften,
Sie trank vom Opium in Deinem Grale.

ſo ſcheint die Beziehung ziemlich unzweideutig, allein gleich darauf kommt eine Polemik gegen die Rationaliſten, die uns wieder irre führt. Es iſt offenbar ein Mangel, der zu gleicher Zeit in der Unſicherheit des Gemüths liegt. — Zuweilen greift der Zorn zu Bildern, die geradezu häßlich ſind und ſich ins Wüſte verlieren, z. B.:

Der Bube läßt aufgähren mit Gekreiſche
Der niedern Leidenſchaften trübe Maiſche u. ſ. w.

oder wenn von der Kunſt geſagt wird:

Sie trägt den Eimer der verflachten Lumpen,
Mit Beifallsthränenfluth ihn voll zu pumpen,
Im Stalle waltet ſie, den Freudenfeſten
Der Taumelnden das Vieh heran zu mäſten. u. ſ. w.

Wenn hier die Leidenſchaft übertreibt, um ſich in Athem zu erhalten, ſo iſt dagegen an einem andern Gedicht zu Ehren des Erzherzog Karl zu bemerken, wie wenig der Dichter geeignet war, aus einem gegebenen poſitiven Stoff Etwas zu machen, daß er überhaupt nur ſprechen konnte, wenn der Sturm des Zornes ihn trieb. — Auch einige Balladen finden ſich wieder, wie ſchon in den frühern Sammlungen, die nach einer weit angelegten Schilderung zuletzt in Nichts auslaufen.

Trotz dieſer Ausſtellungen iſt die vorliegende Sammlung immer ein dankenswerther Beitrag für die Charakteriſtik des Dichters, deſſen großes Talent wir eben ſo bewundern, wie wir ſein unglückſeliges Schickſal beklagen. Wir ſchließen einige Bemerkungen über die Eigenthümlichkeit ſeines Dichtens an, die unſer erſtes, im vorigen Jahre unter dem Eindruck der Nachricht ſeines Todes geſchriebenes Referat ergänzen mögen.

Nimbſch von Strehlenau iſt im Jahre 1802 im Banat geboren, hat zuerſt Jurisprudenz, dann Medicin ſtudirt. Seine erſten Gedichte wurden von ſeinem Freunde Guſtav Schwab 1832 herausgegeben, in demſelben Jahre, wo die „Spaziergänge eines Wiener Poeten" erſchienen. Der Dichter ſelbſt ſuchte ſich

damals in Amerika eine neue Heimath zu gründen, von dem Unmuth über die enttäuschten Hoffnungen des Jahres 1830 aus Europa getrieben. Mit dem Rest des kleinen Vermögens, das er von seinen Großältern geerbt hatte, kaufte er sich einige hundert Morgen Urwalds und verpachtete sie an einen Zimmermann. Es mißglückte ihm aber Alles, und müde kehrte er nach Europa zurück, wo er mittlerweile ein berühmter Mann geworden war. Es folgten nun sein Faust 1836 (gleichzeitig mit dem „Schutt" von Anastasius Grün), Savanarola 1837, neue Gedichte 1838, die Albigenser 1841. Er hatte sich gerade verlobt und fing an, auf Lebensglück zu hoffen, als ihn 1844 der Wahnsinn ereilte. Sechs Jahre hat er gelitten.

Die Eigenthümlichkeit seiner Poesien ist zum Theil aus seiner Individualität, zum Theil aus der allgemeinen Richtung der Zeit zu erklären.

Das Charakteristische seiner Individualität ist eine seltene Stärke und Innigkeit des Gefühls, verbunden mit einer unverkennbaren Armuth der geistigen Anschauung. Daraus ist jener ungestüme Drang zu erklären, der sich dem Anschein nach gegen die wirkliche Welt, eigentlich aber gegen das Gefühl der mangelnden Kraft empört und sich niemals befriedigt; daher jene gewaltsame Sprache, die freilich auch einigermaßen Provinzialismus ist, jene wilden, zum Theil unheimlichen Bilder, über die sich schon der Schatten einer dunkeln Zukunft breitet, und die uns am Häßlichsten durchfrösteln, wenn sie sich an einen scheinbar heitern Stoff knüpfen; daher jenes ungestüme Springen von einer Empfindung in die andere, jene Hast des Gedankens, die Form und Maß verschmäht und die doch immer in den Banden einer tiefen Schwermuth bleibt; jene Idee der allgemeinen Nichtigkeit, die seit Byron die Lieblingsstimmung fast aller neuern Dichter zu sein pflegt, die aber bei keinem eine so dunkle Färbung der Verzweiflung annimmt, als bei Lenau. Daher auch jene Neigung zu Stoffen und Problemen, die ihm bereits durch frühere Dichtungen vermittelt waren. Berthold Auerbach hat ihn davon abzubringen gesucht und ihn auf die gegenständliche Welt aufmerksam gemacht, er scheint aber darin Lenau's Wesen mißverstanden zu haben, dem es gar nicht auf die Lösung jener Probleme ankam, kaum auf den Inhalt derselben, sondern nur auf die Empfindung, die sie in ihm erregten. Diese ist überall mit großer Energie wiedergegeben, der Inhalt selbst verschwindet dagegen. Nur wenn wir dies im Auge behalten, verstehen wir das Fragmentarische seines Schaffens. Am bezeichnendsten tritt es in den Albigensern hervor, bei einem eigentlich sehr epischen Stoff, den er aber in eine Reihe lyrischer Empfindungen zerbröckelt. Zuweilen ist die Empfindung edel und selbst groß, z. B. die Scene, in welcher der Tod des Papstes geschildert wird mit einer tragischen Ironie und Härte, die sich den Eingebungen der besten Dichter an die Seite stellen könnte. Eben so der Schluß des ganzen Gedichts, der die einzelne Ketzerei zu dem Gedanken des Freiheitskampfes überhaupt verallgemeinert. Dann kommen dazwischen

aber wieder vereinzelte idylliſche ſentimentale Bilder und Gleichniſſe, die mehr eine Caprice als ein wahres Gefühl ausdrücken. Das Herz iſt voll, aber die Zunge gelähmt. Wir werden durch die tiefe Schwermuth des Gedichts gerührt, aber wir werden nicht ergriffen, denn es iſt in der Production keine Spannkraft; es treten Perſonen auf, um augenblicklich wieder zu verſchwinden, es werden große Entwürfe gemacht und dann wieder fallen gelaſſen — wir ſtehen vor einem phantaſtiſchen Schattenſpiel.

In dem zweiten hiſtoriſchen Stoff, den er behandelt hat, dem Savanarola, würde uns die Inbrunſt des Gefühls, die ſich diesmal in den concreten Vorſtellungen der Religion bewegt und daher verhältnißmäßig einen größern Reichthum von Gedanken entwickelt, noch lebhafter ergreifen, wenn nicht die Eintönigkeit des elegiſchen Vermaßes uns ermüdete und wenn nicht bei den vielen, zum Theil tiefen Reflexionen dennoch der Mangel an wirklicher Geſtaltung unangenehm hervorträte. Was übrigens den Sinn dieſes Gedichts betrifft, ſo iſt er nicht blos gegen das neukatholiſche Heidenthum der Hauptſtadt der Chriſtenheit im funfzehnten Jahrhundert und gegen die gemüthloſe Scholaſtik deſſelben gerichtet, ſondern eben ſo gegen die Philoſophie des neunzehnten Jahrhunderts. Dem Anſchein nach bekämpft Lenau den weltlichen Sinn derſelben, eigentlich haßt er aber an ihr jene bequeme Verſöhnung und Befriedigung, die den Schmerz durch Verſtandesformeln hinwegläugnen möchte. Sie beantwortet die kühnſten Fragen mit pädagogiſcher Gemeſſenheit, während das Herz des Dichters nicht nach der Antwort, ſondern nach dem Gefühl der unlösbaren Frage trachtet, weil dieſes Gefühl ſeinem Schmerz erſt die Berechtigung giebt. So läßt er in ſeinem Fauſt, ganz anders als Goethe, den Helden im Mephiſto untergehen. Der Dichter kann nur den Frieden geben, den er ſelber hat. Lenau's Skepticismus geht nicht aus dem Unglauben des Verſtandes hervor, ſondern aus dem Zweifel des Herzens. Sein Weltſchmerz iſt nicht, wie bei den meiſten übrigen Dichtern, ein coquettes Tändeln mit den Problemen der Mode, ſondern die Trauer eines edlen Gemüths über ſeinen eignen Verluſt. Daher die ſchauerlichen Nachtſtücke in ſeinen Gedichten, die in der Natur ein Bild ſeines eignen Geiſtes abmalen; daher dieſe Beklommenheit einer düſtern Atmoſphäre, die ſich auch über die bunt angelegten Landſchaftsgemälde breitet; dieſes Hineinſchauen des Todes und ſeiner Schreckbilder in das ſonſt ſehr energiſch mitgefühlte Naturleben. Am Freieſten ſind noch die Schilderungen ſeiner Heimath, der dunkle Wald, der Magyare auf ſeinem Roß und der Zigeuner mit der Geige, obgleich uns auch hier ſchon ein finſterer Zug überall begegnet, der zuweilen in's Barocke und Manierirte ſtreift. Viel kränklicher ſind die Darſtellungen der amerikaniſchen Waldeinſamkeit; aus den großartigen Scenen einer wilden Natur ſchaudert ihm überall das Geſpenſt der Vergänglichkeit entgegen, und dieſer Gedanke verläßt ihn nicht, auch wenn ein ganz beſtimmter Gegenſtand eine objective Schilderung verlangt.

Dieſe Stimmung ſeines Gemüths entſprach der Zeit. Was damals von Talent vorhanden war, trug ſich mit ähnlichen Tendenzen. Der maßloſe Wiſſensdrang des Fauſt und die maßloſe Sinnlichkeit des Don Juan, die als eine Doppelnatur zuerſt von Grabbe zuſammengeſtellt wurden, eben ſo der politiſche Unmuth, der den hochgeſpannten Erwartungen des Jahres 1830 folgte, die verbannten Polen, die zu einem Trauerlied heruntergekommene Marſeillaiſe u. ſ. w., das ſind die Bilder, in denen ſich die damalige Lyrik ausſchließlich bewegte. Lenau's Freiheitsgedichte übertreffen an Zorn und an Charakter die meiſten ſeiner Vorgänger und Nachfolger, obgleich eigentlich das Gemeinleben des Volks nicht das ſeinige war. Er war Ariſtokrat wie Lord Byron, nur den Dichtern zugänglich, und den ſtillſten von ihnen am Zugänglichſten. Sein inniges Verhältniß zu Juſtinus Kerner, dem einſamen Geiſterſeher, darf man nicht außer Acht laſſen, wenn man ſich von ihm ein vollſtändiges Bild machen will. Er verſchmähte eben ſo den Cynismus Heine's, der ſich im Gefühl der allgemeinen Nichtswürdigkeit ſättigt, wie das zufriedene Pathos der meiſten übrigen Freiheitsſänger, die ſich mit ihrer Declamation oder mit ihrer Melancholie ein vollſtändiges Genüge gethan zu haben glauben. Fragmentariſch wie ſein Dichten war ſein Leben und Empfinden, und er iſt eine von jenen zahlreichen Naturen unſeres Vaterlandes, deren Dichtung uns eben ſo betrübt wie ihr Leben, weil weder das Eine noch das Andere ſich zu einem Ganzen abrundete. Das Grauenhafte ſeines äußerlichen Schickſals giebt bei ihm dieſer Trauer einen erſchütternden Charakter.

Die muſikaliſche Saiſon in Berlin.

Der verfloſſene Winter gehört in muſikaliſcher Beziehung nicht zu den glänzendſten. Es fehlte ihm ein eigentlicher Mittelpunkt; des Intereſſanten und Guten wurde zwar Vieles geboten, aber von der Art, daß ſich nur ein kleiner Theil des Publicums dafür erwärmte. Andrerſeits war aber auch die Zerſplitterung der Kräfte nicht ſo groß, wie im Jahre vorher. Ich berichtete Ihnen früher von dem Treiben der ſogenannten Bezirks-Concerte. Bei der unglaublichen Maſſe ſolcher Concerte, zu denen tüchtige Künſtler durch die Laſt äußerer Beziehungen und Rückſichten faſt mit Gewalt herbeigezogen wurden, war die dadurch hervorgerufene Vergeudung der Kräfte höchſt bedeutend; die Vortheile, die für die Bildung der niedern Volksklaſſen entſtehen konnten, waren mindeſtens zweifelhaft. Glücklicher Weiſe hat ſich der Sturm der Bezirksconcerte etwas beruhigt; ſie exiſtiren noch, aber in weit geringerer Zahl und mit größerer Anſpruchsloſigkeit. Im Vordergrunde ſtehen unter ihnen die Concerte des Treu-

bundes, der mehr und mehr eine Stütze für invalide Sänger zu werden ſcheint. Im „Bundeshauſe" finden faſt allwöchentlich Concerte Statt, denen ſich ein Ball anſchließt; es würde ſich ſelbſt ein Sänger, der den reactionairſten Kreiſen angehörte, compromittiren, wenn er in dieſem Local und vor dieſem Publicum ſingen wollte; ſo weit iſt es mit dem Bodenſatz der conſervativen Partei gekommen. — Die Wintergarten-Concerte, die noch vor drei, vier Jahren in vollſter Blüthe ſtanden, finden ein immer kleineres Publicum; ſelbſt Joſeph Gungl. Auch bei Liebig hat ſich Manches verändert. In früheren Zeiten wurde das Publicum mit einer Symphonie abgeſpeiſt; der übrige Theil des Concerts beſtand aus Tänzen, Potpourri's und dergleichen Unterhaltungsmuſik. So beſcheiden ſind die Anſprüche gegenwärtig nicht mehr. Das Programm muß aus lauter claſſiſchen Compoſitionen zuſammengeſtellt werden. Mit großer Andacht verfolgen die Zuhörer bei Bier und Tabak die oft ziemlich ſchlechte Ausführung. — Die wachſende Neigung für claſſiſche Inſtrumental-Compoſitionen zeigt ſich auch in dem geſellſchaftlichen Leben. Bloße Concertſtücke, inhaltloſe Lieder u. dgl. werden immer verachteter; es iſt zum Theil Affectation, aber doch nicht ganz; denn wo die Muſik mit ſo bedeutendem Zeitaufwand getrieben wird, muß zuletzt auch in flacheren Naturen ein Ueberdruß an dem Flachen entſtehen. Daneben nimmt auch die Neigung zu ernſteren Geſangſtudien zu; denn das Gefühl, daß der Geſang der eigentliche Mittelpunkt der Muſik iſt, läßt ſich trotz aller Romantik nicht verdrängen; der uncultivirte Geſang aber kann ſich der glänzenden Inſtrumental-Technik gegenüber nicht behaupten. Die Zahl der kleinen Geſangvereine mehrt ſich, vielleicht zum Nachtheil der großen; leider aber fehlt es an Vereinen, die irgend ein Princip mit Beſtimmtheit und Conſequenz feſthalten.

Die italieniſche Oper entſpricht, im Ganzen genommen, nie den Forderungen, die Berlin zu machen berechtigt iſt. Das Publicum hat noch nie ein ſo lebendiges und allgemeines Intereſſe für Italiens Sänger an den Tag gelegt, daß die Direction Sänger erſten Ranges hätte engagiren können; und dieſer Umſtand wieder bewirkt es, daß die Theilnahme lau bleibt. Es käme auf den kühnen Schritt an, daß die Direction für einen Winter es wagte, ein ausgezeichnetes Enſemble herzuſtellen; vielleicht würde dadurch die italieniſche Oper für die ganze Folgezeit eine andere Stellung erhalten. Das heutige Publicum derſelben iſt klein und beſteht zum Theil aus nicht ſehr angenehmen Elementen, die durch die Lage des Königſtädtiſchen Theaters herbeigezogen werden. Auch in dieſem Winter vermochte die Caſtellan das Haus nicht zu füllen; ſie wurde eine gefeierte, aber keine populaire Künſtlerin. Trotzdem iſt Marie Caſtellan in ihrem Fache faſt vollendet. Unter den Rollen, die ſie hier gab, waren die Nachtwandlerin, die Elvira in den Puritanern, Linda di Chamouni, die Roſine im Barbier, die Nerina im Don Pasquale ihre beſten Leiſtungen; weniger genügte ſie ſchon als Desdemona, und als Norma intereſſirte ſie mehr darum, weil man ihr eine Dar-

ſtellung dieſer Art gar nicht zugetraut hatte, als weil es ihr wirklich gelungen wäre, ein vollſtändig genügendes Bild dieſes Charakters hinzuſtellen. Ihr Genre ſchließt das Tragiſche nicht aus, aber das Heroiſche; in der Darſtellung lieblicher und weicher Frauennaturen findet ſie ihren eigentlichen Beruf, mag dieſen die Opera buffa oder die Opera seria zum Rahmen dienen. Ihre Stimme hat keinen beſonders bemerkenswerthen, aber hinreichenden Umfang; ſie iſt nur mäßig ſtark, füllt aber einen nicht allzu großen Raum; am Schönſten iſt die Mittellage, den zweiten Rang nehmen die tiefen Töne ein. Die techniſche Geſangausbildung iſt höchſt ſolid; wenn gleich unſere Künſtlerin es nicht zu ſo ſchwindelnder Geläufigkeit gebracht hat, wie die Viardot oder wie Madame de la Grange, ſo leiſtet ſie doch nicht wenig, führt Alles, worauf ſie ſich überhaupt einläßt, mit großer Sauberkeit aus, und iſt namentlich in den Kunſtfertigkeiten vortrefflich, die einem gröberen Ohre leicht entgehen, in der Tongebung, im Gebrauch des Portaments und dergleichen. Im Beſitz ſo vieler techniſchen Vorzüge würde ſie eine ausgezeichnete Concertſängerin ſein, wenn ſie nicht eine dramatiſche wäre. Der Concertgeſang beruht weſentlich auf den Aeußerlichkeiten der Tonkunſt, und die Caſtellan hatte dieſe nur als Mittel zum Zwecke, nicht um ihrer ſelbſt willen ausgebildet. Wir haben ſelten eine Sängerin gehört, die die beiden Klippen dramatiſcher Auffaſſung ſo glücklich zu vermeiden verſtand, als ſie; nie ſchritt ſie in der Darſtellung der Liebe oder des Zorns oder des Wahnſinns bis zum Extremen und Häßlichen, und nie, auch in den weniger hervortretenden Momenten, war ihr Geſang nur Geſang, ſie gab ihm ſtets eine der Situation angemeſſene, wenn auch nur leiſe durchſchimmernde Färbung. Freilich erſt bei aufmerkſamerem Hören, als der Mehrzahl zuzumuthen iſt, lernte man das feine, durchdringende Studium dieſer Künſtlerin vollſtändig kennen, wie ſie kein Wort unbedeutend, mit gleichgiltigem oder ſinnwidrigem Accent ſang; die dramatiſche Seele des Ganzen verbreitete ſich über den ganzen Organismus, und ſchimmerte in milder Klarheit durch. Die Viardot und die Lind gaben allen ihren Leiſtungen ein individuelles Gepräge; je bedeutender die Perſönlichkeit beider Sängerinnen war, deſto intereſſanter wurden ihre dramatiſchen Schöpfungen; die ſchwärmeriſche Schwedin, die glühende Spanierin erregten durch ſich ſelbſt eben ſo viel und vielleicht noch mehr Intereſſe, als durch den Charakter, den ſie darzuſtellen hatten. Der Romantiker wird in weit höherem Grade dadurch gereizt, als durch eine ſimple Löſung einer gegebenen Aufgabe, aus der jede Spur einer hervortretenden Perſönlichkeit verſchwunden iſt. Und doch iſt dies von rein künſtleriſchem Standpunkte aus das zu Fordernde, daß der Schauſpieler oder Sänger den gegebenen Charakter nicht nach ſeiner Perſönlichkeit umgeſtalte, ſondern vielmehr ſich ſelbſt ganz und gar zu dem darzuſtellenden Charakter mache. Dies gelingt der Caſtellan — natürlich in dem Genre, dem ſie überhaupt gewachſen iſt. Sie bringt keine Perſönlichkeit mit, die für ſich ſelbſt intereſſirt; ſie gibt das, was

vom Standpunkte der Kunst aus normal ist, und darum ist sie eine große Künstlerin. — Die übrigen Kräfte der italienischen Oper waren, namentlich das weibliche Personal, meist sehr mangelhaft. Labocetta, schon seit einer Reihe von Jahren Tenore assoluto, zerstört seine herrlichen Mittel durch unmäßiges Forciren; Pardini, ein kräftiger Heldentenor, hatte niemals künstlerische Bedeutung. Wie herrliche Stimmen aus Italien kommen, bewies uns auf's Neue unser diesmaliger Bariton, Sgr. Quicciardi, ein Sänger ohne Schule, aber von so glänzenden Stimmmitteln, wie sie fast nie ein deutscher Sänger hat. Das Repertoir brachte nichts Neues; glücklicher Weise wurden wir mit der Darstellung deutscher Opern verschont.

Weit geringeres Interesse, als an der italienischen, konnten wir an der deutschen Oper nehmen. Allerdings machen wir an diese höhere Ansprüche; wir verlangen vor allen Dingen ein Ensemble und ein gutes Repertoir; auch läßt sich nicht verkennen, daß die großen Räume des Opernhauses ein ungeheures Maß physischer Kraft von dem Sänger verlangen. Die Köster ist eine vortreffliche dramatische Sängerin; die Tuczek in ihrem Genre auch jetzt noch recht brauchbar; und wenn sich zu diesen beiden Johanne Wagner gesellt haben wird, so wird das weibliche Personal wenig zu wünschen übrig lassen. Desto trauriger sieht es aber mit den männlichen Mitgliedern aus. Zschiesche und Mantius sind Ruinen, wenigstens für das Opernhaus, denn im Concertsaal bringt Mantius noch heute durch seinen Vortrag Wirkungen hervor, die für den Kunstverständigen fast größer sind, als sie es früher waren. Krause und Salomon sind vortreffliche musikalische Kräfte, aber es fehlt ihnen das dramatische Talent. v. d. Osten, der vielbesprochene Tenor, den man nach Paris zu Bordogni schickte, damit er dort in die höhern Geheimnisse der Gesangskunst eingeweiht werde, hat sich als ganz unfähig für die Bühne bewiesen; und Pfister, der sich in seiner Kunstbildung nicht weit über seine Tyroler Landsleute erhoben hat, ist der Unglückliche, der durch die Ungunst der Umstände zu allen Heldentenorpartien verdammt ist und uns die vortrefflichsten Opern verleidet. Das Repertoir leidet an entsetzlicher Dürre; von guten alten Werken wird wenig gegeben, und die Novitäten sind meist werthlos. Flotow's Großfürstin und Adam's Giralda waren die Neuigkeiten, die dieser Winter brachte; die erste Oper steht tief unter Martha, die zweite, die wenigstens durch das Sujet einigermaßen interessant ist, unter dem Postillon. Der Prophet, ein Werk, in dem Meyerbeer auf die Darstellung des Edeln und Schönen fast gänzlich verzichtet hat und sich darauf beschränkt, in den schauerlichsten Situationen und Leidenschaften herumzuwühlen, kam mehrmals zur Aufführung, einmal mit Johanne Wagner als Fides, einer Künstlerin, auf die wir die besten Hoffnungen bauen. Spontini's Vestalin und Cortez fielen ziemlich unglücklich aus; hoffen wir, daß in Zukunft eine würdige Darstellung dieser Werke möglich werde.

Mit einander verwandt ſind die Symphonie-, Trio- und Quartett-Soiréen. Die erſtern ſind nach wie vor der Mittelpunkt der vornehm-muſikaliſchen Welt. Es iſt ein Erforderniß der Bildung, ſich im Beſitz eines Abonnementsbillets zu den Symphonieconcerten zu befinden. In dieſem Winter konnte den Anſprüchen des Publicums nicht mehr genügt werden; mehrere hundert Abonnementsbedürftige mußten troſtlos heimkehren. Kein Auditorium iſt ſo rigoriſtiſch, als dieſes; aus zwei Symphonien und zwei Ouverturen beſteht ein für alle Mal das Programm; wehe dem Capellmeiſter, der es wagen wollte, etwas Fremdartiges hineinzumiſchen! Ueber Beethoven, Mozart und Haydn erſtreckt ſich der Horizont nicht. Schumann's Symphonien, ja ſelbſt die Schubert'ſche, wird nicht geduldet. Gelingt es einmal, etwas Neues einzuſchmuggeln, ſo iſt das Todesurtheil von vorn herein geſprochen, und es ſcheint eigentlich nur darauf anzukommen, ob der Autor auf etwas mehr oder auf etwas weniger qualvolle Weiſe vom Leben zum Tode gefördert wird. Am Aergſten erging es Dorn mit derſelben Symphonie, die in Leipzig Beifall gefunden hat. Man hält hier einmal mit Strenge an Beethoven's Muſter feſt, und war um ſo mißgeſtimmter gegen Dorn, da Dieſer ſchon dreimal früher unglückliche Verſuche ähnlicher Art gemacht hatte. Etwas glücklicher war Taubert, am Glücklichſten Louis Ehlert mit ſeiner Frühlingsſymphonie, deren erſter Satz recht vielen Anklang fand. Ehlert iſt ein junger Componiſt von viel Talent, er ſcheint ſich aber einer Richtung ergeben zu haben, deren weiterer Verfolg die Muſik in die größten Abwege führt. Er iſt Romantiker in der Muſik; die fernſten, geſuchteſten Tongebilde reizen ſeine Phantaſie mehr, als das Einfache und Natürliche, das für jedes vollendete Kunſtwerk wenigſtens Stütze und Ausgangpunkt ſein muß. Wir laſſen uns in der Poeſie ſowol als in der Muſik das Entlegene gefallen, wenn wir ſehen und hören, wie es naturgemäß aus dem Einfachen entſteht, und wenn wir nicht zu lange in den fernſten Regionen umhergetrieben werden. Es ſind unrichtige Vorſtellungen von Originalität und Individualität, wenn man dieſe, anſtatt ſie in der Rundung des Ganzen und in der Wahrheit und Lebendigkeit des Ausdruckes zu ſuchen, durch möglichſt viele pikante, geiſtreiche Wendungen zu erreichen glaubt. Die heutigen Muſiker ſowol als das Publicum nehmen noch ein zu ſtoffartiges Intereſſe an der Muſik, das mit Nothwendigkeit bald zu den wildeſten Extremen, bald zu den ſonderbarſten Schnörkeleien und Verzerrungen, bald zu nebelhaften und verſchwommenen Gebilden führt. Durch dieſe Richtung wird der gute Geſchmack zu Grunde gerichtet, und es läßt ſich den aus ihr hervorgehenden Werken eben ſo wenig Lebensdauer verſprechen, als die poetiſchen Productionen der Romantik lebensfähig geweſen ſind, die ebenfalls aus einem überſpannten Haß gegen Alles an das wirkliche, alltägliche Leben Erinnernde und aus der Unfähigkeit, das Reale zu idealiſiren, hervorgingen. Es gibt nur einen Weg, um zu einer neuen, glänzenden Periode der Muſik zu gelangen, und dies iſt derſelbe Weg, der für die Poeſie der einzig richtige iſt.

Digitized by Google

Wir müſſen natürlicher, menſchlicher und geſunder werden, wir müſſen uns innerhalb der Schranken des allgemein Wahren und Verſtändlichen in edeln Formen bewegen lernen, wir müſſen von natürlichen und einfachen Grundlagen aus zu den höchſten Spitzen der Poeſie ſowol als der Muſik zu gelangen, die Fähigkeit uns erwerben. Ob für das inſtrumentale Gebiet und für das Lied auf dieſem Wege der Zukunft noch viel zu thun übrig bleibt, wiſſen wir nicht; nur ſcheint es uns, daß dieſe Gattungen, deren Blüthezeit kurz hinter uns liegt, zunächſt wenig erſprießlich ſind und erſt durch eine inzwiſchen erfolgende Hebung anderer Gattungen zu neuer Blüthe gelangen können; die Kirchenmuſik und die Oper aber ſind unzweifelhaft noch einer weit höhern Vollendung fähig, als ſie bis jetzt erreicht haben; an dieſen beiden Gattungen läßt ſich das Mangelhafte aller frühern Leiſtungen beſtimmt erkennen, ja dieſe Erkenntniß iſt großentheils ſchon in das allgemeine Bewußtſein übergegangen; äußere und innere Gründe treffen zuſammen, um das Streben aller Muſiker, die ſich irgend etwas Größeres zuzutrauen berechtigt ſind, auf dieſe beiden Punkte zu concentriren. Wie ſehr es Noth thut, auf eine Rückkehr zu dem Natürlichen und Edeln und auf eine Umgeſtaltung der Begriffe, die über muſikaliſche Originalität gäng und gäbe ſind, zu dringen, dies hat uns neuerdings wieder ein von Dorn componirtes und hier zur Aufführung gebrachtes Requiem bewieſen, ein Werk, das vielleicht bleibenden Werth hat als ein Denkmal, wie weit Verirrungen gehen können. Schon in der Grundauffaſſung lag etwas Abnormes und Sonderbares. Der alte katholiſche Kirchentext iſt in vier Abtheilungen zerlegt, deren jede ein für ſich beſtehendes Ganze bildet. Zuerſt werden wir an das Bett des Sterbenden geführt, dann findet eine Feierlichkeit im Todtenhauſe Statt, darauf begleiten wir den Leichenzug auf den Kirchhof, endlich, ein Jahr ſpäter, wohnen wir einer Gedächtnißfeier bei. Wie nun ſchon von Grund aus Alles eine dramatiſche Färbung erhält, ſo ſteigert ſich dies in der Behandlung des Einzelnen. Bei der Schilderung des jüngſten Gerichts glauben wir die Wolfsſchlucht als Decoration zu ſehen, beim Begräbniß hören wir die Erdhaufen fallen, die über den Sarg geſchüttet werden, bei der Gedächtnißfeier ertönt in weiter Ferne eine Hirtenflöte, und dergl. mehr. Edle und kirchliche Haltung fehlt faſt gänzlich; es iſt das Meyerbeer'ſche Princip, in den grellſten Farben zu malen und durch kurze Schlaglichter anzudeuten, das hier auf einen kirchlichen und durch muſikaliſche Tradition heiligen Stoff angewandt wird. Es läßt ſich nicht läugnen, daß das Werk geiſtreiche Züge hat und eine geſchickte Hand verräth; aber gerade an dieſem Stoff wird auch dem blöderen Auge nur zu offenbar, wie weit ſich manche moderne Kunſtrichtungen von dem Ideale der Kunſt entfernen. Mag Der, der in dieſer Richtung ſich heimiſch fühlt, zum Mindeſten fern bleiben von Stoffen, deren hiſtoriſche Bedeutung uns an die reinſten und edelſten Kunſttendenzen erinnert; es thut Noth, darüber zu wachen, daß wenigſtens nicht Alles in den heutigen tollen Strudel hineingeriſſen wird.

Digitized by Google

Die hervortretendſten Repräſentanten des Chorgeſangs und der Kirchenmuſik ſind die Singakademie, der Stern'ſche Verein und der Domchor. Der Singakademie muß man nachrühmen, daß ſie an dem Princip, das Inſtituten dieſer Art zu Grunde liegen muß, mit Strenge feſthält. Ein Geſangverein kann ſich zu höherer künſtleriſcher Bedeutung überhaupt nur dadurch erheben, daß er eine beſtimmte Richtung verfolgt; begnügt er ſich damit, nach augenblicklichem Belieben und nach Rückſichten des blos geſellſchaftlichen Vergnügens bald Dies bald Jenes auszuführen, ſo vertritt er eben Nichts, und hat keine beſtimmte künſtleriſche Stellung. Die Singakademie beſchränkt ſich auf das Gebiet der Kirchenmuſik, umfaßt dies aber in ſeiner ganzen Ausdehnung und mit ziemlich gleicher Berückſichtigung verſchiedener Zeiten und Richtungen. Sie hat mit großer Liberalität alljährlich Werke lebender Componiſten zur Aufführung gebracht; indem ſie Schumann's „Paradies und die Peri" aufführte, bewies ſie ſich ſelbſt weniger ſpröde, als die Königl. Kapelle, die noch keine von Schumann's Symphonien in ihr Repertoir aufgenommen hat; Mendelſohn's Oratorien und Hiller's „Zerſtörung Jeruſalem's" ſind mehrfach, und außerdem Oratorien von Löwe, Spohr, Markull, Marx, Küſter, Naumann und Hopfe aufgeführt worden. Aber eben ſo wenig hat die Singakademie zu Gunſten des Neuen auf die claſſiſche Muſik verzichtet; mit ruhiger Sicherheit bewegt ſie ſich zwiſchen dieſen beiden Extremen. Leider nun wird die Ausführung von den Leitern dieſes Inſtituts etwas vernachläſſigt. Theils werden die Tempi ſehr häufig zu langſam genommen, theils wird auf die Ausmerzung der Fehler und Nachläſſigkeiten zu wenig Energie verwandt. Sowol dieſer Umſtand als der bei vielen Dilettanten herrſchende Mangel an Ernſt hat den Stern'ſchen Geſangverein zu großem Anſehen gebracht. Stern gründete ihn im Jahre 1848. Die Zahl ſeiner Mitglieder hat ſich ſeitdem ſo vermehrt, daß ſie jetzt nicht mehr weit von der der Singakademie abſteht. In dieſem Winter trat Stern, der bis dahin ſich mit einer untergeordneten Stellung begnügt und nur kleinere Aufführungen vor einem meiſt eingeladenen Publicum veranſtaltet hatte, zum erſten Mal als Rival der Singakademie auf. Mit Unterſtützung der Königl. Capelle und des jetzt nach Köln berufenen trefflichen Pianiſten Eduard Frank gab er ein Concert im größeren Styl, das in der That von der Vortrefflichkeit der Ausführung, die unter ſeiner Leitung erreicht worden, Zeugniß ablegte. Das Hauptwerk, das zur Aufführung kam, war die Walpurgisnacht von Mendelsſohn, eine Compoſition, die in verkleinertem Maßſtabe alle Elemente der Mendelsſohn'ſchen Richtung in ſich vereinigt: das Liederartige, das Dämoniſche und Elfenartige, und das Kirchliche. Die Walpurgisnacht war bis jetzt nur einmal in Berlin mit großem Orcheſter gehört worden, und zwar in einem Augenblick, in dem die ſchwerſten politiſchen Entſcheidungen auf der Spitze des Schwertes ſtanden; ſie hatte darum für uns das Intereſſe der Neuheit. Der Erfolg des Concertes war ein entſchiedener, der Ruf des Stern'ſchen Vereins als wür-

digſten Repräſentanten des Chorgeſanges geſichert. Dies läßt ſich von einem höhern Standpunkte aus nur beklagen. Es beginnt dadurch ein Bruch in unſern muſikaliſchen Verhältniſſen, der für eine noch lange Zukunft hin fortbeſtehen kann. Die beiden untrennbaren Factoren jeder achtungswerthen Kunſtleiſtung: Ernſt der Richtung und Präciſion der Ausführung, beginnen damit ſich von einander zu trennen. Mit Mendelsſohn'ſcher Muſik, mit vierſtimmigen Liedern und ähnlichen Bagatellen, wozu ſich allenfalls einmal etwas Händel und Haydn geſellt, wird die Aufgabe eines muſikaliſchen Inſtituts, das künſtleriſche Bedeutung beanſprucht, nicht erſchöpft; eben ſo wenig wird ein wahrhaft künſtleriſches Inſtitut gegen das Aeußere gleichgiltig ſein. Stern iſt ſeiner Perſönlichkeit nach ein Repräſentant des Salons, die Singakademie leidet an phyſiſcher und geiſtiger Altersſchwäche. In der letzten Zeit iſt wiederholt von einer Regeneration der Singakademie die Rede geweſen, und die Aufführungen dieſes Winters haben nur zu deutlich gezeigt, wie nothwendig eine ſolche iſt. Am Gelungenſten waren noch die Aufführungen des Meſſias, des Paulus und der Schöpfung; um ſo weniger konnte aber die Bach'ſche Paſſion befriedigen. Dies merkwürdige Denkmal pietiſtiſch-proteſtantiſcher Geſinnung, das im Jahre 1829 von Mendelsſohn zum erſten Mal wieder vor die Oeffentlichkeit gebracht wurde, iſt ſeit einigen Jahren zu der Ehre gelangt, alljährlich aufgeführt zu werden. Alle Welt, die muſikaliſche und die unmuſikaliſche, die bigotte und die atheiſtiſche, beginnt nach gerade dafür zu ſchwärmen. Man ſcheint das Bedürfniß eines Cultus zu haben; nachdem man lange genug für Mendelsſohn geſchwärmt hatte, wurde man deſſen überdrüſſig, man wollte etwas Neues, und man fängt an den altmodiſchen Bach zu verehren. Bei allem Reſpect vor der tiefen Innigkeit, vor dem inhaltsvollen Ernſt, vor der wunderbaren Erfindungskraft und der meiſterhaften Technik dieſes Mannes, — auch dieſer Geſchmack iſt nur eine von den Formen, in denen ſich der romantiſche Dämon unſers Jahrhunderts offenbart. Was Wunderbares iſt darin, daß die romantiſche Neigung zum Gekünſtelten und Geſchraubten an einen Mann ſich anlehnt, der faſt Alle darin übertroffen hat? daß ſie an einer Ueberſchwenglichkeit des Ausdruckes Gefallen findet, die das eine Grundgeſetz der Kunſt, die maßvolle Schönheit, unbekümmert bei Seite liegen läßt? Was iſt Wunderbares darin, daß ein Romantiker für den muſikaliſchen Ausdruck der hochgeſpannteſten Religioſität ſich begeiſtert, obſchon ſein eigenes Herz über jedes religiöſe Gefühl längſt hinaus iſt? Der Bach-Cultus hat mit dem Meyerbeer-Cultus einen ſehr weſentlichen Berührungspunkt. Es iſt eine gewiße Abgeſtumpftheit, die ſich an Meyerbeer und die ſich an Bach wendet. Nur der Unterſchied iſt der, daß Meyerbeer's Effecte aus dem Zuſtand der Abgeſtumpftheit ſelbſt hervorgehen, während Bach in natürlicher Kraft, weil er am Anfang einer neuen Kunſtperiode ſtand, zu ſtarken Ausdrucksmitteln kam. Es werden alſo ſtets die Beſten ſein, die ſich in Bach verſenken. Aber die Erfahrung beſtätigt es, daß mit aufrichtigem Sinn nur Solche zu Bach gelangen,

die, durch übermäßiges Muſikſtreiben erſchöpft, nach neuer ſtärkerer Anregung Verlangen haben. — Ich habe mich bei dieſem Gegenſtand darum etwas länger aufgehalten, weil es ſich hier in der That um einen allmählig beginnenden Umſchwung in der muſikaliſchen Richtung Berlin's handelt. Bach wurde in frühern Jahren ſelbſt in der Singakademie wenig goutirt, geſchweige denn, daß ein größeres Publicum für ihn Intereſſe gehabt hätte. Faſch, Händel und Haydn waren der Mittelpunkt der kirchlichen Muſik. Der klare, claſſiſche Händel wird es ſich vielleicht gefallen laſſen müſſen, eine Zeit lang dem romantiſchen Bach Platz zu machen; und Faſch, der außerhalb des Umkreiſes von Berlin ſtets wenig bekannt war, läuft vielleicht Gefahr, bei einer Regeneration der Singakademie ganz vergeſſen zu werden. Es ſcheint, daß wir einen labyrinthiſchen Weg zu gehen haben, ehe wir zu einer neuen geſunden Blüthe der Kunſt gelangen; in immer neue Geſtalten kleidet ſich der dämoniſche Geiſt, der das Krankhafte und Unſchöne zum Princip hat. — Weniger Verehrer, als Bach, findet die Paleſtrina'ſche Richtung. Der Domchor ſang in dieſem Winter in öffentlichen Concerten Stücke von Paleſtrina; aber dieſe Art von Muſik lag dem Publicum doch zu fern, ſelbſt muſikverſtändige Zuhörer konnten ihr nicht folgen. Es läßt ſich Paleſtrina's ſtreng contrapunktiſche Form, die es bei aller innern Geſetzmäßigkeit nicht zu äußerer Durchſichtigkeit bringt, nicht als höchſtes Ziel der Kunſt, ja nicht einmal als höchſte Form der kirchlichen Muſik hinſtellen; trotzdem ſteht ſie dem Normalen bei Weitem näher, als Bach. Denn wie der Katholicismus überhaupt der Sinnlichkeit ſtets ihr Recht gelaſſen hat, ſo iſt auch von Paleſtrina weit mehr für die Wirkung geſchrieben worden, die der bloße Ton der menſchlichen Stimme hervorbringt, als von Bach, und die Stimmführung iſt bei Weitem naturgemäßer und edler. Wahrhafte Senſation brachte dagegen Mozart's Ave verum hervor, eine Compoſition, die zu den ſchönſten Schöpfungen Mozart's gehört. Der Domchor trat in dieſem Winter zweimal in Concerten auf. Außerdem wirkt er in ſogenannten liturgiſchen Andachten mit, die ſeit etwa zwei Jahren eingeführt ſind, und von denen ich Ihnen Einiges mittheilen muß. Zur Zeit der großen Kirchenfeſte finden jetzt, gewöhnlich in den Abendſtunden von 6—7 Uhr, im erleuchteten Dome Gottesdienſte Statt, die rein liturgiſch ſind. Geſang des Domchors wechſelt mit Chorälen, die von der Gemeinde geſungen werden, und mit Vorleſungen und Gebeten des Prieſters. Die Abſicht geht dahin, den Kirchenbeſuch durch muſikaliſche Anregung zu vermitteln, und dieſer nächſte Zweck wird allerdings erreicht; ja der urſprüngliche Umfang iſt bereits ſehr erweitert worden; auch in andern Kirchen finden, von andern Chören ausgeführt, ähnliche Gottesdienſte Statt, die ebenfalls viel Theilnahme finden, ja ſelbſt in einer nicht ganz unbedeutenden Zahl anderer Städte ſind Anfänge damit gemacht worden. In rein muſikaliſcher Beziehung entſteht dadurch der Vortheil, daß manche kleinere claſſiſche Muſikſtücke alter Zeit von Lotti, Paleſtrina, Gallus u. ſ. w. auf dieſe Weiſe wieder in die Welt treten:

ein Kunſtgenuß erſten Ranges wird freilich durch das Unzuſammenhängende, das theils in der Unterbrechung des Chorgeſanges durch Choräle und Gebete, theils in der unvermittelten Aufeinanderfolge der verſchiedenſten Style liegt, unmöglich gemacht. — In techniſcher Vollendung übertrifft der Domchor die Leiſtungen des Sternſchen Vereins noch um ein Bedeutendes, iſt aber von Hauſe aus auf ein kleineres Gebiet, nämlich auf den Kirchengeſang a capella, beſchränkt; die Ausführung größerer Oratorien wird immer Inſtituten anvertraut bleiben, die über maſſenhafte Mittel gebieten, und dieſe wieder werden gut thun, ſich auf unbegleiteten Geſang nicht einzulaſſen, denn dazu gehören ernſtere Studien, als Dilettanten angenehm ſein möchten.

Damit wäre denn die Aufzählung des muſikaliſch Bedeutenden, das uns dieſer Winter bot, beſchloſſen; und ich erwähne nur noch das leuchtende Meteor deſſelben, den Pianiſten v. Kontski, der durch ſein theils an Liszt, theils an Thalberg erinnerndes Spiel Bewunderung hervorrief, und dennoch nicht im Stande war, es zu einem beſuchten Concerte zu bringen: ein deutlicher Beweis, daß die Periode des Virtuoſenthums vorüber iſt.

Das Leben des Feldmarſchalls York von Wartenburg.

Von J. Guſt. Droyſen.

(Erſter Band. Berlin, Veit.)

Die Wichtigkeit dieſer Schrift als einer hiſtoriſchen Quelle iſt bereits ſo allgemein anerkannt, daß wir darüber Nichts hinzufügen dürfen. Wir haben es hier nicht mit der ausgezeichneten Behandlung, ſondern mit dem Gegenſtande zu thun, mit dem Charakter des Mannes und der Zeit, die uns in demſelben vorgeführt wird. Es iſt nicht ohne Bedeutung, daß gerade in dem Augenblick, wo in der politiſchen Entwickelung ein, wenn auch nur vorübergehender Stillſtand eingetreten iſt, die Aufmerkſamkeit des Volks durch eine Reihe von Schriften auf jenes Stadium des preußiſchen Staats hingelenkt wird, welches manche ſehr traurige Analogien zu unſrer nächſten Gegenwart darbietet. Aus dem ſorgfältigen Studium der Charaktere, welche in jene Zeit weſentlich eingriffen, gewinnen wir mehr, als ein blos oberflächliches hiſtoriſches Intereſſe, wir gewinnen einen Einblick in die Natur der Elemente, aus denen der preußiſche Staat hervorgegangen iſt, und die wir bei dem Gedanken an eine Regeneration deſſelben in Rechnung

bringen müſſen. Der Charakter des General York iſt uns ein treues Bild eines der wichtigſten Fundamente des preußiſchen Staats, jener militairiſchen Ariſtokratie, deren Vernachläſſigung im Jahre 1848 vielleicht einer der wichtigſten Gründe war, daß die Reform ſcheiterte.

Hiſtoriſche Monographien haben eine ſehr unerfreuliche Seite. Sie zerlegen in einzelne mitwirkende Motive, was wir in der allgemeinen Geſchichte als den Heroismus eines freien, autonomen Entſchluſſes zu bewundern gelernt hatten. In unſerer Tradition hat York durch einen großen Entſchluß das Schickſal der preußiſchen Monarchie entſchieden. Der Heroismus dieſer That verliert allerdings viel an ſeiner grandioſen Einfachheit, wenn wir die einzelnen Umſtände in Rechnung bringen, wie das bei jeder Analyſe der Fall iſt; allein wir würden im höchſten Grade ungerecht ſein, wenn wir den Maßſtab unſers conventionellen Vorurtheils an eine hiſtoriſche Thatſache legen wollten. Gerade durch die Betrachtung der concreten, verwickelten und in mancher Beziehung ſich widerſprechenden Motive gewinnt jene Thatſache an Bedeutung, wenn auch nicht an Größe. Es war eine tragiſche Ironie, die überhaupt das Schickſal Preußens iſt, und die vielleicht ſehr bald wieder eintreten kann, daß ein alter Soldat, der keinen andern Begriff der Pflicht kannte, als den des unbedingten Gehorſams, zu einer autonomen Handlung gezwungen wurde, die einen directen Ungehorſam und doch eine höhere Form der Pflicht enthielt, denn ſie rettete den Staat. Wir ſind überzeugt, daß in Preußen noch einmal die Idee allgemein werden wird, daß die höchſte Treue mit einer ſcheinbaren Verletzung der Treue nicht in Widerſpruch ſteht. Darum wird aber der Werth jener naiven disciplinirten Treue nicht verloren gehen, denn ſie gibt das nothwendige harte Material, ohne welches der Geiſt des Künſtlers nur ein flüchtiges, vorübergehendes Gebilde zu erzeugen im Stande wäre.

Da das Buch ſchon von allen Zeitungen hinreichend excerpirt iſt, ſo begnügen wir uns in Beziehung auf das Factiſche mit einzelnen Andeutungen. York iſt 1759 auf einem pommerſchen Gütchen geboren, aus einer Familie, die ſich ſchon ſeit Menſchengedenken dem Militairdienſte hingegeben hatte. Früh ins Militair eingetreten, wurde er wegen eines Disciplinarvergehens, in welchem zum erſten Mal ſein ſtarkes Ehrgefühl über den Buchſtaben des Dienſtes hinausdrang, 1780 caſſirt und trat in holländiſche Dienſte, wo er zu Land und zu Waſſer Gelegenheit hatte, ſich als guten Soldaten auszuzeichnen. Eine geraume Zeit hindurch verſuchte er dann vergebens, wieder in preußiſchem Dienſt anzukommen, bis es ihm 1787 gelang. Er machte die Campagne in Polen mit und zeichnete ſich dann im franzöſiſchen Kriege im Gefecht bei Altenzaun aus. Nach der Schlacht bei Jena, an der er nicht Theil nahm, wurde er in Lübeck gefangen genommen, nach dem Waffenſtillſtand zum Generalmajor ernannt und 1808 mit dem Commando der Truppen in Weſtpreußen betraut. Bis dahin hatte er keine andre Gelegenheit gehabt, ſelbſtſtändig aufzutreten, als in der Energie, mit der er in

zum Theil ſehr verwahrloſten Regimentern die Disciplin herſtellte. Er erhielt jetzt eine politiſche Stellung. Im Jahre 1811 wurde ihm eine Vollmacht zu Theil, die nahe darauf hinausging, unter Umſtänden über Krieg und Frieden zu entſcheiden. Es war ihm nämlich anheimgeſtellt, unter dringenden Umſtänden mit dem nächſten ruſſiſchen General in Communication zu treten. Man konnte ihm die Vollmacht ertheilen, weil man eben ſo auf ſeine Vorſicht wie auf ſeinen Patriotismus bauen konnte; man ertheilte ſie, weil man in den leitenden Regionen der Politik damals eben ſo willenlos war, als heute. Selten iſt uns ein kläglicheres Bild von der Zerfahrenheit aller öffentlichen Verhältniſſe aufgeſtellt worden; allein wir müſſen auch hinzufügen, daß die Genauigkeit, mit der wir die Lage zu überſehen im Stande ſind, unſer Urtheil mildert. Es hatte ſich bereits die Idee einer allgemeinen Volkserhebung im Bunde mit den Ruſſen gegen die franzöſiſche Tyrannei ſo populair gemacht, daß ſich überall eine erſchreckende Ueberraſchung verbreitete, als die Nachricht von dem Abſchluß eines Allianzvertrags mit Frankreich gegen Rußland bekannt wurde. Eine große Anzahl patriotiſch geſinnter Officiere traten in ruſſiſche Dienſte. York, dem jede ordnungswidrige Eigenmächtigkeit verhaßt war, mißbilligte dieſes Verfahren mit der größten Härte und blieb auf ſeinem Poſten, obgleich ſeine Lage immer unleidlicher wurde, denn er konnte nie genau erfahren, was man in Berlin eigentlich vornahm. Endlich wurde die Sache dadurch erledigt, daß man ihm neben dem General v. Grawert den Oberbefehl über das preußiſche Hilfscorps anvertraute, welches nach Rußland ging. Als kurze Zeit darauf General Grawert erkrankte, erhielt York ausſchließlich das Commando. Sein Hauptaugenmerk in dieſem Feldzuge war darauf gerichtet, das preußiſche Corps vor einer verhängnißvollen Zerſplitterung zu bewahren, und ſo gut es angehen wollte, die Unabhängigkeit des preußiſchen Befehlshabers den Anmaßungen der Franzoſen gegenüber zu vertreten. Gleich nach dem Rückzuge Napoleons aus Moskau ſuchten die ruſſiſchen Befehlshaber mit York Unterhandlungen anzuknüpfen; er blieb kalt und verſchloſſen. Ein vollſtändiges Zerwürfniß mit ſeinem nächſten Oberbefehlshaber, dem Marſchall Macdonald, im October 1812 machte ſeine Stellung noch ſchwieriger. Außerdem blieb er ohne alle Inſtructionen aus Berlin; ja, die letzte Depeſche, die er erhielt, war von der Art, daß ſie die bereits ſehr weit getriebenen Unterhandlungen mit den Ruſſen eigentlich hätte rückgängig machen müſſen. Trotz dem ſchloß er am 30. Decbr. mit Diebitſch die bekannte Convention von Tauroggen.

Aus dieſem hiſtoriſchen Skelett läßt ſich über die eigentliche Beſchaffenheit ſeiner That wenig erſehen. Einen überſichtlichen Auszug läßt das verwickelte Material nicht zu, daher müſſen wir uns bei unſerm Urtheil auf Reflexionen beſchränken.

York hat, wie das jetzt bis zur Evidenz feſtgeſtellt iſt, keine geheimen Inſtructionen gehabt; im Gegentheil war ihm in allen officiellen Depeſchen einge-

ſchärft, Napoleon ſei der wirkliche Alliirte ſeines Königs und er ſolle ſich ſo gut als möglich mit den Franzoſen ſtellen. Der leitende Geſichtspunkt, von welchem er ausging, war der, im Sinne des Königs zu handeln. Er war gern bereit, ſich ſpäter officiell desavouiren und von einem Kriegsgericht verurtheilen zu laſſen; aber er wollte Nichts thun, als den eigentlichen, wenn auch durch drängende Umſtände zurückgehaltenen Willen des Königs erfüllen. Daß dieſes Princip im monarchiſchen Staat das allein richtige iſt, ſo lange nicht eine gebieteriſche Nothwendigkeit zu einer Verläugnung deſſelben zwingt, werden auch Diejenigen zugeben, die im Staatsdiener keine bloße Maſchine ſehen. Es muß in letzter Inſtanz ein ſouverainer Wille ſein, auf den ſich alle Thätigkeit des Staats bezieht, wenn nicht der ſubjectiven Vermeſſenheit und zuletzt prätorianiſcher Willkür ein unheilvoller Spielraum geſtattet werden ſoll. — Ueber den Willen des Königs mußte aber York wenigſtens in Zweifel ſein. Zwar war vor dem Abſchluß des Allianzvertrags mit Napoleon in einer Sendung des Generals Kneſebeck nach Petersburg der Plan in Anregung gebracht worden, die große Armee in das Innere Rußlands zu locken und dann mit gemeinſamen Kräften zu vernichten, und die Situation ſchien dieſem Plan zu entſprechen, allein von einer Ratification deſſelben war keine Rede geweſen, und obgleich York Couriere über Couriere ſchickte, die Lage auf das Genaueſte ſchilderte, die Vorſchläge der ruſſiſchen Generale mittheilte, ſo erhielt er auch nicht den leiſeſten Wink über eine Aenderung der preußiſchen Politik. Wollte er alſo ſeine Pflicht erfüllen, ſo konnte er nichts Anderes thun, als ſich die volle Dispoſition über ſein Corps den Franzoſen wie den Ruſſen gegenüber ſo lange zu bewahren, bis ein beſtimmter Befehl eintraf.

Denn die Lage der Dinge war, auch abgeſehen von dem Gebot der Pflicht, nicht von der Art, daß er die Folgen eines Abfalls von der franzöſiſchen Armee für den preußiſchen Staat vollſtändig hätte überſehen können, und auf dieſen allein kam es ihm an und konnte es ihm nur ankommen. Er mußte dem Cabinet in Berlin eine beſſere Ueberſicht über die Lage der Verhältniſſe zutrauen; er zauderte daher ſo lange, bis er wenigſtens den Anſchein einer gebieteriſchen Nothwendigkeit vorſchieben konnte, und er that auch den entſcheidenden Schritt nur halb, er verband ſich nicht mit den Ruſſen, ſondern blieb neutral, womit er nicht allein dem König eine größere Möglichkeit ließ, erforderlichen Falls ſeinen Schritt zu desavouiren, ſondern ihm auch die Mittel zur Dispoſition ſtellte, eine unabhängige Stellung einzunehmen. Und dieſes war nach den alten Erfahrungen den Ruſſen gegenüber faſt ebenſo nöthig, als den Franzoſen.

Es kommt noch ein anderes Moment in Betracht. Der Abfall von der franzöſiſchen Armee, ein wie gerechter Haß auch jedes preußiſche Herz gegen die Unterdrücker beſeelen mochte, blieb immer ein Verrath an den bisherigen Kampfgenoſſen. York hatte ſich zwar ſehr davor gehütet, nach dem Beiſpiele eines großen Theils der deutſchen Officiere ſich durch die Liebenswürdigkeit des franzöſiſchen comman-

direnden Generals in perſönliche Verhältniſſe mit demſelben einzulaſſen, oder gar ſich in einen Enthuſiasmus für den großen Kaiſer hineinzuſchwindeln, aber die Achtung vor dem Marſchall, der den preußiſchen Truppen volles Vertrauen ſchenkte, iſt doch immer in Anſchlag zu bringen, und dieſes Moment wurde keineswegs dadurch ſchwächer, daß ſeine perſönliche Stellung zum Marſchall in der letzten Zeit eine mißliche geworden war.

Alle dieſe Umſtände müſſen in Erwägung gezogen werden, wenn man über die Convention von Tauroggen ein unparteiiſches Urtheil fällen will. Wir werden anerkennen müſſen, daß er mit der größten Behutſamkeit in dem Augenblick, wo es zur Entſcheidung kam, die vollſte Energie verband, und wenn unſere Phantaſie auch kalt dabei bleibt, ſo wird wenigſtens unſer Verſtand befriedigt.

Die eigentliche Färbung erlangt die That allerdings erſt durch den beſondern Charakter des Generals. Er kann uns als ein Bild von der beſſern Seite des preußiſchen Officierſtandes überhaupt gelten, von jener Miſchung eines ſtarren, ſchroffen und verſchloſſenen Eigenſinns, ſehr hoch geſteigerten Selbſtgefühls mit jener unbedingten Ergebung, die aus der Pflicht eine Art Leidenſchaft macht. Man lege es uns nicht als einen Scherz aus, wenn wir behaupten, daß das Moralgeſetz des kategoriſchen Imperativs mit ſeiner etwas abſtracten, unfruchtbaren Härte nicht mit Unrecht ein preußiſches Product genannt werden kann. In der Geſchichte keines Staats iſt das Nationalgefühl mit dem Royalismus ſo organiſch verwebt, wie im preußiſchen. Dieſe Orthodoxie des Ehr- und Pflichtgefühls, die ſich gegen den überſtrömenden Enthuſiasmus eben ſo ablehnend verhält, wie gegen die Willkür der Genialität, brachte in York eben ſo jene Abneigung gegen die Königin Louiſe und ihren genialen Hof einerſeits, gegen die liberalen Staatsmänner andrerſeits hervor, die an Preußens Regeneration arbeiteten, wie bei den Kantianern die Abneigung gegen die moderne Romantik und gegen die revolutionaire Begeiſterung. Freilich hat ſich York, obgleich mehre in der vorliegenden Schrift angeführte Züge einen hohen Grad von Bildung verrathen, niemals mit der Philoſophie, noch mit etwas dem Aehnlichen abgegeben, aber der Grund ſeines praktiſchen Verhaltens war derſelbe, aus dem jene Theorien hervorgingen. Durchaus in die Endlichkeit des praktiſchen Lebens verſenkt, hatte er nur für Solidität, Ordnung und Ausdauer Sinn. Sein Ingrimm gegen die Stein'ſchen Reformen, gegen die Gneiſenau'ſchen Inſurrectionspläne entſprang nicht blos aus ſeiner militairiſch-ariſtokratiſchen Geſinnung, die in dem kleinen Adelſtand das conſervative Intereſſe Preußens vorzugsweiſe vertreten glaubte, obgleich er ſchon durch ſeine Heirath mit einer Bürgerlichen und den Witz, mit dem er Dieſelbe in die Geſellſchaft einführte, hinlänglich zeigte, daß mit ſeinem Adelſtolz kein Aberglaube verbunden war, ſondern er beruhte zum großen Theil auf jener Zähigkeit eines in engen, aber beſtimmten Pflichten beſchränkten Thuns, die den Vorzug hat, beſonnen zu bleiben, wo die Andern toll werden, die aber

auch geneigt ist, alles Ungewöhnliche und Uebereilte als Vermessenheit anzusehen. Wenn er mit Scharnhorst in ein besseres Verhältniß trat, so war das nur in Folge der Anerkennung seiner praktischen Tüchtigkeit und seines gemessenen Verhaltens; Stein dagegen mit seiner hochfliegenden souverainen und etwas exaltirten Natur war ihm in der Seele zuwider.

In den kleinsten Zügen seines Wesens finden wir diesen Grundzug wieder. Ein sehr hübscher Zug ist jene Anekdote, wie er seine Kinder in der Nebenstube die Geschichte von Mucius Scävola besprechen hört und augenblicklich mit ihnen die Probe macht, ob ihr Stoicismus sich auch praktisch bewähren wird. Eben so jene Aeußerung, als ein Officier des Marschall Macdonald ihn bei Nacht aus dem Bette stört, um ihm einen Brief voll der leidenschaftlichsten Vorwürfe zu überbringen, und ihn ironisch fragt, was er nun thun wolle, worauf er ihm sehr ruhig erwidert: „Weiter schlafen, sobald Sie fortgegangen sein werden". — Eben so kühl, schroff und verschlossen hat er sich im Umgang sowol mit seinen Officieren, als namentlich mit dem Civilstande gezeigt. Nirgend hat er Vertrauen erweckt, aber doch durch seine Solidität überall Achtung eingeflößt.

Unzweifelhaft wird der zweite Band des Werkes dieses Bild in vielen Punkten ergänzen und berichtigen. Bis dahin möchten wir nur noch auf einen Umstand aufmerksam machen, der in dieser Lecture wieder so recht schlagend hervortritt, daß Preußen allerdings zu großen Dingen berufen ist, daß es aber nur mit beständiger Gefahr seines eignen Untergangs seinem Beruf nachgehen kann, daß also der bloße Enthusiasmus für die preußische Ehre und für die Reminiscenzen vom alten Fritz nicht ausreicht, sondern daß jene zähe, harte und kalte Beständigkeit hinzukommen muß, die wir in York so sehr anerkennen. Ohne die Steigerung des Enthusiasmus ist sie allerdings unfruchtbar, und würde Preußen allmälig aus der Reihe der souverainen Mächte drängen, aber ohne sie darf sich der Enthusiasmus mit keinem Erfolg schmeicheln.

Türkisch-slawische Zustände im Jahre 1851.

I. Die Bosnische Insurrection.

Unter allen Provinzen der europäischen Türkei zeichnete sich Bosnien von jeher durch seinen ungefügen Geist aus. Dasselbe unstäte Element, welches Bosnien in vortürkischer Zeit zu einem Schauplatze unaufhörlicher religiöser Kämpfe machte, hat sich trotz dem Wechsel aller religiösen und politischen Verhältnisse bis heute erhalten; seine Aristokratie, ehemals patarenisch und jetzt muhamedanisch, bewahrte das Ferment, welches den Untergang des bosnischen Nationalstaates in

Digitized by Google

der Mitte des funfzehnten Jahrhunderts herbeiführte, und nun das Sinken der osmaniſchen Herrſchaft beſchleunigt und befördert. Bosnien befindet ſich ſchon ſeit Jahrzehenden im Zuſtande permanenter Inſurrection und Anarchie, und man gewöhnte ſich in Stambul nach und nach, dieſes als einen normalen Zuſtand anzuſehen, um ſo leichter, als die Pforte durchaus nicht im Stande war, große Anſtrengungen zu deſſen Bekämpfung zu machen, und weil ihr dieſelbe wegen der innern Verhältniſſe Bosniens auch nicht ſehr gefährlich ſchien.

Bosnien mit der Erzegowina und der Krajina (bei deutſchen Geo- und Kartographen ſonderbarer Weiſe „Türkiſch-Kroatien" genannt) zählt nämlich etwas über anderthalb Millionen Bewohner, ſämmtlich (mit Ausnahme von etwa 20,000 Osmanlis) zum ſerbiſchen Stamme gehörig; davon ſind etwa 250,000 Muhamedaner, die übrigen griechiſch-ſlawiſche Chriſten und bei 60,000 Katholiken. Die ehemals patareniſche Ariſtokratie hatte ihre Privilegien und Güter durch die Annahme des Islam gerettet; einige ihrer Unterthanen waren ihr gefolgt, die Mehrzahl blieb aber dem Chriſtenthume treu und gerieth in das traurigſte Abhängigkeitsverhältniß. Die grundbeſitzenden Ariſtokraten, die Spahije, wurden Lehnsträger der Pforte, und doppelter religiöſer und politiſcher Druck laſtete nun auf der Raja. Die Spahije und die Beamten der Pforte ſogen die Raja gemeinſchaftlich aus; Erſtere affectirten religiöſen Fanatismus, um unter dieſem Deckmantel die erhaltenen Vortheile behaupten und die Raja im Vereine mit den Letzteren deſto ſicherer plündern zu dürfen. Es iſt leicht begreiflich, daß die Raja ihren Drängern nicht hold ſein konnte; ſie war und blieb ein ewig lauernder Feind der Spahije und der türkiſchen Regierung, welche dieſe ſtützte. In der That war der Druck auf den Chriſten nirgends größer als in Bosnien, vielleicht eben weil er von Gliedern eines und deſſelben Volkes ausgeübt wurde, wie es das Sprüchwort „ſie haſſen ſich wie Brüder" anzudeuten ſcheint.

Dieſe feindſelige Stimmung der muhamedaniſchen Herren und chriſtlichen Unterthanen iſt wol der hauptſächlichſte Grund, daß die Erſtern ſcheinbar zur Pforte hielten, um durch deren Hilfe die dreifach zahlreichere Raja in gewohnter Abhängigkeit zu erhalten. Man wußte dies in Stambul recht gut, und legte den fortwährenden Reibungen zwiſchen den Weziren und den Spahije keine große Bedeutung bei, denn man brauchte ſich gegenſeitig, und Thatſache iſt es, daß keinem der unzähligen bosniſchen Aufſtände der Gedanke an eine Befreiung von der Oberherrſchaft der Pforte zu Grunde lag. Die Spahije ſind zu gute Rechenmeiſter geweſen, um nicht herauszucalculiren, daß man ohne die Hilfe der Pforte eine viel ſchwierigere Stellung zur Raja hätte als ſonſt. Deſſenungeachtet ſtanden ſie ſtets gegen die Pforte gerüſtet da und ließen zu deren Gunſten nicht das unbedeutendſte ihrer Privilegien fallen. Sie leiſteten im Nothfalle Kriegsdienſt, zahlten aber keine Steuern; als die Pforte den Niſami-Dſchedid einführte und ihnen zumuthete, ſie ſollten dazu Recruten ſtellen und Steuern zahlen, waren

ihre Janitscharenvorrechte in Gefahr, und sie übten die Lehre vom gesetzlichen Widerstande zum großen Schrecken des Divans praktisch und sehr nachdrücklich. Als aber durch den sentimentalen Chatti-Scherif von Gülhane der Divan für die Christen Partei zu nehmen schien, wurde der Egoismus und Fanatismus der alttürkischen Partei auf's höchste erbittert, und der Widerstand gegen den Divan wurde ein Gebot Gottes. Natürlich wußten auch die bosnischen Türken diese Chancen meisterlich auszubeuten; die von der Pforte eingesetzten Wezire und Paschen standen ohnehin der alttürkischen Partei näher als dem Divan, Bestechung und Ueberredung machten das Uebrige. Zogen die Wezire gegen die Insurgenten in's Feld, so ließen sie sich für gutes Geld schlagen und meldeten nach Stambul, daß sie Nichts auszurichten vermöchten, was man ihnen bon gré mal gré glauben mußte. Die Insurgenten behielten ihre Vorrechte, und wurden durch ihre steten Erfolge immer anmaßender und dreister; sie begnügten sich nicht mehr, die Forderungen des Divans abzuweisen, sondern stellten nunmehr selbst Anforderungen, die ihnen der Divan nicht gewähren konnte. Die Geschichte der letzten bosnischen Wezire ist ein Beweis dafür, daß neben dem Koran, seinen Mollahs, Iwans, Mustis und Ulemas kein Fortschritt möglich sei.

Auch der gegenwärtige, schon seit 1849 währende Aufstand in Bosnien hatte denselben Ursprung, wie alle die vorhergehenden — die Pforte verlangte Recruten und Steuern, und machte der Raja einige durch den Chatti-Scherif von Gülhane begründeten Zugeständnisse; dagegen erhoben sich nun die Spahije und hatten an dem Wezir Tahir-Pascha und dessen Nachfolger Hafis-Pascha geheime Bundesgenossen gewonnen. Die Anarchie wurde noch größer als vorher, und schien, wegen der Constellationen in der Moldau und der Walachei, gefährlicher als jemals. Daher schickte der Divan den Seraskier von Rumili, Omer-Pascha, den besten türkischen General, zur Bekämpfung des Aufstandes nach Bosnien. Omer-Pascha's Erscheinen in Bosnien veränderte die Situation gänzlich, und der Aufstand, welchem Anfangs gewiß kein *positives* Motiv zu Grunde lag — es sei denn, daß man die Aufrechthaltung der herkömmlichen Anarchie als solches wollte gelten lassen — gewann eine ganz neue Gestalt.

Omer-Pascha ist ein Serbe aus dem Oguliner Grenzregimente und hatte ehemals in der östreichischen Armee gedient. Ein von seiner Familie geführter und ungerechter Weise zu deren Nachtheile entschiedener Proceß empörte das Rechtlichkeitsgefühl des jungen Latas — dies ist Omer-Paschas Familienname — der Art, daß er den Militairdienst aufgab und nach der Türkei ging, wo er sich als Militair auszeichnete und stufenweise bis zur Würde eines Muschir's (Marschall's) und Rumili-Seraskier's (Generalissimus in dem europäischen Antheile der Türkei) heraufstieg.

Omer-Pascha steht im kräftigsten Mannesalter (er ist etwa 45 Jahre alt), hat eine tüchtige militairische Bildung sich angeeignet, spricht und schreibt außer

ſeiner ſerbiſchen Mutterſprache türkiſch, ruſſiſch, franzöſiſch und deutſch, und beſchäftigt ſich in freien Stunden viel mit Literatur. Er hat nur eine Frau — die Tochter eines deutſchen proteſtantiſchen Beamten aus Bukareſcht — und lebt ganz ſo, wie ſeine ſerbiſchen Landsleute, was natürlich den Türken nicht beſonders gefällt, welche ihn deshalb durchaus nicht als einen othodoxen Muſelman anſehen mögen und als einen blos halbwegs Gläubigen betrachten.

Die alttürkiſche Partei nahm es daher dem Divan ſehr übel, daß er gegen wahre Muslimin einen Halbtürken, wie Omer-Paſcha, ſchicke, deſſen militairiſche Talente ihnen überdies die größten Beſorgniſſe einflößten. Dies diente den Orthodoxen dazu, den Divan und und deſſen Feldherrn zu depopulariſiren und den Kampf gegen beide zu einem religiöſen Gebote zu machen. „Wenn der Sultan und ſein Divan Dſchauri (Ungläubige) geworden ſind, ſo ziemt es uns, den Islam gegen ihre Angriffe in Schutz zu nehmen, denn ſelig ſtirbt, wer für ſeinen Din (Glauben) ſtirbt," ſagte mir vorigen Jahres ein bosniſcher Türke mit ſo großem Ernſte, daß ich es beinahe hätte glauben mögen, würde ich nicht gewußt haben, daß es nur ſehr Wenigen um ihren Din zu thun iſt, den Meiſten aber nur um ihren Vortheil. Man fanatiſirte indeſſen die Maſſen, und dieſe fochten bona fide für den Islam und ihren Propheten mit einem Muthe und einer Ausdauer, die einer weit beſſern Sache werth geweſen wären. Die dem ganzen ſerbiſchen Stamme eigene Tapferkeit und Klugheit machte ſich auch hier in hohem Maße geltend. Die Bewegung hatte kein offen erklärtes Haupt; ſie war aber durch ganz Bosnien und die Krajina verbreitet und es zeigte ſich bald, daß ſie auf einem genau beſtimmten Plane beruht. Ali-Reditſch, ein krajinaer Türke, leitete zwar die Inſurrection in der Krajina, und machte am Meiſten von ſich reden, allein es muthete ihm Niemand Talent und Geſchick zu, den Plan der ganzen Bewegung entworfen zu haben. Dies führte natürlich auf den Gedanken, daß die Angelegenheit von einer unſichtbaren Hand geleitet werde, welche Muthmaßung zu Ende des vorigen Jahres zur völligen Gewißheit wurde, da verſchiedene gründliche Combinationen das unſichtbare Haupt der Inſurrection in dem Bezir der Erzegowina, Ali-Paſcha Stoltſchewitſch, erkennen ließen.

Ali-Paſcha von Stolaz, ein kluger, welterfahrener Greis von hohem Talente und unerſchütterlicher Willenskraft, war leicht zu der Ueberzeugung gelangt, daß weder der Koran, noch die Kriegsfahne des Propheten das Osmanenreich zu retten vermögen. Er ſah es an ſeinen Landsleuten in Serbien, daß man nur zu wollen brauche, um von der Pforte Alles zu erlangen. Als daher die alttürkiſche Partei im ganzen Reiche der bosniſchen Spahije ſich annahm, wußte er die Umſtände auszubeuten und ſicherte ſich alsbald einen weſentlichen Einfluß auf die bosniſchen Türken, ohne handelnd aufzutreten oder ſich zu verrathen. Er erhielt in ſeinem Paſchalük die Ruhe aufrecht und bot ſogar dem Divan militairiſche und financielle Hilfe an, wodurch er ſich in Stambul ſo großes Vertrauen

erwarb, daß er, nach der Ernennung des damaligen erzegowinaer Wezirs Hafis-Paſcha zum Wezir von Bosnien, zum Wezir der Erzegowina ernannt wurde. Er ſpielte als ſolcher ſeine Rolle mit größter Meiſterſchaft. Als ein Weiſer und als ein toleranter Mann im Lande bekannt, ſicherte er ſich einen großen Einfluß auf die in der Erzegowina ſehr zahlreiche Raja, was noch keinem türkiſchen Machthaber jemals gelungen war; zugleich aber galt er bei den Alttürken als ihr Mann, und genoß auch bei ihnen eines unbedingten Vertrauens. Darauf baſirte nun Ali-Paſcha ſeine Pläne.

Ali-Kediſch, der Kadi Kapitſch von Wranogratſch und Mehmed Paſcha von Tusla, die Führer der Inſurgenten in der Krajina und Pohawina, waren als Werkzeuge ganz brauchbar, daher wurden ſie von Ali-Paſcha benutzt und ausgebeutet, ohne zu wiſſen oder zu errathen, daß dieſer wichtigere Pläne habe, welche ihnen verborgen blieben. Ali-Paſcha hatte außer ſeinem Sohne Nafiz-Paſcha keinen Vertrauten, doch diente deſſen Correſpondenz dazu, Ali-Paſchas Tendenzen an's Licht zu ziehen. Dieſe beſtanden aber, wie es aus der beſagten Correſpondenz hervorgeht, in nichts Geringerem, als Bosnien und die Erzegowina zu einem von der Pforte unabhängigen Reiche zu machen. Ali Paſcha wußte, daß die Pforte weder im Stande ſei, täglich friſche Armeen nach Bosnien zu ſchicken, noch die erforderlichen Geldmittel beſitze, um in einer von der Natur mit unüberwindlichen Bollwerken verſehenen und jedem Angriffe trotzenden Lande wie Bosnien einen vorausſichtlich langen Krieg mit Erfolg zu führen. Ali-Paſcha veranſtaltete daher, daß die Inſurrection in Bosnien gleichzeitig in verſchiedenen Gegenden ſporadiſch losbrechen ſollte, um Omer-Paſchas ohnehin ſehr ſchwache Armee zu zerſtückeln und deſto leichter zu vernichten; das erſtere geſchah auch, aber ohne den gehofften Erfolg — Omer-Paſcha wußte die Inſurgenten in die Pohawina zu locken und ſchlug ſie auf's Haupt, wodurch indeſſen Nichts gewonnen war, als eine Waffenruhe von einigen Monaten, denn ſchon im Februar dieſes Jahres brach der Aufſtand neuerdings aus.

Ali-Paſcha ſchien im Herbſte von dem Gelingen ſeines Kriegsplans ſo überzeugt zu ſein, daß er auch ſein Wezirlük aufſtehen ließ. Moſtan, die Hauptſtadt der Erzegowina, behauptete ſich den ganzen Winter gegen Omer-Paſcha's Unterbefehlshaber Muhamed Skanderbeg (ehedem Graf Shelinski) und fiel erſt Anfangs Februar d. J., als Omer-Paſcha nach der Erzegowina aufbrach, um dort Ruhe zu ſchaffen und freien Rücken zu haben, wenn er gegen die Krajina operiren würde, wo ſich, wie geſagt, die Vorboten eines neuen Aufſtandes gezeigt hatten. Der Rajmakam Muhamed Skanderbeg hatte aber noch vor Omer-Paſcha's Ankunft Moſtar erobert und den erzegowinaer Reineke Ali-Paſcha in ſeiner Höhle gefangen. Dieſer ließ es ganz ruhig geſchehen, denn ein juridiſch giltiger Beweis ſeiner Schuld liegt nicht vor, und dann durfte er auch der Freundſchaft der ſtambuler theologiſchen und hiſtoriſchen Juriſtenſchaar gewiß ſein, ſo daß es

ihm nicht leicht auf's Haupt gehen dürfte. Einſtweilen iſt jedoch Ali-Paſcha abgeſetzt und ſoll, wenn ihn ſeine Krajinaer Freunde nicht befreien, als Staatsgefangner nach Stambul gebracht werden*); die Erzegowina iſt aber durch einen großherrlichen Firman mit Bosnien zu einem einzigen Wezirlik verbunden und Hajiveddim-Paſcha untergeordnet worden.

Während nun Omer-Paſcha nach der Erzegowina eilte und daſelbſt die Ruhe temporair herſtellte, machten die krajinaer Türken unter Ali-Kaditſch und Kapitſch Eroberungen in der Krajina, und gewannen eine Poſition am Fluſſe Wrbas, welche ſie zu Herren des ganzen nördlichen Bosniens machte. Omer-Paſcha hatte die Abſicht, von der Erzegowina aus, längs der dalmatiner Grenze, über das Sehatorgebirge in die Krajina zu dringen und den Inſurgenten in den Rücken zu fallen; Dieſe aber erriethen den Plan, und beſetzten die wenigen gangbaren Päſſe zwiſchen der Krajina und der Erzegowina, ſo daß die Krajina nunmehr vom Süden und Oſten ganz unangreifbar war. Omer-Paſcha mußte ſich daher von Livno nach Oſten wenden, um die Wrbaſerlinie zu nehmen.

Ali-Keditſch iſt gegenwärtig das erklärte Haupt der Inſurrection und trat als ſolches poſitiv auf; er organiſirte die Krajina, ſetzte Behörden ein und ließ ein zweites Truppenaufgebot ſtellen. Er ſagte in Banjaluka zu ſeinen Truppen: „ſie mögen ſich auf einen Kampf vorbereiten, wie ihn Bosnien noch nie geſehen, denn er werde die Waffen nicht niederlegen, bis er ſein Volk von der Tyrannei des Dſchaur-Sultans werde befreit haben.“ Da dies die erſten Worte ſind, in denen von der Befreiung Bosniens geſprochen wird, ſo waren Keditſch's Schaaren auf's Höchſte fanatiſirt und wollten von einer Ausſöhnung mit der Pforte Nichts mehr hören. „Die Bosna ſoll frei werden,“ ſagten ſie, „und wenn darob der letzte Mann von uns untergeht.“ Allein die Handlungen der Inſurgenten entſprachen dieſem hohen Tone bisher gar nicht. Sie ſind freilich kühne, muthige Streiter, und die Pforte hat ſchon mehr als einmal den Arm der bosniſchen Türken ſchwer genug empfunden; allein ihre Kriegskunſt kann ſich unmöglich gegen die Tactik Omer-Paſchas dauernd behaupten. Dieſer war bereits am 18. mit etwa 7000 Mann Riſami-Dſchadid bei Jeiza, dem Schlüſſel zur Wrbaſer Linie, angelangt und ſein Unterbefehlshaber Derwiſch-Paſcha ſchlug bei dem Dorfe Gül-Haſſar einen ſehr zahlreichen Inſurgentenhaufen; Omer-Paſcha ſtürmte zweimal Jaiza, eroberte es am 22. und gewann den Inſurgenten die ſo hochwichtige Poſition am Wrbas ab. Gegenwärtig dürfte Omer-Paſcha auch ſchon Banjaluka genommen und die Inſurgenten auf ein ſehr enges Terrain eingeſchränkt haben. Die eigentliche Krajina iſt aber von allen Seiten ſo geſchützt, daß ſich der Aufſtand daſelbſt wol noch längere Zeit halten kann; aber die Ausſichten auf Erfolg ſind auf's Minimum reducirt. Man bemerkt, daß die frühere Leitung der Inſur-

*) So eben erhalte ich die Nachricht von ſeinem Tode.

rection fehlt, welche durch alle Tapferkeit der Krajinaer nicht erſetzt werden kann. Das Bedeutungsvolle eines bosniſchen Befreiungskampfes von osmaniſcher Oberherrſchaft, wie es aus den angedeuteten Reden Ali-Kediſch's hervortrat, fällt nun weg und der Aufſtand verläuft in dem Sande bosniſch-türkiſcher Reactionsgelüſte wie alle frühern.

Deſſenungeachtet hat Omer-Paſcha noch immer eine ſehr ſchwierige Stellung. Er iſt niemals ſicher, daß der Aufſtand, wenn auch bezwungen, nicht immer wieder hinter ſeinem Rücken auflodert, denn ſo lange die Pforte auf der Bahn liberalen Fortſchrittes geht, hat ſie nicht nur an den bosniſchen Türken geſchworne Gegner, ſondern ein ſtets kampfbereites feindliches Heer, welches jeden Unfall der Pforte in Europa, Aſien und Afrika zu ſeinem Vortheile auszubeuten weiß. So iſt es beinahe in allen türkiſchen Provinzen; ſie werden ſämmtlich nur durch Gewalt beiſammen erhalten, erfordern daher eine große Armee, deren Erhaltung unerſchwingliche Summen koſtet. Dieſe Armeen ſind überdies noch ſehr unzuverläſſig; Omer-Paſcha beſchwerte ſich oft genug über die Polen und Magyaren in ſeinem Armeecorps, welche durch Raub und Plünderung und totale Demoraliſation Alles verdarben, was er mit Mühe zurechtgebracht hatte — außerdem, daß ſie ſehr ſchlechte Soldaten ſind, und durch ihre Brutalität gegen die Raja Dieſe von Omer-Paſcha, dem die Raja ſehr zugeneigt iſt, abſtoßen, und zum Feinde machen.

Hiermit wären wir zu einem wichtigen Punkte unſrer Betrachtung gekommen, obwol Viele (mit dem Fragmentiſten, der übrigens Bosnien und Bulgarien nicht kennt) die Raja für ein völlig indifferentes Element halten und ihre Bedeutung nicht anerkennen mögen. Wol gebe ich zu, daß die Raja, ſich ſelbſt überlaſſen, keine große Rolle im Augenblicke ſpielen kann; aber man darf ſie durchaus nicht als gänzlich iſolirt betrachten. Die geſammte Raja iſt durch Stammes- und Religionsverwandtſchaft ein vorgeſchobener Poſten Rußlands, welches hier moraliſch ſeit Jahrhunderten herrſcht, und deſſen Herrſchaft durch alle engliſch-franzöſiſchen Reclamationen nicht gebrochen werden wird. Man weiß dies in Rußland ganz genau, daher braucht dieſe Macht hier keine Propaganda, und es iſt Thatſache, daß ſich zumal in Bosnien keinerlei ruſſiſche Emiſſaire befinden. Die Raja blieb während aller bosniſchen Aufſtände ganz ruhig, nicht blos, weil ſie für die Inſurgenten keine Sympathien hegt, denn ſie liebt auch die Pforte aus begreiflichen Gründen nicht, ſondern weil ſie weiß, daß ihre Stunde noch nicht geſchlagen. Kommt aber dieſe Stunde, ſo wird die Raja augenblicklich gerüſtet daſtehen, und nicht ſo leicht zu bekämpfen ſein als die Türken. Omer-Paſcha ſieht dies wol ein; er trachtete daher vom Beginn ſeines Commandos an, die Raja durch die Einführung der zu ihren Gunſten gemachten Zugeſtändniſſe für die Pforte zu gewinnen, oder ſie doch wenigſtens von einer Parteinahme für die Inſurgenten fern zu halten. Dies gelang ſehr leicht und ſo zwar, daß die Raja im Nothfalle zur Bekämpfung der Inſurrection geneigt ſein dürfte, doch, wie geſagt, nur im

Digitized by Google

äußerſten Nothfalle, wenn nämlich die Inſurgenten ſich zu Herren des Landes machen wollten, was für die Raja gefährlicher wäre, als die Herrſchaft der Dövvlet allieh (der hohen Pforte), für deren Gefügigkeit Rußland geſorgt hat.

Dieſe Frage iſt von der Raja bereits gründlich discutirt worden. Viele meinten, daß ein entſcheidender Sieg der Inſurrection die Sieger in die Hände der Raja überliefern würde, da Jene ohne die Hilfe der Pforte ſich gegen die dreifach ſtärkere Raja nicht auf die Dauer zu erhalten vermöchten; aber die Mehrzahl erklärte ſich gegen dieſe Anſicht und ſprach es offen aus, daß man, auf die Gefahr hin von beiden Theilen tyranniſirt zu werden, vor der Hand mit der Pforte halten wolle, „denn die Lebenstage derſelben ſeien doch gezählt und der Streich müſſe dann erſt geführt werden, wenn man des Gelingens ganz ſicher wäre. Ueberdies wäre dem Chriſtenthume wenig gedient, wenn Bosnien allein ſich retten und die übrigen Länder in der Knechtſchaft laſſen wollte; denn das Ganze wäre doch mehr werth als einzelne abgetrennte Theile.“ Ich will nicht unterſuchen, ob dieſes Raiſonnement ganz richtig ſei, man ſieht aber daraus, daß die Raja weit aus über Bosnien denke und Pläne verfolge, die um ſo wichtiger ſind, als ſie ihnen zu Liebe eine Exiſtenz erträgt, die tief unter jener der amerikaniſchen Negerſclaven ſteht. Dieſer paſſive Heroismus entſpricht freilich unſern Anſichten nicht; da er aber weder aus moraliſcher noch phyſiſcher Schwäche entſpringt, müſſen wir jedenfalls demſelben ein ſehr bedeutſames und wohl combinirtes Motiv unterſchieben.

Eine zweite Frage iſt, ob ein ſelbſtſtändiges Bosnien ſtaatliche Lebenskeime in ſich tragen würde? Dieſe Frage wäre durch Das, was wir oben anführten, ſo ziemlich beſtimmt verneint worden. Geſetzt auch, daß es den Inſurgenten gelungen wäre, einen unabhängigen Staat zu gründen, ſo wäre ſchon bei ſeinem Entſtehen der Keim des Untergangs in denſelben gelegt. Die Raja hätte es gewiß nicht ruhig zugeſehen, daß ihre ärgſten Dränger ihre Herren geworden wären, und hätte einen Kampf hervorgerufen, der ſchwerlich zu Gunſten der Türken ausfallen würde. An phyſiſchen Mitteln iſt die Raja den Türken mehr als doppelt überlegen, an geiſtigen mindeſtens gleich. Hätte nun vielleicht auch Europa das triſte Schauſpiel erlebt, daß ein muhamedaniſcher Staat in Bosnien von England unterſtützt würde, ſo würde gewiß Rußland in dieſem Falle daſſelbe für die Raja thun, und die ohnehin auf einem Haare hangende Exiſtenz der Türken wäre um ſo früher dahin. Es iſt daher durchaus nicht abzuſehen, auf welcher Baſis ſolch ein muhamedaniſcher Staat beruhen ſollte. Von einem liberalen Intereſſe kann bei den bosniſchen Muhamedanern keine Rede ſein, und ihre Herrſchaft wäre jedenfalls execrabler, als es die des jetzigen Divans iſt; wohin ſollte es alſo damit wol kommen?

Alles, was bei ſolchen Umſtänden gewünſcht und angeſtrebt werden kann, iſt: daß die Pforte auf der Bahn der Reform ausharrt und das Loos der Raja

durch die Durchführung des Chatti-Scherifs von Gülhane erleichtert. Dieſer unſelige Chatti-Scherif hat bisher Niemandem mehr geſchadet als den Chriſten, zu deren Gunſten er doch gegeben iſt; denn der durch denſelben aufgeſtachelte Haß der Muhamedaner hat deſſen gründliche Durchführung um ſo leichter verhindern können, als es damit dem Divan bisher durchaus nicht Ernſt ſchien. Dieſe Schwäche wußten die türkiſchen Juriſten und Staatsſophiſten zu ihrem Vortheile zu benutzen, und bedrückten und bedrängten die Raja im Namen des Islam und des Propheten. Freilich getraute ſich nun der Divan nicht, für die Ungläubigen Partei zu nehmen und überließ ſie ihrem Schickſale, obwol die Chriſten auf ihre Klagen und Vorſtellungen honigſüße Antworten erhielten. Es iſt aber Omer-Paſcha Ernſt um die Raja; er kennt ihre Wichtigkeit zum Fortbeſtande der Pforte, und reformirt ohne Rückſicht auf die Reaction, welche ſich dagegen ſträubt und ihn einen halben Dſchaur nennt. Möglicher Weiſe gelingt es ihm noch, den drohenden Zerfall des Osmanenreichs auf eine Zeit lang hinauszuſchieben; wenn dies irgend möglich iſt, ſo iſt Omer-Paſcha der Mann dazu. Er wird dadurch eine der intereſſanteſten und bedeutendſten Perſönlichkeiten der Gegenwart, und verdient die höchſte Beachtung Europas. Ich ſchließe mit den Worten, die ich bei einer andern Gelegenheit an einige Turkophilen gerichtet habe: „Der Keim der organiſchen Zerſetzung des osmaniſchen Reiches iſt nun einmal da und kann nimmer entfernt oder vernichtet werden; es handelt ſich hierbei nur, ob dieſe Zerſetzung noch und wie lange ſie aufgehalten werden könne."

Zwei Bekehrungen.

Die alleinſeligmachende Kirche hat in der jüngſten Zeit in der deutſchen Schriftſtellerwelt wieder zwei illuſtre Acquiſitionen gemacht, die Gräfin Hahn-Hahn und den Herrn von Florencourt. Hoffentlich werden bald noch einige nachfolgen, denn es treibt ſich noch eine ganze Zahl verkümmerter Gemüther, die in ſich ſelbſt keinen Halt des Glaubens finden, zwiſchen Himmel und Erde herum, und ſucht den ſichern Punkt, von dem aus ſie die Wirrniſſe dieſer Welt überſchauen könne. Mehr und mehr nähert ſich das reactionaire Vollblut dem alten Kaiſerhauſe Ferdinand's II., und wenn unſre Kreuzzeitungen auch noch hin und wieder von dem Dämon Alten-Fritziſcher Erinnerungen erfaßt werden, ſo bricht ſich der Geiſt der Buße doch lebhaft genug Bahn, um der letzten Wurzel der revolutionairen Geſinnung auch in dem eigenen Herzen nachzugehen. Die geſammte Reaction wird allmählig dahin ſtreben müſſen, für ihren Bruch mit der Revolution ein gemeinſames Symbol zu ſuchen, und ſie wird es im Kaiſerthum und in der

Mutter Kirche finden. Die Bußpredigten des Herrn von Gerlach deuten ſchon ziemlich energiſch darauf hin. Was einzelne Ueberläufer nicht thun, wird eine allgemeine puyſeitiſche Hinneigung zu der allgemeinen Kirche zu erreichen trachten, und wir werden dann den Feind, der uns jetzt immer nur ſporadiſch und unter den verſchiedenartigſten Masken entgegentritt, in geſchloſſener Phalanx vor uns ſehen.

Die beiden Bekehrungen, von denen wir hier ſprechen, ſind freilich erſt individueller Natur, aber ſie ſind ein ſprechendes Symptom für die Tendenzen des reactionairen Geiſtes, wie es im Anfang dieſes Jahrhunderts die Bekehrungen der in ſich gegangenen Romantiker waren.

Die Gräfin Hahn hat ihre neueſte Wendung in einem ihrer frühern Romane vorahnend angedeutet: ſie läßt ihre Heldin Fauſtine, nachdem ſie eine Menge von Liebesverſuchen mit mehr oder minder Erfolg durchgemacht, endlich den wahren Seelenbräutigam erwählen, der ihrem Herzen Frieden gibt. Damals verhielt ſie ſich zu dieſem Ausfluß der Blaſirtheit noch halb ironiſch, und wir ſtehen auch heute noch nicht dafür, daß dieſe Ironie ſich nicht noch zum zweiten Male einſtellt. Die Lelia's und Fauſtinen finden auch im Schooß der Kirche, auch wenn ſie ſich bis in die Einſamkeit des Kloſters flüchten, immer eine harte und compacte Wirklichkeit vor ſich, der ihr Gemüth widerſtrebt, und ſie können einmal kloſtermüde werden, ſo wie ſie früher weltmüde wurden. In dieſem Augenblick hat zwar die Gräfin, ergriffen von dem drohenden Ernſte des Revolutionsjahres, den Leichtſinn ihrer ſchriftſtelleriſchen Vergangenheit verläugnet, aber ſie wird dabei im Stillen das immer noch ſehr lebhafte Gefühl haben, daß ſie in derſelben trotz aller Verirrungen eine ſehr geiſtreiche Frau war. Wenn nun einmal Einer ihrer neuen Alliirten auf den Einfall kommen ſollte, dieſe Vergangenheit zur Ehre Gottes mit einiger Energie zu geißeln, ſo könnte die alte Liebe doch wieder erwachen, und ſie könnte die Rückreiſe von Jeruſalem nach Babylon antreten, um ſo mehr, da es in dem Jeruſalem ihres Herzens nicht viel anders ausſehen wird, als in dem Babel ihrer Gedanken.

Herr von Florencourt iſt das getreue Abbild der altromantiſchen Apoſtaten. Gleich ihnen hat er früher mit einem ſchrankenloſen Kosmopolitismus für ſämmtliche Religionen des Weltalls geſchwärmt, wenn ſie nur etwas Beſtimmtes und Handgreifliches hatten. Er hat verſichert, mit den Hottentotten und Eskimo's ſich in andächtigem Glaubensgefühl vereinigen zu können, nur nicht mit den Rationaliſten, die ihr göttliches Weſen in abſtracte Gedanken auflöſten. Mit heiliger Scheu hätte er jene Speiſe genoſſen, die der Dalai-Lama ſeinen Gläubigen bietet, weil ſie etwas Concretes und Naturwüchſiges iſt. Ein ſolches Hin- und Herfahren in dem unermeßlichen Pantheon aller Nationen ermüdet zuletzt einen ſchwachen Geiſt, er wird eine Auswahl treffen und diejenige Form der Religion vorziehen, in welcher das Concrete und Naturwüchſige, um mich eines populairen Ausdrucks zu bedienen, am Dickſten iſt.

Freilich ſprechen auch Gründe der politiſchen Opportunität dafür. Florencourt gehört zu jenen politiſchen Dilettanten, die ſeit dem Anfange dieſes Jahrhunderts eine ſo unerhörte Verwirrung in allen Begriffen vom Staate und von der Kirche angerichtet haben. Mit derſelben Coquetterie und Selbſtvergötterung, welche die Schlegel, die Adam Müller, die Gentz, die Görres auszeichnet, hat er in allen Fragen, welche die Zeit bewegten, ſeine Subjectivität hervorgekehrt und nur Dasjenige an ihnen aufgeſucht, was ſeine Figur in ein günſtiges und intereſſantes Licht ſetzen konnte. Solche Leute fangen damit an, die Schwächen ihrer eigenen Partei, die ſie natürlich beſſer kennen müſſen, als die ihrer Gegner, hervorzuſuchen, und im Dünkel ihrer angeblichen Entdeckung ſich als die einzigen Vertreter des reinen Princips zu betrachten; dann gewahren ſie mit einiger Befremdung, daß die nämliche Entdeckung ſchon von den Gegnern gemacht iſt; ſie ahnen eine geheime Seelenverwandtſchaft und finden dieſelbe auch leicht heraus, da ſie ſich auf einen einzelnen Punkt capriciren; zuletzt treibt ſie aber ihr Eigenſinn und der Aerger über fortdauernde Verkennung dahin, ſich kopfüber auf die feindliche Seite zu ſtürzen. Man pflegt dann von der Ehrlichkeit ſolcher Leute zu ſprechen, wenn nicht gerade jeder ihrer Schritte durch einen beſtimmten Geldgewinn bedingt iſt; man ſollte aber gerade dieſe Molluskennatur, die ſich aus Eitelkeit jeder beliebigen Form bequemt, einmal der gründlichſten Verachtung preisgeben, weil ſie das Erbübel iſt, an dem wir Deutſche leiden. In dieſer Beziehung haben wir doch ſeit 1848 einen ſtarken Fortſchritt gemacht; es haben ſich ſeitdem beſtimmt geſchloſſene Parteien gebildet, und der Abfall trifft nicht blos mehr das Princip, ſondern es iſt ein Verrath an der ſittlichen Gemeinſchaft.

Die Abſetzung der Profeſſoren Haupt, Jahn und Mommſen.

Aus Leipzig.

Es iſt durch die Ueberſpannung des Jahres 1848 in unſern Nerven eine ſolche Erſchlaffung eingetreten, daß ein ſtarkes Reizmittel dazu gehört, um ihnen überhaupt nur eine Bewegung zu entlocken. Zwar fühlt ſich ſo ziemlich alle Welt unbehaglich in den neuen Zuſtänden, allein die Dinge gehen ihren Gang mit einer ſolchen ſchläfrigen Regelmäßigkeit, daß man nur allzu geneigt wäre, ſich in das alte träumeriſche Weſen zu verlieren, wenn nicht von Zeit zu Zeit die Regierungen dafür ſorgten, durch einen recht auffallenden Zug daran zu erinnern, daß der Boden, auf dem wir ſtehen, noch immer ein ſchwankender iſt. Es ſind nicht die Flüchtlinge in London, die mit ihren echten oder erdichteten lächerlichen Manifeſten und Zwangsanleihen das Bewußtſein über die Unſicherheit unſerer

Zuſtände wach erhalten, nicht die gemüthliche Miene, mit welcher die zuſchauende Demokratie von Zeit zu Zeit über die Vorgänge des Tages gravitätiſch den Kopf ſchüttelt, es wird vielmehr von oben her das Gefühl, daß wir inmitten einer Revolution ſtehen, von Zeit zu Zeit in's Gedächtniß gerufen.

Die ſo eben erfolgte Abſetzung der Leipziger Profeſſoren Haupt, Jahn und Mommſen iſt in dieſem Sinne betrachtet eine ſehr ernſthafte Begebenheit. Sie iſt ſo auffallend in der neuern deutſchen Entwickelung, daß ſie nur eine Analogie in der Göttinger Geſchichte von 1838 findet. Allein auch dieſe war in vieler Beziehung begreiflicher. Der König von Hannover vertrieb im Bewußtſein einer ſiegenden Contrerevolution in einem Zeitpunkt, wo der Kampf noch nicht in allen Stadien beendigt war, die politiſchen Gegner, die ihm offen den Fehdehandſchuh hinzuwerfen wagten; es war die Entſcheidung einer überlegenen Gewalt, nicht einer Rechtsdeduction, und in dieſem Sinne hat es auch das deutſche Volk, haben es ſelbſt die Regierungen aufgefaßt, die kurze Zeit darauf den vertriebenen Profeſſoren in ihren Staaten eine Stelle gaben.

Die ſächſiſche Regierung hat die Sache nicht in dieſer einfachen Form behandelt, ſie operirt wenigſtens theilweiſe mit Rechtsdeductionen. Jene Profeſſoren waren der Theilnahme an den Maiereigniſſen bezüchtigt, und zwei von ihnen in erſter Inſtanz verurtheilt und in Folge deſſen nach der Beſtimmung des Geſetzes vorläufig von ihrem Amte ſuspendirt, in zweiter Inſtanz dagegen wurden ſie alle drei freigeſprochen, wenn auch mit dem in Sachſen noch üblichen Zuſatz, „wegen Mangels mehrerer Beweiſe". Dieſer Zuſatz gibt der Regierung das Recht, nach Ermeſſen die Abſetzung eintreten zu laſſen, und ſie hat geglaubt, ſich dieſes Rechtes bedienen zu müſſen.

Wenn wir die Natur jener Freiſprechung betrachten, ſo ergibt es ſich, daß ſie nichts Andres bedeutet, als was bei den Geſchworenen eine vollſtändige Freiſprechung ſein würde; ſie ſtimmt genau mit der Freiſprechung Waldeck's überein. Von einer moraliſchen Pflicht der Regierung, die ungenügende richterliche Strafe durch eine Disciplinarſtrafe zu ergänzen, kann alſo nicht die Rede ſein. Unzweifelhaft aber hat jene Vollmacht in den Händen der Regierung keinen andern Sinn. Unmöglich kann man ſich vorſtellen, daß ſie etwa darum ihnen ertheilt ſein ſollte, ſonſtige politiſche Zwecke durch Einſchiebung eines rechtlichen Motivs bequemer zu verfolgen.

In dieſem Fall war die Regierung in der Lage, ſich über die Freiſprechung der Angeklagten freuen zu müſſen. Die Verurtheilung jener Männer hätte die Univerſität Leipzig, deren Kräfte gegen die frühere Zeit auf eine ſehr bedenkliche Weiſe in Nachtheil ſtehen, einiger ihrer größten Zierden beraubt, denn der wiſſenſchaftliche Werth jener Männer iſt noch in neueſter Zeit an competenter Stelle auf die glänzendſte Weiſe anerkannt worden, und ihre Erſetzung iſt unmöglich. Im Intereſſe ihres eigenen Staats mußte alſo die Regierung die Gelegenheit,

die ihr dieſe Freiſprechung geſtattete, freudig benutzen, um ſie der Univerſität zu erhalten.

Da hier auch nicht wol von einem Nachtheil die Rede ſein kann, den man ihnen zufügen wollte, da mit Beſtimmtheit vorauszuſehen iſt, daß in kürzeſter Friſt andere Univerſitäten ſich dieſen Fehler zu Nutze machen werden, ſo konnte das einzige zu rechtfertigende Motiv der Regierung die Erwägung ſein, ob nicht der Nachtheil des politiſchen Einfluſſes, den jene Männer durch ihre amtliche Stellung auf die Studirenden ausübten, den Gewinn, den die Univerſität in wiſſenſchaftlicher Beziehung von ihnen hatte, überwog. Das Recht zu dieſer Erwägung kann der Regierung nicht beſtritten werden. Es kommt nicht ſelten in Deutſchland vor, daß akademiſche Docenten ihre Stellung dazu mißbrauchen, durch frivoles politiſches Geſchwätz den Dünkel, die Unklarheit und die Begriffsverwirrung in den Köpfen der jungen Leute zu nähren, die ihrer Erziehung anvertraut ſind. In dieſem Fall wird Niemand ein Einſchreiten der Regierung befremden.

Aber auch dann muß der Strafe eine Unterſuchung vorhergehen. Dieſe würde ergeben haben, daß ſich Niemand in ſeinen Vorträgen ſtrenger in den Schranken einer energiſchen und gewiſſenhaften Gelehrſamkeit hält, als die genannten Lehrer, daß alſo von einem nachtheiligen Einfluß ihrer amtlichen Stellung auf die Jugend in politiſchen Dingen nicht die Rede ſein kann.

Sollte es aber die Regierung ſo verſtanden haben, daß ein Einfluß ſchon dadurch begründet wird, wenn die Jugend auf andere Weiſe von der politiſchen Geſinnung eines verehrten Lehrers unterrichtet wird, und ſollte ſie es alſo folgerecht für nöthig erachten, alle diejenigen Profeſſoren, die nicht mit ihrem politiſchen Syſteme übereinſtimmen, zu entfernen, ſo würde das einerſeits kaum auszuführen ſein, denn es würde dann in der nächſten Zeit der ſtudirenden Jugend überlaſſen bleiben müſſen, ſich ſelbſt Unterricht zu ertheilen. Freilich würde dann allmälig die Habſucht und der Servilismus Männer genug herbeiführen, die, ſo gut oder ſo ſchlecht es ſein mag, den Studenten Vorträge halten; aber dieſer Servilismus würde zugleich dem Staat alle Stützen entziehen, denn Leute, die blos nach Brod gehen, und denen es einerlei iſt, von wem und für welche Dienſte ſie es erhalten, verlaſſen das Schiff, dem ſie ſich anvertraut haben, in jeder Gefahr. Daß aber der Staat in den gegenwärtigen Augenblicken nicht blos des paſſiven Gehorſams, der ſich heute vor Haſſenpflug niederwirft und morgen vor Bayrhoffer, ſondern der thätigen Anſtrengung aller Derer bedarf, die ihm angehören, um den Gefahren einer Revolution zu entgehen, davon könnten ſich nach gerade alle deutſchen Regierungen überzeugt haben.

Da dieſe Angelegenheit noch nicht alle Inſtanzen durchgemacht hat, ſo können wir zum Schluß uns die Hoffnung nicht verſagen, daß die Regierung die auch für ſie ſehr ernſte Sache noch einmal ſehr ernſt in Erwägung ziehen, daß ſie

namentlich bedenken wird, wie das formelle Vorhandenſein eines Rechts die Ausübung dieſes Rechts noch nicht rechtfertigt, wenn ſie nicht im Sinne deſſelben ſtattfindet.

Wochenſchau.

Aus Wien. — Die Paſſionswoche iſt diejenige Periode des Jahres, in welcher das religiöſe Moment dem öffentlichen Leben ſeinen Stempel am tiefſten aufdrückt. In keinem Zeitmomente tritt der Unterſchied im Volksleben einer katholiſchen, proteſtantiſchen oder griechiſchen Bevölkerung deutlicher hervor. Ernſt und ruhig verſtreicht ſie in evangeliſchen Städten, der Charfreitag unterbricht mit ſeiner heiligen Ruhe die gewerbliche Woche, bei einer griechiſchen nicht unirten Bevölkerung glaubt man in ein Narrenhaus gerathen zu ſein, und in katholiſchen Ländern und Orten gibt ſich ein reges geſchäftiges Leben kund; voll Trauerfeierlichkeiten ohne Trauer, voll ceremoniöſer Acte ohne Erhebung, voll Faſttage, an denen man nicht hungert.

Jede katholiſche Stadt bietet in den drei letzten Tagen der Faſtwoche ein Gewühl, wie es im nüchternen proteſtantiſchen Deutſchland nur zur Zeit einer Königskrönung vorkommt. Stellen Sie Sich nun Wien in ſolchen Tagen vor. Durch volle acht Tage kein Theater, dem Wiener fehlen die circenses und endlich auch das panis, Roſtbrodel und Backhändel; denn in den drei letzten Tagen ſoll er kein Fleiſch eſſen; eine Norm, an die er ſich jedoch trotz ſeines orthodoxen Bekenntniſſes ſelten hält. Von den 500,000 Einwohnern ergießen ſich 400,000 durch die Straßen und ſtrömen von Kirche zu Kirche, um — die Gräber des Herrn zu beſuchen, die in jedem Gotteshauſe aufgeſtellt ſind. Die Kirchen wetteifern mit einander, ſich bei dieſen Gräbern des Erlöſers, der nicht hatte, wo er ſein Haupt hinlegen ſollte, an Pracht zu überbieten. Wer wiſſen will, was Wien an ſchmucken Herrchen und ſchönen Frauen hat, der wandere am Charfreitage und Charſamſtage von Kirche zu Kirche, er trifft ſie alle; ſie kommen um zu ſehen und geſehen zu werden, und ſo manche Altarſtufe, ſo manche dunkle Niſche wird die Zufluchtsſtätte für das Stelldichein betender Herzen. Kaum werden in einer Carnevalswoche ſo viele affaires d'amour und Engagements eingegangen als in der Paſſionswoche. Die Gründonnerſtagsbeichte, die Charfreitagspredigt, die heiligen Gräber und die Auferſtehungsceremonie geben weit mehr Herzen ſich zu einigen im Liebesbund Gelegenheit, als die Straußiſche Muſik im Sophien- und Redoutenſaale. Wenn die proteſtantiſchen Leſer nicht wiſſen ſollten, wie das heilige Grab plötzlich in Wien und zwar im pluralis erſcheine, ſo mögen ſie damit belehrt ſein, daß in katholiſchen Kirchen am Charfreitage ein metallenes Grabmal nach Art jener im Oriente aufgeſtellt, unter vielen Ceremonien und mit großem Pompe ein Kreuz und eine Monſtranz darin beigeſetzt wird. Am Charſamſtage wird dieſes Kreuz aus dem Sarge genommen, die Monſtranz in einer feierlichen Proceſſion umhergetragen und ſo die Auferſtehung nachgeahmt. Ehedem begleitete Bürgermiliz dieſe Ceremonie, wobei auf öffentlicher Straße eine Salve abgefeuert wurde. Jetzt darf Niemand Waffen haben, eine Bürgermiliz beſteht nicht, und der liebe Herrgott muß ſich mit Begleitung der Municipalgarden begnügen, die blos Säbel haben, mit denen man bekanntlich nicht ſchießen kann. Auch iſt es Maxime, wäh-

rend des Belagerungszuſtandes keinen Schuß hören zu laſſen, die Wiener könnten leicht von einer gewiſſen Neigung zum Pulverdampf ergriffen werden, und ſo muß ſelbſt die Kirche dem Belagerungszuſtande weichen, ſie, die ſonſt weder Gott noch dem Teufel weicht. Doch iſt bei dieſen Ceremonien das Zuſtrömen der Menſchen aller Klaſſen der Art, daß die Detachements des Herrn Waſz v. Starkenfels, die nun ſchon um 6 Uhr Abends ihren Strelſzug beginnen, die überfüllten Straßen an den Kirchen meiden. Da wandelt nun der deutſche Hut, der ſich wieder hervorwagt, neben dem ſeidenhaarigen Cylinder, dem Cſakó und der öſtreichiſchen Soldatenkappe. Die vielen lichten Uniformen bringen in die ſchwarze Maſſe einige Abwechſelung, und ihre Zahl iſt ſo bedeutend, daß die Schattirung etwas ſtark wird. Man kann annehmen, daß der dritte oder vierte Mann, den man auf Straßen, Plätzen und öffentlichen Orten ſieht, ein Soldat ſei. Die Garniſon von Wien dürfte dermalen ſchon über 30,000 Mann betragen, ohne die etwa 2000 Mann ſtarke Polizeimannſchaft, die Gendarmerie und die Municipalgarde. Die Letztere wurde zur Zeit der Revolution geſchaffen, als die alte Polizeimannſchaft nicht mehr vom Volke beachtet wurde, und von dem Gemeinderathe abhänglg gemacht, dem man damals die Polizei unterſtellte. Als Dr. Bach, der Barricaden-Szedlnizkl, es nicht mehr für gerathen fand, der Gemeinde eine polizeiliche Gewalt zu überlaſſen, und es annehmlicher fand, ſie ſelbſt zu handhaben, wurde dieſes Corps, das übrigens nicht viel taugte, aufgelöſt, und nur der Gemeinderath behielt ſich eine Sauvegarde von etwa 150 Mann. So kommt auf jeden dritten Erwachſenen ein Mann in Uniform. Da die „Lumpen" (ſo wird jeder Bürgerliche von den Militairariſtokraten betitelt) allerlei zu thun haben, ſonach zu Hauſe bleiben müſſen, und nicht ſtets herumſtreifen können, iſt es ganz natürlich, daß die „geregelten Menſchen" (nach dem Lexikon Sr. Durchlaucht des F.-M. Windiſchgrätz nur auf Soldaten anwendbar) die Straßen füllen. Es wimmelt daher aller Orten von Waffenröcken aller Farben, von weißen, blauen, grünen und braunen Uniformen, Cſakós, Hüten mit Federbüſchen, Pickelhauben, Helmen und Soldatenmützen aller Art.

Ein Charwochenſpectakel iſt den Wienern diesmal entgangen, die Fußwaſchung. Der Kaiſer geht nach der Sitte durch den von Soldaten uud Garden erfüllten Hof; ein Würdenträger einer Facultät reicht ihm eine Schüſſel und einen Schwamm, mit dem er im Vorübergehen die entblößten Füße der Alten ſtreift, die dafür eine Geldbetheiligung erhalten. Der Monarch ſoll dadurch zur Demuth ermahnt werden. Heuer unterblieb das Schauſpiel, das gewöhnlich den Hofbedienſteten ein gutes Stück Geld eintrug; ſie überließen an Fremde die Fenſter ihrer Wohnung, die in den Hofraum der Burg gehen, und erhielten von den Neuglerigen, die den Kaiſer Füße waſchen ſehen wollten, ein reſpectables Trinkgeld. Der Kaiſer, hieß es, ſei krank, woran jedoch Niemand glaubt, und von ziemlich gut unterrichteten Perſonen wird behauptet, er habe die Reihe von Ceremonien, die der Monarch von Gründonnerſtag bis Oſterſonntag begehen muß, nicht mitmachen wollen. Es iſt auch von einem jungen regſamen Manne kaum zu fordern, daß er Geſchmack an jenen mit ſpaniſcher Etiquette begangenen Gebräuchen finden ſoll, die vom Hofe weiland Kaiſer Friedrichs und der Königin Iſabelle herrühren. Ueberhaupt ſoll der junge Monarch kein großer Freund vom Ceremoniell ſein, am allerwenigſten aber Neigung für religiöſe Gebräuche und Pfaffenthum hegen.

Nicht blos die Kirche Chriſti, auch das Haus Iſrael hat in dieſer Woche Trauer angelegt. In Jakob wird wehe geklagt und geweint, und das viel ernſter als im Dome

zu St. Stephan und St. Peter; denn die Metalliques ſind zurückgegangen, das Silberagio iſt geſtiegen; fremde Deviſen ſind theurer geworden. Das Silberagio iſt bereits wieder 33¾ %, das will ſagen, wer Silber verkaufen will, der kann es gegen Banknoten mit einem Gewinne von 33¾ % vertauſchen. Man würde ſich aber ſehr täuſchen, wollte man etwa glauben, daß man um dieſen Preis Silber für Papier in beliebiger Quantität erhalten könne. Der Cours iſt nur nominell, die Metallmünze iſt in der That nicht vorhanden, das emittirte Papiergeld ſteht zu der circulirenden Metallmünze in keinem entſprechenden Verhältniſſe. Vor zwei Jahren ſagte unſer Finanzminiſter, er wünſchte ſich eine Wünſchelruthe, um das vergrabene Metallgeld zum Vorſchein zu bringen. Heute würde ihm auch all dieſes Metallgeld Nichts nützen, ſo tief ſind indeſſen die öſtreichiſchen Finanzen geſunken. Als im November v. J. das Agio in wenigen Tagen eine ſchwindelnde Höhe erreichte, maß man die Schuld davon den Stockjobbern bei. General Welden forderte von dem Finanzminiſter, er möge die Börſe purificiren, ſonſt werde er ſelbſt dazu ſehen müſſen, und der Finanzminiſter war gezwungen, ein Börſenreglement zu erlaſſen, das jede Börſe zu Grunde hätte richten müſſen. In jedem andern Lande würde die Kaufmannſchaft ehrenhaft genug geweſen ſein, beim Erſcheinen eines ſolchen Geſetzes die Börſe nicht mehr zu beſuchen. Dieſer paſſive Widerſtand würde in einigen Tagen die Regierung genöthigt haben, ihre Maßregel zurückzuziehen, da bekanntlich alle Operationen des Herrn v. Kraus in Manipulationen auf der Börſe beruhen; aber unſere Banquiers ſind keineswegs mit den Geldmännern anderer Länder zu vergleichen, die bei allen Widerwärtigkeiten dieſer Menſchenklaſſe doch ein gewiſſes Selbſtgefühl, ein Bewußtſein ihrer Wichtigkeit und Nothwendigkeit bewahren. Unſre Finanz- und Geldmänner haben ihr Geld größtentheils dem Haſardſpiele der Börſe zu verdanken; ſie haben den Mächtigen gegenüber nicht einmal den Muth der Paſſivität. Werden ſie getreten, ſo wagen ſie nicht blos nicht zu knurren, ſondern haben auch nicht einmal die Kühnheit, den Fußtritten zu entgehen. Trotz aller Vexation, trotzdem, daß der Stadthauptmann wagte, ihnen Spione an die Seite zu ſchicken, die ſie behorchten, welche Art von Geſchäften ſie machen, ſetzten die Sinas, die Wertheimſteins, und wie die Könige der Börſe alle heißen, unter dieſem Drucke ihre Beſuche auf der Börſe fort. Die kleinen Börſenmännchen wurden polizeilich verfolgt, ausgewieſen und beſtraft, das Silber aber wollte doch nie wieder ein anderes Agio als 27 % erreichen. Was kümmerte es die Finanzleute, daß Schwarzenberg in Dresden und Berlin Triumphe feierte, daß die Zeitungen ausposaunten, die kaiſerlichen Fahnen wehen vom Po bis zur Eider, das Silberagio war nicht zum Weichen zu bringen, und ſteigt bei der geringſten ungünſtigen Conſtellation am politiſchen Horizonte ſo raſch, daß die Staatsbewohner, ehe ein Tag vergeht, wieder um den 5. oder 6. Theil ihres Vermögens ärmer ſind. In demſelben Verhältniſſe ſteigen gewöhnlich auch die Lebensmittel, namentlich die Preiſe des Fleiſches. Der Kaiſerſtaat iſt nämlich gezwungen, einen großen Theil ſeines Bedarfes an Schlachtvieh durch Einfuhren aus den Donaufürſtenthümern zu beziehen. Wol hat die Bukowina und ein Theil des öſtlichen Galiziens einen Ueberfluß an Maſtvieh, aber die väterliche Regierung hat ſich während der 70 Jahre, als ſie im Beſitze dieſes Landſtriches iſt, ſo wenig um den Straßenbau gekümmert, daß man von dorther nur mit großen Unkoſten Schlachtvieh herbeitreiben kann, und ſo bezieht man namentlich in Wien den größten Theil des Bedarfes aus der Türkei. Die rohen Einwohner dieſer Länder, welche ſich mit dem Vieh-

handel befaſſen, Serben, Bosniaken, Wallachen, Türken u. ſ. w. aber verſtehen ſich nicht auf unſre künſtlichen Hilfsmittel des Verkehrs. Deviſen, Anweiſungen, Wechſel ſind ihnen unbekannte Dinge. Für ſie gilt der Grundſatz: in auro veritas. Man muß ihnen in blanken Ducaten bezahlen. Je höher das Silberagio ſteigt, deſto höher ſtellen ſich auch die Fleiſchpreiſe. So fühlt die ganze Bevölkerung bis zum geringſten Proletarier herab die Finanzcalamität. Nahrungsmittel, Miethzins, Preiſe der Manufacturen und Utenſilien haben eine ſeit dem Jahre 1811 unbekannte Höhe erreicht. Alle Hausbeſitzer haben die Miethpreiſe ihrer Wohnungen um 25 % erhöht. Kleidungsſtücke, Bücher, ja Papier ſind beinahe kaum mehr zu erkaufen, und wem es nur einigermaßen möglich iſt, der beſchränkt ſeinen Haushalt; in der Reſidenz lebt man noch einigermaßen vollauf, aber in den Provinzialſtädten und auf dem Lande beginnt bereits eine Einſchränkung Statt zu finden, die den Wohlhabenden dem Proletarier gleichſtellt. Die Beſitzenden ſind in Verzweiflung. Wer Baarſchaften hat, ſucht ſie durch den Ankauf von Grund und Boden zu realiſiren; darum ſind auch liegende Gründe und Häuſer ſehr im Preiſe geſtiegen. Der Landmann aber iſt nicht minder ſchlecht daran, als der Kauf- und Gewerbsmann, ja faſt noch ſchlechter. Dieſer verwerthet ſeine heutige Einnahme morgen wieder durch neue Einkäufe; aber der Bauer, der für den Schweiß ſeines Angeſichts und den Segen des Himmels allerlei blau, grün, roth und ſchwarz bemaltes Papier erhält, das einen ſtets ſchwankenden Werth hat, iſt in wahrer Klemme. Eine Zeit lang weigerten ſich die Landleute mancher Gegend gar, zu verkaufen, als aber der Sommer herannahte, mußten ſie mit ihren Vorräthen herausrücken. Es iſt ſehr zu bewundern, daß man im nördlichen und weſtlichen Deutſchland noch nicht auf den Gedanken gerathen iſt, Producte, die man aus Polen, Rußland, Schweden, Belgien und Frankreich für baares Silber bezieht, aus Oeſtreich zu holen, wo man ſie für Papiergeld kaufen kann. Ich rechne dahin vorzüglich: Korn, Flachs, Tabak, Wein, Brenn- und Bauholz, Roheiſen und andere Bergwerkserzeugniſſe. Die Engländer auf den joniſchen Inſeln haben dieſen Vortheil bereits zu benutzen verſtanden. Aus Trieſt iſt heuer viel mehr ungariſches Product als gewöhnlich exportirt worden; unſre deutſchen Nachbarn aber ſind minder geübt, gebotene Vortheile zu benutzen.

Zu der Geldcalamität geſellt ſich auch die Steuercalamität. Wir ſind bereits mit Steuern überbürdet, und ununterbrochen werden noch neue Steuern eingeführt. Mancher Gegenſtand iſt bereits 3—4mal beſteuert. So z. B. der aus Runkelrüben gewonnene Zucker. Es wird der Boden, auf dem ſie wächſt, mit 24½ %, das Einkommen davon mit 5 %, das Fabrikgebäude wieder mit 24½ %, überdies das Fabrikat und der Ertrag deſſelben verſteuert. Im Laufe der Charwoche ſind alle directen Steuern noch um 5 % erhöht worden. Das Miniſterium hat die Charwoche durch eine Reihe von Geſetzen, die es emittirte, zu einer wahren Paſſionswoche gemacht, und die Bevölkerung erſchrickt bereits, ſo oft die amtliche Wiener Zeitung einen „allerunterthänigſten Vortrag des treugehorſamſten Miniſterrathes“ an ſeine „allerhöchſte Majeſtät“ enthält. So oft ein Geſetz erſcheint, rechnet man darauf, daß entweder eine Beſchränkung, oder eine Steuerlaſt geſetzlich wird, oder ein Inſtitut ins Leben tritt, das von vornherein den Haß der Menge auf ſich trägt.

Die Paſſionswoche hat uns eine Capitaliſirung der für die Entlaſtung des Grund und Bodens zu leiſtenden Entſchädigung gebracht. Der Staat übernimmt eine Laſt

von 207 Millionen, und gibt dafür Metalliques; in Folge deſſen ſind dieſe bereits im Courſe geſunken. Die Maßregel ſollte ein Schritt ſein der Ariſtokratie zu Gefallen, die den Hof ſtets beſtürmt, der Reichstag habe ſie ihres Eigenthumes beraubt, und da man keine Luſt hat, die Landtage zu berufen, denen die Schlichtung dieſer Angelegenheit zuſteht, ſo hat man einen Weg eingeſchlagen, um die Rentiers zu erbittern, von denen man bei ihrem oben geſchilderten Charakter Nichts zu beſorgen hat. Um die jährliche Zinsquote zu decken, die $2^1/_2$ Millionen beträgt, wurden die directen Steuern mit einem Zuſchlage von 5 % vermehrt. Es muß nun jeder Bürger einer Stadt dafür zahlen, daß der Bauer X an den Grafen Y keinen Zehnt und keine Robott mehr leiſtet.

Endlich hat uns noch die Paſſionswoche mit dem Reichsrathe beſchenkt, eine Conſulta, die den Reichstag erſetzen ſoll, und bald als unverantwortlicher Beirath das verantwortliche Miniſterium überflügeln wird. Die Perſonen ſind bisher meiſt der Art gewählt, daß man alles Vertrauen verlieren muß. Es mögen zur Charakteriſirung derſelben nur einige hier näher bezeichnet werden. In dieſem höchſten Collegium ſitzt ein Salvotti, der den Proceß gegen Silvio Pellico und Gefährten leitete; ein Mann, der in Italien noch weit mehr persona ingrata iſt, als weiland Herr von Kampz, oder Tſchoppe; Graf Krieg, der Krakau bombardirte, Graf Franz Szichy, eine wahre Polizeiſeele, welche zum Polizeimeiſter für Warſchau zu arg wäre. Auf dem Landtage 1844, wo er die Polizei als Stallmeiſter verwaltete, wurde ihm von der Landtagsjugend ein Charivari gebracht. Er zog an der Spitze der Truppen in Ungarn ein, und die Hinrichtungen zu Preßburg im Frühlinge 1849 ſollen meiſt ſein Werk ſein.

Die Charwoche 1851 war alſo für uns eine wahre Paſſionswoche. Die Auferſtehung, das Oſterfeſt ſind wol fern, aber der Geiſt ſiegt, wenn man ihn auch auf Golgatha kreuzigt.

Aus Wien. — Ihre Aufſätze über unſer Militair haben hier und allſeits in Oeſtreich viel böſes Blut gemacht. Enthielten jene Artikel auch viel bittere Wahrheit, ſo bleibt dieſer Stand dem anmaßenden Adel, dem ultramontanen Clerus, dem noch unausgebackenen Bürgerthume, und gar der verroſteten Büreaukratie gegenüber das Beſte, was wir haben. Uebrigens war die Beleuchtung jener Zuſtände denn doch etwas grell. Man vermuthetete Anfangs einen „entſprungenen Honved" als Verfaſſer — ein, wenn man dies Volk damals ſelbſt geſehen, eben nicht ſchmeichelhaftes Compliment! — Es hätte ſich leicht ein tauglicherer Stoff gefunden, allein er würde noch mehr Schmach über unſere Zuſtände gebracht haben. Der Beamte ſteht noch immer als ein trauriges Denkmal rein vormärzlicher Zuſtände, als Ueberbleibſel Metternich'ſcher Politik da, er ſcheint aber auch unverbeſſerlich, denn trotz der Geißelhiebe ehedem der auswärtigen und ſpäter ſelbſt der einheimiſchen Preſſe bleibt der Obere Despot, der Untere Maſchine, Vorwürfe, die allerdings auch unſer Militair treffen, allein wie viel hat es dafür voraus: wollte Gott, man fände die Kameradſchaft in der Beamtenhierarchie, wie bekanntlich im Soldatenſtande! — — Die Bureaukratie iſt der nagende Wurm am Lebensbaume des öſtreichiſchen Staates.

Wie verknöchert dieſer Stand und unempfänglich für Neuerungen, welche man anfänglich von der Bewegung doch allſeits forderte, iſt, zeigen die Schwurgerichte. Wol betheiligt ſich dabei das Volk als Zuſchauer, aber den Herren Richtern, welche die Oeffentlichkeit nicht nur nie kennen, ſondern haſſen gelernt haben, die (unter ſich freilich

nicht — aber) nach Außen ehedem infallibel und unangreifbar waren, geht oft die Galle über, daß sie da vor dem Volke, das überhaupt der Beamte nur seinetwegen auf der Welt wähnte, vor Zeitungsschreibern sprechen und handeln sollen. Leider hat man dabei wieder die Form zur Hauptsache gemacht, womit allerdings Richter und Geschworne sehr belästigt werden, noch ist das Ganze ein Gemengsel von Altem und Neuem und der Geist des Instituts ist noch nicht eingedrungen trotz der schönen Reden, welche dabei und darüber gehalten worden. Zeit, Papier und Geld geht aber ob des Formenwesens bei den Schwurgerichten allerdings mehr auf, als bei der Inquisition, wie überhaupt mit diesen drei Dingen in der Bureaukratie gar nicht gespart wird, wobei vom Papiere nur deswegen die Rede sein soll, weil dies riesweise verschmiert wird mit den absurdesten Wiederholungen, mit verwirrenden Tabellen und beispiellosem von der Form gefordertem Unsinne, während oft arme Schulkinder bogenweise selbiges um's theure Geld kaufen müssen. Eben dies erinnert an ein ähnliches Mißverhältniß: es betrifft die Räume; während unsere Kanzleien meist mit allen erdenklichen Comfortabilitäten versehen, ja manche Präsidialbureaux mit fürstlicher Pracht eingerichtet sind, an Heizung bekanntlich besonders Ueberfluß herrscht, für Archive u. dgl. hie und da die schönsten Zimmer benützt werden, sehen wir Schulkinder oft zu hunderten in enge feuchte Wände eingeklemmt, durch zerbrochene Fenster Wind und Wetter, durch schadhafte Oefen augenverderbendem Rauch und Ruß preisgegeben (bis unzählige Commissionen solchen Uebeln abzuhelfen pflegen), manchmal von einem A-B-C-Tyrannen beherrscht, der außer dem Alphabete oft selbst Nichts mehr weiß, während der Katechet unverständliches und unglaubliches Zeugs losläßt, der Oberaufseher (meist schon Bureaukrat) seiner Pflicht nur der Form wegen nachkommt und so der Zweck ganz verfehlt wird. Auch dies Alles wurde, und sogar in heimischen Blättern besprochen, doch hat eben dies Gemeinden, ja sogar die Regierung darauf schon aufmerksam gemacht, man scheint wenigstens hie und da einzusehen und den Willen zur Abhilfe zu zeigen. — „Einsehen aber ist der erste Schritt zur Besserung," wie das Sprichwort sagt, und so ließe sich sogar bei der Bureaukratie auch Etwas hoffen, denn auch da erkennen die Einsichtsvollern die Mängel, aber der Wille fehlt, und das „System" würde bald eine andere Gestalt bekommen. Gott gebe es! „φ"

Aus Gratz. — Da bei uns ein „freies Wort" so schwer und so selten einen Ort findet, flüchtet es sich so gern wieder in sein vormärzliches Asyl. Unsre Klagen treffen vor Allem trotz neuer Titel und ganz abgeänderter Uniformirung u. s. w. unsre ganz alte und in der Wesenheit noch vormärzliche Bureaukratie. Davon ein Beispiel aus der nächsten Nähe. Ein Mann wollte vor einigen Monaten in einem Paroxismus sein junges Weib ermorden, sie rettete sich zu einem Nachbar, ihr Bruder aber lief in die Stadt um gerichtliche Hilfe — die politische Behörde erkannte den Fall als criminell und wies ihn an das Gericht, dies an die Sicherheitsbehörde; die Polizei lehnte die Intervenirung ab, weil der Fall außer der Stadt; die Gensd'armerie kann nur über amtliches Einschreiten handeln; man wies ihn zum Staatsanwalt, doch Dieser kann erst über Anzeige des Gerichts-Amts handeln; der Instructionsrichter schickte ihn nun zum Gemeindevorstande, der über Ruhe, Ordnung und Sicherheit zu wachen hat, allein mit Recht wies Dieser auf seine geringen Mittel und Kräfte für solchen Fall — — kurz: der Paroxismus legte sich glücklicher Weise indeß wieder von selbst; sollte er aber

wiederkehren, ſo ſteht dem Armen derſelbe Kreislauf bevor, denn noch hält ſich Alles an den Buchſtaben des Geſetzes, der bekanntlich ſeit Juſtinian's Zeiten leicht zu umgehen iſt. Noch hat der Geiſt trotz aller Bemühungen von oben her nirgends eindringen können. Klagen und Beſchwerden aber ſind bei der viel-vervollkommneten Hierarchie und Stellung der Bureaukratie nach Außen fruchtloſer als je. Wie Militair und Civil, ja faſt noch ſchroffer ſteht überall der Beamte der Partei — beſonders in kleinern Orten — dem Bürger entgegen, auch die Kriecherei gegen höhere und das Intriguenſpiel unter ſich iſt, wo nicht erhöht, ganz im Alten. Als neue Behörden erſcheinen hier noch jetzt in allen Kronländern die Grundentlaſtungs-Commiſſionen, aber auch da iſt die Form zur Hauptſache geworden und das ſtarre Feſthalten an derſelben iſt die Qual der Berechtigten, welche mit endloſen Ausweiſen und haarſträubenden Berechnungen nun ihre Anſprüche gegen ihre geweſenen Unterthanen darthun ſollen. So wie früher weniger die Gabe, als oft und meiſt die Art der Einhebung und willkürliche Bemeſſung durch gewiſſenloſe Verwalter u. dgl. für den Verpflichteten drückend war, ſo ſind die geweſenen Herrſchaften jetzt ungehaltener über die Plackereien bei Vorlage ihrer Entſchädigungsanſprüche, als über die vorausgeſehenen Verluſte. Leider kann die ſtrengſte Forderung diesfalls nicht verhindern, daß diejenigen Herrſchaften, welche ihre Unterthanen am Meiſten ausſogen, jetzt durch große Anſprüche daraus die reichſte Entſchädigung anſprechen. Dies Frohnenweſen und der amtliche Schlendrian hat ſich leider überall ſchon eingeſchlichen und faſt alle unſere wiſſenſchaftlichen und gemeinnützigen Vereine, wo langweilige Referate und ein ſtarres Canzleithum längſt die freie Debatte und jedes lebenskräftige Element freier Bewegung verdrängten, ſind ſchon davon angeſteckt. Ihr Schöpfer und belebendes Princip, unſer verehrter Erzherzog, ſpielt nur noch den Präſidenten (auf rein bureaukratiſche Weiſe), woran lediglich nur das Umſichgreifen des „Syſtems" die Schuld trägt. Er arbeitet nun bekanntlich an ſeinen Memoiren, welche für den Politiker und Soldaten, Gelehrten jeden Faches und für den gewöhnlichſten Leſer, für Deutſche überhaupt und Oeſtreicher und Steirer ſeiner Zeit gleich großes Intereſſe gewähren dürften. Noch haben alle unſre Vereine nicht einmal literariſch-regelmäßige Organe ihres Wirkens, wie denn überhaupt die literariſchen Zuſtände im Argen liegen, vor Allem die Tageblätter: die gehorſamſt-unterthänigſt-ergebenſte Gratzerin hat einen Ton angenommen, den nicht einmal die Polizei (als damalige Redaction de facto) vor den Märztagen anſtimmte, und, obwol lediglich politiſches Blatt, hat ſich doch bisher kein belletriſtiſches neben ihr halten können. Nach einer Menge eingegangener ſolcher und guter Blätter kam unlängſt die Reihe an Wouvermann's „Wochenſchrift", eine Art Schmidt'ſcher Literatur-Zeitung für Steiermark; nächſtens dürfte ſie an den „Magneten" kommen, ein mit vielem Fleiße redigirtes Blatt; aber die Gratzer-Zeitung muß jeder Geſchäftsmann haben, alſo erſcheint alles Andere überflüſſig — auch iſt die öffentliche Meinung kein gewichtiges Organ mehr, daher auch der witzſprühende „Stern" bald erlöſchen dürfte. Die ſteiriſche Zeitſchrift, ausgezeichnet in ihrem Beginne und in einzelnen Leiſtungen, hat leider auch aufgehört und nur den hiſtoriſchen Theil übernehmen die „Mittheilungen des hiſtoriſchen Vereins", natürlich ſo lange ſie beſtehen werden — der naturhiſtoriſche, der ethnographiſche, der topographiſche, die meiſt ſo Gediegenes lieferten, wird nirgends mehr vertreten. Bei dem allgemeinen Streben nach Selbſtſtändigkeit haben ſich Kärnthen und Krain von Steiermark in Mehrerem losgelöſt, und wir ſehen dieſe Filial-Vereine gewaltig fortblühen; wenn ſich unſre

Digitized by Google

Slaven wieder zu regen beginnen, haben wir trotz der landtäglich und octroyirt ausgesprochenen steierischen Untheilbarkeit neue Abfälle (in dieser Hinsicht wenigstens) zu gewärtigen. Zum Schlusse noch, daß sich als ausgezeichnete Gäste „Haynau und Widenburg" hier befinden; Letzterer, die verdiente Verehrung aller Bessern genießend, wird allseits auch ausgezeichnet behandelt; Ersterer lebt als Privatmann ganz zurückgezogen und verkehrt nicht selten mit Schulkindern, die ihm am Wege begegnen und ihn an seinem bekannten Schnurrbart alle erkennen.

Juvenal. Ein Lebens- und Charakterbild aus der römischen Kaiserzeit, von Dr. Völker. Elberfeld, Bädecker. — Der Verfasser setzt sich den Zweck, durch eine prosaische Uebersetzung der ausgewählten Satyren Juvenals mit hinzugefügten Excursen und Anmerkungen dem ungelehrten Publicum das Verständniß dieses Dichters zu erleichtern. Das Unternehmen ist an sich lobenswerth, da Juvenal nicht zu den classischen Dichtern gehört, die in der Schule gelesen werden, und da man nach der Schule in der Regel zu wenig Muße oder zu wenig Fleiß hat, um sich mit den schwerern Schriftstellern der römischen Literatur noch zu beschäftigen. Auch daß die Uebersetzung in Prosa gehalten ist, kann nur gebilligt werden, da es hier lediglich auf Genauigkeit ankommt und man einen eigentlich poetischen Werth in Juvenal schwerlich suchen wird. Dagegen wäre in den Excursen ein tieferes Eingehen in die Hauptsache wünschenswerth gewesen, wofür manche Nebensache hätte wegbleiben können. — Wir haben noch einen besondern Grund, es für wünschenswerth zu halten, daß man auch im größern Publicum sich von der römischen Kaiserzeit ein genaueres Bild mache, als es jetzt zu geschehen pflegt. Wenn auch in vieler Beziehung die classische Zeit des Alterthums, die republikanische, unsern ästhetischen Vorstellungen näher steht und einen größern Reiz auf uns ausübt, so ist doch eigentlich die Kaiserzeit mit viel festern Fäden an uns geknüpft. Das in ihr entwickelte Rechts- und Staatssystem ist im Wesentlichen das noch heutigen Tages vorherrschende, und das Christenthum, in dessen Mitte wir uns noch heute befinden, werden wir in seinem Wesen nur dadurch begreifen, wenn wir die Natur des Volkes, durch welches uns dasselbe propagirt wurde, gründlich studiren. Man hat in neuerer Zeit sehr viele, mehr oder minder gelungene Versuche gemacht, das primitive Christenthum aus sich selbst heraus zu begreifen; diese Versuche leiden immer an dem Uebelstand, daß wir entweder in den christlichen Voraussetzungen selber befangen sind, oder durch unsre Polemik dagegen in die entgegengesetzte Richtung getrieben werden, und in Christus so zu sagen den Antichrist suchen. So kommen wir bei der Kritik der Evangelien aus einem sehr engen und einseitigen Kreise nicht heraus. Dagegen werden wir bei der Frage, was denn die eigenthümlichen Culturverhältnisse des römischen Kaiserreichs in dem Christenthume suchten, um entweder ihr eignes Wesen oder den Gegensatz desselben zu finden, auf Dasjenige aufmerksam gemacht werden, worauf es bei dem Christenthum als welthistorischer Erscheinung eigentlich ankommt, da wir aus den ersten christlichen Büchern selbst den leitenden Grundton schwerlich heraus finden. Wir gedenken auf diesen hier nur angedeuteten Umstand ausführlicher zurückzukommen.

Verantw. Red. **F. W. Grunow.** — Mitredact.: **G. Freytag** und **Julian Schmidt.**

Druck von E. E. Elbert.

Charakterbilder aus der deutſchen Literatur der Reſtaurationszeit.

1. Auguſt Graf v. Platen-Hallermünde.

Die deutſche Literaturgeſchichte ſchließt in der Regel mit Schiller's Tod; was ſpäter kommt, erſcheint ihr zu chaotiſch und gewährt zu wenig Ausbeute, um die ordnende Hand der hiſtoriſchen Kunſt daran zu verſuchen. Ich bin weit entfernt, auf die Schriftſteller dieſer Epigonenliteratur ein größeres Gewicht zu legen, als Gervinus und Andere; aber es iſt doch einmal eine Uebergangsperiode, die verſtanden ſein will, um das Vorhergehende und Nachfolgende zu begreifen. Eine Sichtung dieſer Verworrenheit kann zunächſt, wo die Principien ſelbſt noch in beſtändigem Streit ſind, nur dadurch erfolgen, daß man ſich an einzelne bedeutende Perſönlichkeiten hält. Theils wird ſich an denſelben manches Vortreffliche ergeben, welches der Aufbewahrung werth iſt, theils werden ſelbſt ihre Irrthümer, inſofern man aus ihnen Aufklärung über ſtreitige Principien ſchöpfen kann, lehrreich ſein.

Platen hat zu ſeiner Zeit verhältnißmäßig wenig Glück gemacht; dagegen wird er von der jüngern Literatur wieder mit Achtung genannt, und man hat ſich ſonderbarer Weiſe durch einzelne ſeiner Lieder, die ſich mit den Polen und Griechen beſchäftigen, verleiten laſſen, ihn für einen der erſten Apoſtel des neupolitiſchen Evangeliums auszugeben. Der weitere Verlauf wird zeigen, daß der Stoff in ſeiner Poeſie gleichgiltig iſt, und daß er für eine literarhiſtoriſche Monographie nur inſoweit in Betracht kommt, als es ſich um die Form handelt. Bei den andern civiliſirten Völkern iſt in der Poeſie ein nationaler Styl vorhanden; die neue deutſche Literatur dagegen charakteriſirt ein ängſtliches, fieberhaftes Suchen nach fremden Formen, das aus dem drückenden Gefühl einer innern Leere zu erklären iſt. Ein Typus dieſer Richtung iſt Platen.

Zuerſt Einiges von ſeinem Leben. Er iſt 1796 zu Ansbach geboren, ſeit 1806 in der Cadettenſchule zu München erzogen, hat 1814 ſein Officierspatent

erhalten, an dem letzten Feldzug gegen Napoleon Theil genommen, hat sich dann 1818 noch als Officier zuerst auf die Universität Würzburg, dann nach Erlangen begeben, mit großem Fleiß die alten, neuen und orientalischen Sprachen getrieben und ist seit 1820 vorzugsweise durch Schelling angeregt worden, welche Anregung aber sich in einigen Sonetten an den berühmten Philosophen vollständig erschöpft zu haben scheint. 1821 hat er seine ersten Gedichte, die Ghaselen, herausgegeben, hat König Ludwig's Thronbesteigung 1825 in einer begeisterten Ode besungen, in Folge dessen von Demselben Urlaub erhalten und sich 1826—1832 in Italien aufgehalten. Im Jahre 1828 hat man ihn zum Mitglied der Königl. Akademie der Wissenschaften erhoben und durch ein Jahrgehalt seine äußere Stellung gesichert. Nach dem Tode seines Vaters (1832) ist er nach München zurückgekehrt, aber nur bis 1834, wo er wieder nach Italien reiste. Dort ist er im Jahre 1835 in Sicilien gestorben, und man hat ihm folgende Grabschrift gesetzt: Hic jacet Augustus comes de Platen, poëtarum Teutonicorum princeps, ingenio Germanus, forma Graecus, poetellarum terror, novissimum posteritatis exemplum. Durch die Cotta'sche Ausgabe seiner Werke in fünf Bänden (1843) ist er unter die deutschen Classiker aufgenommen. — In seinem Leben finden wir über die Art seiner Dichtung wenig Aufschluß; nur so viel, daß er sich im Wesentlichen einsam gehalten hat, und daß seine Thätigkeit sich mehr auf Sehnsucht und Verdruß concentrirte, als auf ein reales Streben. Abgesehen von einzelnen Eindrücken, die er in Italien aufgenommen und in seinen Gedichten wiedergegeben hat, Eindrücke, welche übrigens Goethe's Elegien und Reisebilder ihm erst vermitteln mußten, ist es immer eine literarische Beziehung, die sein Schaffen bedingt; er wird von irgend einer neu auftauchenden Richtung, oder auch von einer, die bereits verjährt ist, wie z. B. das phantastische Drama der Tieck'schen Schule, mit fortgerissen, bildet dieselbe zu ihrem Extrem aus und wundert sich dann, daß er keine Anerkennung findet. Er findet sie nicht, eben weil er zu spät kommt. Bei jedem neuen Werk erklärt er zuerst in Versen und in Prosa, es sei etwas Gewaltiges, das auch seine Neider und Feinde zur Bewunderung zwingen müsse; dann wird er aber wieder durch einen neuen Eindruck mißtrauisch gemacht, und er modificirt seinen Ausspruch dahin, er habe bis jetzt mit seiner Kraft nur gespielt, aber jetzt wolle er dem Strom seiner Poesie alle Schleusen öffnen, auch wenn die Welt davon verschlungen würde. Das wiederholt sich von Jahr zu Jahr bis zu seinem Tode. Dazwischen fortwährend die Versicherung, seine Poesie sei etwas Herrliches, und nur die Dummheit oder die Bosheit könne sie verkennen; eine Versicherung, mit der er eigentlich nur seine eigene Unsicherheit zu übertäuben suchte. In allen seinen Poesien bezieht er sich fortdauernd auf sich selbst und auf seine Recensenten. Es ist nicht Liebe zu seinen Stoffen, sondern abstracte Sehnsucht nach Ruhm, was ihn beseelt, nicht Freude am objectiven Schaffen, sondern das Gefühl einer innern Leere,

verbunden mit der Ueberzeugung einer nur noch nicht wahrnehmbaren Kraft, was ihn treibt. Sein Leben iſt alſo kein glückliches geweſen, und ſeine Dichtungen machen keinen heitern Eindruck.

Wir betrachten zunächſt ſeine lyriſchen Gedichte. Sie ſcheiden ſich, wie auch ſeine dramatiſchen Werke, in zwei Perioden, die romantiſche und die claſſiſche, die durch die italieniſche Reiſe getrennt werden. In beiden Perioden iſt aber das Gemeinſame, daß er zunächſt nach einer Form ſtrebt, und zwar nach einer ſo künſtlichen Form als möglich, um alsdann dieſer den Inhalt anzupaſſen. Zuerſt waren es die Seltſamkeiten der orientaliſchen Poeſie, welche ihn anzogen. Dieſelbe war in Deutſchland durch Schlegel's Werk über die Weisheit der Indier (1808) angeregt, dann durch Hammer's Ueberſetzungen und durch Goethe's weſtöſtlichen Divan (1820) in die eigentliche Literatur eingeführt. Platen hatte ſich auf einer Reiſe nach Nürnberg von Friedrich Rückert, dem großen Kenner der orientaliſchen Poeſie, darin einweihen laſſen. Die Folge dieſer Belehrungen war ein Büchlein „Ghaſelen", welches 1821 erſchien. In einer Widmung an Goethe ſagte er: „Der Orient ſei neu bewegt, ſoll nicht nach Dir die Welt vernüchtern"; und er hat in Proſa und Poeſie alles Mögliche aufgeboten, um das Publicum davon zu überzeugen, daß eine neue Phaſe der Poeſie damit begänne. Das Publicum ließ ſich nicht überzeugen. Deutſchland ſtrebte damals gerade ſehr lebhaft nach einer nationalen Dichtung. Wenn man von ihm nun plötzlich ein ſelbſtloſes Verſenken in die Gedanken und Empfindungen des Orients verlangte, wenn man in einer Sprache zu ihm redete, die ihm ſchon durch die fortwährenden Anſpielungen fremdartig vorkommen mußte, ſo ließ es ſich das allenfalls bei Goethe gefallen, der das unbedingte Recht hatte, zu thun, was er wollte; ein junger Dichter aber konnte damit nicht durchdringen. Zudem hatte man nicht einmal den reinen Orient, wie in Rückert's „öſtlichen Roſen", was wenigſtens das Intereſſe der höher Gebildeten erregt haben würde; dieſe Illuſion wurde vielmehr durch fortwährende einzelne Anſpielungen geſtört, und man wußte nie recht, in welchen Zonen man ſich eigentlich bewegte. Ich muß beiläufig geſtehen, daß mir die nämliche Vermiſchung den größten Theil des „weſtöſtlichen Diwans" ebenſo unerträglich macht. — Im folgenden Jahre (1822) folgte der „Spiegel des Hafis", der durch ſeine complicirte Reimſpielerei noch mehr gegen den herrſchenden Geſchmack verſtieß; 1823 die „neuen Ghaſelen", deren veränderte Tendenz durch das Motto bezeichnet wird:

Der Orient iſt abgethan,
Nun ſeht die Form als unſer an.

Günſtige Kritiker erkannten bereitwillig, „daß ein dem Orient gewachſener Poet den Occident ſo erfaßt habe, wie etwa einer jener öſtlichen Dichter, wenn er bei uns lebte, ihn würde aufgefaßt und beſchaut haben." Eine wunderliche Art der Poeſie, die nur bei uns Deutſchen möglich iſt. Dagegen theilte Heine

in seinen Reisebildern ein Epigramm von Immermann mit, welches unsern Dichter auf das Tiefste kränkte und zu seinem zweiten Aristophanischen Lustspiel Veranlassung gab:

Von den Früchten, die sie aus dem Gartenhain von Schiras stehlen,
Essen sie zu viel, die Armen, und vomiren dann Ghaselen.

Ein Ausdruck, der zwar ziemlich grob ist, dem ich aber im Wesentlichen beipflichten muß. Von allen fremdartigen Versarten, die man uns octroyirt hat, halte ich das Ghasel für die unerquicklichste. Es hat denselben Fehler wie die spanischen Assonanzen; es gibt eine eintönige Form, die sich ohne rhythmische Gliederung weiter spinnt, die keinen Anfang und kein Ende hat, es ist also nicht eine Erweiterung unsrer Poesie, sondern ein Abfall zu einer roheren, weniger entwickelten Form. Außerdem ist es dem Genius der deutschen Sprache zuwider. Wir haben einmal nicht jene Freude an dem sinnlichen Wohlklang der Sylben und Buchstaben: will man das Ghasel unserm Ohr auch nur vernehmlich machen, so muß man die Endwörter künstlich forciren; dadurch hört die melodische Unbefangenheit auf, und auch der Sinn wird gewaltsam verrenkt. Was den Inhalt betrifft, so ist die Kenntniß jener persischen Anakreontischen Dichter für uns culturhistorisch von großem Werth; es ist eine Form der Humanität, an deren Spiegel wir uns erfreuen können. Es ist aber ein großer Irrthum, in dieser Form nun selber empfinden und dichten zu wollen; denn wenn schon jeder Inhalt der Poesie eine eigne adäquate Form verlangt, eine Form, die der Dichter nicht erst erfinden, sondern die er in seinen eignen melodischen Reminiscenzen finden soll, so ist das bei der Anakreontischen Poesie in noch weit höherem Grade der Fall. Trink- und Liebeslieder müssen in der Weise unsres Volks, unsrer Kneipe gesungen werden; wenn wir, um einen Schoppen Wein zu trinken, erst die weite Reise nach Schiras machen, oder gar in den Trümmern von Persepolis darnach graben sollen, so ist das gar zu unbequem, gar zu feierlich für das leichte Vergnügen. Welcher Liebende hört nicht gern die Nachtigall? aber um auf Bülbül zu lauschen, müßte er erst sein einheimisches, blondhaariges und blauäugiges Mädchen im Stich lassen.

Platen hat übrigens eine richtige Empfindung davon gehabt, daß diese Flucht zu fremden Weisen das Zeichen einer innern Leere sei; er sagt in einem Gedicht:

Singt nur in Florenz Terzinen
Und Ottaven in Sicilien,
Zu Paris Alexandrinen
Und in Spanien Redondillen.
Singt, ihr Briten, Spenserstanzen
Und Cassiden singt, ihr Persen,
Arm an Maß zwar ist der Deutsche,
Doch nur allzu reich an Versen.

Wenn aber dieſes Geſtändniß der Armuth nicht dem Dichter, ſondern dem deutſchen Volke gelten ſoll, ſo muß dieſes dagegen proteſtiren; der Blick in die erſte beſte Sammlung von Volksliedern kann uns überzeugen, daß wir an einheimiſchen Weiſen reicher ſind, als die Sicilianer, die Franzoſen, die Florentiner, die Spanier und die Perſer.

Platen hat gleichzeitig auch eine Reihe von Gedichten in deutſchen Formen geſchrieben, und es zeugen einige darunter von einer natürlichen Anlage für Melodie, die wol hätte entwickelt werden können; doch auch nur einige. In den meiſten Liedern, Balladen und Romanzen wird die deutſche Weiſe gerade ſo behandelt, wie die ausländiſche: die Form iſt das prius, dem die Empfindungen, Bilder nnd Gedanken ſich anbequemen müſſen. Was ſoll man z. B. zu folgendem Verſuch ſagen, durch Alliteration die Sprache weicher zu machen:

Bunt am Bach ein Bad zu weben,
Bauen Büſche Baldachine,
Balſam bildend bublt die Biene,
Beet und Blatt und Blüthe beben.

Welcher Menſch kann das leſen! Abgeſehen von der Undeutlichkeit des Sinns, die durch die verſchrobene Alliteration bedingt wird, iſt auch der Klang ein wahrhaft abſcheulicher. Wenn man überhaupt Platen das Verdienſt zuſpricht, ein Herr über die Form zu ſein, ein Verdienſt, welches er ſelber mehrere hundertmal ausgeſprochen hat, ſo iſt es doch ſehr mit Unterſchied zu verſtehen. Er iſt allerdings im Stande geweſen, in jedem, auch in dem ſchwierigſten Versmaße, in Versmaßen, die er blos ihrer Schwierigkeit halber ſich ſelber erdacht hat, eine gewiſſe Combination von Wörtern zu Stande zu bringen, in denen, wenn man ſich Mühe gibt, eine Art von grammatiſcher Conſtruction aufzufinden iſt; aber darin beſteht noch nicht die Herrſchaft über die Form. Victor Hugo, der eine ganz ähnliche Richtung hat, verſteht es, das wunderbarſte Maß anzuwenden, und doch dabei verſtändlich, correct und wenigſtens im Ausdruck poetiſch zu bleiben. Bei Platen iſt das aber nicht der Fall. Man vergleiche folgende Verſe:

Schönheitszauber erwirbt Keiner ſo leicht ohne der Sprödigkeit
Mitgift. Dieſes erfuhr Jeder und ich, Klagender, weiß es auch!
Zwar mir lächelte manch freundlicher Blick ſüße Verſtändigung
Zu; bald wär' ich erhört, brächte mir, ach! blinder Genuß Genuß. u. ſ. w.

Oder folgende:

Glaubwürdiges Wort, wohnt anders es noch beim Volk,
Dann ſtieg, da er hieß anzünden die Stadt, dann ſtieg
Auf jenen Thurm ſchauluſtig Nero u. ſ. w.

Hier iſt von deutſcher Sprache gar nicht mehr die Rede. Selbſt bei deutſchen Verſen begegnet es ihm zuweilen, z. B.

Dies Haupt, das nun der Scheere ſich bequemt,
Mit mancher Krone war's bediademt.

Freilich würde es ungerecht sein, von diesen häufig genug vorkommenden Verstößen auf alle übrigen Gedichte schließen zu wollen; es finden sich so manche, in denen die Sprache völlig rein und die Diction wenigstens einigermaßen poetisch ist; allein jene Verstöße geben uns über die Methode seines Dichtens Aufschluß, und diese gilt für alle seine Werke. Es ist bei ihm nie der Strom eines gewaltigen oder innigen Gefühls, der sich seine angemessene Form sucht, sondern überall die kalte Reflexion, die von der Form zum Inhalt übergeht und höchstens zu einem epigrammatischen Effect gelangt. Ueberhaupt wird unsre Lyrik dadurch verkümmert, daß wir uns gewöhnt haben, unsre Lieder, über deren Werth nur der Gesang oder wenigstens ein lautes Vorlesen zu entscheiden hat, blos mit den Augen zu lesen. Empfindung, Bild und Melodie gehen gleichmäßig an diesem abstracten Verhalten zu Grunde.

Außer den orientalischen Formen haben wir achtundachtzig Sonette, die sich von den Sonetten andrer Dichter nicht wesentlich unterscheiden. Das Sonett gehört der Reflexionspoesie an und stört wieder die Breite und Tiefe der Reflexion durch seine geschraubte Form. Auch die übertriebene Anwendung des Sonett's, das nur als metrische, zuweilen freilich ganz allerliebste Grille gelten kann, beruht auf einem Verkennen der deutschen Sprache. Bei den Italienern macht die Freude am sinnlichen Klang der Reime, die große Leichtigkeit derselben, das vollkommen freie Metrum und die durch Gelehrsamkeit und Reflexion noch nicht verwirrte Anschauung das Sonett zu einem bequemen und heitern Spiele des Witzes; bei uns Deutschen dagegen hebt es alle Unmittelbarkeit auf und hat auch in dem besten Fall, so lange man noch auf Metrum und Reim überhaupt aufmerksam gemacht wird, so lange man sie nicht über den Inhalt vollständig vergißt, wodurch doch der Sinn des Verses aufgehoben würde, einen sehr pedantischen Anstrich. — Ich bemerke beiläufig, daß auf den Inhalt dieser Sonette, der sich in dem gewohnten Sonettenkreise bewegt, wenig ankommt, und daß der Vorwurf der Knabenliebe, den Heine in seinem ebenso schmutzigen als einfältigen Angriff gegen Platen ausspricht, auf nichts weiter beruht, als auf einer unbewußten Reminiscenz unsres nicht sehr erfinderischen Dichters an die Shakespeareschen Sonette, für welche ich beiläufig nicht die gleiche Begeisterung empfinden kann, wie die meisten unsrer Kritiker. — Noch viel gleichgiltiger sind die verschiedenen Ansichten, die Platen in den Sonetten, Ottaven, Terzinen u. s. w. über literarische Gegenstände, über Goethe, Schelling, Uhland u. A. ausspricht. Sie haben nur das einzige Bemerkenswerthe, daß jene Coquetterie der Dichterzunft, die sich beständig selber ansingt, die in ewigen Wiederholungen versichert, Dichter A. und Dichter B. gehören einer höhern Weltordnung an, sie dürfen für keinen Andern sprechen, als für sich selber, das Volk sei eine einfältige Masse, und der Kritiker, der anders mit ihnen zu sprechen wage, als auf den Knien, ein Bauerlümmel, schon jeder Versuch, sie zu verstehen, sei eine Majestätsbelei-

digung, denn der Geſang der Sphären dürfe nur geahnet, nicht begriffen werden, u. ſ. w.: daß dieſe Coquetterie, gegen deren ſieches, eitles und herzloſes Weſen es hohe Zeit wäre, daß in Deutſchland einmal ein rückſichtsloſes Wort geſprochen würde, bei Platen den höchſten Grad erreicht. Noch eine einzelne Curioſität iſt mir aufgefallen. Von allen Deutſchen Dichtern der frühern Zeit hat keiner ſo viel Aehnlichkeit mit Platen, als Ramler, nur daß es Dieſem wirklich gelungen iſt, was Platen vergebens angeſtrebt hat, nämlich die Sprache zu veredeln, zu bereichern und der Deutſchen Poeſie fremde Gebiete zu unterwerfen. Nun galt es aber in der romantiſchen Schule, welcher Platen wenigſtens in ſeinen Dramen angehörte, für einen unumſtößlichen Glaubensartikel, daß Ramler ein ſeichter, poeſieloſer Reimer geweſen ſei. Platen fingirt alſo in einem Gedicht: „Klagen eines Ramlerianers bei Durchleſung des gläſernen Pantoffels" einen Kritiker aus der alten Schule, der über die Neuerungen der jungen Poeten aufgebracht iſt, und der zu den alten Dichtern, „die Sonntags ihren Lämmerbraten ohne Lorbeerblätter nie verzehrt", folgendermaßen ſingt:

Kommt zurück, durch unſer Lied erbeten,
Das dem utile das dulce miſcht,
Die das Alterthum ſo breit getreten,
Die die Grazien wieder aufgefriſcht.

Der gute Platen hat wol nie einen Vers von Ramler geleſen.

Am Schlimmſten iſt die Verirrung in einigen der Nachbildungen antiker Versmaße, namentlich in den ſogenannten Hymnen nach Pindar's Vorbild, die ſich in Rhythmen bewegen, welche kein modernes Ohr mehr verſteht, und ſich durch den Umſtand, daß Pindar's Oden für uns, die wir die vielen Anſpielungen in denſelben nicht mehr kennen, unverſtändlich ſind, verleiten läßt, durch künſtlich eingeflochtene Anſpielungen, die nicht zur Sache gehören, durch Verdrehung der Conſtruction, durch Umſchreibungen, wo das einfache Wort poetiſcher wäre, ſich jenen Nimbus des Erhabenen zu geben, der dem Inhalt fehlt. Aber auch in den Epigrammen, mit denen man überhaupt ſeit Goethe und Schiller einen unverantwortlichen Mißbrauch getrieben hat, finden ſich die wunderlichſten Einfälle. Z. B. folgende inhaltreiche Gedanken:

Schön iſt immer Neapel und mild; in der glühenden Jahrszeit
Bieteſt du Zuflucht uns, luftige Küſte Sorrent's!

Und zum Schluß, nachdem in einigen zwanzig Epigrammen alle Recenſenten, die ihn nicht für einen großen Dichter halten, abgefertigt ſind, folgendes beſcheidene Geſtändniß:

Wie? mich ſelbſt je hätt' ich gelobt? Wo? Wann? Es entdeckte
Irgend ein Menſch jemals eitle Gedanken in mir?
Nicht mich ſelber, ich rühmte den Genius, welcher beſucht mich,
Nicht mein ſterbliches, mein flüchtiges, irdiſches Nichts!
Weil ich beſcheiden und ſtill mich ſelbſt für viel zu gering hielt,
Staunt' ich in meinem Gemüth über den göttlichen Geiſt.

Man könnte mich fragen, warum ich mich bei dieſen Werthloſigkeiten ſo lange aufgehalten habe, da ein todter Dichter doch kein Gegner mehr ſein kann? Es kommt mir aber hier ganz und gar nicht auf Platen an, ſondern lediglich auf eine falſche Richtung der Zeit, für die er nur der Typus iſt. In derjenigen Periode unſrer literariſchen Entwickelung, welcher Ramler angehörte, hatte die lyriſche Poeſie eine ganz andere Bedeutung, als in der unſrigen. Damals kam es darauf an, der vollſtändig verwilderten Sprache eine neue edlere Form und einen neuen tiefern Inhalt zu geben, ſie in Rhythmus, Melodie, Bildern, Wortfügungen, kurz in den eigentlichen Elementen der Kunſt zu bereichern und zu veredeln, und zu gleicher Zeit durch die Gewalt des Beiſpiels die Spreu vom Weizen zu ſondern. Jene lyriſchen Dichter, deren unendliches Verdienſt für unſre Sprache und für unſre Poeſie noch immer nicht genug gewürdigt iſt, haben mit Mühe und Anſtrengung gearbeitet, nicht um den Empfindungen ihres Herzens Luft zu machen, ſondern um der Kunſt eine Stätte zu bereiten. Das iſt heute aber nicht mehr der Fall; unſre Sprache leidet nicht mehr an Armuth, an Einſeitigkeit, ſondern an einem embarras de richesses; ſeit Goethe und Schiller wird es ſchwer ſein, für ſie ein neues Gebiet zu erobern. Verſe machen kann heute ein Jeder, der auf der Schule geweſen iſt, und wenn er nur einen leidlichen Geſchmack beſitzt, ſo wird er ohne Mühe aus den currenten poetiſchen Vorſtellungen, Bildern und Empfindungen ein erträgliches Gedicht combiniren. Jeder Verſuch, ſich von dieſer Maſſe zu unterſcheiden, Lieder zu verfertigen, welche den Schatz unſrer Sprache bereichern ſollen, führt nur zu einer neuen Verdrehung unſrer Sprache. Uns thut es noth, aus der unüberſehbaren Fülle, deren wir gar nicht mehr Herr werden können, zur Einfachheit und Natur wieder zurückzukehren, freilich nicht zu der Natur der Hölty'ſchen Gedichte, zu denen eine Rückkehr ebenſo wenig möglich iſt, als eine Rückkehr aus dem Mannesalter zur Kindheit, ſondern zu der Gewalt jener urſprünglichen Natur, die aus dem Herzen quillt und wieder zu Herzen geht. Wer heute ſich als lyriſcher Dichter darſtellen will, kann ſeine Berechtigung nur in einer überwältigenden Gluth des Herzens ſuchen; aber dazu reicht nicht hin, wenn man dem Guckuck ähnlich alle Tage in die Winde ſchreit: Ich bin ein großer Mann, und wer es nicht glaubt, ſei verflucht!

Folgende Grabſchrift, die Platen — auch darin nicht einmal originell, denn ſie iſt Flemming nachgemacht — ſich ſelber geſetzt hat, wird alſo noch nicht genügen, ihn zu einem großen Dichter zu ſtempeln:

Ich war ein Dichter, und empfand die Schläge
Der böſen Zeit, in welcher ich entſproſſen;
Doch ſchon als Jüngling hab' ich Ruhm genoſſen,
Und auf die Sprache drückt' ich mein Gepräge.

Die Kunſt zu lernen war ich nie zu träge,
D'rum hab' ich neue Bahnen aufgeſchloſſen,
In Reim und Rhythmus meinen Geiſt ergoſſen,
Die dauernd ſind, wofern ich recht erwäge.

Geſänge formt' ich aus verſchiednen Stoffen,
Luſtſpiele ſind und Märchen mir gelungen
In einem Stil, den Keiner übertroffen:

Der ich der Ode zweiten Preis errungen,
Und im Sonett des Lebens Schmerz und Hoffen,
Und dieſen Vers für meine Gruft geſungen.

Ich gehe jetzt zu der dramatiſchen Poeſie Platen's über. In der erſten Periode derſelben geht er dem Tieck'ſchen Vorbilde nach und gibt uns phantaſtiſche, märchenhaft romantiſche Luſtſpiele; in der zweiten ſchreibt er ariſtophaniſch. Sein erſter Verſuch, „Marat's Tod", iſt von ihm ſelber bei Seite gelegt, weil er aus theoretiſcher Ueberzeugung das Gräßliche für unangemeſſen der Bühne hielt. Es folgte (1823) „der gläſerne Pantoffel", ein Luſtſpiel, in welchem die Fabeln von Aſchenbrödel und Dornröschen zu einer Handlung combinirt ſind. Das zweite Luſtſpiel „der Schatz des Rhamſinit" (1824) iſt dem Herodot entlehnt. Das dritte, „Berengar" (1824) gibt in der Form zuerſt die Scheidung von Vers und Proſa, nach Shakeſpeare und Tieck. „Treue um Treue" (1825), einem Franzöſchen Fabliau entnommen und etwas breiter ausgeführt, als die frühern Stücke, iſt dreimal aufgeführt worden; das erſte Mal iſt der Dichter hervorgerufen worden und hat dem Publicum ſeinen Dank in improviſirten Verſen abgeſtattet. Das letzte Stück dieſer ſpecifiſch romantiſchen Periode iſt „der Thurm mit ſieben Pforten"; der Stoff iſt dem Volksbuch von den ſieben weiſen Meiſtern entlehnt. — Ich habe ſchon mehrmals Gelegenheit gehabt, mich darüber auszuſprechen, daß das phantaſtiſche Drama, welches ſich ſowol in der Anlage der Begebenheiten, als in der Motivirung der Charaktere, als auch in dem ſittlichen Grundgedanken von der menſchlichen Natur und von dem logiſchen Zuſammenhang losſagt, eine verwerfliche Gattung ſei, welche nur durch eine ſehr lebendige Komik, durch glänzenden Witz und durch eine frei hervorſprudelnde Poeſie ein immer nur verhältnißmäßiges Recht erwirbt; daß es aber um ſo verwerflicher iſt, wenn es mit der Prätenſion einer höhern Kunſtform auftritt und in die künſtliche Naivetät des Ammenmärchens die raffinirte Reflexion der literariſch gebildeten Geſellſchaft einmiſcht. Ich finde dieſe Fehler bereits in Tieck's bekannten Dramen Däumchen, geſtiefelter Kater, Fortunat, Zerbino u. ſ. w.; man weiß niemals recht, in welche Stimmung der Dichter uns eigentlich verſetzen will, ob er ſeine eigne Anſchauung ironiſirt, oder ob es ihm Ernſt damit iſt, und dieſe Ungewißheit iſt zwar ſehr romantiſch, aber ſehr wenig poetiſch. Indeſſen, einmal war dieſe Richtung bei Tieck etwas Neues, ein Verſuch, den man ſich in

einer Zeit der unbedingten Tendenzen gefallen laſſen konnte. Platen iſt auch darin Epigone und hat, wie es bei Epigonen zu geſchehen pflegt, die Fehler ſeines Meiſters ins Ungeheuerliche getrieben. An einen innern Zuſammenhang ſeiner Fabel oder Charaktere iſt gar nicht mehr zu denken. Wir haben eine beſtändige Ironie vor uns, ohne zu wiſſen, wem dieſe Ironie gilt; wir haben einerſeits eine angeblich poetiſche Sprache, die aber Nichts iſt als Ziererei; wir haben Pedanten, deren geſpreiztes Weſen in den ganz ähnlichen Figuren bei Tieck ſchon beſſer dargeſtellt iſt, und daneben den angeblichen Witz der Shakeſpeareſchen Clowns, von dem ich unten einige Proben gebe, *) weil dieſe deutlicher ſind, als alles Raiſonnement.

Ein ähnlicher äußerlicher Contraſt wird in die Stoffe gelegt; die Komik ſoll darin beſtehen, daß jene Ammenmärchen in einer ihrem Weſen durchaus zuwiderlaufenden Denk- und Empfindungsweiſe dargeſtellt werden. Aſchenbrödels Schweſtern ſuchen ihr durch journaliſtiſche Lecture Geſchmack am Schönen beizubringen; ſie ſelber ſagt zur Fee Chryſalide: „Ach, Ihre Gegenwart, verehrte Fee, läßt meine kleinen Wünſche mich vergeſſen.“ Die Fee ſpricht ſich bald darauf mit einigen Reminiscenzen an den Mercutio über das Weſen ihrer Kunſt aus:

Wir Feen beherrſchen durch Magie die Dinge,
Sie koſten keine Mühe, doch ſie ſind
An höhrer Geiſterwelt Geſetz gebunden.
In leichten, glücklichen Verwandlungen
Gebieten wir der folgſamen Natur:
Doch macht die Geiſterſtunde ſchnell zunichte,
Was wir der Körperwelt nur aufgedrungen,
Und läßt die Dinge zur urſprünglichen
Geſtalt zurücke kehren, als Symbol
Der großen Auferſtehung aller Weſen.

Da ſoll man noch an Ammenmärchen glauben, zumal wenn zwei Liebhaber ſich in folgender Sprache unterhalten:

A. Und welch ein Schmerz bedrückt Dich in der Seele?
B. Die Seele ſelbſt iſt dieſer große Schmerz.
A. Und dieſe Qual, die Eins mit Dir geworden? u. ſ. w. —

*) A. Wie geht's, Bernolo? — B. Das heißt wol, ich ſoll gehen, denn gegenwärtig ſteh' ich ſtill. — A. Wie Dein Verſtand zuweilen. — B. Das machte ihn zum Verſtand, daß er ſteht; wenn er ginge, ſo würd' es ein Vergang ſein. — A. Vergänglich ſcheint er mir allerdings. — — A. Uraca und Urſula haben Beide viel unter ſich gemein, ſie fangen Beide mit Ur an. — B. Es iſt etwas Uranfängliches in dieſen Namen. — A. Das Wort Uranfang ſcheint mir mit Urangutang verwandt zu ſein ꝛc. — — A. Welcher Hälfte ſchenkſt Du den Vorzug? — B. Ich ſchenke ihr keinen Vorzug, ich ſchenke ihr die andere Hälfte. — A. Dagegen läßt ſich Nichts vorbringen. — B. Du ſollſt auch Nichts vorbringen, bringe lieber Etwas hervor ꝛc. — — A. Wo ſind die Träume meiner Kinderjahre? — B. In Deinen Windeln mit noch anderm Stoff ꝛc. — — A. Es iſt geſtern eine Prinzeß auf dem Ball geweſen. — B. Eine Prinzeß? — A. Eine Prinzeß oder Baroneß, oder ſonſt etwas Eßbares. — — Ich könnte noch vieles Andere citiren, man wird aber an dieſer Heiterkeit mit der Leichenbittermiene bereits genug haben.

Beim Dornröschen fällt dem Dichter die chriſtliche Auferſtehung der Todten ein. Die Sage vom Schatz des Rhampſinit, die bekanntlich darin beſteht, daß zwei Söhne eines Baumeiſters, denen der Vater einen geheimen Weg in die königliche Schatzkammer gezeigt hat, dieſelbe beſtehlen, bis der Eine durch eine Falle gefangen wird, worauf der Andere, um ihn unkenntlich zu machen, ihm das Haupt abſchlägt und nach einigen ähnlichen brutalen Schwänken die Hand der Königstochter gewinnt, wird dadurch bunter gemacht, daß eine beſtändige Polemik gegen die Hegel'ſche Philoſophie dazwiſchen geht. Der König ſelbſt ſpricht von philoſophiſchen Zergliederungen, ein Prinz Bliomberis tritt auf, als eine getreue Copie der Tieckſchen Neſtor und Zerbino, der das Publicum unter dem Anſchein einer Satyre gegen eine nirgend vorhandene Pedanterie mit faden, pedantiſchen Redensarten langweilt u. ſ. w., und dazwiſchen ſteckt fortwährend der Dichter ſeinen Kopf zwiſchen der Couliſſe hervor und ruft dem Publicum zu: das iſt Alles ſehr ſchön, aber ich könnte es noch viel beſſer machen. Genug davon.

Dieſe Verirrungen ſind um ſo wunderbarer, da Platen in einem Aufſatz: „das Theater als Nationalinſtitut" (1825) eine vollkommen richtige Anſicht von dem Weſen des Drama's ausſpricht, und auch über Einzelnes ganz treffende Einfälle hat. Er legt namentlich ein ſehr großes Gewicht auf die Nothwendigkeit, daß die dramatiſche Kunſt ſich auf der Bühne bethätigen muß, wenn ſie überhaupt gedeihen ſoll, daß dieſe Nachahmung fremder Literaturen, namentlich der antiken, die Deutſche Poeſie verwirrt hat; aber es geht ihm, wie unfruchtbaren Geiſtern überhaupt, ſie ſehen das Richtige und greifen nach dem Falſchen; ſie treibt nicht die innere Fülle, ſondern irgend ein äußeres Beiſpiel; ſie pointiren ſich auf Kleinlichkeiten, auf die Sicherheit des Handwerks, richtige Reime, Metrum u. ſ. w., weil das Weſentliche zu erfaſſen ihre Kraft nicht hinreicht. Dieſes Haſchen nach Kleinlichkeiten geht bei Platen ſo weit, daß er ſich mit beſonderem Eifer auf die Reform der Orthographie wirft: er ſchreibt „Haubt" nicht: Haupt, „rot", nicht: roth, „tot", nicht: todt, u. ſ. w., und man kann ohne Uebertreibung ſagen, daß viele ſeiner Gedichte nur gemacht ſind, um dem Publicum dieſe neue Orthographie einzuſchärfen.

Die neue Wendung, welche Platen ſeit dem Gedicht an Ludwig von Baiern im Drama nahm, nämlich die Rückkehr aus der Romantik in das Ariſtophaniſche Luſtſpiel, iſt keine weſentliche Veränderung. Die loſe Form der Ariſtophaniſchen Komödie, die den Dichter der Mühe überhebt, lebendige Charaktere zu zeichnen, eine ſpannende Fabel zu erſinnen und ſie nach dem Geſetz der Steigerung und der Oekonomie durchzuführen, die ihm außerdem günſtige Gelegenheit gibt, ſo oft es ihm beliebt, mit einer Parabaſe perſönlich auf die Bühne zu treten und dem Publicum ſeine eigenſte Weisheit aufzutiſchen, iſt für unproductive Dichter, die ſich einer ziemlichen Beleſenheit und eines gewiſſen Geſchicks in der Handhabung der Metren erfreuen, die bequemſte Form von der Welt, aber die Kunſt

gewinnt Nichts dabei; wenigſtens iſt Platen in dieſem Punkt originell, aber er hat die Ariſtophaniſche Form dadurch noch abſtracter gemacht, daß er ſie, wie Tieck ſeine Komödie, auf literariſche Gegenſtände anwendete. Seine verhängnißvolle Gabel (1826) iſt eine Satyre auf die Schickſalstragödie, die einen an ſich ganz vortrefflichen Einfall zu Tode hetzt; ſein romantiſcher Oedipus (1828), eine Satyre gegen Immermann, der ihn durch das bereits angeführte Epigramm geärgert hatte. Immermann, deſſen Stücke Cardenio und Celinde (1826) und das Trauerſpiel in Tyrol (1827), damals einiges Aufſehen gemacht hatten, gab der Kritik einen hinreichenden Stoff zur Satyre; zum Gegenſtand eines ſatyriſchen Drama's iſt er aber nicht geeignet, weil ſein Charakter in derſelben ängſtlichen dilettantiſchen Unſicherheit des Suchens beſteht, die wir in Platen wiederfinden. Immermann hat weniger Geläufigkeit in der Form, aber etwas mehr Inhalt, als unſer Dichter. An Empfindlichkeit und unſicherm Selbſtgefühl gab er ihm Nichts nach. Seine Erwiderung, „der im Irrgarten der Metrik umhertaumelnde Cavalier" (1829), war ebenſo tactlos und ebenſo unpoetiſch, als der Angriff ſeines Gegners, und eine zweite Satyre, „Tulifäntchen" (1830), war ſo fein gehalten, daß Niemand ſie verſtanden hat. Von dem unflätigen Angriff, den Heine in ſeinen Reiſebildern gegen Platen richtete, habe ich ſchon geſprochen: mit dergleichen beſchäftigten ſich damals die auserleſenen Geiſter unſrer Nation, die ſich in ihrem phantaſtiſchen Dünkel einbildeten, im himmelreinen Aether hoch über dem Gewühl der Sterblichen zu ſchweben. Die Poeſie hat ihre Seelen nicht geläutert, ſie hat ſie vielmehr, wie es immer geſchieht, wenn kleine Seelen ſich ihr hingeben, noch tiefer in den Staub herabgezogen.

Ich darf wol kaum noch bemerken, daß der Kunſtwerth jener beiden Stücke, auch wenn man von der Form im Allgemeinen abſieht, ein höchſt unbedeutender iſt. Die Wahrheiten, die in den Parabaſen ausgeſprochen werden, ſind die nackteſte Proſa, und weder eine heitere Stimmung, noch eine ſittliche Erhebung bleibt zurück, wenn man ſie geleſen hat, denn die Satyre beſteht, wie bei Tieck und z. B. bei Hauff gegen Clauren, in nichts Anderem, als daß die Verkehrtheiten der Gegner mit einiger Uebertreibung wiederholt werden. Von einer Freude am Spaß, von Humor iſt keine Rede; es herrſcht überall die Bitterkeit eines literariſch Unzufriedenen, und auch perſönlich Beleidigten. Und doch war in den wunderlichen Geſtalten, welche die damalige Romantik auf die Bühne gebracht hatte, die Werner, Müllner, Houwald, Arnim, Brentano, Fouqué u. ſ. w., Stoff genug vorhanden, um eine lebenskräftige Komik darauf zu gründen. Nur hätte man mit dieſen Geſtalten ſcheinbar Ernſt machen, man hätte dieſe Ahnfrauen, Teufel, Kobolde, Alraunen ꝛc. mit Fleiſch und Blut bekleiden, ſie als lebendige inviduelle Weſen darſtellen, nicht blos als literariſche Reminiscenzen verwerthen müſſen. Arnim ſelbſt hat es einige Mal nicht ohne Glück verſucht, ſeine eignen Schöpfungen, z. B. den Feldmarſchall Cornelius Nepos und den todten Bärenhäuter, zu iro-

niſiren, nur daß man bei den wunderlichen Launen dieſes Dichters niemals die eigentliche Stimmung herausempfindet, man weiß niemals, ob der Dichter ſelber beſeſſen iſt oder mit der Beſeſſenheit nur ſpielt. Wenn man dieſe humoriſtiſche Productivität aber nicht beſitzt, ſo ſoll man die Kritik des Schlechten in der Form halten, die ihr eigentlich zukommt, man ſoll die Verkehrtheit durch Witz und Verſtand auflöſen, und ſie dadurch dem Geiſt vermitteln. Dialogiſirte Recenſionen machen aber im Leben kein Drama. — Auf die Ungerechtigkeiten, die ſich Platen in ſeinen Angriffen zu Schulden kommen läßt, würde ich weniger Gewicht legen, wenn er nicht ſelber fortwährend zu einem Vergleich aufforderte. Nach jeder Parabaſe, in welcher Immermann ſchlecht gemacht wird, folgt eine andere, die Platen feiert, und da ſieht man ſich nothgedrungen, auf die poſitiven Leiſtungen des Letztern ſein Augenmerk zu richten. Eigentlich hat er nur ein Drama geſchrieben, in welchem ein ernſter Anlauf genommen wird, die Liga von Cambrai (1832). Dieſes Stück zeigt eine wahrhaft erſchreckende Unfähigkeit, ein gegebenes Thema mit einigem Verſtand und Phantaſie zu behandeln; von einer Spannung des Intereſſe, von Charakterſchilderungen und dergleichen iſt keine Spur darin vorhanden, und es würde vergebens ſein, nach einer poetiſchen Intention des Dichters zu fragen. — Ein anderes Gedicht, die Abbaſſiden (1829), iſt ein Verſuch, im Arioſtiſchen Styl zu ſchreiben, alſo wieder ein Rückfall in die Romantik, die er in ſeinen Satyren mit ſo leidenſchaftlicher Bitterkeit bekämpft. Die Arioſtiſche Maſchinerie wird in dem ſteifen ſerbiſchen Versmaß, dem fünffüßigen Trochäus, den er diesmal anwendet, bis zum Uebermaß ausgebeutet. Flügelroſſe, Wallfiſche, Feen, Sultane, irrende Ritter und dergleichen ſind zur Genüge vorhanden, aber es fehlt jene ſprudelnde Phantaſie, die bei dem Italieniſchen Dichter wenigſtens einigermaßen die Gedankenloſigkeit vergeſſen läßt. — So bleibt denn der einzige Vorzug, deſſen er ſich gegen die Tagesdichter rühmen kann, die reinere Sprache, und hier müſſen wir allerdings einen großen Fortſchritt erkennen. Die beiden Ariſtophaniſchen Dramen ſind zwar meiſtens ſehr proſaiſch gehalten, aber die Verſe fließen anmuthig dahin und vermeiden ſowol den Schwulſt der Houwald, Müllner u. ſ. w., als die Rohheiten, die uns bei Immermann wenigſtens in jener Periode faſt in jeder Zeile verletzen. Wir bewegen uns in einer ariſtokratiſchen Geſellſchaft, und das iſt ſchon immer ein Gewinn für die Poeſie.

Ich komme zum Schluß. Bei den edlen Intentionen, welche Platen häufig genug in Beziehung auf die Kunſt ausſpricht, und von denen wir unten ein Beiſpiel geben*), müſſen wir das Verfehlte ſeiner Verſuche in der nämlichen Richtung

*) Z. B. Er ſpricht von ſeiner Auffaſſung der Komödie.
Merkt Ihr endlich, daß es komiſch keineswegs ihm dünkt und fein,
Euch Gemeines nur zu geben und zu geben es gemein?
Nein, was häßlich ſcheint und niedrig und entblößt von Halt und Norm,

finden, die er zu bekämpfen glaubt. Das Unglück der Deutſchen Reſtaurationsliteratur, oder, wenn wir den alten Ausdruck beibehalten wollen, der Deutſchen Romantik, beſtand in ihrer vollſtändigen Trennung vom Leben. Sie nahm ihre Stoffe wie ihre Formen theils verehrend, theils polemiſirend aus der Literatur, ihre Geſtalten hatten daher kein wirkliches Leben, ihre Handlung keine innere Einheit, und die Sprache wurde nur dadurch ſcheinbar erhöht, daß durch fortwährende Anſpielungen auf literariſche Curioſitäten, die der Uneingeweihte nicht verſtehen konnte, ein gewiſſer Nebel darüber gebreitet wurde. Um ſich von ſeiner Quelle zu unterſcheiden, ſuchte der Dichter die barockeſten Formen und Combinationen, gab Styl, Maß und Regel auf, und erdachte ſich eine Convenienz des Schönen, die dem wirklichen Gefühl eben ſo fremd war, als der Inhalt, den er ihr unterwarf. In ſclaviſcher Abhängigkeit von der Vorſtellungsweiſe entlegener Zeiten und Zonen träumte er ſich in eine phantaſtiſche Freiheit hinein, die aber nur in ſeiner Vereinſamung lag. So bezog ſich, was er dachte und dichtete, in letzter Inſtanz lediglich auf ſeine eigne Subjectivität, und von dieſer konnte er, da er das Leben der Wirklichkeit nicht mitmachte, und daher auch keine Geſchichte hatte, der Welt Nichts weiter mittheilen, als ſeine literariſchen Sympathien und Antipathien. Die Welt läßt ſich wol die ſubjective Dichtung gefallen, wenn die ſich hervordrängende Perſönlichkeit ſie intereſſirt und feſſelt, wie es bei Lord Byron der Fall war; wo ſie aber nichts Anderes gibt, als ein forcirtes Anempfinden fremder Gedanken und Gefühle, da muß ſie zuletzt das Publicum langweilen und erbittern; und ſo iſt es Platen ebenſo ergangen, als ſeinen Gegnern. Die neue Dichtung wird ſich nur dadurch wieder heben können, wenn ſie dieſer eitlen träumeriſchen Einſamkeit, dieſer gegenſtandloſen Selbſtbetrachtung entflieht und in den offenen Markt des Lebens zurückkehrt, um ſich in dem Gemeingefühl ihres Volks und ihrer Zeit ſelbſt wiederzufinden.

Werde zierlich wie das Schöne durch des Geiſtes edle Form,
Nichts von Allem, was das Leben Euch vergiftet, fecht' Euch an,
Alles taucht die Hand des Dichters in der Schönheit Ocean.
Nicht allein der Glaube iſt es, der die Welt beſiegen lehrt,
Wißt, daß auch die Kunſt in Flammen das Vergängliche verzehrt:
Um den Geiſt empor zu richten von der Sinne rohem Schmaus,
Um der Dinge Maß zu lehren, ſandte Gott die Dichter aus!

Die neueſte techniſche Entwickelung der monumentalen Malerei.

Bereits bei meiner Betrachtung der Kaulbach'ſchen Bilder im neuen Muſeum zu Berlin gedachte ich der Stereochromie. Die Stereochromie iſt ein Kind der neueſten Zeit; ſie wurde im Jahre 1846 von dem Maler Profeſſor Schlotthauer und dem Oberbergrath Fuchs in München erfunden und enthält im Vergleich zum Fresko einen Fortſchritt der Technik, der auch auf den Geiſt der neuern monumentalen Malerei ſicher nicht ohne wichtigen Einfluß bleiben wird.

Schon die Alten haben die Kunſt der Freskenmalerei, welche in friſchem Kalk die Töne verbindet, vielfach ausgeübt. Neu erſtand ſie im ſechzehnten Jahrhundert zuerſt in Italien und wurde durch Raffael und Michel Angelo bei Ausführung ihrer herrlichen Wandmalereien im Vatican, der ſixtiniſchen Capelle und der Farneſina in Anwendung gebracht. Die Wandmalerei pflegte man bereits ſeit dem Beginn des vierzehnten Jahrhunderts in Deutſchland und Italien, hier namentlich im Schooß der Florentiniſchen Schule, wo Giotto wirkte, dort an ſehr verſchiedenen Orten. Die Wandmalereien im Dom zu Köln datiren aller Wahrſcheinlichkeit nach aus dem Jahre 1322; zahlreiche andere ſind unſern Blicken durch die weiße Tünche ſpäterer Jahrhunderte entzogen. Ueberdies war die Technik dabei ſehr vergänglich, denn man malte mit Waſſerfarben auf gewöhnlichem Mauerbewurf oder auf Stein. Die Italiener führten die Wandmalerei zuerſt einer neuen glänzenden Ausbildung entgegen, indem ſie das Fresko wieder erweckten. Aber mit dem Ablauf der Glanzperiode Italieniſcher Kunſt, mit dem Verlöſchen ihres großen Styls verſchwand allmälig auch die Freskomalerei, welche mit der herrſchenden Richtung auf Genre, Landſchaft und Portrait ſich nicht vereinigen ließ, ſondern epiſche Größe der Auffaſſung verlangte.

Erſt das neunzehnte Jahrhundert iſt auf die großen Vorbilder zurückgegangen, und die Malerei in friſchem Kalk, wie ſie heute wieder geübt wird, nennt Peter v. Cornelius ihren Vater. Dieſer malte, gemeinſchaftlich mit Veit, Schadow und Overbeck, die erſten Fresken der neuern Zeit, eine Reihenfolge aus der Geſchichte Joſephs in Aegypten für die Wohnung des Preußiſchen Generalconſuls Bartholdi auf Trinita de Monti zu Rom; bald darauf in der Villa Maſſimi Darſtellungen aus Italieniſchen Dichtern, wobei Cornelius den Dante illuſtrirte. Seine Kunſt hat ſich für immer den Charakter bewahrt, welchen bereits dieſe erſten Werke an ſich trugen: poetiſch romantiſches Ergreifen des Gegenſtandes mit einer Hinneigung zu katholiſchem Idealiſiren, große Auffaſſung in typiſchen Formen und Einfachheit der Ausführung. Im Jahre 1819 wurde er als Director der Akademie nach Düſſeldorf, 1824 nach München berufen. In letzterer Stadt verlebte er ſeine Glanzzeit. In der Glyptothek und in der

Pinakothek ſchuf er eine Reihe von Fresken, welche Momente der heiligen Geſchichte, der Mythologie u. ſ. w. zum Gegenſtande haben; neuerdings leitete er die Ausführung der Fresken am Schinkel'ſchen Muſeum zu Berlin und arbeitet an den Cartons zum Friedhof des neuen Domes. In den von ihm ſelbſt geſchaffenen Geſtalten verſinnlichte er ſtets die Ideen der Größe, der Macht und Erhabenheit; die ſinnliche Wahrheit ließ er nur in ſoweit gelten, als ſie dieſen Ideen zum Gefäße dienen konnte. Zwar nahm er die Natur zur Lehrmeiſterin für die Formen ſeiner Darſtellung, aber doch nur in bedingter Weiſe, niemals in ihrer charakteriſtiſchen Wirklichkeit, und dieſer ganzen Kunſtrichtung entſprach es, daß ſein Pinſel, auch in der Oelmalerei, die Farbe des Lebens nicht zu erreichen vermochte. Heß, Schnorr, Schlotthauer folgten mehr oder weniger ſeinen Fußſtapfen, und ſo lange die von ihm geebnete Bahn nicht verlaſſen wurde, konnte die Technik des Fresko genügen, indem man alle Hilfsmittel früherer Zeiten erforſchte, oder durch neuere chemiſche Kenntniſſe erſetzte.

Nachdem die Compoſition im Carton gezeichnet, in den meiſten Fällen auch eine Farbenſkizze zur Andeutung der Farbentöne gefertigt iſt, wird die Malerei mit dem Pinſel auf eine mit Sand vermiſchte, noch friſche Unterlage von Kalk aufgetragen. Der Künſtler empfängt nicht gleich während der Arbeit den Eindruck, den er bewirken will, denn die Farben müſſen ſchon vor ihrer Anwendung ſo gemiſcht werden, daß durch ein Hellerwerden *nach* dem Trocknen die beabſichtigte Wirkung ſich herſtelle. Er beginnt ſein Werk in einer der obern Ecken und malt gewöhnlich von der Rechten zur Linken, indem er die einzelnen Theile nach Art muſiviſcher Arbeit an einander reiht. Stückweiſe wird der Kalk aufgelegt, weil er während des Malens noch feucht ſein muß. Daraus folgt dann auch die Nothwendigkeit, das angefangene Stück ſtets in einem Tage zu vollenden, da der vor der Bemalung getrocknete Kalk und mit ihm nicht ſelten die unvollendete Malerei heruntergeſchlagen werden muß. Trotzdem kann die Friſche des Kalkes nicht immer eine gleichmäßige ſein, und deshalb iſt im Fresko eine gleiche Harmonie und innige Verſchmelzung der Farbentöne wie in der Oelmalerei nicht ausführbar. Sie behalten dort etwas Hartes, und der Maler gebietet nur über eine beſchränkte Anzahl von Farbentönen, indem er von den ſelbſtſtändigen Wirkungen der Unterlage abhängig bleibt. Durch die Entfernung, in der man ſolche Bilder zu betrachten pflegt, gleichen ſich zwar manche Härten aus, ganz jedoch verſchwinden ſie niemals, und die von Cornelius begründete Kunſtrichtung ſchien ſogar dieſen Mangel an lebensvoller Färbung als einen Vorzug, als eine beſonders ideale Eigenſchaft zu hegen.

Aber die Ziele der Gegenwart liegen nicht in dieſer aus Mangel an Lebensfülle hervorgehenden Idealität, welche vielmehr mit ihrem eigenſten Weſen einer vergangenen Romantik angehört. Den Anſprüchen der neueren Kunſt, welche auf charaktervolle Lebenswahrheit des Ausdrucks und der Darſtellung gerichtet

ſind, vermochte daher jene Technik des Fresko nicht mehr Genüge zu leiſten. Man ſuchte nach andern Mitteln, um größere Anmuth und Weichheit der Tönung, reichere Mannichfaltigkeit, um Luftperſpective und Abdämpfung der Hintergründe in die Malerei zu bringen. Man miſchte die Farben mit Wachs oder mit Harz und Wachs, und brannte ſie nach dem Auftrag mit einem heißen Eiſen in den Stein. So entſtand eine neue enkauſtiſche Malerei, die jedoch noch immer nicht befriedigte. Das Bedürfniß, die Starrheit und Trockenheit des akademiſchen Styls zu durchbrechen, rief immer mehr Verſuche hervor, die endlich zu wichtigen Reſultaten führten. Fernbach in München erfand in Folge ſeiner chemiſchen Forſchungen ein neues Miſchungsverhältniß der Farben, wodurch das Fresko im Glanz der Färbung der Oelmalerei näher gebracht, und zugleich dem erſtern eine größere Menge von Farbentönen, größere Leichtigkeit der Uebermalung und Ausbeſſerung gewonnen wurde. Hieran ſchloß ſich die ungleich vollendetere Erfindung von Fuchs und Schlotthauer, welche durch eine auf neuen Verbindungen der Chemie ruhende Technik auch die Wandmalerei zur Aufnahme einer im Geiſte der Gegenwart lebensvoll charakteriſirenden Kunſt geſchickt machte.

Der Grund, auf welchem ein Gemälde ſtereochromatiſch ausgeführt werden ſoll, muß auf chemiſchem Wege eigens zubereitet werden. Dann aber wird er nicht, wie beim Fresko, ſtückweiſe, ſondern im Ganzen aufgetragen, ſo daß der Maler auch ſein Bild ohne jede Beſchränkung der räumlichen Ausdehnung im Ganzen anlegen und allmälig vollenden kann. Der Grund beſteht aus aufgelöſter Kieſelerde (Quarzpulver und Kali), die, mit dem Bindemittel des Fluor-Waſſerſtoffgaſes vereinigt, mit der darunter befindlichen Mauer oder Steinplatte ſich zu einem feſten Körper zuſammenſchließt und die Malerei ebenſo untrennbar in ihre Maſſe aufnimmt. Die chemiſche Miſchung des Grundes verliert durch kein Trocknen ihre ſchnell anziehende Bindekraft, und der Künſtler kann daher jederzeit ungehindert fortmalen. Das Gemalte verändert ſich weder durch Schiebung oder Auflöſung, noch tritt jemals die Nothwendigkeit ein, ein unvollendetes Stück herunterzuſchlagen. Während man bei Retouchirung von Freskobildern gezwungen iſt, zu einem andern Bindemittel überzugehen, bedarf die Stereochromie eines ſolchen Gegenſatzes nicht.

Um die Farben zu löſen, zu miſchen und aufzutragen, bedient man ſich, wie beim Fresko, des deſtillirten Waſſers, wobei die Farben geruchlos und ohne Ausdünſtung bleiben. Sie ſind tief und ſchön, erhalten ſich auf der Palette lange friſch und ſind jederzeit leicht wieder aufzufriſchen. Den chemiſchen Stoff dieſer Farben hat größtentheils der Oberbergrath Fuchs gefunden, ihre Anwendbarkeit und nöthige Zubereitung der Profeſſor Schlotthauer erprobt. Das Nähere über dieſen wichtigen Punkt ſcheint noch ein Geheimniß der Erfinder zu ſein. Der Auftrag der Farben kann, ganz nach des Malers Belieben, paſtos oder laſirend geſchehen, die Auswahl derſelben iſt unbeſchränkt. Das leuchtende Weiß tritt

noch reiner und heller in das Auge, als in der Mischung mit Oel, das Schwarz ist so tief, wie das tiefste auf der Palette des Oelmalers. Die rothen und braunen Lackfarben, das Gelb und Grün hat der Künstler im höchsten Glanze, und sein Pinsel beherrscht unendlich zartere Tinten und Uebergänge, als der Freskomaler.

Es sind also folgende, höchst bedeutende Vorzüge an der stereochromatischen Malart hervorzuheben:

Der Künstler hat volle Freiheit, die Arbeit auszusetzen und wieder zu beginnen, wann und so oft er will. Daher bestimmt nicht — wie vielfach beim Fresko — das Material des Werkes Gelingen, und so bewirkt die complicirtere chemisch-technische Vorbereitung eine größere Freiheit und Selbstständigkeit des künstlerischen Schaffens.

Das Bild trocknet nicht, wie beim Fresko, heller auf, sondern bleibt unverändert in demselben Grade und Verhältniß der Farben und ihrer Tönung, wie es gemalt worden ist. Der Maler vermag also die Wirkung vollständig zu beherrschen, während sie beim Fresko sich niemals genau vorausberechnen läßt.

Das Bild hat Frische, Licht, Kraft der Farbe, aber keinen Spiegelglanz. Es kann die volle Wahrheit der wirklichen Lebenserscheinung in sich aufnehmen, und in der That lebt in der malerischen Ausführung der Kaulbach'schen Bilder im Berliner Museum eine Realität, eine sinnliche Wahrheit der Gestalten, ihrer architektonischen und landschaftlichen Umgebung, wie wir sie bisher nur in der Oelmalerei kannten. Es kann nicht ausbleiben, daß diese Technik, welche eine wahrhaft historische und episch reale Darstellung in der monumentalen Malerei ermöglicht, zu einem auf gesunden, realistischen Principien ruhenden Styl der letztern den Grund legt.

Das Bild wird endlich durch nachträgliche Fixirung mit einer chemischen Masse so fest und dauerhaft, daß man es fast unzerstörbar nennen darf, und es nun erst einen wirklich monumentalen Charakter gewinnt. Man hat die Probetafeln in München den heftigsten Angriffen ausgesetzt. Weder Sonnenbrand noch Regen, weder Hitze noch Frost noch Säuren und Chemikalien aller Art haben die stereochromatisch ausgeführten Bilder wesentlich verletzt, während ein mit aller Sorgfalt ausgeführtes Fresko dabei schnell zu Grunde ging.

Nicht von gleicher Wichtigkeit für die innere Entwickelung der Kunst, aber doch ebenfalls interessant und von Werth für monumentale Zwecke ist die neuerdings in Berlin bedeutend geförderte Malerei auf Lava, welche, nachdem sie auf den Stein aufgetragen ist, in denselben durch die Glühhitze eigens dazu construirter Oefen eingebrannt wird. Die Erfindung stammt aus Paris. Vor einigen Jahren gelangten Proben dortiger Versuche nach Berlin, und erregten die Aufmerksamkeit des Malers Professor v. Klöber, der sich mit großem Fleiße der Nachahmung und Erforschung dieses neuen Zweiges der Malerei zuwandte. Die

von ihm ausgeführten Bilder erregten des Königs Intereſſe, und man beſchloß, die Malerei auf Lava bei dem neuen Dombau in Anwendung zu bringen, nachdem bereits eine Beſtellung für die zu reſtaurirende Schloßkirche zu Wittenberg vorausgegangen war. In Folge dieſes Beſchluſſes wurden die Arbeiten in die Dombau-Werkſtätten überſiedelt und hier in größerem Maßſtabe betrieben, wobei namentlich der mit dem Malen und Brennen des Porzellans längſt vertraute Herr Martins die Technik der Farbenbereitung und ihrer Fixirung ſehr gefördert hat.

Die Lavaſteine, welche man in Berlin benutzt, werden auf Preußiſchem Gebiet, in der Eifel, gebrochen, und zu etwas mehr als zolldicken Platten geſägt, welche in die Wände von Bauwerken eingelaſſen werden können. Sie erhalten auf der zu bemalenden Fläche als Ueberzug eine weiße Glaſur, die ſich, durch wenigſtens zweimaliges Brennen, im Feuer mit dem Stein unlösbar verbindet. Sie hat dann ein porzellanartiges Ausſehen, iſt jedoch ungleich dauerhafter; auch können die Platten in jeder beliebigen Größe geliefert werden, was bei dem Porzellan über ein gewiſſes Maß hinaus nicht mehr der Fall iſt. Nach Beendigung der Malerei kommt das Ganze noch einmal in das Feuer, damit das Bild auf der Glaſur befeſtigt werde. Der Guß des letztern iſt mit mancherlei Schwierigkeiten verknüpft, da der Stein ihn weichflüſſig, die Farben aber ſo ſtrengflüſſig wie nur irgend möglich verlangen. Durch genaue Beobachtung, Erfahrung und Uebung hat Martins ſich die Fertigkeit erworben, faſt immer die richtige Mitte zu treffen. Indem er ſeine Glaſurſtoffe in das Feuer bringt, beherrſcht er die Wirkung mit ſo völliger Sicherheit, daß er ſich mit Bewußtſein und Abſicht in mannichfaltigen Nuancirungen bewegt, von der vollkommenſten Spiegelglätte bis zur rauhen Körnigkeit der Oberfläche. Auf einem ganz feinen Korn der Glaſur haftet die Malerei am Beſten.

Die Farben, mit denen gemalt wird, beſtehen aus feuerbeſtändigen Metalloxyden; es ſind ſogenannte Schmelzfarben, denen ähnlich, welche man zum Malen auf Porzellan und Glas benutzt, und ſie werden durch den Feuergrad der Weißglühhitze auf das Material der Glaſur feſtgeſchmolzen. Die Zubereitung derſelben hat Martins durch langjährige chemiſche Verſuche bedeutend verbeſſert, wobei er zugleich für eine höhere Vollendung der Glasmalerei neues Farbenmaterial gefunden. Ich ſah in ſeiner Werkſtatt ein von Engelmann gemaltes, von Martins eingebranntes Glas-Gemälde, das eine Madonna mit dem Kinde darſtellt, und an Schmelz der Tönung, an Wahrheit der Färbung und klarer Ruhe der Transparenz alles neuerdings auf dieſem Gebiete der Kunſt Geleiſtete weit übertrifft. Die bisher von Klöber auf Lava gemalten Bilder ſind nach dem Muſter mitteralterlicher Kunſt mit einem Goldgrunde verſehen, der in ganz feinen Platten aufgelegt wird. Statt des Silbers, das an der Luft ſchwarz wird, bedient man ſich des Platins. Die fertig gebrannten Kunſtwerke trotzen allen Einflüſſen der Witterung.

Es handelt ſich hier nicht etwa, wie beim Porzellan, um eine Art von Miniaturmalerei, ſondern um eine ganz freie maleriſche Behandlung nach dem innern Zwecke des Gegenſtandes, und dazu konnte eben nur das aus verſchlackter Erde und andern mineraliſchen Bruchſtücken durch vulcaniſche Gewalt zuſammengeſchmolzene, jeder Glühhitze widerſtehende, doch aber ſchneidbare Geſtein ein genügendes Material darbieten. Vier vollendete Bilder, eines für das äußere Portal der Schloßkirche zu Wittenberg, die drei andern für die Kirche der Ruſſiſchen Colonie bei Potsdam, ebenfalls für deren äußere Front, beſtimmt, ſah ich in der Werkſtatt des Herrn Martius. Das erſte, welches ein Spitzbogenfeld ausfüllen ſoll, mißt in der Grundlinie acht, in der mittlern Höhe etwa fünf Fuß und zeigt Chriſtus am Kreuz, zu beiden Seiten Luther und Melanchthon kniend, im Hintergrunde die Stadt Wittenberg. Die andern drei meſſen jedes dritthalb Fuß im Quadrat und ſtellen die Köpfe Ruſſiſcher Heiligen dar: Chriſtus mit dem Reichsapfel, in ſegnender Bewegung, mit ſtillem, edlem Ernſt in den regelmäßigen Zügen; Alexander Newski mit der Chriſtusfahne und im reichen Coſtum, einem mit Edelſteinen beſetzten violetten Gewande; und Theodor von Heraklea, der, in der Rechten das Schwert, in der Linken die Palme, den Blick zum Himmel richtet. In der Färbung macht ſich gegen das erſte Bild ein merkbarer Fortſchritt geltend; ſie iſt ſo kräftig und geſättigt, als wäre ſie mit Oel aufgetragen, und namentlich überraſchte mich an dem Alexander Newski ein lebensvolles Colorit des Fleiſches.

Dieſer ganze Kunſtzweig iſt, trotz der bereits erreichten Reſultate, noch immer im Werden, und es läßt ſich vor der Hand noch nicht die Grenze ſeines praktiſchen Nutzens mit Sicherheit beſtimmen. Möglicher Weiſe kann er, da ſeine Technik für die Ausführung von Arabesken vorzüglich geeignet erſcheint, einen nicht unwichtigen Einfluß auf die Ornamentik der neuern Baukunſt gewinnen, und je zweckmäßiger es ſich erweiſen wird, mit der einmal errichteten Feuerwerkſtatt zugleich eine ausgedehnter zu betreibende Glasmalerei in Verbindung zu ſetzen, um ſo verſchiedenartigere Einwirkungen auf Schmuck und Annehmlichkeit des geſelligen Lebens dürften vielleicht daraus hervorgehen. Wir müſſen dies der Zukunft überlaſſen. A. G.

Türkiſch-Slaviſche Zuſtände im Jahre 1851.

II. Das Fürſtenthum Serbien.

Im geraden Gegenſatze zu der religiöſen, ſocialen und politiſchen Zerklüftung Bosniens ſteht die compacte Einheit des Fürſtenthums Serbien. Hier gibt es nur Eine Religion, Eine Kirche, Einen Stand, Eine Regierung, und wenn

Bosnien durch seine Aristokratie das schlimmste Ueberbleibsel vortürkischer Zeit bis heute gewahrt hat, so ist in Serbien das Lehenswesen eben durch die Türken vernichtet und jeder Unterschied der Stände aufgehoben worden. Serbien ist eine wahrhafte Demokratie; hier gibt es weder Spahije noch Bojaren, das Volk ist Alles, und die fürstliche Regierung ist ungeachtet ihres Namens demokratischer, als die der Demokratien Frankreich oder der Schweiz. Es ist in Serbien auch nicht anders möglich; denn das Volk kennt und wahrt seine Interessen zu gut, als daß es Uebergriffe, welche seine gesellschaftlichen und staatlichen Institutionen gefährden könnten, dulden würde. Dies hat es an Milosch Obrenowitsch gethan, welcher, trotz allen seinen Verdiensten um das Land und trotz dem, daß er dem Volke als sein Mann lieb und theuer war, über Nacht gestürzt wurde. Es scheint, daß sich der jetzige Fürst Alexander Karadschordschewitsch ein ernstes Exempel daran genommen habe, wenigstens vermeidet er es seinerseits sichtlich, das Volk zu reizen und zum Widerstande desselben Veranlassung zu geben.

Ohne hervorragende Talente, einfach und achtenswerth im Privatleben, überhebt sich der Fürst nicht über das Volk, welches ihn auf den Thron gebracht. Nichts kann einfacher sein, als das Hofleben in Belgrad, und schon um des Gegensatzes willen dürften einige Andeutungen darüber nicht überflüssig sein. Dabei möge man nicht vergessen, daß das Fürstenthum Serbien in seinen auswärtigen Verhältnissen freier als die kleinen Staaten Deutschlands, an Größe und Macht aber den Deutschen Großherzogthümern weit überlegen ist.

Der Fürst bewohnt mit seiner Familie ein sehr unscheinbares Haus (Konak) in Belgrad. Das innere Meublement ist von dem des wohlhabenden Belgrader Bürgers nicht verschieden. Es gibt da weder Kammerherren, noch andere Hofschranzen, noch einen Domestikentroß, — einige Adjutanten und ein Paar Diener machen die ganze Hofhaltung aus. Vom Antichambriren und Audienztagen ist keine Rede; der Fürst ist von acht Uhr Morgens bis in die Nacht für Jedermann zu sprechen. Fast täglich kommen Leute vom Lande, um den Knjas zu sprechen; das Volk kennt keinen andern Titel für ihn, als „Gospodar", Herr, und redet ihn stets mit dem „vertraulichen" Du an. Ein so vertraulicher und herzlicher und zugleich achtungsvoller Ton herrscht hier, daß der Fremde unwillkürlich staunt und an die Zeiten denkt, wo die Fürsten noch Menschen wie andere Menschenkinder waren. In Kroatien ist es schon ganz anders. Im Jahre 1848 hörte man auch da Naturlaute, wenn man mit dem Ban sprach; aber im Jahre 1850 wurde der „Landesvater" der Kluft inne, welche zwischen ihm und dem Volke besteht, und es ward eine Art von Hofetikette eingeführt, welche eben so gut Spanisch, Oestreichisch, als Chinesisch genannt werden könnte, wenn sie nicht durchaus Kroatisch sein wollte. Der Landesvater heißt demnach „Svjetli ban", durchlauchtigster Ban, und ertheilt nur einmal wöchentlich Audienzen. Derlei Vornehmthuerei wäre in Serbien nicht practicabel, aber in Kroatien fügt man sich darein; will ja doch Kroatien, weil

es dem Westen nur einige Meilen näher, feiner und gebildeter sein, als das orientale Serbien. Lassen wir ihm die Freude!

Militairische Puppenspiele kennt man in Belgrad nicht; an Festtagen hält das Militair eine Kirchenparade vor dem Fürsten, der bei solchen Gelegenheiten in Militairuniform erscheint, während er sonst gewöhnlich einen Polnischen Schnurrock und das Fes am Kopfe trägt. Von obligatem Jubelgeschrei ist hier Nichts zu hören; schwerlich würde sich Jemand zum Claqueur hergeben. Der Fürst grüßt, man dankt, bietet ihm respectvoll einen guten Morgen; man läßt ihn zuerst in die Kirche treten und herausgehen; wenn er aber ins Theater kommt, ist es Brauch, daß Alle aufstehen, und erst, nachdem er Platz genommen, niedersitzen. Dies ist die ganze Hofetikette in Belgrad; von mehr will man Nichts hören.

Das häusliche Leben der fürstlichen Familie ist bürgerlich einfach und in jeder Hinsicht musterhaft. Der Fürst speist mit seiner Familie und seiner nähern Umgebung; Fremde, welche dem Fürsten Visite machen, werden ebenfalls zur Tafel gezogen. Natürlich gibt es hier keinen Hofmarschall, keinen Hofceremonienmeister, keinen Hofküchenmeister und keinen Mundschenk, — Alles ist wie in einem wohlhabenden Privathause eingerichtet. Nach Tische wird Kaffee und Tschibuk jedem Gaste gereicht, und nachdem die Fürstin und die Prinzessinnen sich zurückgezogen haben, häufig bis zum Abend ganz ungezwungen conversirt, gescherzt und gelacht. —

Der Fürst führt die Regierung mit dem Ministerium und dem Staatsrathe (Sowjet). Man machte sich auswärts häufig lustig über Minister und Staatsräthe, die kaum lesen und schreiben können; aber mit großem Unrechte. Man denke an die Stürme von 1848; als in Nachbarländern von Serbien, in Ungarn und den Romanischen Fürstenthümern Aufruhr und Krieg wüthete, blieb Serbien von allen diesen Drangsalen verschont, und dies hat es hauptsächlich seinen als Ignoranten und Barbaren verschrienen Ministern und Staatsräthen zu verdanken. Es scheint also doch, daß es diesen Männern, deren einige freilich kaum ihren Namen zu unterschreiben gelernt haben, weder an Kopf noch an Herz fehle, was man von vielen „hochgebildeten" und „tiefgelehrten" Staatsmännern im Occident leider nicht sagen kann. Die weise Haltung der Serbischen Regierung hielt im Jahre 1848 eine Krise ab, die damals bei der allgemeinen Erregtheit der Geister leichter als jemals eintreten konnte, und befestigte die Ruhe auf eine lange Zeit hinaus. Dieses Verdienst ist gewiß nicht gering anzuschlagen, wenn man an die Zustände der Moldau und Walachei denkt und erwägt, was im gleichen Falle in Serbien hätte geschehen können. Man mag daher über die gegenwärtige Serbische Regierung urtheilen, wie man will; das Verdienst darf man ihr nicht streitig machen, daß sie ihr Land vor fremden Uebergriffen sicher gestellt hat.

Als Repräsentant der Serbischen Regierung gilt der Minister des Innern, Ilija Garaschanin, und da es vielleicht manchem Flachsenfingischen „Staats-

mann" nicht uninteressant sein dürfte, die Bekanntschaft seines wilden Collegen zu machen, so wollen wir über Denselben hier einige Notizen geben.

Garaschanin war früher Handelsmann und hat die gewöhnliche Bildung eines Serbischen Bürgers; aber Talent, ein fleckenloser Charakter, Energie und Liberalität der Gesinnung machten ihn bald zur Seele der Serbischen Regierung. Als im Jahre 1848 der Kampf der Ungarischen Serben gegen die Magyaren ausbrach, und das Serbische Volk in Masse seinen Brüdern in Ungarn zu Hilfe zog, wußte Garaschanin die Neutralität der Serbischen Regierung zu behaupten, ja Kossuth suchte dieselbe um Vermittelung in jenem Kampfe an. Dies ging ebenso wenig an, als es möglich gewesen wäre, die Serben von dem Freischaarenzuge nach Ungarn abzuhalten: hätte dies die Serbische Regierung versucht, so wäre sie rettungslos verloren gewesen; denn der Kampf der Serben gegen die Magyaren war eine Nationalsache, und Garaschanin zeigte einen echt staatsmännischen Blick, als er seinen Freund, den Staatsrath und General Knitschanin, nach Ungarn schickte, um die Serbische Bewegung in diesem Sinne zu leiten. Freilich war Alles verdorben, als sich die Kroaten und ihr Ban in die Serbischen Verhältnisse einzumischen begannen; der Kroatische Krieg war ein unsinniges Product des Illyrismus, der an den Magyaren sein Müthchen kühlen wollte, und trotzdem, daß die banale Revolution von der Camarilla patentirt und legitimirt wurde, ein eclatantes Fiasco machte — doch dies ist ein langes Capitel, auf welches wir bei einer andern Gelegenheit zurückkommen werden. Daß man bei Garaschanin keine Oestreichischen dynastischen Sympathien zu suchen habe, zeigt die Antwort, mit welcher er das große Band des Leopoldordens der Oestreichischen Regierung zurücksandte. „Was ich in Ungarn gethan habe," schrieb er, „habe ich für meine Brüder gethan, nicht für Oestreich. Daher könnte ich eine Belohnung der Art auch dann nicht annehmen, wenn ich für solchen Flitter Sinn und Geschmack hätte." Es ist überhaupt nothwendig, zwischen den Serbischen und den Kroatischen Zerwürfnissen mit Ungarn genauer zu unterscheiden, sonst käme man zu ganz falschen Resultaten, namentlich in Bezug auf die fürstlich Serbische Regierung.

Das System Garaschanin's ist, bei liberalem Fortschritte nach Innen, auf die strengste Neutralität nach Außen hin berechnet; obwol nun die Serbische Regierung zu den beiden Schutzmächten in bestem Verhältnisse steht, ist aus innern Gründen der Sache eine Hinneigung derselben zur Pforte, oder eigentlicher zu Reschid-Pascha's System begreiflich und erklärlich. Da Rußland gegenwärtig das größte Interesse hat, die Slawisch-christlichen Provinzen des Osmanischen Reiches ruhig zu wissen, macht es sich wenig Scrupel über diese Richtung; aber das Volk, welches auf eigene Art Diplomatie treibt, findet an derselben kein besonderes Gefallen, denn es will nicht begreifen, wie man seinen Erbfeind, die Türken, jetzt noch schonen könne. Daher ist Garaschanin, bei aller persönlichen Achtung,

die er genießt, nicht populair. Es leuchtet dem Volke nicht ein, warum die Regierung die von der Pforte ſelbſt dargebotene Gelegenheit, ſich völlig ſouverain zu machen, nicht benutzte und die ſcheinbare Abhängigkeit von der Pforte nicht in völlige Unabhängigkeit verwandelte. Garaſchanin calculirte aber von ſeinem Standpunkte gewiß richtig, wenn er jenen Schein fortbeſtehen ließ, wodurch er manche Colliſion vermied, die ſonſt unausweichlich geweſen wäre.

In letzter Zeit verſuchte es Garaſchanin, die Verwaltung näher an die Perſon des Fürſten zu binden, um dadurch die Regierung mehr zu conſolidiren. Es wurde eine „fürſtliche Kanzlei" errichtet, in welcher für die Juſtiz, die Adminiſtration und das Militairweſen eigene Referenten angeſtellt wurden, wodurch der Geſchäftskreis der Miniſterien bedeutend verengert wurde. Daher wurden im Miniſterium ſelbſt ſchwere Bedenken dagegen erhoben, da die Maßregel der Individualität des Fürſten einen zu großen Spielraum gewährt, um nicht dem conſtitutionellen Syſteme, welches man doch oſtenſibel befolgen will, bedeutenden Abbruch zu thun. Es konnte daher nicht fehlen, daß die Errichtung der fürſtlichen Kanzlei ſehr ungünſtig beurtheilt und von der Partei, die Garaſchanin's Syſtem niemals recht goutirte, nach Erforderniß ausgebeutet wurde. Die Maßregel wurde vorzüglich dazu benutzt, die Nothwendigkeit der alsbaldigen Einberufung der Nationalverſammlung, Skupſchtina, darzuthun und mit allen Kräften zu betreiben. Die Regierung, welche der Skupſchtina nicht ohne große Beſorgniſſe entgegenzuſehen ſcheint, will ſich freilich dazu nicht verſtehen, aber ich zweifle nicht, daß ſie nachgeben werde.

Uebrigens iſt die ſerbiſche Regierung, wie es ſcheint, ſehr zaghaft geworden — man ſpricht von der Verlegung der Regierung nach Kragujewaz, von der Beurlaubung mehrer Miniſter, von einer längern Reiſe des Statsrathspräſidenten Stojan Simitſch und dergleichen mehr, was ſonſt wenig Gewicht hätte, aber im Augenblicke nicht ohne ſchwere Bedeutung iſt. Wenn die Regierung auf ſolche Weiſe ihre Schwäche zeigt, ſo räumt ſie das Feld ihren Gegnern ſelbſt ein. Man wird ſich zur Einberufung der Skupſchtina endlich doch verſtehen müſſen, und ſchon jetzt ſind Aller Augen auf den Wojwoden Wutſchitſch gerichtet, welcher dadurch möglicher Weiſe Herr der Situation wird, daß ſich, vielleicht ohne ſein Zuthun, alle oppoſitionellen Elemente um ihn herum zu lagern beginnen. Eine kühne, gewaltige Natur wie Wutſchitſch paßt zum Volke vortrefflich, und es wäre ſehr möglich, daß die Skupſchtina thut was Wutſchitſch will. Außer manchen Fragen der innern Politik dürfte beſonders das Verhältniß zur Pforte die Achillesferſe des Miniſteriums werden, und ein Mißtrauensvotum, eine gar ernſte Sache in Serbien, würde nicht wie in Frankreich oder Deutſchland enden, ſondern leichtmöglich das ganze Regierungsgebau mit Mann und Maus im Schutte begraben.

Man glaubt im Auslande vielfach, daß das Parteiweſen in Serbien ganz

ungeordnet sei und daß blos dynastische Factionen daselbst bestehen. Dies ist aber wie manches Andere nur halb wahr; es sind wirklich politische Parteien da, und die dynastischen Verhältnisse haben dabei eine ganz secundaire Rolle. Das serbische Volk ist numerisch und durch seine geistige Kraft der bedeutendste und wichtigste Stamm der Südslaven, und als solcher berechtigt, seinen Einfluß auf die Bruderstämme auszubreiten und zur Geltung zu bringen. Diese Aufgabe scheint die gegenwärtige Serbische Regierung nicht gefaßt zu haben; wenigstens hat sie nicht so gehandelt, wie sie bei richtiger Würdigung ihrer Stellung hätte handeln können und sollen. Die Bulgarischen und Bosnischen Angelegenheiten waren hinlänglich wichtig, um von Serbien berücksichtigt zu werden; sie hätten eine andere Wendung genommen, wenn die Serbische Regierung den Muth gehabt hätte, das moralische Gewicht Serbiens in die Wagschale zu legen. Dies ist aber nicht geschehen, und Serbiens Einfluß ist seit zwei Jahren immer mehr und mehr gesunken. Begreiflichermaßen gefällt dies dem Volke nicht — und da die Persönlichkeit des Regenten hier keine staatsrechtliche Fiction ist, sondern eine tiefe Bedeutung fürs Leben selbst hat, so ist es erklärlich, daß sich die Parteien daran halten. Nicht um die Dynastien Obrenowitsch oder Karadschordschewitsch handelt es sich dabei, sondern um die Person der Fürsten Alexander oder Michael, als Repräsentanten zweier politischen Systeme, zweier Principien, deren Bedeutung aus dem Gesagten klar genug ersichtlich ist.

Die jüngere Generation, die „Pariser", Parislije, wie sie von den Alten genannt werden, weil viele derselben in Paris studirt hatten, findet die Freundschaft zur Pforte für überflüssig, ja hinderlich, und hat hierin die Zustimmung des größern Theils vom Volke. Von dieser Seite wünscht man, daß die Regierung Serbiens, des einzigen freien Staates der Südslaven, um welchen sich nationale Elemente zu gruppiren vermöchten, dem christlich-Slavischen Elemente das Wort rede und an seiner progressiven Emancipation mitwirke. Die geographische Lage und die nationalen und religiösen Verhältnisse machen dies zu einer Bedingung der eigenen Existenz; und da die Regierung dies übersieht, so wage ich es nicht zu bestimmen, ob und auf wen sie sich nöthigen Falls verlassen könnte.

Soviel ist aber andrerseits gewiß, daß dieser Augenblick zu einer Aenderung in den Serbischen Zuständen wenig geeignet ist. Besonders bedenklich würden sich in einem solchen Falle die Bosnischen Verhältnisse gestalten müssen, — die Pforte müßte die Raja den Bosnischen Aristokraten preisgeben, um ihre Kräfte auf einem andern Punkte gebrauchen zu können. Auch Bulgarien hätte keine Vortheile davon zu gewärtigen. Daher ist anzunehmen, daß diejenige Partei in Serbien, welche eben in Opposition zur Regierung steht, in richtiger Erkenntniß dieser Verhältnisse, sich nicht übereilen und den precairen Vortheil des Augenblicks nicht mit großem Nachtheile an der Zukunft erkaufen werde.

Ein Genrebild aus dem Feldzug in Schleswig-Holstein.

Ich hatte einen Freund, der ſtand als Kanonier bei einer Schleswig-Holſteinſchen Batterie. Seinen Vatersnamen habe ich ſchon wieder vergeſſen oder eigentlich wol nie gewußt; bei der Batterie, bei welcher er ſtand, nannten ihn ſeine Kameraden bei ſeinen Vornamen „Hans-Peter." Haus-Peter war ein gar ſeltſamer Kauz, und wer ihn einmal gekannt hatte, vergaß ihn ſo leicht nicht wieder. Ein großer ſtattlicher Burſch von kräftigem Gliederbau, ſo daß, wo er einmal hingeſchlagen hatte, kein Gras wuchs. Sein Geſicht war rund und dick, und daß er ſich mit Nachdenken nicht allzuviel abzugeben liebte, ſah man demſelben auf den erſten Blick an. Die prallen Backen hatten die Röthe der Sonnenſeite eines gut gereiſten Borſtorfer Apfels, der Mund war gerade von der rechten Länge und Breite, daß der wohlgefüllte Löffel mit dicker Grütze bequem hineinfahren konnte; das Haar flachsfarbig, die grauen Augen etwas ſtierigen Blickes. Daß er kaum dem Namen nach wußte, was eine Krankheit ſei, konnte man ſeiner ganzen Geſtalt gleich anſehen. Bemerkenswerth aber war ſein unerſchütterliches Phlegma und ſein nie zu ſtillender Appetit. Selbſt im Schleswig-Holſteiniſchen Heere, wo an Soldaten mit großem Phlegma und gutem Appetit kein Mangel war, hatte ſich „Hans-Peter" eine Art Ruf erworben.

Seine erſte Bekanntſchaft machte ich in einer der Strandbatterien bei Eckernförde, gleich am nächſten Morgen, nachdem dieſe beiden Batterien mit ihren acht Geſchützen einen zehnſtündigen Kampf mit den 122 Kanonen des Chriſtian VIII. und der Geſion ſiegreich beendet hatten. Hans-Peter war zufällig in Eckernförde auf dem Nachmarſch zu ſeiner ſchon vorausgerückten Strandbatterie geweſen. Wie er die Däniſche Flotte in den Eckernförder Hafen hineinſegeln ſah, hatte er ſeinen unzertrennlichen Begleiter, einen mächtigen Brodſack mit Brod und Butter, umgehangen, war muthigen Schrittes nach derjenigen Batterie, die dem heftigſten Feuer ausgeſetzt wurde, hingegangen, und hatte an den Commandanten in ſeiner gewöhnlich ſchläfrigen Mundart die Frage gethan: „Känt See mir hüüt brucken, ick bün der Kanonier „Hans-Peter", von der Batterie Nr. X." Der tüchtige Artilleriſt war natürlich eine erwünſchte Hilfe, da es an geübter Mannſchaft in den Strandbatterien fehlte, und ſo hatte man ihn denn gern bei einer Kanone zugetheilt. Als das Däniſche Linienſchiff der Batterie ſeine erſte volle Lage mit den ſchweren Geſchützen und der ganzen Breitſeite gegeben hatte, ſo daß aller Boden tief von den einſchlagenden Kugeln aufgewühlt wurde, war „Hans-Peter" in den Ausruf ausgebrochen: „Suh dat is een ornlich Mund vull Klümpp (Klöße), nu Chriſchan kriegſt du wedder eenen," und dabei hatte er ſehr ruhig und ſicher gezielt und ſein Geſchütz abgefeuert; als gingen ihn die feindlichen

Kugeln, die von allen Seiten in die Batterie einſchlugen und die Erde derſelben ſo aufwühlten, daß es am andern Morgen noch ausſah, als wenn der Boden mit einem ſchlecht geführten Pflug durchzogen wäre, auch nicht das Mindeſte an, hatte „Hans-Peter" den ganzen Morgen bei ſeinem Geſchütz den Dienſt verrichtet. Jede kleine Pauſe, die bisweilen nöthig wurde, um die wenigen Kanonen nicht zu ſehr zu erhitzen, hatte er benutzt, um ſich aus ſeinem Buttertopf, den er vorſorglich in eine Ecke geſtellt hatte, ein mächtiges Butterbrod zu ſchmieren. Da traf endlich eine verhängnißvolle feindliche Kugel den Wiſcher in Hans-Peters Hand, zerſchmetterte ihm denſelben, ſo daß er ſelbſt dabei zu Boden ſtürzte, und fuhr dann — in den Buttertopf, denſelben in tauſend Stücke zerſchmetternd. Der erſte Blick des Getroffenen, als er ſich wieder aufgerichtet hatte, ſah auf dieſe Verwüſtungen, und jetzt wäre auch ſeine bis dahin ſo unerſchütterliche Ruhe faſt in Zorn gerathen. Ein grimmiges „Den verfluchten Himmelhunden von Dänen, mir meinen ſchönen Boddertopp mit twee Pund friſch ſaltenen Bodder intwei to ſcheeten, nu ſall ſe eck det Dunnerwädder hoalen," kam über ſeine Lippen, und dabei richtete er ſo ſicher das Geſchütz, daß die Kugel deſſelben mit einem Kernſchuß das Däniſche Linienſchiff traf.

Als nun das Gefecht über die Mittagszeit fortdauerte, iſt Hans-Peter ſehr erboſt geweſen und hat gemeint: „So völ Tied künn doch dabie äber ſinn, dat man ordentlich ſien Mittagsbrod äten künn." Auch die furchtbare Exploſion des Chriſtian VIII. hat ihn nicht im Mindeſten erſchüttert, und ſeine Kameraden behaupteten, er habe ſein Stück Brod, das er in der Ermangelung von Butter trocken verzehrte, während all dem Gekrache des Auffliegens nicht aus der Hand genommen.

Wie ich Hans-Peter am Morgen nach der Exploſion zuerſt ſah, ſaß er auf einer zerſchoſſenen Lafette in der zerwühlten Batterie und verzehrte ruhig wie immer ein rieſiges Stück Butterbrod. Gar ſeine Herren und ſchöne Frauen in Menge waren aus Kiel und andern umliegenden Orten nach Eckernförde geeilt, die heldenmüthigen Batterien zu beſichtigen. So war auch „Hans-Peter" von einer Gruppe ſchöner, eleganter Damen umringt, die ihm Artigkeiten über Artigkeiten ſagten und mit einer Menge neugieriger Fragen überſchütteten. Er ſchien aber gar nicht ſehr davon erbaut zu ſein, daß er ſo ein Gegenſtand der öffentlichen Aufmerkſamkeit geworden, ſchob ruhig ungeheure Biſſen Butterbrod in ſeinen kauenden Mund und begnügte ſich nur dann und wann ein kurzes „Ja" oder „Nein" aus vollen Backen hervorzugrunzen, dabei ſeine ſchönen Bewunderinnen mit ziemlich verächtlichen Mienen anſtierend. Mir nun mußte er zwar halb gezwungen, halb freiwillig Rede und Antwort geben, doch merkte ich aus ſeinem ganzen Weſen wol, daß ich ihm einen großen Gefallen thun würde, wenn ich ihn nicht mit allzuviel Fragen beläſtigte. Als ich ihn frug, ob er denn gar keine Furcht gehabt hätte? fragte er gleichſam ganz erſtaunt wieder: „Wat ſüll ick

hebben?" und als ich dies noch einmal wiederholt hatte, meinte er: „Worum füll ick denn Bangen hebben?" Nachher meinte er: „Dat Leegtſte bie der ganz Geſchichte wier, dat wir kenn ordentlich Mittagsbrod bekommen hebt un dat mir mien Bodderpott intweiſchoten is."

Endlich wurden Hans-Peter die beſtändigen Fragen und Schmeicheleien der ihn umringenden Damen, die zu grüßen mancher Lieutenant mehr wie eine Monatsgage hingegeben hätte, doch zu viel. Er hatte ſein Butterbrod jetzt verzehrt, ſtand auf und ſagte laut zu einem Kameraden: „Wenn dat Tüüg von all den Fruuenslüüt doch man ut der Schanz herut drüben wür, dat ſchnaatert miehr wie een ganz Hood Gööſe." Mit großer Seelenruhe ging er darauf einige 40 Schritte aus der Schanze fort, und ſetzte ſich in einer Stellung nieder, die ein mehr als Niederländiſches Bild bot. Als er mit dieſem wichtigen Geſchäft in großer Ruhe und Gemüthlichkeit fertig geworden war, hing er ſeinen Brodbeutel, den er ſich ſchon wieder ſtraff zu füllen gewußt hatte, um, und ging zu dem Commandirenden der Schanze und ſagte: „Verlööbt der Haar nu, dat ick wedder to miene Batterie torückmarſchier, dee Dänen war'n fört ierſt nich wedder hieher kommen, un mien Haar Hauptmann wal mie ſo ſchon in Arreſt ſpunden, dat ick länger utbläwen bün." Als er die Erlaubniß dazu und auch ein ſchriftliches Zeugniß, daß er mit großer Tüchtigkeit an dem Kampfe gegen die Dänen Theil genommen habe, erhalten hatte, ſagte er: „Adſchüüß" (Adieu), und ſchritt ruhig ſeines Weges fort, um ſich ſeine Batterie wieder zu ſuchen. Unterwegs holte ich ihn mit meinem Wagen ein, und ließ ihn einige Stunden mitfahren, ſo weit wir gleichen Weg hatten. Dieſe ganze Zeit ſaß er ruhig neben dem Bauer, der meinen Wagen fuhr, rauchte ſeine Pfeife oder aß ein Butterbrod. Weder Hans-Peter fand für gut, dem Bauer Etwas von dem heftigen Gefechte, an dem er geſtern Theil genommen hatte, zu erzählen, noch Dieſer, ihn viel darum zu fragen. Große Redfertigkeit iſt gerade nicht die Sache der Leute in Schleswig-Holſtein. — Als ich meinen Hans-Peter zum zweiten Mal wieder erblickte, war es in dem heftigen Gefecht bei Kolding. Die Batterie, bei der er ſtand, war im Anfang weit von Kolding entfernt geweſen und hatte eine Meile in raſchem Tempo zurückgelegt, um noch zu rechter Zeit an dem Gefechte Theil zu nehmen. Raſche Tempo's waren nun gerade nicht nach dem Geſchmack von Hans-Peter, und ſo ſaß er denn mit ziemlich griesgrämigem Geſicht auf ſeinem Protzkaſten. Sein unzertrennliches Butterbrod fehlte wieder nicht bei ihm, und trotz daß er auf ſeinem ſtoßenden Sitz auf- und niederhopſte, ſchien er die Zeit wahrnehmen zu wollen, bis er gegen den Feind käme, um doppelt große Biſſen in ſeinen weit geöffneten Mund zu ſtecken. Die Batterie hielt einen Augenblick an, um weitere Befehle zu erwarten, und dieſe Zeit benutzte ich, an dieſelbe heranzurücken und „Hans-Peter" wieder zu begrüßen. Auf meine Frage, wie es ihm ginge, meinte er: „Leeg genog, wenn wir man ierſt den Dänen gegenöber wiern, dat dit ver-

dammte Gejage uphüürt." Sein Wunſch ſollte bald erfüllt werden, wenige Augenblicke darauf war die Batterie im heftigſten Feuer den Dänen gegenüber. Wie immer hat Hans-Peter mit der größten Ruhe und Pünktlichkeit, gleich als ſtände er auf dem Exercierplatz, ſein Geſchütz bedient.

Bei dem Ausfall der Dänen aus Friedericia hat Hans-Peter die Schanze, in der die Geſchütze ſtanden, bis zuletzt vertheidigt. Als dieſelbe endlich vor der zu großen feindlichen Uebermacht von den Schleswig-Holſteinern geräumt werden mußte, hat er im letzten Augenblick noch Kanonen unbrauchbar machen helfen, und dann langſamen Schrittes, einen mächtigen Wiſcher in der Hand, ſeinen Rückzug angetreten. Kaum iſt er aus der Schanze geweſen, ſo hat er zu ſeinem Schrecken bemerkt, daß er ſeinen Brodbeutel, in dem auch die Butterdoſe war, vergeſſen habe. Dieſen Schatz im Stich zu laſſen, konnte Hans-Peter nicht über das Herz bringen, er lief in die Schanze zurück, das erſte und letzte Mal, daß ſeine Kameraden ihn aus freien Stücken in einer andern Gangart als dem gemeſſenſten Schritt geſehen haben, ſchlug einen Dänen, der mit dem Bajonnet auf ihn eindrang, mit dem Wiſcher nieder, nahm ſeinen Brodſack und trabte damit zu den Seinen wieder zurück. Obgleich die Dänen ihm mehrere Kugeln nachſchickten, von denen eine ihm die Spitze ſeiner Pickelhaube abgeriſſen hat, ſo war es ihm doch geglückt ſeinen Willen zu erreichen.

Wie ich „Hans-Peter" darauf wieder ſah, war es bei dem Einzuge, den im Herbſt ſeine Batterie in eine kleine wohlhabende Schleswig-Holſteiniſche Stadt hielt, in der ſie den Winter über garniſoniren ſollte. Mit Freuden und Ehrenbezeugungen aller Art, bei denen ſich beſonders das ſchöne Geſchlecht auszeichnete, wurden die tapfern Krieger empfangen. Kränze, von zarten Händen gewunden, ſchmückten die Helme derſelben, und ſelbſt die Zugpferde der Batterie waren mit Blumen aufgeputzt worden. Hans-Peter, von dem man erfahren hatte, daß er mit bei Eckernförde gefochten, war der Gegenſtand allgemeiner Huldigung geweſen. Ein Lorbeerkranz ſchmückte ſeine Pickelhaube, ein ſinnig gewundener großer Blumenkranz mit wehenden Bändern hing ihm um die Bruſt. Der Undankbare wußte alle dieſe Aufmerkſamkeiten nicht im Mindeſten zu würdigen; mit einem ſo brummigen Geſicht, wie es ungefähr der Faſtnachtsochſe, wenn man ihn blumengeſchmückt in Paris zum letzten Gang herumführt, machen muß, ſchritt er mürriſch daher. „Das iſt ja ein ſchöner Putz, Hans-Peter, den Ihr habt," redete ich ihn an.

„Wat ſall ick mit dat oll Dreck, nicks wie luuter Blomentüüch, wenn dat noch ene Roulle Toback wier, denn harr man doch noch wat davon" antwortete er verdrießlich.

Den Winter über hat Hans-Peter daheim ſeinen friedlichen Beſchäftigungen, die im Arbeiten an den Deichen der Dithmarſiſchen Marſchgegenden beſtanden, obgelegen, beim Ausbruch des Krieges im Sommer 50 war er aber wieder

bei seiner Batterie eingetreten. Die blutige Schlacht bei Idstedt bot ihm wieder so recht Gelegenheit, seine unerschütterliche Ruhe zu beweisen. Seine Batterie hatte lange im heftigsten Feuer gestanden, und gerade von der Kanone, bei der er zugetheilt war, fiel über die Hälfte der ganzen Mannschaft. Ruhig und fest, mit denselben gleichen Tempos, als stände er auf dem Paradeplatz, hatte er seinen Dienst verrichtet. Ein Kamerad war neben ihm erschossen, so daß das Blut sein Gesicht überspritzte; er hatte sich ruhig mit dem Aermel dasselbe wieder abgewischt, dabei gemeint „so een Blootwurst will ick nich", und fort und fort mitgefeuert. Sein unzertrennliches Butterbrod hatte er neben sich gelegt, und jeden freien Augenblick dazu benutzt, einen Bissen abzubeißen, so daß er meist mit kauenden Backen sein blutiges Geschäft verrichtete. Einmal ist ihm ein Stück einer abgeschossenen Lafette so stark an die Brust geflogen, daß er davon zu Boden geschmettert wurde und seine Kameraden ihn schon für todt hielten. Hanns-Peter hatte aber Knochen, die konnten schon einen Puff vertragen. Er stand bald wieder auf, rief, „dat die dat Dunnerwedder", nahm einen Schluck Branntwein aus der Feldflasche und machte sich wieder an sein Geschütz. „Sühst Du Hahnemann das Brüüden geit um" (das Necken geht um) hat er bald darauf ausgerufen, wie seine Batterie den Dänen einen vollen Pulverkarren in Brand schoß, so daß dieser mit gewaltigem Gekrach in die Luft flog.

Nach der Schlacht bei Idstedt war Hans-Peter gewaltig brummig, denn es wollte ihm gar nicht in den Kopf, daß die Schleswig-Holsteiner damals hätten zurück müssen. „Narrerie, nichts wie Narrerie", hat er stets gesagt, wenn andere Kameraden ihm die Nothwendigkeit dieses Rückzuges aus strategischen Gründen beweisen wollten. „Man noch so een twintig düchtige Schüsse mit den 12Pünderbatterien mang den Hahnemanns gedahn, un wir künnen nu uns Fleesch in Flensborg vertehren." Davon wollte er sich nicht abbringen lassen.

Was auch jetzt eine Quelle beständigen Aergers für unsern Hans-Peter wurde, war, daß ein Paar lustige, windige Berliner als Freiwillige bei seiner Batterie eingetreten waren. Die ewige Beweglichkeit und Zungenfertigkeit Dieser konnte er auf den Tod nicht leiden, obschon er sonst ihrem Muthe und ihrer militairischen Tüchtigkeit volle Gerechtigkeit widerfahren ließ. „Wie dee Göösе schnatert dat dem ganzen Dag und weet nich, dat dee leew Herrgott dat Muul tum Aeten un nich tum schnacken makt hät" sagte er mir einst ganz entrüstet. Einst hatte er ein Schläfchen gehalten, denn wenn er nicht im Dienst beschäftigt war, oder Etwas zu essen hatte, so liebte er es sehr zu schlafen, da machten diese beiden Berliner sich den Spaß, ihm mit einer Holzkohle einen riesigen schwarzen Schnurrbart in sein rothes, rundes Gesicht zu malen. Das Lachen derselben bei seinem Erwachen belehrt ihn, daß ihm ein Streich gespielt sein müsse, er besieht sein Gesicht in dem kleinen Spiegel des Bauernhauses, in dem er in Quartier lag, und entdeckt den Schnurrbart. Ihr Lachen zeigte ihm die Thäter. Ruhig

ging er auf Dieſelben zu, faßte ſie mit ſeiner rieſigen Kraft im Nacken, und ſtieß ſie mit den Köpfen ſo heftig zuſammen, daß Jeder eine dicke braun und blaue Brauſche auf der Stirn bekam. „Heft jie dummen Jungs mir dat Muul ſchwart mackt, ſo will ick juuch dee Köp ſchwart macken," hat er dabei ausgerufen. Von da an hat kein Freiwilliger wieder gewagt den Hanns-Peter zu necken.

Zuletzt ſah ich meinen Freund bei Miſſunde. Wie ſeine Batterie gegen die Dänen vorgegangen war, hatte er ſeinen Hauptmann gebeten, ob ſie nicht gleich lieber der Däniſchen Batterie auf hundert Schritte näher rücken wollten, dieſe würde doch bald ſich mehr zurückziehen und ſo gebe es nur neues Auf- und Abprotzen. Sonſt war er bei Miſſunde ungewöhnlich guter Laune, und ſprach ſogar mehr, wie er gerade dringend nöthig hatte. Zu einem jungen Freiwilligen, der an dieſem Tage zum erſten Male in's Feuer kam, hatte er geſagt, wie Dieſer ſich etwas zu tief beim erſten Sauſen der feindlichen Kanonenkugel bückte: „Stah man grad, mien Jung, Du mooſt den Hahnemann keenen Deener macken" (Du mußt den Dänen keinen Diener machen).

Der blutige Sturm auf Friedrichſtadt endete auch die irdiſche Laufbahn von Hans-Peter. Wie immer, hatte er ruhig und feſt im heftigſten feindlichen Feuer gearbeitet, und namentlich noch ſeine Bärenkraft beim Abprotzen der Geſchütze gezeigt, dabei hatte ihn die unglückliche Schleswig-Holſteiniſche Stadt, die er ſelbſt jetzt mit in Brand ſchießen mußte, ungemein gedauert, und er noch geſagt, „dee ſchöne Stadt, nee dee ſchöne Stadt, ſo meng Pund Taback häb ick mie dor koſt, un nu moet ick ſee in Brand ſcheeten, wie duurt mie dat." In einer Pauſe des Feuerns, während ſeine Batterie neue Munition faßte, hatte er ſich wieder wie gewöhnlich ein Butterbrod geſchmiert, und dabei einem Kameraden wehmüthig ſeine leere Butterdoſe mit den Worten gezeigt, „Nu iſt mien Bodder all, und dit dat letzte Bodderbrod wat ick mir ſchmeeren kann." Wenige Augenblicke darauf kam eine Däniſche Stückkugel und traf ihn in die Seite, ſo daß er in ſeinem Blute niederſtürzte. Seine Kameraden wollten ihn forttragen. „Lat mie man ruhig liecken, mit Schleswig-Holſtein is et ut, un mit mie ook. Adjees". Mit dieſen Worten drehte Hans-Peter ſich noch im letzten Todeskampf um, und war verſchieden.

Wochenſchau.

Der Proceß Bocarmé. — In Belgien bereitet ſich jetzt ein Criminalproceß vor, der durch die hohe geſellſchaftliche Stellung der dabei betheiligten Perſonen lebhaft an den Proceß Praslin erinnert. Binnen Kurzem werden nämlich der Graf und die Gräfin Bocarmé, angeklagt der Ermordung ihres Schwagers, vor den Aſſiſen ſtehen.

Der Angeklagte gehört einer ſehr angeſehenen Familie Belgiens an. Sein Vater, Graf Julian Bocarmé, vermählt mit einer Nichte des Oeſtreichiſchen Generals Chaſteler, war Generalinſpector der Domainen auf Java, wo ihm Hyppolite als einziger Sohn geboren wurde. Er erhielt eine Farbige als Amme und wuchs unter Malayen auf, deren wilden und treuloſen Charakter er angenommen zu haben ſcheint. Später begab ſich Graf Julian wieder nach Belgien zurück und lebte einige Zeit in Tournay. Er fand hier aber noch keine Ruhe; die Luſt an Abenteuern trieb ihn wieder in die Ferne, und er begab ſich in Begleitung ſeines Sohnes nach Nordamerika, wo er am Ohio mitten unter den Wilden eine Colonie gründete. Hier blieb der junge Hyppolite bis zu ſeinem 18. Jahre, wo er nach Europa zurückkehrte, und ſich bald darauf mit einem Fräulein Lydia Fougnies aus Peruwetz vermählte. Seine junge Gemahlin war geiſtreich, gebildet, von lebhafter Phantaſie und voll leidenſchaftlicher Bewunderung der Franzöſiſchen Romantiker. Mit einigen derſelben ſtand ſie in perſönlichen Beziehungen, unter Andern mit Balzac, der im Sommer öfter einige Wochen auf dem Schloſſe Bury bei Tournay, wo ſich das junge Paar niedergelaſſen, zubrachte. Sie ſchrieb auch einige, jedoch unbedeutende Romane. Ein ſolcher Charakter war nicht geeignet, einen Mann, wie Graf Hyppolite, der die Inſtincte eines Halbwilden mit aus der Fremde gebracht hatte, im Zaume zu halten. Er überließ ſich ganz ſeinen ungezügelten Leidenſchaften, war der Schrecken ſeiner Umgebung und der Kummer ſeiner Verwandten; in ſeinem Dorfe war er wegen ſeiner Härte und Grauſamkeit im höchſten Grade verhaßt.

Die ausſchweifende Lebensweiſe des Grafen hatte bald eine gänzliche Zerrüttung ſeiner Finanzen zur Folge. Er war tief verſchuldet, hatte ſchon einen bedeutenden Theil ſeines Vermögens verzehrt, und hatte nur noch eine Hoffnung, die Hinterlaſſenſchaft ſeines Schwagers. Dieſer, Hr. Guſtav Fougnies, verſprach kein langes Leben. Er war von ſchwächlicher Geſundheit, und hatte in Folge eines Sturzes mit dem Pferde ein Bein verloren. Ein tiefes Mißtrauen gegen ſeinen Schwager ſcheint, man weiß nicht aus welchem Grunde, frühzeitig Wurzel in ihm geſchlagen zu haben. Obgleich er ſeine Schweſter ſehr liebte und ſie zur Univerſalerbin eingeſetzt hatte, kam er doch höchſt ſelten nach Bury, und äußerte öfter, er getraue ſich dort Nichts zu genießen, bevor nicht ſein Schwager davon genoſſen. Er wiſſe recht wohl, daß Dieſer ſich nach dem Beſitze ſeines Vermögens ſehne, und ſeinen Tod auf das Lebhafteſte herbeiwünſche. Einem Gerüchte nach ſoll er ſogar den Verdacht geäußert haben, Graf Hyppolite habe ſeinen Vater vergiftet.

Gegen Ende vorigen Jahres faßte Fougnies den Entſchluß, ſich mit der Gräfin de Grandmetz zu verheirathen. Der Hochzeitstag war bereits feſtgeſetzt, die Brautgeſchenke waren gekauft, am 23. November ſollte der Ehecontract unterzeichnet werden, als Fougnies, obgleich ahnungsvoll von ſeiner Braut abgemahnt, auf den unglücklichen Einfall kam, zu ſeiner bevorſtehenden Hochzeit ſeine Schweſter und ſeinen Schwager perſönlich einzuladen. Als dem Grafen am 20. November der zu erwartende Beſuch von ſeiner Gemahlin angemeldet wurde, äußerte er gegen dieſe: **C'est aujourd'hui que je lui fais son affaire.** Guſtav Fougnies ſpeiſte auf dem Schloſſe zu Mittag — Abends war er todt.

Am andern Morgen verbreitete man im Dorfe die Nachricht, daß Fougnies in der Nacht auf dem Schloſſe plötzlich verſtorben ſei; die Volksſtimme aber zögerte keinen

Augenblick, den Grafen Bocarmé als seinen Mörder zu bezeichnen. Die Allgemeinheit des Gerüchts veranlaßte die Justiz Recherchen anzustellen. Der betreffende Beamte verfuhr Anfangs sehr vorsichtig und schonend gegen den Grafen; aber die Verlegenheit Desselben und seine widersprechenden Aussagen weckten endlich seinen Verdacht, der bald eine bestimmtere Richtung erhielt. Der Instructionsrichter entdeckte nämlich an der einen Hand des Grafen einen tiefen Biß, der offenbar von einem Menschen herrührte, und über dessen Entstehung der Graf keine befriedigende Auskunft geben konnte. Er ließ den Grafen und die Gräfin sogleich verhaften und nach Tournay abführen.

Nach den übereinstimmenden Aussagen der Aerzte war Fougnies durch ein ätzendes Gift, wahrscheinlich Schwefelsäure, getödtet worden, das man ihm in den Mund gezwungen hatte. Aber lange Zeit blieb der Biß in der Hand die einzige Indicie, welche den Verdacht der Mordthat auf den Grafen lenkte. Er selbst und die Gräfin läugneten auf das Entschiedenste und behaupteten, Fougnies müsse sich in ihrer Abwesenheit selbst vergiftet haben, da sie ihn im Speisezimmer todt gefunden, und von der Dienerschaft war Nichts zu erfahren. Endlich machte die Pariser Kammerzofe der Gräfin, Emerence, wichtige Enthüllungen. Nach ihren Aussagen hatte am Morgen des 20. Novembers der Graf seinen Kammerdiener nach einem mehre Stunden entfernten Dorfe geschickt, und sie bediente statt seiner bei Tafel. Bei Einbruch der Dämmerung hatte sie gefragt, ob sie Licht bringen solle; die Gräfin hatte ihr aber befohlen, sich in die Kinderstube in der obern Etage zu begeben, wohin sie die Kinder und die zwei allein noch im Hause anwesenden Dienstboten bereits geschickt hatte. Zufällig verlangte eins der Kinder Milch zu trinken, und eine der Mägde ging in die Küche hinunter. Kaum dort angekommen, hört sie im Speisezimmer eine halberstickte Stimme rufen: „Au meurtre! à l'assasinat! Hyppolite! Hyppolite!“ Bestürzt eilt sie nach der Thür der Küche, die von dem Speisesaale noch durch eine Pièce getrennt ist, und sieht jetzt Frau von Bocarmé aus dem Zimmer kommen und die Thür hinter sich zuschließen. Herrisch gebietet sie der Magd, wieder hinauf zu gehen. Als Diese unter den Fenstern des Speisezimmers vorbeikommt, glaubt sie drinnen das Röcheln eines Sterbenden zu vernehmen. Mademoiselle Emerence begegnete später auf der Treppe dem Grafen und der Gräfin auf dem Wege nach ihrem Wohnzimmer; sie sahen Beide blaß und verstört aus, und schlossen sich ein. Einige Zeit darauf aber gingen sie wieder in das Speisezimmer hinaus, und brachen hier bei dem Anblick der Leiche vor den jetzt herbeigerufenen Dienstboten in laute Klagen aus.

Gleich nach dem ersten Einschreiten der Behörde hatte man im Schlosse ein chemisches Laboratorium entdeckt. Von dem darin beschäftigten Arbeiter erfuhr man, daß seit 14 Tagen unausgesetzt dort gearbeitet werde, daß der Graf oft mitten in der Nacht sich von den Fortschritten der Arbeit unterrichtet, und daß auch die Gräfin das Zimmer besucht habe, um zu sehen, wie es mit dem „Erbschaftswasser“ (eau de succession) gehe. Zu den chemischen Operationen war hauptsächlich Tabak verwendet worden, und die Aerzte entdeckten jetzt auch, daß die Vergiftung durch Nicotin geschehen war.

Durch einen glücklichen Zufall kam noch ein andrer Umstand zur Kenntniß der Gerichte. Die Zeitungen hatten bei den ersten Berichten über das geschehene Verbrechen unter Anderm mitgetheilt, daß der Graf im Sommer in Brüssel gewesen und einen neuen Wagen gekauft habe, den er weiß ausschlagen ließ; er selbst war trotz der vor-

gerückten Jahreszeit in Pelze gehüllt. Einem Professor der Chemie in Gent, Coppens, brachte diese Angabe einen Fremden ins Gedächtniß, der ihn im Frühjahre wiederholt besucht und über die Bereitung des Nicotin zu Rathe gezogen hatte. Er hatte sich Beirand genannt. Der Professor theilte dies dem Gerichte mit, und erkannte bei der Confrontation mit dem Grafen in ihm den angeblichen Beirand. Er übergab zu gleicher Zeit der Behörde die Briefe, die ihm dieser Beirand geschrieben, und in denen ihm Dieser Bericht über den Fortschritt seiner Operationen abstattete. Der letzte schließt mit den Worten: „Es ist endlich gelungen; die Probe ist gemacht, die Wirkung ist fürchterlich." Die Briefe sind von der Hand der Gräfin. Diese gestand nun auch, nachdem sie bis jetzt hartnäckig geläugnet hatte; sie wälzte aber die Schuld auf ihren Gatten, der sie durch Todesandrohungen vermocht, das Verbrechen nicht zu hindern. Der Graf jedoch beharrt immer noch beim Läugnen.

Aus Pommern. Im vorigen Jahrhunderte war es Sitte, in Lustspielen den Pommerschen Junker als ein rohes, ungeschliffenes Bild der Einwohner Pommerns auf die Bühne zu bringen, und obwol seit der Zeit der Adel mit allen Klassen der Bevölkerung gewetteifert hat, seinen Kindern eine den Bedürfnissen der Gegenwart entsprechende Erziehung und Bildung zu geben, so wäre es doch heute ein großer Fehlschluß, aus dem junkerhaften Gebahren eines Pommerschen Abgeordneten irgend einen Schluß auf die Gesinnung seiner Standesgenossen oder der übrigen Provinzbewohner zu machen. Einen geschlossenen Stand von Adeligen gibt es lange hier nicht mehr. Die neuern Bildungselemente haben jede Kaste erschüttert und gesprengt, der große Grundbesitz befindet sich schon lange in den Händen der Adeligen und Bürgerlichen, und Erstere machen nicht selten Jagd auf reiche Bürgertöchter, um ihre verrosteten Wappenschilder aufs Neue zu versilbern. In einigen Kreisen, wie dem Stolper, hat der Lehnsverband sich noch am Längsten erhalten, da ein anderer großer Theil der Güter schon allodificirt ist. Vor dem März 1848 hatte die Eifersucht zwischen bürgerlichen und adeligen Grundbesitzern hier und da in gesellschaftlicher Hinsicht Unbequemlichkeiten hervorgerufen, bei einzelnen Kreistagswahlen suchte jede Partei ihre Candidaten durchzubringen, und man betrachtete es damals als ein Ereigniß, als der erste bürgerliche Landschaftsrath ernannt wurde. Nach der Revolution änderte sich dieses Verhältniß.

Auf dem Lande faßte der kleine Mann die Revolution praktisch auf. Der Tagelöhner, der Büdner, der Einlieger sehnte sich schon lange nach einem kleinen Eigenthum, und er sprach offen und unverhehlt es aus, daß er durch Beschneidung des Kirchen- und gutsherrlichen Ackers, durch Theilung der Domainen seine langgehegten Wünsche befriedigen wolle. Da die Wahl der Wahlmänner für die Berliner National-Versammlung in diesem Sinne ausfiel, der größere Grundbesitzer auf dem Lande in den Händen seiner Leute ganz schutzlos war, der Werth der landwirthschaftlichen Erzeugnisse bei der Blocade, namentlich der Preis der Wolle, sehr niedrig stand, die Aufhebung des Jagdrechtes erfolgte und die Ausgleichung und Einführung der Grundsteuer in Aussicht gestellt wurde, so fand eine Vereinigung der großen Grundbesitzer im Interesse der Ordnung allgemeinen Anklang, und das von Bülow-Kummerow geleitete Junker-Parlament trat ins Leben, welches mit patriotischen Vereinen für König und Vaterland die Interessen des Königshauses insoweit ins Auge faßte, als diese seine eigenen wahrten und pflegten. In dieser Verbindung befand sich eine kleine allein-

ſtehende Anzahl von frommen Adeligen, die Thadden-Trieglaff, Kleiſt-Reetzow, Senft-Pilſach, die ihre Paſſion für eine beſtimmte pietiſtiſche Frömmigkeit in Convertikeln und Miſſions-Vereinen ausſprachen. Die fortgebenden rettenden Thaten mit dem Eintritte eines Miniſteriums der Ordnung ließen die patriotiſchen Vereine als weniger nothwendig erſcheinen; befand ſich jedoch das Miniſterium der öffentlichen Meinung gegenüber in einer ſehr mißlichen Lage, ſo durfte man darauf rechnen, daß irgend ein ſolcher Verein, meiſt unter dem Einfluſſe des Landraths, ſeine patriotiſche Zuſtimmung zur ſtaatsmänniſchen Weisheit des Herrn v. Manteuffel und ſeiner Collegen ausſprach. Eine ſolche Adreſſe aus Pommern galt dann als ein Ausdruck der noch nicht durchwühlten Bevölkerung der treueſten Provinz, während jene Verfaſſer als komiſche Figuren ihrer Umgebung erſchienen. Seitdem jedoch die Unterſtützer zur Ueberzeugung gekommen ſind, für wen ſie die Kaſtanien aus dem Feuer holen ſollen, löſt ſich die Verbindung unter den Gutsbeſitzern immer mehr, und man könnte keine unpopulaireren Männer als einen Kleiſt-Reetzow oder v. Plötz zu Ackerbau-Miniſtern ernennen, wenn eine ſolche Wahl auch eine ganz beſondre Beziehung zur Grundſteuer haben ſollte.

Wenn dieſe Bemerkungen die politiſchen Verhältniſſe der Vertreter der conſervativen Intereſſen des großen Grundbeſitzes in unſerer Provinz im rechten Lichte erſcheinen laſſen, ſo müſſen wir anerkennen, daß durch landwirthſchaftliche Vereine, durch die beiden Lehranſtalten in Eldena und Regenwalde mit ſcheinbar verſchiedener Grundlage, durch andere Veranſtaltungen der Fortſchritt in der Landwirthſchaft befördert wird, die allgemein ſeit 40 Jahren in Pommern wie überall durch verſtändige Beſtellung des Ackers, durch Urbarmachung von Ländereien, durch Lichtung von Wäldern, durch Verbeſſerung der Wege und Straßen, und ſomit durch Vermehrung der Abſatzörter erfreulich gehoben iſt. Die höchſte Verwerthung dieſer landwirthſchaftlichen Erzeugniſſe im Auslande und der möglichſt billige, durch keine Schutzzölle vertheuerte Einkauf der Verbrauchsartikel, namentlich des Eiſens, macht die Grundbeſitzer zu Anhängern des Freihandels, da außer einigen Rüben-Zuckerfabriken der Schutzzoll von Niemandem beanſprucht iſt.

Je mehr die Verbindung durch Eiſenbahnen und Dampfſchiffe erleichtert iſt, je mehr wird Pommern von Bewohnern des Binnenlandes beſucht und geſchätzt. Iſt doch Rügen, dieſes friedliche Eiland, ein Theil der Provinz, nehmen doch die Stranddörfer längs der Küſte mit Putbus, Swinemünde, Colberg ꝛc. Hunderte von Badegäſten auf, die das Bad und die geſunde, erfriſchende Luft vom Strande geſtärkt abreiſen ſieht.

Billig vergeſſen wir die Hauptſtadt, Stettin, nicht, das ſeit 25 Jahren ſeine Bevölkerung auf einige 40,000 Einwohner gebracht hat. Stettin iſt die erſte Handelsſtadt an der Oſtſee, augenblicklich jedoch hat die Blocade, wodurch ſich das Geſchäft nach Hamburg zog, und die Aufhebung der Elbzölle bei unverändertem Sundzolle dem Platze tiefe Wunden geſchlagen. Vor 1848 trafen in Stettin ſo viel Schiffe ein, daß es an Löſchplätzen fehlte und durch Anlegung eines großartigen Bollwerkes von der Eiſenbahn bis zum Dampfſchiffs-Bollwerke die ſchleunige Abfertigung der Schiffe ermöglicht werden ſollte. Jetzt ſind dieſe Löſchplätze geſchaffen, aber es fehlen die Schiffe. Stettin iſt eine große Stadt, das beweiſen dem Fremden die äußern Merkmale einer großen Stadt, die Zeitungen, die Trottoirs, das Gaslicht, das Schauſpielhaus, welche letztere erſt ſeit Kurzem ins Leben gerufen ſind. Wo Summen auf eine

großartige Weise zusammenfließen, da zeigt sich auch ein liberaler, wohlthätiger Sinn, kein Knausern und kleinliches Mäkeln. Nach dem Hamburger Brande wurden in Stettin 16,000 Thlr. in 24 Stunden gesammelt, zum Besten von Schleswig-Holstein brachte man circa 7000 Thlr. zusammen, und fortgehende Ansprüche an die Wohlthätigkeit werden fortdauernd gemacht und befriedigt, obwol es an großen Capitalisten fehlt, die die Emancipirung der Stadt vom Hamburger Wechselmarkte unmöglich machen.

Das enge Festungskleid hatte die auf einem engen Raume gebaute Stadt unverhältnißmäßig in die Höhe getrieben, bis durch Erweiterung der Festungswerke ein neuer Stadttheil entstanden ist, der freilich bis jetzt nur 2 neue Gebäude und ein 3. im Bau begriffenes aufweisen kann. So ist die Miethe höher, als irgendwo im Preußischen Staate, und für die Beamten deshalb der Ort sehr theuer. Ein verheiratheter Lieutenant zahlt gewiß in einer Hauptstraße sein Gehalt als Miethe. Die Klagen und Beschwerden der Handwerker, die aus den Hauptstraßen immer mehr verdrängt werden, und sich nur noch in theuer bezahlten Kellerwohnungen und andern unbequemen Localen eine Verkaufsstelle erhalten, sind ebenso allgemein, während der Proletarier wol nirgends so ungesunde, feuchte Wohnungen inne hat, als in Stettin, wo deshalb die Cholera ihre ersten Todtenkammern in Proletarier-Stuben sich schafft. Eine gemeinnützige Baugesellschaft zur Beschaffung billiger und gesunder Wohnungen wäre deshalb in Stettin gewiß an der Tagesordnung, wo es keinen größern Freudentag geben würde, als wenn die die Entwickelung des Platzes so sehr hemmenden Festungswerke eingerissen würden.

Stettin hatte vor dem März zwei Zeitungen, die privilegirte Stettiner und die Ostseezeitung, von denen die erstere durch die Annoncen eine beträchtliche Einnahme gewährte, jedoch ohne politische Bedeutung war. Als Curiosität kann man anführen, daß der Herausgeber auch nach der Aufhebung der Censur dem frühern Censor des Blattes dieselbe zur Censur zuschickte, da er nicht in die Nothwendigkeit sich versetzt sehen wollte, die Verantwortlichkeit für den Inhalt selbst zu übernehmen. Sie wird von einem Prediger Namens Budy mit Notizen und politischen Artikeln versehen; ob dessen Einflusse der große Verlust an Abonnenten zuzuschreiben ist, lassen wir ungesagt. Die Ostseezeitung war früher auf Grund der Concession nur ein für den Handel und die gewerblichen Interessen bestimmtes Blatt, gewiß das beste in Deutschland. Nach dem März nahm es zu dieser Tendenz noch eine demokratisch-politische an, die ihm einen Theil seiner Leser entzog, bis die Postdebitsentziehung, durch den Präsidenten Wallach verhängt, einen Wechsel der Redaction veranlaßte und zur Einziehung der politischen Flagge nöthigte. Das Blatt gilt auf dem Gebiete des Handels und der Gewerbe als eine Auctorität, und vertritt die Interessen des Freihandels geschickt und unverdrossen. Da es sich aller politischen Leitartikel grundsätzlich enthalten muß, so ist es politisch ohne Bedeutung. Nach dem März entstand als Concurrenzblatt der Ostseezeitung die Norddeutsche, die trotz verschiedener Veränderungen hinsichtlich des Formates, des Satzes, trotz verschiedener Theilungen und Titelzusätze, bis jetzt noch lange nicht die Kosten deckt, und trotz aller möglichen angewandten Mittel, sich Leser zu verschaffen, von der geringen Abonnentenzahl noch verloren hat. Durch viele persönliche Angriffe auf die politischen Gegner des Blattes, das weder constitutionell noch demokratisch war, durch den Mangel an geschickten und gebildeten Mitarbeitern, durch Mangel an kaufmännischen Kräften in der Redaction konnte das Blatt auf keinen grünen Zweig kommen, da der Handel an der

Oſtſee nicht zwei Blätter gebrauchte, und die Zeitung wegen ihrer unbedeutenden Haltung Seitens des Miniſteriums auf keine Unterſtützung rechnen darf. Zwei demokratiſche Blätter, der Wächter und die Neu-Stettiner Zeitung, ſind eingegangen, von denen die letztere durch ihre Leitung unter Ehrenreich Eichholtz eine conſequente Richtung erhielt, ohne die Mittel zu ihrer Exiſtenz in ſich ſelber finden zu können. Die Provinzialpreſſe iſt überhaupt von den Blättern der Hauptſtadt überflügelt, wie dies die Kölniſche, die Aachener, die Trierer Zeitung beweiſen, welche vor dem März einen ausgedehnten Leſekreis in der Ferne hatten, denſelben jedoch zum Theil vollſtändig verloren haben.

Das Schauſpielhaus, auf Actien erbaut, iſt äußerlich ein Abbild des Dresdener Theaters, und erinnert im Innern an das Opernhaus. Die Oper iſt in Stettin beſonders beliebt, was der Pflege der Muſik und des Geſanges in Geſellſchaften und Vereinen mit zuzuſchreiben iſt. Leider begünſtigt ein Theil des Publicums den Bravourgeſang. Die Direction des Schauſpiels liegt in zwei Händen, was mancherlei Verwickelungen mit ſich bringt. Unter den jungen Schauſpielern ſcheint einer Namens Buerde eine Zukunft zu haben. Vor dem Schauſpielhauſe ſteht die Marmorſtatue des vorigen Königs, die durch ihre proſaiſche, ſteife Haltung zu der lebensvollen, kühnen Haltung der Bildſäule Friedrichs II. von Schadow einen ſchroffen Gegenſatz bildet. —

Aus Agram. — Es iſt kaum einen Monat her, daß man ſich bei uns nach Corberon'ſchem Reglement zu gruppiren begann, und dennoch hat ſich beinahe Alles geändert, was ich Ihnen damals gemeldet hatte; den erſten Impuls zum Nachdenken mag unſern Kreuzzeitungsrittern der Ban gegeben haben, der ſich vor etwa 14 Tagen öffentlich für die Märzcharte ausſprach und „jeden activen oder paſſiven Widerſpruch und Widerſtand ſelbſt mit Gewalt niederzudrücken" beſchloß. Dieſe Erklärung machte ein enormes Aufſehen, um ſo mehr, als es bekannt war, daß er noch vor wenigen Tagen ſich für Conceſſionen erklärt haben ſollte, welche die Regierung den Kreuzzeitungshelden nothwendig machen müßte. Dieſer Geſinnungswechſel war durch keine äußere Thatſache motivirt, und kam ſo unverhofft, daß man die verſchiedenſten Erklärungen verſuchte. — Leute aber, die gewöhnlich gut unterrichtet zu ſein pflegen, erzählten von einem freundſchaftlichen Schreiben des Miniſters Bach, worin dieſer den Ban an ſeine untergeordnete Stellung zum Miniſterium erinnert, und ihm den „freundlichen Rath" ertheilt, ſeine Zukunft durch den Anſchluß an „gänzlich unfähige Factionen" nicht in Frage zu ſtellen, und ſich „bei paſſender Gelegenheit für die Reichsverfaſſung offen auszuſprechen." Ich will nicht entſcheiden, ob dieſe Interpretation die richtige ſei; ſie iſt jedoch durch den Erfolg gerechtfertigt, und Thatſache iſt, daß der Ban nunmehr außer jeder *nähern* Beziehung zur ariſtokratiſchen und illyriſchen Partei ſteht.

Dieſer Frontwechſel hat ſeine eigenthümlichen Erfolge; die ſpecifiſch ariſtokratiſche Faction iſt vorläufig gänzlich verſtummt, und die illyriſche iſt vorſichtiger geworden. Man ſpricht ſogar davon, daß ſie mit der parti Corbéron völlig brouillirt ſei. Die illyriſche Partei hat daher auch ein ganz neues Programm aufgeſtellt; ihr Journal „Domobran" (Vaterlandsvertheidiger) ſoll ſogar in liberalem Intereſſe wirken. In welchem Sinne dies zu nehmen ſei, weiß ich wahrhaftig nicht, da man von der „hiſtoriſchen Baſis" (das heißt: der ſtreng ariſtokratiſchen Verfaſſung Altungarns) nicht abweichen will; wir wollen indeſſen ſehen, wie ſie es machen werden. Jedenfalls aber

iſt dadurch wenigſtens ſo viel gewonnen, daß man ſich nur mit der illyriſchen Partei in eine Discuſſion einlaſſen kann, was, wenn ſie mit Corbéron liirt geblieben wäre, ſchlechterdings unmöglich war. — Wir haben uns im März 1849 Alle insgeſammt gegen die Reichsverfaſſung erklärt; unſre Gründe waren: die Octroyirung mit ihren möglichen Folgen, die Centraliſation, die durch die Verfaſſung angeſtrebt wurde, endlich weil ſie zu jener Zeit wirklich nur das Minimum der durch die Revolution errungenen Freiheit den Völkern Oeſtreichs gewährte, während man damals allen Grund hatte, mehr zu hoffen. Aber bald veränderte ſich die Situation; nach dem Siege bei Novara, der Uebergabe von Venedig und der Capitulation Görgey's mußte man auf ganz andere Dinge gefaßt ſein, als auf eine Ausdehnung der durch die Verfaſſung beſtimmten freiheitlichen Schranken. Zu dieſer Zeit wurde die Reichsverfaſſung in Kroatien publicirt (Ende Auguſt 1849); aber die Bedeutung des Augenblicks wurde nicht erkannt: man ſchwelgte noch immer in roſenfarbigen Rêverien, man hoffte, ich weiß nicht auf was. Hätten die Kroaten eingeſehen, daß ſchon damals der feſte Anſchluß an die Verfaſſung das einzige Mittel war, wenigſtens jenes Minimum der Freiheit zu retten, ſo hätten ſich die Landesverhältniſſe Kroatiens ganz anders geſtaltet. Aber, anſtatt deſſen, befehdete man die Verfaſſung und die durch ſie begründeten Inſtitutionen, und verkroch ſich in dem Schutte der unwiederbringlich verlorenen und geſtürzten Conſtitution Altungarns, um gegen die Märzcharte opponiren zu können. So kam es, daß die Reichsverfaſſung in Kroatien gar keinen Boden gewann; man darf übrigens nicht läugnen, daß die Regierung daran auch ihre Schuld trägt. Sie führte alle gefürchteten Punkte der Verfaſſung, den Stempel, die Monopolien, die neuen Steuern im Lande ein; die beſſern Seiten derſelben blieben aber dem Volke unbekannt. Jetzt iſt erſt die Adminiſtration geregelt; die Juſtizpflege iſt noch immer die alte, und die Gerichtsorganiſation, die Einführung des Oeſtreichiſchen Strafgeſetzbuchs und der Proceßordnung läßt noch immer auf ſich warten. — und wie peinlich dieſes Warten ſei, weiß nur Derjenige, der die vormärzlichen Zuſtände Ungarns kennt! Das Volk hat noch gar keine Wohlthat des neuen Zuſtandes genoſſen: es wird noch gleichmäßig von der alten Miſère gedrückt und noch obendrein von den neuen Laſten — aber es iſt ruhig und — verzweifelt. Man kann dem Volke bei der jetzigen Lage nicht durch principielles Oppoſitionmachen in Journalen nützen, ſondern einzig durch eine gewiſſenhafte Ausbeutung der durch die Reichsverfaſſung gewonnenen Chancen. Solche Chancen ſind aber: die Aufhebung der Unterthänigkeitsverhältniſſe, die Gleichſtellung vor dem Geſetze, die Autonomie der Communen, eine gute Adminiſtration, eine ehrenhafte Unabhängigkeit der Juſtiz. Ich ſage daher, wenn jene Herren, anſtatt ein vom Volke ohnehin nicht geleſenes Journal zu ſchreiben, unmittelbar auf und für das Volk wirken wollten, ſo wäre ein beſſerer Erfolg zu erwarten. Journale wirken bei uns aufs Volk entweder gar nicht, oder doch nur auf eine Schichte des Volkes, welche jeder andern Art Belehrung zugänglicher iſt, als der journaliſtiſchen.

Ueberdies: was hätte Kroatien zu hoffen, wenn es gelänge, die Märzcharte zu ſtürzen? Welche Reſſourcen hat es? Welche Stellung könnte es einnehmen? Dies ſcheint man nicht bedacht zu haben! Zwiſchen den Serben der Türkiſchen Provinzen und den Kroaten beſteht keine Solidarität, ja nicht einmal zwiſchen den Kroaten und den Serben in den Militairgrenzen. Der Patriotismus der Serben hat eine ganz verſchiedene Richtung, ihre Beſtrebungen ſind ſo tact- bewußtvoll, daß ſelbſt die Mayerhofer'ſche Pacharegierung

ihnen Nichts anhaben kann; warum befolgt man nicht dieſes Beiſpiel in Kroatien, wo man doch bei Weitem beſſer geſtellt iſt als die Serben in der soit-disant Wojwodſchaft?

Das Paſſionsſchauſpiel in Oberammergau und ſeine Bedeutung für die neue Zeit, von Eduard Devrient, mit Illuſtrationen von Pecht, Leipzig, J. J. Weber. — Als im Jahr 1633 das Dorf Oberammergau in Bayern durch eine verheerende Seuche heimgeſucht wurde, vermochten die Ettaler Herren die Gemeinde zu dem Gelübde, alle zehn Jahre die Leidensgeſchichte Jeſu zur erbaulichen Betrachtung öffentlich vorzuſtellen, worauf die Gemeinde von der Seuche befreit wurde. Man will wiſſen, der Wunſch der Ettaler Herren, ihrer Wallfahrtsſtätte noch größere Anziehungskraft zu geben, habe an dieſer Stiftung großen Antheil gehabt; genug, ſie beſorgten das Gedicht, die Muſik, die Herſtellung des Theaters auf dem Kirchhofe des Dorfs u. ſ. w., ſie ordneten Scenerie und Einübung und ſo fand die erſte Aufführung 1634 ſtatt. Sie wurde ununterbrochen fortgeſetzt und auch die Pruderie des geiſtlichen Regiments im Jahre 1810 konnte Nichts weiter durchſetzen, als daß ein neues Textbuch an die Stelle des alten ſcurrilen geſetzt wurde. So iſt denn dieſe Aufführung noch immer der einzige Ueberreſt von den in Süddeutſchland ſonſt ziemlich häufigen Volksdramen. Es wird im Freien aufgeführt, faſt das ganze Dorf, an 600 Perſonen, Männer, Weiber und Kinder, nimmt an dem Spiele Theil; der Zuſchauer ſind jedesmal gegen 6000. Die Einzelheiten der Aufführung möge man in dem Büchlein ſelbſt nachleſen, welches mit der bekannten Gründlichkeit und Lebendigkeit des Verfaſſers geſchrieben iſt. Die weitern Folgerungen deſſelben können wir aber nicht theilen. Er glaubt nämlich in dieſem Volksſchauſpiel die Möglichkeit einer ganz neuen Kunſtform des Drama's zu entdecken, welches ungefähr in der Art des Griechiſchen Drama's der Maſſe zum Recht dramatiſcher Action verhelfen ſoll. Die Vergleichung ſtimmt nicht recht; denn in der Zeit des Griechiſchen Theaters, von der man doch allein reden kann, wenn man von der Griechiſchen Kunſt ſpricht, ſpielte nicht die ganze Gemeinde, ſondern eine Anzahl ausgewählter und ſehr ſorgfältig einſtudirter Perſonen, und was den Gegenſtand betrifft, ſo war er ebenſo individueller Natur, als unſer Theater; von einer eigentlichen Action der Maſſe iſt nur in den ſeltenſten Fällen die Rede. Das Drama hat ſich vielmehr in neuerer Zeit ſo in die Breite verloren, daß eine größere Concentration und Sammlung noth thut. Die Maſſe kann nur durch ein der ſpeciſiſchen Poeſie fremdartiges Moment in Einheit und Action geſetzt werden, durch die Muſik, und die Oper ſcheint diejenige Kunſtform zu ſein, in welcher die Maſſenwirkung zur Harmonie und Totalität geſtaltet werden kann. Was das Volksſchauſpiel ſelbſt betrifft, ſo bleibt einmal eine Aufführung im Freien für unſere klimatiſchen Verhältniſſe immer eine Ausnahme, und die Umſtände, die es möglich machen, daß eine ganze Gemeinde ſich bis zu einem gewiſſen Grade zu dramatiſchen Künſtlern ausbildet, ſind ſo ungewöhnlicher Natur, daß an eine größere Ausbreitung nicht wol zu denken iſt. Die Volksluſtbarkeit, die uns doch keineswegs fehlt, denn wir haben unſere Schützenfeſte u. ſ. w., verlangt eine gewiſſe Derbheit und ein gleiches Mitwirken des geſammten Publicums, ſo daß von einer eigentlichen Kunſt die Rede nicht ſein kann. Auch jenes Ammergauer Paſſionsſpiel würde durch eine feinere, ſinnvollere und mehr künſtleriſche Ausbildung kaum gewinnen. Außerdem iſt die Religioſität unſers Landvolks im Durchſchnitt genommen nicht mehr von der Naivetät, daß ſich darauf ein mittelalterliches Myſterium gründen ließe, und ſo ſehr wir die Sinnigkeit ehren, mit der

Devrient auch in jenen rohen Formen ein poſitives und billigenswerthes Gefühl herausfindet, ſo glauben wir doch nicht zu irren, wenn wir in jener Sinnigkeit mehr die Ueberraſchung des feingebildeten Mannes, auch in den Naturformen die Spuren des Geiſtes wiederzufinden, als eine unbefangene, unmittelbare Befriedigung erkennen.

Johann George Müller. Ein Dichter- und Künſtlerleben von Ernſt Förſter. St. Gallen, Scheitlin u. Zollikofer. — Der Gegenſtand dieſes Büchleins iſt eine intereſſante Perſönlichkeit: ein Künſtler von guten Anlagen, dem durch einen zu frühen Tod die weitere Entwickelung abgeſchnitten wurde. Müller war geboren 1822 im Canton St. Gallen, machte ſchon ſehr früh poetiſche Verſuche, die hier mitgetheilt ſind und die zum Theil recht hübſch ſind. Im 17. Jahre ging er nach München, um daſelbſt Architektur zu ſtudiren. Sein Lehrer war Ziebland, deſſen Syſtem folgendermaßen charakteriſirt wird: „Von dem Gedanken ausgehend, daß Zeit und Volk und nicht Architekten den Bauſtyl machen, beſchränkt er ſich darauf, gegebene Aufgaben mit ſtrenger Gewiſſenhaftigkeit zu löſen, in einer korinthiſchen Façade den Geiſt und die Form des korinthiſchen Styls getreulich wiederzugeben, in einer Baſilika die Vorſchriften altchriſtlicher Kunſt zu befolgen u. ſ. w. Seinen Schülern ſchreibt er nicht dieſen oder jenen Styl vor, ja er empfiehlt nicht einmal einen; er weiſt ſie für ihre Pläne vor Allem auf Bedürfniß und Bedingung des aufgegebenen Baues hin und läßt die Formen aus dieſen, aus Denkweiſe, Sitte und Gebrauch des Volkes ſich bilden. — Mit dieſem Eklekticismus ſteht er in der Mitte zwiſchen Klenze, dem Erneuerer der claſſiſchen Bauart, und Gärtner, dem Schöpfer des modernen Byzantinismus oder Romanismus — 1842 machte Müller eine Reiſe nach Italien, bis er 1844 in die Schweiz zurückkehrte. dort verſchiedene Pläne zu Bauten machte, die aber nur zum Theil in Ausführung kamen; 1847 ging er nach Wien, wo die Märzrevolution die künſtleriſchen Beſtrebungen unterbrach, und ſtarb daſelbſt im Mai 1849. — Außer den Gedichten enthält die Sammlung eine Anzahl Abhandlungen über Architektur, von denen am Intereſſanteſten die Polemik gegen den Renaiſſanceſtyl iſt, in welcher die verkehrte Nachahmung des römiſchen Styls in einem ihm ganz unangemeſſenen Stoff auf das Schlagendſte nachgewieſen wird. Die Abhandlung iſt zu lang, um ſie auch nur im Auszuge mitzutheilen; wir verweiſen den Leſer auf das Büchlein ſelbſt.

Der neue Roman von Georges Sand: Le château des déserles, den wir bereits erwähnten, iſt in vier Lieferungen in der Revue des deux mondes beendigt; er gehört zu den ſchwächſten Leiſtungen der Dichterin. Nach den frühern Werken zu urtheilen, hätte man glauben ſollen, daß gerade in der Darſtellung des Künſtlerlebens ein ſehr angemeſſenes Feld für ſie vorhanden wäre; hier finden wir aber dieſe Anſicht nicht beſtätigt. Von der Heiterkeit und Lebensfriſche, die in der Conſuelo herrſcht, iſt keine Spur vorhanden. Die Charaktere ſind liederlich hingeworfen, und die ganze Empfindungs- und Darſtellungsweiſe iſt eine raffinirte. Da der Roman indeſſen aus dem Jahre 1847 herrührt, ſo iſt er wol nur als eine Epiſode in dem Kreiſe der ſonſtigen Intereſſen und Ideen zu betrachten, in denen ſich G. Sand bewegt. — Mit dem neuen Drama: Moliere, deſſen Aufführung vor einigen Tagen wegen ſeiner heftigen Angriffe gegen die Geiſtlichkeit unterſagt wurde, ſcheint ſie in Concurrenz mit unſerm Gutzkow zu treten.

Verantw. Red. F. W. Grunow. — Mitredact.: G. Freytag und Julian Schmidt.
Druck von C. E. Elbert.

Die souveraine Kritik und die Revolution.

Die bürgerliche Revolution in Deutschland seit dem Anfange der deutschkatholischen Bewegung bis zur Gegenwart. Von Bruno Bauer. Berlin, Hempel. 1849.

Der Untergang des Frankfurter Parlaments. Geschichte der deutschen constituirenden Nationalversammlung. Von Bruno Bauer. Berlin, Gerhard. 1849.

Parlamentarische Größen. Von R. Walter. Erster Band: Die Conservativen. 1850. Zweiter Band: Die Demokraten. 1851. Berlin, Hoffmann u. Comp.

Es kommt bei jeder eingreifenden Bewegung vor, daß von Parteischriftstellern, namentlich wenn sie einer extremen und daher kleinen Partei angehören, der bei Weitem größte Theil aller mitwirkenden Personen der öffentlichen Verachtung preisgegeben wird. Daß diese Verachtung aber auf alle mitwirkenden Personen sich ausdehnt, auf alle Kräfte ohne Unterschied, die in irgend einer Phase der Revolution auf den Schauplatz treten, dürfte in unserer Deutschen Umwälzung zum ersten Mal vorgekommen sein, und muß als ein charakteristisches Moment derselben betrachtet werden; denn dieses Geständniß von der allgemeinen Eitelkeit aller Dinge ist zu gleicher Zeit ein Selbstbekenntniß, und da auch der einsame Kritiker von der allgemein herrschenden Stimmung wenigstens bis zu einem gewissen Grade influirt wird, so gibt dieses Selbstbekenntniß wieder einen Einblick in die Stimmung, aus der es entspringt.

Als die Märzbewegung begann, hätte man vermuthen sollen, daß Bruno Bauer, der sich bis dahin in einem beständigen Kampf gegen die „Halbheiten" des Liberalismus umhergetrieben hatte, der nach seiner eigenen Erklärung Nichts hatte sein wollen, als Kritiker, ohne Gesinnung, ohne Moral und ohne positiven Zweck, aus dieser einsamen Stellung heraustreten und die Gelegenheit, die sich auch den extremsten Ansichten bot, benutzen würde, um positiv und selbstständig mit seinen Ideen in den Lauf der Geschichte einzugreifen. Er hat auch ein Paar Mal den Anlauf dazu gemacht, indem er sich um eine Stelle im Parlament be-

Digitized by Google

warb. Ob ein glücklicher Erfolg der ersten Bewerbung sein Wesen verändert hätte, ob er durch die Nothwendigkeit, auf bestimmte Anträge eine bestimmte Antwort zu geben, zugleich zu der Erkenntniß gekommen sein würde, daß jede Bestimmtheit auf einer gewissen Endlichkeit, auf einer Beschränkung in der Wahl der Gesichtspunkte beruht, und daß die Unendlichkeit derselben keineswegs ein höherer Standpunkt ist — dies zu berechnen, würde schwer sein. Wahrscheinlich würde er innerhalb des Parlaments wie draußen bei seinem Mangel an Disciplin und bei seiner Unfähigkeit, das Nothwendige einer Disciplin zum Gelingen irgend eines bestimmten Werks zu begreifen, sehr bald in die Rolle eines Verstimmten zurückgetreten sein, und mit etwas mehr Anstand und Geschick, als die Demokraten, aber doch im Wesentlichen nicht anders, Klagelieder über den Untergang edler Ideale, über die Täuschung berechtigter Hoffnungen angestimmt haben. Diesen subjectiven Ausdruck der Klage konnte er nun verschmähen, da ihm eine unmittelbare Theilnahme an dem Aufbau der neuen Zeit versagt war, und so hat er sich denn wieder in die höhnische Mephistophelesmaske des zeitlosen „Menschen an sich" gehüllt, der die Wirrnisse der Jahrhunderte an sich vorüberbrausen sieht, ohne in seinem Herzen davon ergriffen zu werden, denn er ist nur ein Schatten, den die unvollkommene Menschheit in den lichtleeren Aether wirft.

Aber auch in dieser Maske kann die wesentliche und unvermeidliche Betheiligung der menschlichen Totalität an dem, was die Menschheit leidet und irrt, nicht verläugnet werden. Trotz der ängstlichen Flucht vor allem Pathos, trotz dem beständigen Lächeln, welches sich gern den Anschein der Frivolität geben möchte, hat dieser souveraine Witz doch etwas Sentimentales und Trauervolles, und je kälter die Hand ein trügerisches Bild nach dem andern zerpflückt, desto heftiger zittert sie. Indem die Kritik eine Größe nach der andern auflöst, empfindet sie diese scheinbaren Siege als einen Selbstverlust, und ist jedesmal in der Stimmung des Pyrrhus, um auszurufen: Noch einen solchen Sieg, und ich bin verloren!

Wenn Bruno Bauer zu folgendem Resultate kommt: „Die ganze Revolution war eine Täuschung. Aus dem allgemeinen Pauperismus hervorgegangen, ein blutiges Zwischenspiel der sanften passiven Auflösung, in der die Gegensätze der ganzen bisherigen Bildung absterben und in Verwesung übergehen, schien sie dem unbestimmten Etwas, dem die Sehnsucht der Völker nachstrebte, Blut und Leben einzugießen, Gestalt und Form zu geben. Allein die neue Gestaltung war den aufgelösten Kräften zu schwer; das Blut des März vertrocknete in der Dürre des Revolutionssommers, oder es wurde von den Regierungen eingesaugt, die für einen Augenblick ihren Absolutismus damit stärkten und demselben den Schein der revolutionairen Kraft mittheilten. — — — Als die Regierungen die Vereinbarung als den Zweck der Märzrevolution proclamirten, gestanden sie es ein, daß die regierende Spitze zur Masse herabgesunken sei, erklärten sie den Bund

der bürgerlichen Unfähigkeit und der herrschaftlichen Rathlosigkeit für ihr Ideal, sprachen sie es aus, daß das Band zwischen Volk und Regierung zerrissen sei und beide sich als Fremde gegenüberstehen. Während die Entfernung, die zwischen beiden eingetreten, die Vereinbarung unmöglich machte, die Unfähigkeit und Rathlosigkeit ein gemeinsames Werk nicht zu Stande bringen konnten, bewiesen Herrscher und Dienende wenigstens das Eine, daß sie gleich ermattet, dem gleichen Fatum unterworfen seien — von Fremden, da der Quell des eigenen Raths und Entschlusses in ihrem Innern versiegt war, beherrscht sein wollen. Weder die Volksvertretungen, noch die Regierungen haben den Absolutismus gründen können, in dem die Revolution ihren Schluß und ihre Gestaltung findet. Beide strebten ihm zwar zu — die Volksvertretungen endigten aber ihr Werk, in dem sie sich dem Absolutismus der Regierungen unterwarfen, — die Regierungen bringen es nur zu Versuchen, deren Gebrechlichkeit ihre Ohnmacht zugleich und die unüberwindliche Gestaltlosigkeit der Volksmasse bezeugt — beide wollen den Absolutismus, aber zu schwach ihn selbst zu üben, zu muthlos, um nach der Gewalt zu greifen und sie festzuhalten, wollen sie ihre Abgestumpftheit als ein fremdes Fatum erfahren." — Wenn Bruno Bauer dieses Bild der Hoffnungslosigkeit als ein objectives Resultat seiner Forschung in Dingen hinstellt, die ihn selber Nichts angingen, so liegt doch der Gedanke, daß die üblen Folgen ihn selber treffen, zu nahe, als daß man nicht auch diesen Pessimismus für dasselbe erkennen sollte, was er stets ist, als das schmerzvolle Gefühl der Abspannung und Leerheit nach der Hitze eines unnatürlich gesteigerten Idealismus.

Die Frivolität, mit welcher der Kritiker coquettirt, liegt keineswegs in dem Leichtsinn seines Gemüths, sondern in dem Mangel an Ernst, mit dem er seine Studien betreibt. Es findet sich sehr häufig ein scharfer, durchdringender Blick für die Schwächen der Einzelnen und der Gesammtheit verbunden mit einem vollkommenen Mangel an Gestaltungskraft. Ohne diese Gestaltungskraft fördert aber auch nicht einmal der richtige Blick. Man kann alle die Schwächen, die Bruno Bauer in dem ganzen Zeitalter und seinen vorzüglichsten Repräsentanten mit großem Aufwand von Witz und Scharfsinn aufspürt, zugeben, und muß doch behaupten, daß sein Bild ein vollkommen unrichtiges ist. Man vergleiche z. B. das Gemälde, welches Macaulay von den Bestrebungen des Englischen Liberalismus im Jahre 1688 entwirft, und der Eindruck der Schwäche und Rathlosigkeit wird nicht geringer sein; aber der große Geschichtschreiber versteht es, uns auch in diesem confusen Durcheinander den Faden erkennen zu lassen, an den die künftige Entwickelung sich anknüpft. Macaulay steht über der Zeit, die er schildert, Bruno Bauer ist in ihr befangen; er schwelgt in den Bildern der Verwesung, die doch jedes Mikroskop in jeder Blüthe aufweist, mit einem krankhaften Behagen, ungefähr wie die Epigonenliteratur der 30er und 40er Jahre, jene Tendenzromane des jungen Deutschland, die Gutzkow, Laube, Immermann bis

zum Tannhäuſer und den modernen Titanen herunter. Er läßt ſich von dem Grauen der allgemeinen Nichtigkeit durchzittern, wie Büchner, Lenau, Hebbel, Alfred de Muſſet; er zwingt ſich zu einem krampfhaften Lachen, wie Heine, aber ohne den Humor, den bei dem Letztern die wirkliche Gleichgiltigkeit erzeugt; er iſt unglücklich über die vollſtändige Ohnmacht und Kraftloſigkeit des Zeitalters, wie Thackeray, aber er iſt zu hochmüthig, um gleich dieſem in Thränen auszubrechen. So macht ſeine Darſtellung nie einen erſchütternden oder verſöhnenden Eindruck, ſondern lediglich einen unbehaglichen, um ſo mehr, da man trotz ſeiner Verirrungen überall die Spuren eines geiſtvollen und ſcharfſinnigen Mannes entdeckt. Dieſen unbehaglichen Eindruck zu zerſtreuen, lohnt es ſich ſchon der Mühe, ſeine Methode etwas ſchärfer ins Auge zu faſſen.

Wir finden dieſe Methode ſchon in ſeinen frühern kritiſch-hiſtoriſchen Schriften wieder. Es hatte bei ihm große Noth und Mühe gebraucht, bevor er ſich den Vorausſetzungen des Chriſtenthums, in denen er doch ſpäter die Spitze des menſchlichen Wahnſinns zu erkennen glaubte, entwand. Mit einer gewiſſen Aengſtlichkeit hat er daher dann alle Spuren, welche von dieſen Vorausſetzungen noch in ſeinem Gemüth übrig geblieben waren, aufgeſucht und mit leidenſchaftlicher Haſt vertilgt. Dieſelbe Aengſtlichkeit zeigt er in der Betrachtung Anderer. Wo ihm nur eine ſchwacher Nachklang einer theologiſchen Empfindung entgegentrit, da iſt der Theologe außer ſich, gleichgiltig, ob ſie bei Luther, bei Goethe, oder bei irgend einem obſcuren Scribenten der Voſſiſchen Zeitung ſich vorfindet. Der Mann iſt unwiederbringlich verloren, er iſt ein „Chriſt", ein „Pfaff", ein „Bürger", ein „Lichtfreund", kurz er verfällt in alle die Kategorien, welche die antichriſtliche Theologie als das Verachtungswürdigſte und Unmenſchlichſte aufgedeckt hat, und verliert jede Eigenſchaft, die aus ihm ein concretes Weſen macht. Dieſes Geſpenſt der Theologie, welches ihn nie verläßt, läßt ihn in der Bewegung der letzten Jahre nichts Andres ſehen, als religiöſe Zuckungen. In ſeiner ziemlich einzigen hiſtoriſchen Quelle, der Voſſiſchen Zeitung, ſieht er Nichts als die lichtfreundlichen und deutſchkatholiſchen Artikel: die Artikel über Jenny Lind und die Rachel, über Eiſenbahnen und Spaniſche Papiere, über Muſeen und Kunſtausſtellungen, über den Luftdruck und dergleichen überſieht er vollſtändig. Es iſt bei ihm einmal Dogma, daß es ſeit der Einführung des Chriſtenthums nur einen religiöſen Enthuſiasmus gibt; daß der Menſch, und namentlich der Berliner, überhaupt ein erwärmendes Princip braucht, und daß in Zeiten großer Dürre neben Jenny Lind, Franz Liszt u. ſ. w. auch Ronge und Uhlich ihre Stelle finden, dies iſt ihm vollkommen unbegreiflich. So hat er auch in ſeiner Culturgeſchichte des 18. Jahrhunderts nur Sinn für die theologiſchen Klopffechtereien, und da dieſe in der That ſehr ledern waren, und er von dem gleichzeitigen Aufſchwung der Naturwiſſenſchaft, der Kunſt u. ſ. w. — Nichts weiß, ſo iſt ihm das ganze Zeitalter ledern. In der ganzen Märzrevolution ſieht er

nur Lichtfreundſchaft. Im Anfang des zweiten Theils ſcheint er dieſe Vorausſetzung glücklich vergeſſen zu haben, aber wie eine fixe Idee immer wiederkehrt, ſo werden wir bei der Kritik über das Gagernſche Programm plötzlich durch die Erklärung überraſcht: „Ihr Entſchluß ſtand feſt, Berlin ſollte die Hauptſtadt des neuen Byzantiniſchen Kaiſerthums werden, welches ihrer gebrechlichen Kunſt und Wiſſenſchaft durch die Erhebung derſelben zur Hofphiloſophie, Hofhiſtoriographie und Hofkunſt eine ſichere Fortdauer und durch die theologiſche Färbung aller Parteikämpfe ihrer geſchwächten Religioſität einen neuen Reiz verſprach.“ — Wenn man Bruno Bauer aufgäbe, ein Buch zu ſchreiben, worin Nichts von Theologie vorkäme, gleichviel über welchen Gegenſtand, ſo würde es ihm gehen wie Meiſter Dick im David Kopperfield, er würde nie damit zu Stande kommen.

Dieſes krankhafte Hangen an einer Abſtraction macht ihn unfähig, in irgend einer Erſcheinung die Totalität anzuſchauen. Bei ſeinem theologiſchen Spionirſyſtem, welches nach weiter Nichts ſucht, als nach dem Stichwort, wenn dieſes auch blos in dem unwillkürlichen Ausruf: Ach Herr Jeſus! beſtehen ſollte, findet er in den Menſchen höchſtens einen quantitativen Unterſchied; eigentlich iſt ihm aber Alles „Bürger“, Alles „Lichtfreund“, Alles „Maſſe“, der König von Preußen wie Schlöffel, Gagern wie Herr von Bismark, Stahl wie Ottenſoſſer. In dieſen verwaſchenen Schilderungen iſt es unmöglich, irgend eine Perſönlichkeit heraus zu erkennen. Der Geſchichtſchreiber kann nur das gut darſtellen, was ihn wenigſtens einigermaßen intereſſirt, aber für Perſönlichkeiten, ſoweit ſie nicht irgend einem Moment ſeines abſtracten Begriffs entſprechen, hat Bauer durchaus keinen Sinn. Seine Schüler, zu denen der Verfaſſer des dritten angeführten Buchs gehört, eben ſo wenig. Die genannten Kategorien, in denen Collectivbegriffe perſonificirt und als ein Weſen für ſich betrachtet werden, wie Volk, Bürgerthum, Maſſe, Revolution, Geſchichte u. ſ. w., ſind eigentlich Nichts, als gute Einfälle, die dann zu Tode gehetzt werden. Bei ſeiner ſteifen und pedantiſchen Natur iſt er nicht im Stande, dieſe Begriffe, die ein Reſultat der Analyſe ſind, in beſtändigem Fluß zu halten; ſie verknöchern unter ſeinen Händen und werden zu beſondern, obgleich eingebildeten Geſtalten, die ſich fremdartig und verwirrend in das Gewühl der concreten, lebendigen Menſchen eindrängen, bis dieſe zuletzt völlig verſchwinden und die Abſtractionen allein übrig bleiben. So iſt eine Kraft, die beſtändig bei ihm ſpukt, die ſogenannte Macht der Geſchichte, die wie eine Windsbraut über alle endlichen Factoren des Lebens hinwegweht, und der gegenüber alles Recht aufhört; was aber dieſe Macht eigentlich iſt, getrennt von den übrigen Kräften, erfahren wir niemals; ſie iſt ein Geſpenſt ohne Fleiſch und Blut, da Bauer ſich gegen die Rohheit der Socialiſten, dieſe Macht im ſogenannten Volk, in der Maſſe zu ſuchen, ſehr entſchieden verwahrt. Wenn er ſich an den Urſprung dieſes Begriffes erinnerte, daß er nämlich nichts Anderes ſagen

will, als die Zusammenfassung aller einzelnen historischen Factoren, so würde es ihm nie einfallen, sie denselben gegenüber zu stellen.

Bei der Willkür, mit der aus der Totalität eines Charakters nur die eine Abstraction hervorgesucht wird, die einer fixen Idee entspricht, ist auch die willkürliche Auswahl der Thatsachen erklärlich; von einer kritischen Sichtung der Quellen, von einer Unterscheidung des Wichtigen vom Unwichtigen hat er keinen Begriff. Es geht Alles durch einander, wie ihm gerade bei seiner Lecture das eine oder das andere Lieblingsstichwort auffällt. Es kommt noch dazu, daß die Abneigung des Hegelianers gegen den rationalistischen Pragmatismus in dieses chaotische Gewebe die Kategorie der Nothwendigkeit einzuführen sucht. Bei Hegel selbst bezieht sich diese Kategorie, mit der man immer sehr vorsichtig umgehen muß, nur auf das Große und Positive der Geschichte; auch schon bei ihm führt es oft genug zu den wunderbarsten Irrthümern, weil die falsche Idee hineingelegt wird, die Nothwendigkeit beruhe in der systematischen Entwickelung eines bestimmten Princips, während in der Welt der Erscheinung die Quellen der Entwickelung von verschiedenen Seiten hergeleitet werden müssen. Aber noch viel abenteuerlicher nimmt sich diese Nothwendigkeit aus, wenn sie sich auf das absolut Zufällige und Nichtige bezieht. Vor dieser wunderlichen Ehrenrettung des Einfältigen und Abgeschmackten aus einer blos dogmatischen Grille müssen wir um so mehr erstaunen, da von Zeit zu Zeit die vollkommen richtige Idee dazwischen kommt. So weist er z. B. einmal die Klagen der Revolutionairs, daß die Revolution nichts Bleibendes geschaffen habe, vollkommen richtig durch die Bemerkung zurück: „Als ob gestaltlose Riesenwellen geschichtliche Gestaltung schaffen können, und nicht vielmehr endlich ermatten, sich legen und die geschichtlichen Marksteine hervortreten lassen! Als ob ein Donnerschlag in dem Augenblick, in dem er in die Luft fährt, der Welt bleibende Gesetze dictiren könnte!“ Aber gleich darauf legt er dieses allgemeine Gesetz jeder Revolution der Niederträchtigkeit des Deutschen Volks zur Last. So sagt er ferner ganz richtig: „Jede Revolution ist in ihrem Ursprung von Illusionen umgeben, Illusionen erleichtern ihre Geburtswehen, Illusionen verdecken und schützen sie auf ihrem Fortschritt und gewinnen ihr Theilnehmer, deren Unterstützung sie ohne diese Hülle ihres Kerns würde entbehren müssen. Die Revolution gebraucht endlich die weiterreichende Triebkraft der Illusionen, um das *Uebermaß* der angespannten Kräfte desto sicherer zur Erreichung des Ziels zu benutzen, welches niemals *an* der *Grenze* der Illusionen, sondern *innerhalb* des von ihnen gezogenen Kreises liegt.“ — Aber gleich darauf geräth er außer sich über die Illusionen der extremen Parteien und ebenso außer sich über die Nüchternheit der Gemäßigten, welche dieselbe Einsicht, die er als Kritiker gefunden, mitten im Sturm der geschichtlichen Bewegung anticipirt haben. So streitet bei ihm fortwährend der philosophisch gebildete Denker mit dem forcirten Satyriker, und dieser Streit

führt zu einer belletriſtiſchen Darſtellung, die ſich in novelliſtiſchen Erfindungen, in pikanten Gegenſätzen, in der Combination von Bildern aus heterogenen Gebieten, zuweilen geradezu in ſtudentiſchen Schnurren bewegt, die durch ihre ſehr guten Einfälle, z. B. Publicum für Volk, Honoratioren für Gemäßigte u. ſ. w. amuſirt, durch die große komiſche Kraft, mit welcher die Zerfahrenheit, Gedankenloſigkeit und Furcht vor dem Beſtimmten, welche die Maſſe nicht nur im Jahre 1848, ſondern immer charakteriſirt, wo ſie handelnd auftreten will, intereſſirt und ſpannt; die es aber nicht blos mit der Aufgabe der höhern Geſchichtſchreibung, Schuld und Recht gegen einander abzuwägen, zu unterſcheiden, was den Verhältniſſen und was den Menſchen zuzuſchreiben iſt, im höchſten Grade leicht nimmt, ſondern auch jenes erſte Erforderniß aller Geſchichtſchreibung überſteht, daß man klar und deutlich referiren ſoll. Wer die Geſchichte jener Zeit nicht aus eigener Anſchauung kennt, wird aus dieſer Darſtellung nicht errathen, um was es ſich eigentlich handelt.

Gehen wir aber von dieſer Auforderung ab, da Niemand daran zweifeln wird, daß Bruno Bauer zum Geſchichtſchreiber kein Talent hat, und betrachten wir es lediglich als Werk der Kritik, ſo werden wir an dieſe die Anforderung ſtellen müſſen, daß ſie von einem klar ausgeſprochenen Geſichtspunkt ausgehe. Denn eine gewiſſe Berechtigung ſeines Standpunkts hat jeder Kritiker, vom Philoſophen bis zum Schneider und Bedienten herunter, aber wir werden mit Recht verlangen, daß dieſe Standpunkte nicht durch einander gewirrt werden. Der Geſchichtſchreiber hat allerdings das Recht, mannigfaltige Geſichtspunkte anzuwenden, weil ſein höchſter Beruf ein künſtleriſcher iſt, weil er Totalität des Lebens darzuſtellen hat; aber der Kritiker muß uns die Grundſätze angeben, die ihn bei ſeinem Urtheil leiten; er darf nicht zugleich Philoſoph und Bedienter ſein. Dieſer kritiſche Halt, die Integrität, Sicherheit und Conſiſtenz des Urtheils, das Poſitive und Bleibende des Gedankens, fehlt bei Bruno Bauer. So wie der Hiſtoriker Nichts iſt ohne das Intereſſe an den Perſonen und Thatſachen, ſo iſt der Kritiker Nichts ohne eine lebendige Vorſtellung von dem, was ſein ſoll, von dem, was unter dieſen Umſtänden ſein ſoll. Dieſer Idealismus beſteht keineswegs darin, daß man ſich ein allgemein gehaltenes Bild von dem vollkommenen Zuſtand der Menſchheit entwirft und dieſes der Wirklichkeit entgegenhält, ſondern daß man in der Wirklichkeit die Keime einer zukünftigen Entwickelung und die Widerſprüche, die zu einer fruchtbaren Auflöſung treiben, herausfindet. Ohne ein lebendiges Intereſſe an dem Fortgang der Entwickelung iſt man nicht einmal im Stande, eine richtige Auswahl unter den Thatſachen und den bezeichnenden Charakterzügen zu treffen; man iſt hilflos und von jedem augenblicklichen Einfall abhängig. Seit der Hegelſchen Philoſophie iſt man unbillig geworden gegen den alten Pragmatismus. Dieſer hatte zwar häufig genug ein ſchulmeiſterliches Anſehen, wenn er mit ſeinem beſtändigen „wäre das geſchehen", „hätte man das gethan",

u. ſ. w. die Ereigniſſe begleitet, ohne die Möglichkeit deſſen, was er wünſcht, zu unterſuchen: aber an ſich iſt die Methode doch richtig. Der geſchichtliche Proceß iſt einmal kein Naturproceß, wenigſtens nicht, ſo lange wir ihn als geſchichtlichen begreifen, d. h. ſo lange wir ihn von der Naturgeſchichte, über deren Entwickelung uns die Geſetze noch unbekannt ſind, trennen. Wenn der Kritiker alſo ein richtiges Urtheil über den Charakter eines Einzelnen oder einer Partei oder eines Volkes geben will, ſo muß er ihre idealen Vorausſetzungen und ihre Kräfte mit der Lage der Umſtände, die ihre Thätigkeit herausforderte, in Rechnung bringen. Der Kritiker hat nicht die Aufgabe wie der Geſchichtſchreiber, die ſämmtlichen Momente eines Charakters zu einem abgeſchloſſenen Gemälde zu vereinigen, er faßt vielmehr von ihm nur diejenige Seite auf, die ſich auf ſeinen Gegenſtand bezieht, aber in dieſer Auffaſſung kann uns eine mathematiſch reſignirte Deduction nicht genügen, wir wollen beſtimmte Billigung oder Mißbilligung haben, und wir wollen die Gründe dafür hören. Ein perennirendes höhniſches Grinſen über die allgemeine unterſchiedloſe Erbärmlichkeit fördert uns ebenſo wenig, als ein unausgeſetztes verklärtes Lächeln. Eine ſolche Kritik iſt ebenſo unfruchtbar, als ſie unrichtig iſt.

Zuweilen ſcheint es ſo, als habe Bauer irgend ein poſitives Moment gefaßt. Er intereſſirt ſich z. B. für die Integrität der Oeſtreichiſchen Monarchie, aber auch das iſt eine bloße Abneigung gegen die herrſchende Phraſe, denn ſobald es an die wirkliche Herſtellung der Monarchie geht, zuckt er wieder mitleidig die Achſeln; es fällt ihm nicht ein, daß er ſich ſelbſt in jedem Augenblick die Frage vorlegen müßte: Was würde ich hier thun, oder wozu würde ich den legislativen Körper, dem ich angehöre, zu veranlaſſen ſuchen? und daß der Mangel einer Antwort ihm auch das Recht nimmt, die Thätigkeit Andrer ſeiner Kritik zu unterwerfen. Im Grunde kommt die ſouveraine Ironie, mit der er den Ereigniſſen in ſeiner Stellung im demokratiſchen Club wie auf ſeinem kritiſchen Richterſtuhl folgt, trotz des ſalbungsvollen Anſtrichs, den er ſich dabei zu geben weiß, und trotz des Scharfſinns, den er wirklich dabei aufwendet, auf die Eckenſteherwitze ſeiner Berliner Landsleute heraus, die im Kladderadatſch ein angemeſſenes Organ gefunden haben. Das falſche Pathos zu verſpotten, hat wol der ernſte, kalte und entſchiedene Wille das Recht, aber nicht jene nüchterne Kälte, die ſich ihrer eignen Leere freut. Mephiſtopheles iſt nicht der richtige Kritiker des Fauſt, wie verfehlt auch das Beſtreben ſeines Helden ſein möge.

Es bleibt immer ein eigenes Phänomen unſerer Tage, daß dieſer rein negative Kritiker eine förmliche Schule gegründet hat, die mit ſeinen Phraſen operirt und auf ſeine Worte ſchwört. Die meiſten derſelben ſtehen unter dem Niveau der Mittelmäßigkeit und wiſſen Nichts, als ihr Vorbild zu wiederholen. Der Verfaſſer des dritten der angezogenen Werke, Herr Walter Rogge, macht eine vortheilhafte Ausnahme. Bei ihm iſt die Entwickelung eine umgekehrte, wie

bei Bruno Bauer; dieſer fing mit der abſtracten Doctrin an und blickte erſt dann von der einſamen Warte ſeines Dogmatismus nachläſſig auf das Gewühl der Menſchen herunter; Herr Rogge dagegen ging von der Anſchauung des Einzelnen aus, er war zuerſt unbefangener Touriſt, der die Lächerlichkeiten und Widerſprüche des parlamentariſchen Weſens mit großem Behagen aufzufaſſen ſuchte, und ſich erſt dann aus dem Gefühl eines innern Mangels dem Dogmatismus der Schule unterwarf. Dieſer Dogmatismus geht nicht von dem Meiſter ſelbſt, ſondern von deſſen jüngern Freunden aus, den Stirner, Buhl, Faucher u. ſ. w., die ſich mit den Freihändlern aſſociirt haben, und die Freiheit des Menſchen in dem Aufhören aller allgemein verbindlichen Bande, namentlich in dem Aufhören des Staats und des Rechts ſuchen. Das ſcheint nun ein recht tüchtiger und ein recht extremer Standpunkt zu ſein; er iſt aber ſo lange eine leere Negation, als man ſich nicht ein genaues Bild von der neuen Ordnung der Dinge, die ſich von unten auf entwickeln ſoll, gemacht, und zu gleicher Zeit den Weg, der dahin führen ſoll, angegeben hat. Bis jetzt ſind diejenigen Unternehmungen, auf welche die abſoluten Freihändler alle menſchliche Thätigkeit reduciren wollen, die Aſſociationen für Eiſenbahnen, Handelsunternehmungen u. dgl., die Selbſtverwaltung der kleinen Gemeinden u.ſ. w., nur dadurch möglich geworden, daß ſie auf dem allgemeinen Fundament des Rechtsſtaats baſirten, daß der Contrahent gegen einen willkürlichen Rechtsbruch der Andern durch die Garantie, welche der Staat ſeinem Vertrag gab, geſchützt wurde. Wie ohne dieſe Garantie irgend ein Vertrag oder irgend ein Credit zu Stande kommen ſoll, das zu beantworten, hat die Schule noch nicht der Mühe werth gefunden; ſie iſt alſo für das wirkliche Urtheil wenigſtens vorläufig unfruchtbar. Dagegen gibt ſie eine Maſſe liebenswürdiger Kategorien an die Hand, die man mit den alten Bruno Bauer'ſchen verbinden und zur Heiterkeit und Erbauung der Gläubigen verwerthen kann. So operirt Herr Rogge namentlich mit den Kategorien „Staatsmann" und „Rechtsnarr", die etwas Aehnliches ausdrücken ſollen, als bei Bauer der Lichtfreund und der Bürger.

Dieſe Kategorien ſpuken in den Portraits, die Herr Rogge von den Perſönlichkeiten der beiden Hauptparteien im Preußiſchen Staate gibt, auf eine höchſt unbequeme Weiſe herum. Jede ſeiner Perſonen repräſentirt ihm einen Moment ſeiner ſelbſtgebildeten Stufenleiter vom unpolitiſchen Spießbürger; er beſchränkt ſich darauf, die einzelne Eigenſchaft, die er bei ſeinem Gegenſtand zuweilen ganz glücklich herausfindet, nach allen Seiten hin auszubeuten*), und

*) Daß er es beſſer machen kann, zeigen einzelne Charakteriſtiken, z. B. die von Kirchmann und Uhlich; durch das Aufſuchen der poſitiven Momente in ihnen kommt Fleiſch und Blut hinein, und es iſt nicht blos eine Caricatur à la Punch, wo eine große Naſe auf ein Paar kleine Beinchen geſetzt wird, die wol an die portraitirte Figur erinnern, aber ſie nicht wiedergeben.

legt ſich gar nicht die Frage vor, ob derſelbe nicht noch andere Eigenſchaften habe, und ob es für eine Partei nicht vortheilhaft ſei, wenn jedes ihrer Mitglieder eine beſtimmte Eigenſchaft, die Vortheil bringt, ausgebildet hat. Es iſt z. B. kein großes Unglück für die conſtitutionelle Partei, wenn ſie Einen hat, der gut repräſentirt, wie Simſon, Einen, der die Theorien aufſtellt, wie Dahlmann, Einen, der als unermüdlicher Tirailleur auf dem Kampfplatz ſich bewegt, wie Vincke u. ſ. w. Daß ſich nicht alle dieſe Eigenſchaften in einer Perſon vereinigen, iſt zwar ein Unglück, das aber von endlichen Dingen nicht zu trennen iſt. Durch dieſe Erwägung verliert ſein Witz den größten Theil ſeiner Schärfe.

Das Buch hat eigentlich auch nicht den Zweck, zu belehren. Die Gravität des nihiliſtiſchen Dogmatikers tritt nur von Zeit zu Zeit hervor, um dem Ragout der übrigen Schilderung noch ein recht pikantes Gewürz hinzuzufügen. Eigentlich ſind es bloße Feuilletonartikel, die aber, weil ſie wenigſtens amuſant ſind, als perſönlicher Klatſch zu den unbeſtimmten phänomenologiſchen Nebelbildern Bruno Bauers die weſentliche Ergänzung bilden.

Herr Rogge hat einen großen Vorzug vor Bruno Bauer; er verſteht wirklich zu ſehen, ſogar recht ſcharf zu ſehen, und die Fülle ſeiner Anſchauung drängt ſich oft genug über das Schneckenhaus ſeiner nihiliſtiſchen Dogmen hinaus. Wenn er mit der ziemlich reichen Beleſenheit und ſeinem Talent für concrete Anſchauungen eine gewiſſenhafte Kritik — die ihm jetzt ſo vollſtändig abgeht, daß er ausgemachte Lügen, leeren Klatſch und wirkliche Geſchichte bunt durch einander wirft — und jenes ernſte Intereſſe verbände, das ohne perſönliche Betheiligung an dem allgemeinen Streben nicht denkbar iſt, wenn er ſeinen Witz durch Geſchmack und Anſtand läuterte, und wenn er mit ſeinen touriſtiſchen Studien ein gründliches Studium der Staatswiſſenſchaften, mit denen er bisher nur auf eine höchſt bequeme Weiſe coquettirt, verbände, ſo könnte er ein guter Geſchichtſchreiber werden. So lange ihm aber der Witz eines guten Einfalls über die Wahrheit und das Pikante einer Combination über Sinn und Zuſammenhang geht, kann er wol für den Augenblick reizen, aber kein dauerndes Intereſſe erregen.

Er ſchwebt dabei noch in einer größern Gefahr. Die Schule der Sophiſtik, deren Weſen darin beſteht, durch Mikroſkopie und durch Vielſeitigkeit der Geſichtspunkte die Einheit und Totalität des Blicks zu verwirren, erſtreckt ſich namentlich auf den Charakter. Eine harte oder eine noble Natur wird dadurch nicht verkehrt. Bruno Bauer z. B. kann durch ſeine ſophiſtiſchen Irrwege auf die allerverdrehteſten Gedanken gebracht werden, er kann möglicher Weiſe einmal zu der Anſicht gelangen, daß die Kreuzzeitung oder daß Fürſt Schwarzenberg allein in Deutſchland das Richtige getroffen hat, er wird aber nie auf den Einfall kommen, bei der Kreuzzeitung oder bei Fürſt Schwarzenberg in Dienſt zu treten. Weiche, beſtimmbare Naturen dagegen, wie z. B. Herr v. Florencourt, und wie auch Herr Rogge eine zu ſein ſcheint, haben alle Urſache, auf ihrer Hut

zu ſein. Schon in den „parlamentariſchen Größen" finden ſich einige ſehr bedenkliche Stellen, in denen der höchſten der in Rede kommenden Mächte auf eine bereits über die Sophiſtik hinausgehende Weiſe gehuldigt wird. Ich komme dabei auf meine Recenſion des erſten Theils dieſes Buches zurück, die Herr Rogge in ſeiner Entgegnung verdreht hat. Um die geringe Ausſicht der ſtaatloſen Partei auf augenblickliche Wirkung zu bezeichnen, hatte ich auf den geringen Erfolg des einzigen principiellen Blattes dieſer Partei, der Abendpoſt, hingedeutet, während diejenigen Blätter, die ungefähr denſelben Standpunkt, aber rein negativ, d. h. mit bloßem Klatſch und Berliner Witzen vertreten, ein ungeheures Publicum erworben haben. Herr Rogge ſollte dadurch auf die Frage geführt werden, worin die anſcheinende Popularität dieſes Radicalismus beſteht, ob in ſeinem poſitiven Inhalt oder in ſeinem Klatſch. — Sollte nun die Partei, wie es bereits der Vertreter der gemäßigten Demokratie, Herr v. Unruh, von ſeiner eignen Partei ziemlich unumwunden ausgeſprochen hat, an dem Erfolg ihrer reinen Principien für das nächſte Menſchenalter verzweifeln, ſo könnten die Einzelnen, da ſie doch unmöglich in unfruchtbarer Reſignation ſich abzehren mögen, leicht dahin gebracht werden, ſich mit einer entgegengeſetzten Richtung zu verbinden, die in irgend einem Punkte, z. B. im Freihandel, mit ihrer Theorie Hand in Hand geht, und der ſie wenigſtens eine größere Nobleſſe, als den ihnen zunächſtſtehenden Richtungen, ſchon früher zugeſchrieben haben. Sie werden dann glauben, mit ihren neuen Verbündeten ſpielen und ſie täuſchen zu können, bis ſie zu der bittern Erfahrung kommen, daß man dem Teufel mit einem Finger auch die ganze Hand reicht. Es ſoll das nur eine Warnung ſein vor jener Kreuzſpinne, die allen in der Irre herumflatternden Vögeln lauernd ihre Netze ſtellt. Wo die Härte des Charakters fehlt, dieſen Netzen zu widerſtehen, kann nur eine größere Vorſicht im Denken und Empfinden davor bewahren. J. S.

Türkiſch-Slawiſche Zuſtände im Jahre 1851.

III.

Die Bulgaren.

Die fünftehalb Millionen Bulgaren ſind das ruhigſte Völkchen unter der Sonne; Ackerbauer, Handelsleute, im Beſitze einer ſehr entwickelten Hausinduſtrie, wie man ſie jetzt nur noch bei den Großruſſen findet, gelten ſie in Stambul für die beſten Unterthanen der Pforte, von welcher ſie als ſolche eben ſo hart mitgenommen wurden, als die Bosniſche Raja von der Bosniſchen Ariſtokratie.

Dieſes unglückliche Verhältniß dauert ſeit Jahrhunderten in gleicher Weiſe fort; was nicht von Stambul aus befohlen wurde, thaten die Paſchas und Veziere aus eigenem Antriebe, und da ſich das Volk an den ſtets ganz gleichmäßigen Druck gewöhnte, fing es an zu glauben, daß es ſo ſein müſſe und blieb ſtets treu und gehorſam.

Der Befreiungskampf der Serben unter Karadſchordſche machte auf Bulgarien keinen nachhaltigen Eindruck; erſt ſpäter unter Miloſch's Regierung begannen die Leute zu denken, daß es ihnen ſchlecht gehe und daß es beſſer wäre, wenn man es auch ſo machte wie die Serben. Aber das Volk meinte, es ſei beſſer, das bekannte Uebel zu ertragen, als ein unbekanntes Gut zu ſuchen und im ungünſtigen Falle in noch größeres Uebel zu verfallen; — jene Stimmen blieben vereinzelt und an eine Bewegung war nicht zu denken. Intelligentere Leute verfielen nun auf eine andere Taktik. Es wurden Schulen gegründet; die Geiſtlichen nahmen ſich derſelben an und es kam in wenigen Jahren ohne alle weitere Unterſtützung dahin, daß in den Städten und bei Klöſtern chriſtliche Schulen im Gange waren. Dadurch wurde eine langſame aber tiefe Bewegung im Volke hervorgerufen, und man muß es dem Bulgariſchen (Griechiſch-Slawiſchen) Klerus nachrühmen, daß er ſeine Aufgabe mit Ernſt erfaßte und mit größter Ausdauer verfolgte.

Als im letzten Ruſſiſch-Türkiſchen Kriege die Ruſſen durch Bulgarien zogen, war ein politiſches Intereſſe beim Volke wenigſtens ſo weit rege geworden, daß daſſelbe insgeheim gegen die Türken Partei nahm und viele Bulgaren ſich erboten, als Freiwillige mit Diebitſch's Armee gegen die Türken zu ziehen — was natürlich aus guten Gründen abgelehnt wurde, ebenſo wie die Anträge von einer im Rücken der Türken anzuzettelnden Revolution in Bulgarien. So blieb Alles ruhig bis zu der Serbiſchen Bewegung zu Ende der dreißiger Jahre; in dieſem Zeitraume bemerkte man auch in Bulgarien eine ſonderbar geartete Gährung, über welche man ſelbſt in dem benachbarten Serbien nicht ins Klare kam, und welche ſich von ſelbſt wieder legte, ohne, wie es ſcheint, daß ſelbſt die Türken im Lande Etwas davon erfahren hatten. Dagegen aber wuchs die Unzufriedenheit der Bulgaren alljährlich, ſeit die soit-disant Reformen der Türkiſchen Regierung von der Thronbeſteigung Abd-ül-Medſchids immer größern Aufwand und folgerecht immer größern Druck auf die Raja mit ſich brachten. Endlich im Jahre 1850 kam es damit ſo weit, daß die ruhigen friedlichen Bulgaren in der Widdiner Nahija zu den Waffen griffen und eine allgemeine Bewegung des ganzen Bulgariſchen Volksſtammes in Ausſicht ſtand.

Man beſorgte in Serbien, und wol mit Recht, daß der Aufſtand eines natururſprünglich friedlichen und im Waffenführen ungeübten Volkes um ſo weniger ein gutes Ende nehmen würde, als Omer-Paſcha mit einem Theile der nach Bosnien beſtimmten Armee ſich gegen die Bulgaren wandte. Aber auch die

Pforte gerieth in eine ſehr große Verlegenheit, welche durch den Umſtand erklärt werden kann, daß der Aufſtand in Bosnien täglich wuchs und daß Conſtantinopel ſelbſt durch die Bulgaren, welche bis unmittelbar unter den Mauern der Hauptſtadt wohnen, bedroht werden konnte. Der Divan beorderte daher einerſeits den Rumili-Seraskier Omer-Paſcha nach Bulgarien, andererſeits aber ging er die Serbiſche Regierung um ihre Vermittelung bei den Bulgaren an. Beides geſchah eiligſt; Omer-Paſcha war bis Niſch (Niſſa) vorgedrungen, wohin ſich auch der Serbiſche Juſtizminiſter Alexa Simitſch zur Unterhandlung des Friedens begab. Man ſprach von großen Conceſſionen, welche die Pforte den Bulgaren gemacht habe, und es iſt gewiß, daß in jenem Momente, wo es dem Divan daran liegen mußte, in Bosnien und Albanien, wo es auch zu ſpuken begann, freie Hand zu bekommen, bedeutende Zugeſtändniſſe gethan wurden. Bulgarien ſollte einen Nationalfürſten erhalten und in daſſelbe Verhältniß zur Pforte treten wie Serbien, es ſollte eine nationale Juſtiz und Adminiſtration mit vollſtändigſter Autonomie in allen Landesangelegenheiten haben, u. dgl. mehr. Ein allgemeiner Jubel that ſich darob bei den übrigen Südſlawen kund: ſolch ein glückliches Ende hatte Niemand dem Bulgariſchen Aufſtande prophezeiht. — Aber bald war Nichts mehr zu hören. — Die „Bulgariſche Frage" iſt jetzt bereits verſchollen: an eine Löſung des Knotens denkt Niemand mehr.

Es iſt ganz wohl begreiflich, daß die Pforte alsbald bedauerte, Conceſſionen gemacht zu haben; da ſie mittelbar unterhandelt hatte, war es ihr leicht, dieſelben zu widerrufen, und als eine Bulgariſche Deputation nach Stambul kam, um die Beſtätigung jener Verſprechungen zu erhalten, wurde dieſelbe, wegen „irriger Auslegung" des Tractates, in's Gefängniß geworfen. Auch in Bulgarien geht es täglich weiter zurück; Ali-Riſa Paſcha von Widdin, der an Sia-Paſcha's Stelle kam und ſich anfänglich ſehr gut gegen die Bulgaren benahm, fängt auch ſchon an, das Volk nach hergebrachter Sitte zu bedrücken; die Serbiſche Regierung, welche ſich wegen der Nichtausführung des Niſcher Vertrages in Stambul beſchwerte, aber gar keiner Antwort gewürdigt wurde, zog ſich auch beleidigt zurück, und ſo ſind nun die Bulgaren wieder auf demſelben Punkte, auf welchem ſie vor der Erhebung geweſen waren.

Ganz erfolglos aber war die Inſurrection doch nicht; ſie ließ einen mächtigen Eindruck auf das Volk zurück, welches nun einſehen lernte, daß es einer allgemeinen Erhebung bedürfe, um ſich eine menſchliche Exiſtenz zu ſchaffen. Die Ablängnung der gemachten Zugeſtändniſſe ſeitens der Pforte hat das Volk auf's Aeußerſte erbittert und es iſt ſicher zu erwarten, daß bei günſtiger Gelegenheit ein abermaliger und bedeutenderer Aufſtand in Bulgarien losbrechen werde.

Faſſen wir nun die geſammten Türkiſch-Slawiſchen Verhältniſſe in's Auge, ſo ergeben ſich für die Pforte ſämmtlich ungünſtige Reſultate.

Der geheimnißvolle innere Grund des Beſtandes der Türkei iſt, wie auch

in Oeſtreich, die Zuſammenſetzung des Staates aus völlig heterogenen Theilen, deren jeder ſeine Sonderintereſſen und keiner einen bedeutenden Mittelpunkt hatte, außer dem Osmaniſch-nationalen und Muhamedaniſch-religiöſen Elemente. So lange der Osmaniſche Stamm erobernd auftrat und durch ſeine phyſiſche Kraft den übrigen Stämmen imponirte; ſo lange der Islam voll fataliſtiſcher Sicherheit ſich als das erhaltende Princip des Staates geltend machte und dadurch jedes Aufkommen des chriſtlichen Elementes zu hindern vermochte, war die Türkei groß und mächtig, traten keine religiöſen und nationalen Differenzen hervor und ſchienen vom Türkenthume gänzlich abſorbirt zu ſein. Aber ſchon die Oeſtreichiſch-Türkiſchen Kriege veränderten dieſe Situation; es war hier das Slawiſche Element, welches dem Eroberungsgange des Türkenthums Halt gebot, welches ihm Ungarn entriß und, wenn eine Verſtändigung zwiſchen den Türkiſchen Slawen und dem Deutſchen Kaiſerthum möglich geweſen wäre, es ſchon damals auf ein ſehr enges Terrain eingeſchränkt hätte. Dies unterblieb aber; die Türkiſchen Slawen hatten keinen Centralpunkt gewonnen, die Einigung war unmöglich. Nun war es aber Rußland, welches ſeinerſeits die Rolle übernahm, die Türkei zu Grunde zu richten, indem es die Grundbedingung der Exiſtenz des Türkenthums, das Eroberungsprincip, an der Wurzel angriff und ſelbſt zu erobern anfing. Wenn es Peter der Große noch als ein Glück anſehen mußte, ſich durch den Frieden von Huſti (12. Juli 1711) gerettet zu haben, ſo war ſchon die Lage ſeiner nächſten Nachfolger eine andere geworden: nun waren es die Türken, welche bei jedem Kriege, in jedem Friedensſchluſſe Verluſte erlitten; deren Reich immer mehr und mehr geſchmälert wurde, ſo daß endlich die „Moſkowi" ſelbſt in Stambul ihre nächſten Nachbarn wurden und ſie froh ſein mußten, wenn Rußland ihnen nicht die Metropole bedrohte oder gar entriß. Sie wurden in eine rein defenſive Stellung gedrängt; die Zuverſicht, die Siegesgewißheit, das Selbſtbewußtſein des Türkenthums war dahin für immer, und bei aller unſerer perſönlichen Achtung für den geiſtvollen „Fragmentiſten" wagen wir es zu behaupten, daß er ſich gröblich getäuſcht habe, als er ſagte, daß der Kern des Osmanenthums noch friſch und geſund und zu einer bedeutenden Activität in der Geſchichte berufen und befähigt ſei.

Dadurch nun, daß das Türkenthum ſeine eigentliche Rolle aufgeben mußte, und daß dieſe an Rußland überging, wurde zuerſt das Slawiſche Element in der Türkei aus ſeiner Lethargie aufgerüttelt. Es erwachte der Gedanke, daß es einſt, mit oder ohne Rußlands Beihilfe, doch gelingen könne, ſich die Selbſtſtändigkeit zu erringen und das durch Rußland bereits gebrochene Joch des Türkenthums völlig abzuſchütteln. Dieſer Gedanke kam in Serbien ſchon vor einem halben Jahrhundert zur Reife; Serbien machte ſich zuerſt frei, und zwar, was wichtig iſt, ohne jede Mitwirkung Rußlands, deſſen Politik unter Alexander eine völlig unnationale und Rußlands Intereſſen ſchnurſtraks zuwiderlaufende war. Der Serben Beiſpiel fand Nachahmung bei den Griechen, ſtille Theilnahme bei

der Slawiſchen Raja Bosniens und Bulgariens, welche beide Länder gegenwärtig auf dem Punkte ſtehen, bei günſtiger Gelegenheit zu thun, was die Serben und Griechen gethan. Die Frage iſt nur, ob ſich dieſe günſtige Gelegenheit bald, und unter welchen äußern Umſtänden ſie ſich ergeben werde. Darüber möge man ſich aber ja nicht täuſchen: der Gedanke an eine Selbſtbefreiung vom Türkiſchen Joche iſt nun einmal da, er lebt im Volke und wird realiſirt werden, wenn auch ganz Weſteuropa für das Türkenthum und gegen die Slawen das Schwert ergreift.

Die Türkei befindet ſich in einer täglich bedenklicheren Lage, und es gibt kein politiſches Syſtem, durch welches ſie ſich auf die Dauer zu erhalten vermöchte. Das Türkenthum iſt in ein ſchwer zu löſendes Dilemma gekommen; es hat nur zwiſchen Stabilität und Reform zu wählen, und man vermag kaum zu entſcheiden, welche Alternative die gefährlichere iſt. Bleibt es beim Alten ſtehen, oder will es zu den Mahomed'ſchen Zeiten zurückkehren, entſchieden reagiren, ſo iſt es keinen Augenblick vor einer allgemeinen Empörung des reifenden oder bereits gereiften chriſtlichen, beſonders des Slawiſchen Elementes geſichert. Ueberdies wäre es in dieſem Falle genöthigt, die alte Bahn der Eroberung zu betreten, eine durchaus kriegeriſche Macht wieder zu werden; aber wie kann es dies? Die 7 oder 8 Millionen Osmanlis ſind wahrhaftig nicht im Stande, das chriſtliche Element zu bewältigen und folgerecht einen Kampf gegen Europa zu führen. Bleibt aber die Türkei auf dem betretenen Wege der Reform, ſo muß ſie den geringen Reſt, der ihr von ihrem Lebensprincipe geblieben iſt, den Islam, opfern, und die Baſis des indifferenten Rechtsſtaates anſtreben, und wir ſehen an dem erſten Schritte, den ſie in dieſer Richtung that, an dem glorioſen Hattiſcherif von Gülhane, daß dieſe Richtung dem eigenſten Weſen des Türkenthums widerſtrebt. Wir erwähnten deſſen in unſerm erſten Artikel, als wir von Bosnien ſprachen; es iſt ein vollgiltiges Zeugniß für die Unmöglichkeit einer Verſöhnung des Muhamedaniſchen Staatsprincips mit dem Europäiſchen. Doch iſt nicht zu läugnen, daß die Reform, trotz aller Antipathien des Osmanenthums und des Muhamedanismus dagegen, dennoch die Türken eine Zeit lang zu erhalten vermag, vorausgeſetzt, daß die diesfälligen Beſtrebungen mit Muth und Energie in allen ihren Conſequenzen durchgeführt werden.

Denn die Slawen, der zahlreichſte und kräftigſte Stamm in der Europäiſchen Türkei, ſind jetzt noch nicht in der Lage, vereinigt und einig ihre Befreiung zu betreiben; was ſie thun können und auch wirklich thun, iſt, daß ſie den Gedanken der Befreiung, den ſie alle gefaßt, verbreiten und befeſtigen, das nationale Selbſtbewußtſein wecken und nähren und ſich auf den Augenblick vorbereiten, wo ſie zu handeln genöthigt ſein werden. Deshalb betrachten ſie die Gegenwart als eine Lehr- und Prüfungszeit, deshalb ertragen ſie die Bedrückungen, deshalb warten ſie zu; deshalb aber klagen ſie auch die Serbiſche Regierung an, welche

für dieſe Zwecke Nichts thut, und vergleichen dieſelbe mit der des Ruſſiſchen Alexander, welcher unter heuchleriſchen Thränen die Serben und Griechen Türkiſcher Barbarei preisgab. Damit iſt zugleich die hohe Bedeutung Serbiens für das Südſlawenthum angedeutet.

Begriffe die Serbiſche Regierung dieſe Bedeutung ihres Landes und Volkes, ſo hätte ſie bei der kritiſchen Lage der Pforte unendlich viel für das chriſtliche Element in der Türkei wirken können. Schulen, Unterricht, Erziehung des Slawiſchen Volkes in der Türkei, Bildung der Geiſtlichkeit ſollten von Serbien ausgehen; denn Serbien iſt, trotz ſeiner Suzeraluetät, vollkommen frei. Dieſe Mittel, ſeine Präponderanz geltend zu machen und die Nothwendigkeit, welche die Pforte fühlt, mit Serbien in gutem Einvernehmen zu bleiben, hätten der Regierung genug Anhaltspunkte geboten, um auch unmittelbar für die Intereſſen der Bruderſtämme thätig zu ſein. Es iſt dies nicht blos eine nationale Frage; es iſt ein Europäiſches Bedürfniß, denn die Intereſſen der Türkiſchen Slawen ſind zugleich die der Civiliſation, der Humanität. Der Slawiſche Stamm in der Türkei iſt hier der natururſprüngliche Repräſentant und Träger derſelben. An eine Civiliſation der Osmanlis oder der Arnauten iſt nicht zu denken, ehe jene emancipirt ſind, denn ein directer occidentaliſch-Europäiſcher Einfluß auf das Türkenthum gehört, wie vieles Andere, in das Reich politiſcher Fabeln, an denen ſich höchſtens Kinder erbauen können. Mit dem Slaviſchen Intereſſe läuft das der Griechen und Romänen, wenigſtens in dieſer Beziehung, Hand in Hand; wenn alſo Serbien jenes nicht beachtet, ſündigt es auch gegen Letztere. Das Serbiſche Volk fühlt dies tief; die Gunſt- und Freundſchaftsbezeugungen der Pforte gegen die Serbiſche Regierung haben dieſer in der öffentlichen Meinung mehr geſchadet, als man ſich's eingeſtehen will.

So arbeitet jeder Stamm einzeln, und man hat es nur dem richtigen Inſtincte des Volkes zu verdanken, daß es alle Sonderintereſſen dem gemeinſamen des Slawenthums und Chriſtenthums zu unterordnen verſteht. Das Bewußtſein des letztern hält alle Richtungen zuſammen; es zeugt von einer tiefen Selbſterkenntniß, die dem gebildeten Weſten bis heute fremd geblieben iſt. Und dies iſt der Punkt, auf welchem alle frommen Wünſche für die Erhaltung der Türkei über Nacht ſcheitern werden.

Soldatenbilder aus dem Feldzug in Schleswig.

2.

Hielt man auch mit Recht an dem Grundſatz feſt, daß der Kampf gegen Dänemark ein rein Deutſcher bleiben müſſe, und geſtattete deshalb keinem ausländiſchen Officier den Eintritt in das Heer, ſo wurden doch einzelne Polen und

Digitized by Google

Ungarn als Freiwillige in daſſelbe aufgenommen. So war im Frühling 1850 ein alter Pole als Unterofficier in einem Infanterie-Bataillon angeſtellt worden. Er war eine eigenthümliche Erſcheinung, der mir gleich vom erſten Augenblick an, daß ich ihn ſah, lebhaftes Intereſſe abgewonnen hatte. Schon ſein Aeußeres mußte für ihn einnehmen. Ein langer weißgrauer Schnurr- und Knebelbart hing von ſeinem hagern ſcharfgezeichneten Geſicht herab, in dem ein Paar feurige graublaue Augen blitzten. Wie Leder ſo zähe und braun war die Geſichtshaut zuſammengetrocknet, und man ſah es ihm an, daß gar mancher Sonnenbrand und manches Bivouac bei Sturm und Regen dazu gehört hatten, ihm dieſes Ausſehen zu geben. Eine furchtbare Narbe zog ſich von der Stirn an mit dunkelrothem Streif über die Naſe bis an den Mundwinkel und theilte das Geſicht in zwei ſchräggeſchnittene Hälften, die Stirn war hoch und frei, und nur ſpärliche eiſengraue Haare kamen unter dem Sturmband der Pickelhaube hervor. Die Geſtalt ſchien nur aus Sehnen und Muskeln zu beſtehen, dürr, zuſammengetrocknet und dabei doch wieder kräftig und elaſtiſch. Nur mit dem linken Fuß zog er in Folge einer Wunde etwas nach, wie ihm auch in der linken Hand der eine Mittelfinger fehlte; die Haltung war ſtets gerade und echt militairiſch, und mochte die Juliſonne auch noch ſo heiß brennen, er trug nach zwölfſtündigem Marſche den vollgepackten Torniſter und das ſchwere Gewehr noch mit einer Leichtigkeit, als ſei er damit gleich auf die Welt gekommen. Sein Anzug war trotz ſtaubiger Märſche und regnichter Bivouacs ſtets auffallend rein und gut erhalten, und ſeine Waffen immer in einem Zuſtande, als wären ſie von der beſten Solinger Fabrik ſo eben erſt abgeliefert. Das Bild eines alten Veteranen der Napoleoniſchen Kaiſergarde vervollſtändigte das Kreuz der Ehrenlegion und ein Spaniſcher Orden. Als Soldat war er von ſeltener Pflichttreue, großer Kenntniß des Dienſtes und dem ruhigſten Muthe. Man merkte es ihm an, daß er ſchon auf gar manchem blutigen Schlachtfelde mitgefochten hatte. Gerade an dem heißen Tage bei Idſtedt hatte er in hohem Grade ſich ausgezeichnet. Ruhig, als kümmerte ihn das Pfeifen der Däniſchen Spitzkugeln oder das dumpfe Brummen der Kanonenkugeln nicht im Mindeſten, ſo war er im Feuer geſtanden. Die Leute ſeiner Korporalſchaft behaupteten, er habe einſt geſagt, „er würde nie einen Däniſchen Soldaten erſchießen, wenn es nicht aus Nothwehr ſei, ſondern ſtets nur nach Officieren zielen", und ſie trugen ſich mit der Sage, der Obergeneral des feindlichen Heeres, Schleppegrell, ſei von ſeiner Kugel getödtet worden; daß er übrigens noch auf dem Rückzuge bei Idſtedt zwei Däniſche Officiere niedergeſchoſſen hatte, war von vielen Augenzeugen geſehen worden.

In ſeinem übrigen Benehmen zeichnete ſich M. durch düſtere Schweigſamkeit aus. Obwol der Deutſchen Sprache, wenn auch mit fremdartigem Accent, ziemlich mächtig, ſprach er doch nie ein Wort, wenn er nicht mußte; nie hat man bei den Schwänken am Bivouacfeuer das mindeſte Lächeln in ſeinen Zügen geſehen.

Viele Stunden lang konnte er so finster vor sich hinbrütend in die Flammen des Wachtfeuers starren, und wäre nicht das Blitzen seines Auges gewesen, das spähend in die Nacht drang, man hätte ihn leicht für ein lebloses Steinbild halten können. Auch mit seinen übrigen Polnischen Kameraden, wenn er zufällig mit ihnen zusammenkam, sprach er nur wenig. Dabei verschmähte er den Branntwein, aß wenig Fleisch und lebte meist von Hülsenfrüchten, starkem Kaffee, den er sich selbst kochte, und Brod.

Die Soldaten und selbst die Officiere hatten eine Art Scheu vor dem finstern Unterofficier, und obgleich sie alle seine trefflichen militairischen Eigenschaften achteten, so mieden sie ihn doch gern. Mich hatte der finstere Mann von Anfang an angezogen, denn eine unbeugsame eherne Charakterstärke lag in seinem ganzen Wesen ausgedrückt, und oft hatte ich ohne viel Erfolg versucht, ein Gespräch mit ihm anzufangen.

Da hatte eines Tags die Compagnie, bei welcher dieser Unterofficier diente, ein ziemlich lebhaftes Vorpostengefecht mit den Dänen, bei dem Diese zuletzt auch mit einigen leichten Feldgeschützen zu feuern anfingen. Der Zufall wollte es, daß die zurückziehenden Feinde noch einen Kanonenschuß aus weiter Entfernung abfeuerten, und die Kugel desselben dem Unterofficier M. beide Beine unterhalb des Knies fortriß. Blutend stürzte der furchtbar Verwundete zu Boden, und mußte besinnungslos von seinen Kameraden fortgeschleppt werden.

Am andern Morgen kam ein Soldat mit der Bitte zu mir, ich möge doch zu dem Verwundeten, der in einem nahen Bauernhause liege, gehen, da dieser mich zu sprechen wünsche. Auf dem Wege erzählte mir der Bataillonsarzt, daß M. wol innerhalb der nächsten 12 Stunden sterben werde. Möglich, obschon sehr zweifelhaft sei es gewesen, ihn anfänglich durch die Amputation beider Beine zu retten, doch habe er dies entschieden verweigert und fest erklärt, er würde sich in diesem Falle den Verband abreißen. So sei man denn davon wieder abgestanden und jetzt sei der Brand schon eingetreten, der in wenigen Stunden schmerzlos ihm den Tod geben werde.

Der Verwundete lag in Decken gehüllt auf dem guten Strohlager in der reinlichen Kammer eines Bauernhauses. Der nahe Tod stand mit deutlichen Zügen auf sein bleiches Antlitz geschrieben, doch schien er ohne Schmerzen zu sein. Mit noch ziemlich fester Stimme bedankte er sich zuerst in seinem fremdartigen Deutsch, daß ich seinen Wunsch erfüllt habe und zu ihm gekommen sei, und sagte dann: „Nun noch die Bitte an Sie, dafür zu sorgen, daß wenn ich morgen begraben werde, dieser kleine Beutel mit Erde vom Grabe meiner Mutter und meiner Braut mir unter den Kopf gelegt wird", und dabei zeigte er auf einen kleinen Beutel von Juchtenleder, den er an einem starkem Lederriemen auf der Brust hängen hatte. Wie ich ihm dies versprochen, flog ein Lächeln über seine Züge, und er drückte mir die Hand; dann nahm er einen kleinen Geldbeutel, in dem

8 Louisd'or und einige Thaler Silbergeld waren, gab mir diese und sagte: „Dies ist mein einziges Vermögen, wollen Sie dafür sorgen, daß es in der Invalidenstiftung für den nächsten Polen, der hier im Heere invalid wird, angelegt werde? Meine Orden, die ich mir alle auf dem Schlachtfelde erwarb, mögen mit in meine Grube kommen, meine Taschenuhr der nächste Soldat unsers Bataillons, der sich auszeichnet, erhalten." Ich versprach ihm eine getreue Besorgung aller seiner Wünsche und frug ihn nun, ob er auch noch Angehörige habe, denen ich seinen Tod melden solle. „Niemand auf der ganzen Welt", antwortete er mit einiger Bitterkeit. Als ich ihn bat, mir kurz sein Leben zu erzählen, begann er in seinem gebrochenen Deutsch:

„Nicht weit von Warschau in einem Dorfe an der Weichsel bin ich geboren. Mein Vater war ein alter Officier, der hatte noch unter Kosciusko, Dombrowsky und Poniatowsky gefochten, und der Kaiser hatte ihm selbst das Kreuz gegeben. Jetzt lebten wir auf einem kleinen Bauernhofe, und mein Vater hatte die Fähre über die Weichsel gepachtet. Bei meiner Mutter lebte eine Cousine von mir, ein wunderhübsches Mädchen, mit der ich als Kind spielte. Ich nannte die kleine Maria, die ein Jahr jünger als ich war, nur meine Braut, und wir hatten ausgemacht, daß wir uns heirathen wollten, wenn wir erwachsen wären; die Aeltern lachten dazu und nickten mit dem Kopfe. Da wollte es der Zufall, daß der Großfürst Constantin durch unser Dorf ritt, als ich vor der Hausthür stand. Ich mußte ihm aufgefallen sein, da ich ein starker frischer Bursche von 17 Jahren war, denn ich sah, wie er einem Adjutanten Etwas zuflüsterte, was dieser in die Brieftasche schrieb. In der nächsten Nacht ward unser Haus von Kosaken überfallen, ich trotz aller unsrer Gegenwehr, wobei auch mein Vater arg gemißhandelt wurde, gebunden weggeschleppt, und nach Warschau in die Caserne des 4. Infanterie-Regiments gebracht. Ich mochte mich noch so sehr sträuben, man achtete nicht darauf, schlug mich so lange mit Stöcken, bis ich halb zusammensank, ließ mich in dunklem Keller hungern und dursten, bis ich mürbe wurde, und machte mich so zum Tambour. Mein Vater hat geklagt und selbst bis zum Großfürsten vordringen wollen. Was half dies Alles? Man drohte ihm endlich, wenn er nicht stillschweige, würde man ihn einsperren. So diente ich denn zwei Jahre als Tambour im 4. Infanterie-Regimente, bis endlich der September des Jahres 1830 kam, und wir die Russen aus Warschau trieben. Hussa, das war eine schöne Nacht (und das Gesicht des Sterbenden heiterte sich bei dieser Erinnerung förmlich wieder auf), da hab' ich Sturm getrommelt, bis mir endlich das Trommelfell sprang, und dann die Muskete genommen und auf die Russischen Officiere gefeuert, so lange es noch was zu feuern gab. Zwei Tage darauf ging ich auf Urlaub nach Hause, und jubelte, wie ich den Vater wiedersehen wollte, und die gute Mutter und meine liebe Maria. Als ich aber um die Waldesecke kam, hinter der das rothe Dach unsres Hauses lag, da sah ich dies nicht mehr, wol aber einen Haufen

Schutt und Kohlen, aus denen noch Rauch aufstieg. Entsetzt lief ich näher, und sah meinen Vater fast zerhackt von Säbelhieben an einem Baume hängend, eben so meine Mutter und meine Maria. Besinnungslos fiel ich zusammen; mitleidige Nachbarsleute haben mich aufgenommen und in ihre Hütte getragen. Mehrere Tage habe ich in wildem Fieber dort gelegen, und wie ich wieder zu mir gekommen bin, haben mir die Nachbarn erzählt, die Kosaken hätten meinen Vater und meine Mutter getödtet, der Maria Gewalt angethan und sie dann auch getödtet und unser Haus angezündet. Als ich dies hörte, da weinte ich mich aus, und seit jenem Tage bis heute habe ich nie wieder geweint und nie wieder gelacht. Von dem Grabe meiner Aeltern und meiner Braut nahm ich dies Säckchen Erde mit, um es stets auf der Brust zu tragen; dann that ich bei ihren Gebeinen den Schwur, so lange Gott mir das Leben und die Kraft meiner Arme lasse, fort und immer wieder fort gegen die Soldaten des weißen Czaren, oder wer sonst sein Bundesgenosse sei, zu kämpfen, und keinem Officier oder Kosaken je wieder Pardon zu geben. Und diesen Schwur habe ich bis heute treu gehalten," setzte der alte Pole mit dem Ausdruck tiefinnerer Zufriedenheit hinzu. „Als ich wieder hergestellt wurde, trat ich in mein 4. Regiment zurück, und manchen Russischen Officier und manchen Kosaken hab' ich niedergeschossen oder mit dem Bajonnett durchstochen; das war meine einzige Freude, wenn ich gewiß wußte, daß von meiner Hand welche gefallen waren. Auch den Adjutanten des Großfürsten Constantin, der bei ihm war, als Dieser mich zuerst sah, nahm ich einst mit einer Patrouille gefangen. Der bat sehr um sein Leben und sagte, er habe Weib und Kind daheim, und wolle uns 1000 Ducaten geben, wenn wir ihn freiließen. Ich aber ließ ihn erst recht winseln und bitten, und stieß ihm dann das Bajonnett durch das Herz, und wie sein Herzblut mir in das Gesicht spritzte, ward mir wohl zu Muthe. Mir selbst wurde in diesem Kriege ein Finger der linken Hand abgeschossen, und ich erhielt einen leichten Lanzenstich in die Seite. Als Polen verloren war, ging ich nach Frankreich mit vielen andern Kameraden. Wir hofften, die Franzosen würden Krieg mit dem weißen Czaren anfangen, und uns Polen wieder erobern helfen. An schönen Worten freilich fehlte es nicht, sonst kam es zu Nichts, und ich trat endlich in die Fremdenlegion zu Algier ein. Hier schlugen wir uns viel herum, ein Beduine gab mir den Hieb über das Gesicht, und ich hatte später Gelegenheit, einen Französischen Obersten aus den Feinden herauszuhauen, wofür ich das Kreuz der Ehrenlegion bekam. Das meines Vaters, das noch der Kaiser ihm gegeben hatte, war freilich mehr werth. Der König Louis Philipp sandte uns endlich nach Spanien der Königin Marie Christine zu Hilfe gegen den Don Carlos. Wie ich hörte, daß der Czar in Petersburg ein Freund des Don Carlos sei und Diesen mit Geld unterstütze, schoß ich mit viel mehr mehr Vergnügen die Officiere desselben nieder. Als die Legion endlich fast ganz aufgerieben nach Frankreich zurückkehrte, war meine

6jährige Dienſtzeit vorbei, und obgleich ich Officier werden ſollte, hatte ich doch nicht Luſt weiter in derſelben fortzudienen. Es trieb mich zu ſehr, mit den Ruſſen ſelbſt wieder zu fechten. Ueber Conſtantinopel gelangte ich mit Mühen und Gefahren aller Art endlich an den Kaukaſus zu den Tſchetſchenzen. Die nahmen mich im Anfang ſchlecht auf, wollten mich als Sclaven behandeln und nicht mit gegen die Moskowiter fechten laſſen. Aber endlich ſahen ſie, daß mir wol zu trauen war, und ich Dieſe noch mehr haßte wie ſie ſelbſt, und ſo gaben ſie mir ein Gewehr und ließen mich mit in den Krieg ziehen. Seit ich aus Polen fort war, hatte ich die erſte Freude, wie ich wieder die Colonnen des weißen Czaren ſah, und ſeine Officiere ihm niederſchießen konnte. An 5 Jahre habe ich ſo im Kaukaſus gefochten, und mancher Ruſſiſche Officier und mancher Koſak iſt von meiner Kugel getroffen worden. Endlich erhielt ich einen Schuß in den linken Fuß, konnte nicht mehr mit fort und ward gefangen. Die Moskowiter wollten meine Wunde erſt heilen; dann ſollte ich aber 100 Streiche mit der Knute erhalten, und auf Lebenszeit in die Bergwerke von Sibirien geſchickt werden, weil ich als Pole gegen den weißen Czaren gefochten hatte. Als ich ſo ziemlich wieder hergeſtellt war, ſperrte man mich in einem Thurme ein, der am „Schwarzen Meere" lag. In einer Nacht brach ich die morſchen Gitter des Fenſters durch, und ſprang in das Meer. Ich wollte ſehen, ob ich mit meinem guten Schwimmen, das ich an der Weichſel als Knabe gelernt hatte, mich eines Kahnes bemächtigen könnte, oder ſonſt lieber im Waſſer ertrinken, als mich von den Ruſſen knuten laſſen. Das Glück wollte mir wohl, ich fand am Strande einen leeren Fiſcherkahn, in dem ein betrunkener Koſak lag und ſchlief. Den band ich leiſe an Händen und Füßen, warf ihn dann in's Waſſer und ſegelte in's Meer hinein. Drei Tage trieb ich ſo in demſelben herum, ohne in der ganzen Zeit etwas Anderes zu genießen, als einen alten todten Fiſch, der noch im Kahne lag. Schon war ich dem Verhungern nahe, da nahm mich ein Türkiſcher Schmuggler, der Sclavinnen nach Conſtantinopel brachte, an Bord auf; die Türken behandelten mich als Sclaven und verkauften mich in Smyrna an einen reichen Mann, der mich als Knecht in ſeinen Ställen anſtellte. Nach einigen Monaten lief ich ihm davon, ließ mich zum Muſelmann machen und bei den Soldaten annehmen, und ſo war ich von der Sclaverei frei. Hoffte ich doch immer, der Großpaſcha der Türken würde wieder mit dem weißen Czaren Krieg anfangen und ich ſo etwas Gutes thun können. Mehrere Jahre war ich im Türkiſchen Dienſt, da ſagte eines Tags ein Polniſcher Officier, der auch hier diente, ich ſollte mich fertig machen, es würde bald in Polen wieder losgehen. Und wie ich das hörte, da freute ich mich, und wanderte mit noch zwei andern Landsleuten mit vieler Mühe und Gefahr durch die Bukowina nach Galizien. Hier trat ich bei einem reichen Edelmann ein, half deſſen Jäger und Dienſtleute einexerciren, und betete alle Tage zu Gott, daß ich noch erleben möge, daß Polen wieder groß und frei würde. Endlich, im Frühling 1846, kam es

zum Schlagen gegen die Oeſtreicher, aber es ward nicht viel daraus und nach einigen kleinen Gefechten ſiegten leider die Kaiſerlichen. Mich nahmen ſie gefangen, ließen mich Gaſſen laufen, 5 mal auf und 5 mal ab, durch 500 Mann, daß mir das blutige Fleiſch in Fetzen vom Rücken hing, und ſteckten mich dann in ein Regiment, das in Italien lag. Endlich kam der März 1848, und auch in Italien brach es los: ich ging gleich zu den Sardiniern über, ließ mich dort als Sergeant anſtellen, und ſchoß manche Kugel gegen die Oeſtreichiſchen Officiere ab. Hatte ich doch gehört, daß ihr Kaiſer ein guter Freund vom weißen Czaren in Petersburg ſei, und Alles thun müſſe, was dieſer befehle. Als in Sardinien im Winter Friede ward, ging ich mit mehrern andern Polen, denen es auch nicht recht bei den Italienern gefallen wollte, zu Schiff nach Zara, und ſo heimlich nach Ungarn. Da ward denn bald ein tüchtiger Krieg, woran mein Herz ſich mehr freuen konnte. Endlich ſchickte der weiße Czar ſeinem Freunde Soldaten zur Hilfe, und nun ging es erſt ſo recht an. Der erſte Tag, an dem ich einen Major der Ruſſen niederſchoß, war mir der liebſte ſeit langen Jahren, obgleich ich ſelbſt einen Säbelhieb über den Kopf dabei bekam. Aber es wurden der Feinde doch zu viel. Ich war zuletzt mit in Komorn unter dem General Klapka, und das war mein Glück. Wir erhielten eine Capitulation, und ich dabei einen Paß, um nach Amerika auszuwandern. Aber nach Amerika wollte ich nicht, denn da gibt es keinen Krieg mit dem weißen Czaren, und ich wäre meinem Schwure untreu geworden. Ich wollte mich nach England einſchiffen und ſehen, ob es mir nicht glücken könne, von dort auf Umwegen wieder nach dem Kaukaſus zu kommen, wo der Schamyl noch Krieg führt. In Hamburg hörte ich aber, der weiße Czar halte es mit den Dänen, und wolle Dieſen ſogar von ſeinen Kriegsſchiffen welche zur Hilfe ſchicken. Nun kümmert mich ſonſt die Sache hier gar nicht, und es wäre mir ganz gleich geweſen, ob die Dänen oder die Schleswig-Holſteiner die Oberhand behalten hätten. Als ich aber vom weißen Czaren ſeiner Freundſchaft gegen die Dänen hörte, da nahm ich ſogleich Dienſte in Altona. Nun iſt es bald mit mir aus; ich freue mich darüber, denn meinen Schwur habe ich treu gehalten, und wenn ich meinen Vater, meine Mutter, und meine Braut dort oben wieder ſehe, werden ſie wol zufrieden mit mir ſein. Haben Sie Dank, Herr, daß Sie zu mir gekommen, und ſchicken Sie mir recht bald noch einen Pfarrer, daß ich bei ihm beichten kann und er mir das Abendmahl gibt. Mußte ich auch in Smyrna mich äußerlich an den Türkiſchen Glauben halten, bin ich im Herzen doch ſtets ein guter Chriſt geblieben." Mit dieſen Worten drückte der alte Soldat mir noch einmal dankend die Hand, nnd drehte das Geſicht an die Wand, als wolle er gern ſich ſchweigend ſeinen Erinnerungen noch überlaſſen. Der Pfarrer, den ich raſch aufſuchte, machte es noch möglich, dem immer ſchwächer Werdenden das Abendmahl zu reichen. Bei ſeinen letzten Augenblicken waren einige Polniſche Soldaten gegenwärtig, da er gewünſcht hatte, von Lands-

leuten umgeben zu sterben. Diese erzählten mir später, daß sein letztes Wort, was er nur noch mit halber Stimme habe hervorbringen können, eine furchtbare Verwünschung gegen Rußland gewesen sei. Als ich am Abend wieder in die Kammer trat, war er schon eine starre Leiche. An seinem Körper wurden eilf Narben von mehr oder weniger bedeutenden Wunden gefunden.

Am andern Morgen begruben wir ihn mit militairischen Ehrenbezeugungen. Unter seinem Haupte ruhte der Beutel mit Erde vom Grabe seiner Mutter, auf der Brust die Orden. Eine dreimalige Salve donnerte über das Grab des alten Soldaten. Eine kleine schwarz-roth-goldne Fahne schmückte seinen Grabhügel. Wahrscheinlich werden die Dänen, die ja alle Grabmonumente der in Schleswig gefallenen Deutschen Soldaten zerstörten, auch diese mit verbraunt haben. So ruht der arme alte Soldat denn jetzt ohne ein Zeichen der äußern Erinnerung, wie sein Name vergessen, sein Andenken verwischt ist.

Hippolytos und Phädra.

Aus Berlin.

Der Hippolyt des Euripides ist in der Reihe altgriechischer Tragödien, welche über die Bretter der königlichen Bühne zu Berlin geschritten, die vierte. Antigone, Medea, Oedipus auf Kolonos sind ihm nach und nach vorausgegangen, und der Reiz des Originellen, den die abweichende Anordnung der Scene ausübte, hat sich verloren. Von den drei Vorgängern des Hippolyt konnte sich nur die Antigone durch ihre einfache, menschliche Schönheit dauernd auf der Bühne erhalten, und ich zweifle, daß es dem Hippolyt gelingen werde. Aber zu einer Vergleichung von literar-geschichtlichem Interesse bietet die Aufführung um so mehr Gelegenheit, als der Uebersetzer des Hippolyt, Justizrath Fritze, in dem Vorwort zu seiner im Druck erschienenen Arbeit selbst auffordert, die kritische Parallele zu ziehen zwischen der Tragödie des Euripides und der Phädra des Racine. Mit wie künstlicher Entäußerung der Originalität auch immerhin der Französische Dichter nach den Formprincipien Griechischer Kunst zu schaffen trachtete, so blieb er doch genugsam moderner Poet, um die grundsätzliche Verschiedenheit des alten und des neuern Drama's an den Gegensätzen des Hippolyt und der Phädra erkennen zu lassen.

Herr Fritze ist der Ansicht, daß Hoheit der Charaktere, Adel der Gedanken, ein Hauch der ernstesten Sittlichkeit und scharfe Motivirung jeder Handlung und jeder Rede der Personen das Griechische Drama zu einem vollendeten Kunstwerk erheben, während jene Eigenschaften bei dem Franzosen fast überall ihrem Gegen-

theil Platz gemacht hätten. Zugegeben aber, daß Racine manche Verhältniſſe des Griechiſchen Lebens in die Sphäre der leichtfertigen Franzöſiſchen Geſellſchaft gerückt habe, daß die von ihm beliebte Verſentimentaliſirung der Charaktere keineswegs ein Vorzug zu nennen ſei, ſo muß ich dennoch behaupten, daß die Phädra des Racine unſerm heutigen Denken und Empfinden in ungleich höherem Grade entſpricht als der Hippolyt des Euripides.

Bei dem Griechiſchen Tragiker iſt Hippolyt Mittelpunkt des Drama's. Er hat den Zorn der Göttin Kypris auf ſich geladen, weil er ihren Dienſt verſchmäht und nur der Artemis ſeine Huldigungen darbringt, und dieſer Götterzorn iſt Urheber der dramatiſchen Handlung. Kypris erſcheint und theilt uns mit, ſie habe die Beſtrafung des Hippolyt beſchloſſen, und deshalb ſeiner Stiefmutter Phädra die Leidenſchaft der Liebe zu ihm eingeflößt, um ihn durch dieſe zu verderben. Die furchtbare Seelenqual der Phädra iſt alſo hier nur *Mittel* zu einem außerhalb derſelben liegenden Zwecke. Für die religiöſe Anſchauung des Griechen lag eine ſittliche Rechtfertigung der unſeligen Leidenſchaft in der Auffaſſung derſelben als einer von den Göttern geſandten Strafe. In dieſem Sinne beugt ſich Phädra dem ſie überwältigenden Naturdrange, und will in ſolcher Unterwürfigkeit ſich durch den Tod dem Zorn der Götter opfern. Sie geſteht ihr Gefühl dem Hippolyt nicht und bleibt in ſo fern moraliſch feſter als die Phädra des Racine, aber ſie wird hierdurch ein völlig paſſives Opfer einer außer ihr waltenden Macht, ſie handelt nicht als dramatiſcher Charakter, ihr Tod iſt nur die traurige Kataſtrophe eines pathologiſchen Zuſtandes. Die Sittlichkeit, in welcher Euripides den Racine übertrifft, iſt keine menſchlich-ſelbſtſtändige, ſondern eine *myſtiſch-religiöſe*.

Als die Amme den Hippolyt aufgefordert hat, der Gattin ſeines Vaters in Liebe zu nahen, als dieſer ſeine Entrüſtung darüber in lodernden Worten verkündet, geht Phädra, ſich zu tödten und ſo die Götter zu verſöhnen. Ihre erſte Handlung iſt die Vernichtung ihres Lebens, zählt einen einzigen Moment und iſt darum keine dramatiſche. In wenigen Werken der Griechiſchen Tragiker ſpricht ſich der lyriſche Urſprung des alten Drama's entſchiedener aus, als in dieſer Tragödie des Euripides, welche aus einem voraus verkündeten Götterwillen die Gefühlsleiden der Menſchen gleich erläuternden Beiſpielen einer didaktiſchen Tendenz hervorgehen läßt. *Furcht* vor der ſtrafenden Gottheit, *Mitleid* mit den ſchwachen Menſchen zu erregen, iſt der Inhalt dieſer Tendenz, aber auch das Mitleid erhält jene myſtiſch-religiöſe Färbung durch die Unſelbſtſtändigkeit und Abhängigkeit der Menſchen in ihrem Verhältniß zum göttlichen Gebot.

Was Racine mit ſeiner Umwandlung des Hippolyt in die Phädra *erſtrebte*, iſt unzweifelhaft eine *Vermenſchlichung* der Tragik. Auch bei ihm will Phädra ihre Leidenſchaft verſchweigen, und, ihrer Schuld bewußt, ſich dem Tode weihen. Es kann uns hier, wenn wir den Verlauf des Stückes überblicken und Phädra's Liebesſchwärmerei, ihr Geſtändniß in Betrachtung ziehen, der Zweifel über-

ſchleichen, ob es ihr mit dieſem Vorſatz Ernſt geweſen ſei; doch tritt in der Nachricht, Theſeus ſei todt, ein Moment von genügendem Gewicht hinzu, um die Verwandlung ihrer Seelenſtimmung zu erklären. Die Fiction vom Tode des Theſeus iſt allerdings an ſich ein ſehr komödienhaftes Mittel. Die herbeigeführte Wendung erhält durch ſie den Charakter einer Intrigue des Zufalls. Dennoch gewinnt die moderne Auffaſſung damit einen ſehr bedeutſamen Vortheil: Phädra's Handeln tritt aus der Abhängigkeit von äußern Gewalten und wird ein ſelbſtſtändiges aus dem rein menſchlichen Grunde ihrer unbezähmbaren Leidenſchaft. Indem ſie, von dieſer hingeriſſen, dem Hyppolyt ihre Liebe geſteht, ſinkt ſie freilich von der abgeſchloſſenen Höhe ſtrenger Moral herab, von der die Phädra des Euripides keinen Augenblick ſich entfernt, aber ſie wird in der That um ſo viel menſchlicher und intereſſanter; ſie wird wahrer, da wir bei der ſtarren Sittlichkeit der Griechiſchen Phädra kaum begreifen, wie in einer ſo willensfertigen Natur die Leidenſchaft in ſolcher Heftigkeit entbrennen konnte. Die Phädra des Racine ſucht den Hippolyt nicht in der klar bewußten Abſicht auf, ihm die geheimſten Gründe ihres Herzens zu eröffnen. Die durch den Tod des Theſeus nöthig gewordene Königswahl, bei der ſie ihres Sohnes Recht wahrnehmen will, führt ſie zu dem ſchmerzlich Geliebten. Sein Anblick ruft das Gefühl mit unwiderſtehlicher Gluth in ihrer Seele wach und treibt das Wort des Geſtändniſſes auf die Lippe der nun minder gefeſſelten, verwittweten Frau. Die viel angefochtene Unſittlichkeit dieſer Erklärung wird ſehr gemildert durch die Schilderung, welche vorher Hippolyt von den Liebſchaften ſeines Vaters entworfen, durch den Umſtand, daß Theſeus ſeine Wohlthäterin Ariadne verlaſſen und Phädra, die Schweſter dieſer Ariadne, geraubt, um ſich mit ihr zu vermählen. Wie Phädra, nach der Meldung vom Tode des Gemahls den Bitten der Amme nachgebend, um ihres Sohnes willen zu leben beſchließt, und in der Unterredung mit Hippolyt von dem Ausbruch der Leidenſchaft überraſcht wird, ſo zieht ſich der Kampf zwiſchen dem Drange des Gefühls und der Pflicht durch die ganze fernere Entwickelung des Charakters. In dem Sturm und in den Zweifeln dieſes Kampfes weiß die Unglückſelige, als Theſeus lebend wiederkehrt, ſich nicht zu rathen, und läßt es willenlos geſchehen, daß die Amme den Hippolyt vor deſſen Vater des Ehebruchs bezüchtigt.

Racine hat bei ſeiner Umarbeitung die paſſive Leidenſchaft der Phädra zu einer activen gemacht; mit der Verläumdung des Hippolyt verfuhr er gerade umgekehrt. Die Phädra des Euripides geht mit der ſelbſtvollbrachten Verläumdung aus dem Leben, indem ſie dieſelbe vor ihrem Tode niederſchreibt; die Phädra des Racine verhindert nur den Vorſatz der Amme nicht, welche die Schuld auf den Unſchuldigen wälzt. Ich muß geſtehen, daß ich in der reflectirten Abſicht, mit welcher Phädra dort die lügneriſche Anklage vollführt, einen höhern Grad von Unſittlichkeit erblicken muß, als in der Rathloſigkeit, in welcher ſie die-

ſelbe hier geſchehen läßt. Der Apologet des Euripides will die Verläumdungsthat ſeiner Phädra dadurch entſchuldigen, daß die Mutter für die Ehre und das Glück ihrer Kinder, ihres Geſchlechtes handle, daß ſie überdies im plötzlichen Wahnwitz überlegungslos und raſch die That verübe. Das Verbrechen durch jenen Zweck vertheidigen zu wollen, würde allzuſehr an die Moral des Loyola erinnern. Es wird alſo mit Recht auf den Wahnwitz das Hauptgewicht gelegt, und gerade darin bin ich abweichender Anſicht. In der Tragödie des Euripides verläßt Phädra, als ſie zum Tode geht, die Scene mit folgender Reflexion:

„Doch ich will Kypris, die mich in's Verderben ſtürzt:
Durch meiner Seele Scheiden noch am heut'gen Tag
Erfreun, denn bittrer Liebe kämpf' umſonſt ich an,
Fluchbringend aber werd' auch ihm (dem Hippolyt) *im Tod' ich ſein,*
Damit er *einſieht*, daß er meinem Mißgeſchick
Nicht unerreichbar. Doch dergleichen Pein mit mir
Gemeinſam theilhaft, *wird er klug zu ſein verſtehn.*"

Das wäre Wahnwitz? Ich finde hier im Gegentheil die vollſte Ueberlegung, das Bewußtſein der Phädra, daß ſie als *Werkzeug der Göttin* zu handeln habe, und in dieſer myſtiſchen Religionsanſchauung lag für den Griechen die ſittliche Rechtfertigung der Verläumdung. Für uns aber verliert die Handlung der Phädra um deſſelben Beweggrundes willen, durch ihre Abhängigkeit und Unfreiheit jeden Anſpruch auf lebendige ſittliche Theilnahme, während ſich dieſe der Phädra des Racine zuwendet, welche zuerſt aus innerem Drang der Leidenſchaft, dann aus Verwirrung der Seele aus den Schranken der Sittlichkeit weicht, und den Kampf zugleich mit ihrem Leben in reuiger Demuth beendet. Käme Phädra's Reue *vor* dem Tode des Hippolyt, der in der Franzöſiſchen Tragödie ohne allen Grund erfolgt, zur That, ſo würde ſie dem Gefühl viel entſchiedener als ſittliche Sühne ſich darſtellen, die durch den vorhergegangenen Kampf und die in menſchlicher Freiheit errungene Selbſtüberwindung eine höhere ſittliche Kraft in ſich trägt, als die von Anfang an fertige Moral der Phädra des Euripides. Es verbindet ſich in dieſer Löſung des dramatiſchen Conflictes mit der menſchlichen Anſchauung des Franzöſiſchen Dichters zugleich ein modernes Kunſtprincip, das dem antiken völlig entgegengeſetzt iſt, und bei allem Anſchluß an die alten Formen von Racine nicht verläugnet werden konnte. Es begründet ſich in dem Gegenſatz des *pſychiſchen Werdens* im neuern Drama zu dem *plaſtiſchen Gewordenſein* der Seelenſtimmungen im antiken Drama. Das Erſtere fußt mit ſeinen pſychologiſchen Geſetzen auf dem Grundſatze menſchlicher Entwickelungsfähigkeit, das Letztere auf dem Grundſatze göttlicher Vorherbeſtimmung.

Bei Euripides iſt der Tod des Hippolyt eine Folge des Zorns, mit welchem Kypris den Verächter ihrer Macht verfolgt, eine nach den Geſetzen des Griechiſchen Schönheitscultus gerechte Strafe für Hippolyt's ausſchließliche Verehrung der

keuſchen Artemis, die ſeinem Charakter den Stempel rauher Einſeitigkeit aufgedrückt. Wenn Theſeus den Poſeidon auffordert, das Gericht an ſeinem Sohne zu vollziehen, ſo handelt er bei dem Griechiſchen Tragiker ebenſo folgerichtig unter dem Gebot der Göttin, welche ihn mit Verblendung ſchlug. Racine läßt dieſe Bitte ſo wie den Eingriff des Poſeidon in Hippolyt's Leben beſtehen, und da wir bei ihm, der alle Motive in das Menſchliche übertrug, nach den Urſachen forſchen, ſo finden wir nur eine unverzeihliche Leichtgläubigkeit und Voreiligkeit des Theſeus und ein allzu vorſichtiges, allzu zartfühlendes Schweigen Hippolyt's. Darin liegt wahrlich kein tragiſcher Conflict von ſo gewaltiger Spannung, daß nur der Tod ihn löſen könnte. Ich theile die äſthetiſche Anſicht Derjenigen nicht, welche zur Motivirung eines tragiſchen Unterganges das Vorhandenſein einer zu ſühnenden, ſogenannten „tragiſchen Schuld" für erforderlich erachten. Dieſe Anſicht gehört nach meiner Ueberzeugung nicht in die Aeſthetik, ſondern in die Jurisprudenz. Aber aus den einfachſten Geſetzen der künſtleriſchen Compoſition ergibt ſich für die Tragödie der Grundſatz, daß ein tragiſcher Untergang durch die dramatiſche Bewegung mit Nothwendigkeit bedingt ſei, möge dieſe Nothwendigkeit übrigens in einem ſittlichen Bedürfniß der untergehenden Perſon, oder in dem auf andere Weiſe unlösbaren Zwange der Verhältniſſe ihren Grund haben. Der beſondere Begriff des Drama's, das die menſchliche Handlung zum Gegenſtande ſeiner Darſtellung hat, und unſre heutige Auffaſſung, welche den Menſchen als willensfrei handelnde Perſönlichkeit betrachtet, laſſen allerdings die tragiſche Nothwendigkeit im neueren Drama grundſätzlich aus freiem Handeln der tragiſchen Perſon hervorgehen, aber auch in dieſem Falle bleibt die Forderung einer „tragiſchen Schuld" immerhin ein mindeſtens ſchiefer Ausdruck, der nicht ſelten dazu verleitete, das äſthetiſche Geſetz mit dem Gebot einer ſentimentalen Moral zu verwechſeln. Zurechnungsfähig muß der tragiſche Charakter ſein, ſchuldig aber brauchen wir ihn nicht; als eine Nothwendigkeit muß die tragiſche Löſung eines dramatiſchen Conflictes ſich ergeben, die Sühne einer Schuld braucht nicht in ihr enthalten zu ſein. Vor dem Tribunal einer rigoroſen Moral könnte Hippolyt's romantiſche Neigung zu Aricia, der Feindin ſeines Vaters, vielleicht als eine Schuld betrachtet werden, welche der Sühne bedürfe. Aber die Nothwendigkeit ſeines Todes läßt ſich nirgends herausdeduciren, und darin beſteht der Grundmangel dieſer Tragik, während wir an der Tragödie des Euripides menſchliche Freiheit und ſeeliſche Entwickelung vermiſſen, welche Racine ſeinem Hauptcharakter zu verleihen wußte.

Im Hippolyt werden die göttlichen Mächte, welche in der Antigone, der Medea und dem Oedipus nur unſichtbar einwirken, zu ſinnlich wahrnehmbaren Geſtalten. Das Stück beginnt mit der Erſcheinung der Kypris, welche in Wolken gehüllt vom Olymp herniederfährt, und wird durch Artemis, die auf gleiche Weiſe erſcheint, mit der Erklärung, daß Hippolyt unſchuldig ſei, geſchloſſen. Dieſes

Wolken-Arrangement verstärkt bei der Aufführung den zauberspiegelartigen Eindruck, den die Tragödie ohnedies kaum verfehlen kann, da die auftretenden Personen gleich Schachfiguren nach dem Willen der göttlichen Spielerin Kypris agiren. Ich trete mit diesem Urtheil nicht dem historischen Werthe des Werks zu nahe, aber ich muß bestreiten, daß in der Gegenwart bei natürlich empfindenden Personen eine lebendige Theilnahme für die Darstellung desselben auf der Bühne zu erwecken sei. Die völlige Unselbstständigkeit des menschlichen Handelns kann auf dem heutigen Theater nur Gegenstand der Komik sein, oder sie wird langweilig, und — langweilig ist die Aufführung des Hippolytos. A. G.

Das Proverbe.

In neuester Zeit ist diese Gattung des Drama's von den Pariser Dichtern in so zahlreichen Versuchen ausgebildet worden, daß es bald als ebenbürtig sich neben das Vaudeville wird stellen können. Die Form hat sich nach und nach so frei entwickelt, daß der Name seinen ursprünglichen Sinn fast ganz verloren hat. Seine erste Bestimmung war eine gesellige Unterhaltung in gebildeten Kreisen, in denen man durch einen leicht skizzirten Dialog, dessen Detail vollständig improvisirt wurde, mit Etwas hinzugefügter Handlung ein Sprichwort zu errathen gab, welches gleichsam als Moral der Darstellung dienen sollte. Das große Talent der Franzosen aber, anmuthig zu plaudern, und ihre Freude an dem zierlichen Detail einer sich in leichten, bequemen Formen bewegenden Unterhaltung hat diesen Zweck zur Nebensache gemacht. Man improvisirt nicht mehr die Sprichwörter für eine muntere Abendgesellschaft, sondern man schreibt sie für das gebildete Publicum, und sie unterscheiden sich von dem eigentlichen Lustspiel im Wesentlichen nur durch die kürzere Dauer und durch die geringere Anzahl von Personen, welche darin vorkommen. Aber auch darauf wird nicht mehr streng gehalten. In dem neuesten allerliebsten Proverbe: „Glück im Unglück", welches Scribe im Constitutionnel veröffentlicht hat, und worin er als echter Dichter der Bourgeoisie die Thorheiten des Communismus, so wie der aristokratischen Gleichgiltigkeit gegen den Staat verspottet, enthält eine ziemliche Reihe von Scenen und Personen, doch unterscheidet es noch immer die losere und freiere Behandlung, die es mit dem Vaudeville gemein hat, von dem regelmäßigen Lustspiel; von dem Vaudeville dagegen unterscheidet es sich dadurch, daß es seiner ganzen Anlage nach für das feinere Publicum, für den Salon berechnet ist, während das Vaudeville sich an das Volk wendet. Das letztere operirt mit derberen Stichwörtern und Sympathien, es gibt nur ganz allgemeine Umrisse und verlangt

Nichts als eine liebenswürdige Soubrette und einen im komiſchen Spiel routinirten Buffo. Während das Vaudeville daher leicht zur Trivialität verleitet, führt das Proverbe die Gefahr eines zu großen Raffinements mit ſich. Wenn der Dialog ſich gar zu zierlich zuſpitzt, ſo wird er zuletzt geziert. Doch kann man es immer als eine heilſame Studie betrachten, um dem Dialog eine beſtimmtere Farbe und eine größere Mannigfaltigkeit zu geben, und dadurch das Handwerksmäßige, welches in den Fabrikarbeiten der meiſten Komödienſchreiber liegt, einigermaßen zu mildern. Auf unſrer Bühne würden dieſe Stücke kaum Erfolg haben, da ſolche leichte Waare ohnehin ſchwer zu überſetzen iſt; aber unſre Luſtſpieldichter ſollten ſich ſorgfältig damit beſchäftigen, da die gewöhnliche Deutſche Converſation nicht geeignet iſt, ſie zu inſpiriren. Unſre Deutſche Unterhaltung leidet an zwei Uebelſtänden. Einmal gehen wir vorzugsweiſe mit Männern um, und da ergibt es ſich ſehr bald, daß ſich gewiſſe Kreiſe ſondern, welche auf gemeinſamen Vorausſetzungen der Politik, der Religion, des Standes u. ſ. w. beruhen, und in denen man auf gewiſſe Begriffe nur hinzudeuten braucht, um allgemein verſtanden und gebilligt zu werden, wenn nicht gerade ein neues Element in die Geſellſchaft kommt und die Unterhaltung ſich in einen Vortrag verwandelt, der mehr oder minder nach dem Katheder ſchmeckt. So treiben wir es ſchon auf der Schule, ſo treiben wir es auf der Univerſität, ſo treiben wir es ſpäter in unſerm Beruf, ſo treiben wir es endlich in der Literatur. Jede Coterie hat ihre Stichwörter, die durch allmälige Uebung einen beſtimmten Begriff erlangt haben, den ein Uneingeweihter unmöglich verſtehen kann, ſo vollkommen er auch ſonſt der Deutſchen Sprache mächtig iſt. Um ſich in einer Studentenkneipe oder in einer philoſophiſchen Geſellſchaft zurecht zu finden, müßte man ſich von dem Vorſteher erſt ein Wörterbuch ausbitten. Es fehlt uns der neutrale Boden der Geſelligkeit. Auch wenn wir in Frauengeſellſchaft kommen, ſo geſchieht das immer mit einer gewiſſen Feierlichkeit und Förmlichkeit, und man wird in einen exceptionellen Zuſtand verſetzt. Man glaubt ſich entweder zu den conventionellen Umgangsphraſen herablaſſen zu müſſen, die noch unendlich viel leerer und langweiliger ſind, als die Formen des Comments, oder man ziert ſich und ſpricht über Literatur. Die Hauswäſche oder Alfred Meißner und Moritz Hartmann machen den Stoff ſolcher Converſationen aus, wenn man nicht gar der noch viel ſchrecklichern Sitte der muſikaliſchen Soiréen verfällt und ſich über das Geklimper und das Gekreiſch unſertiger Künſtlerinnen in Begeiſterung verſetzen muß. — Dieſer Mangel in unſerm Leben und folglich auch in unſerm Dichten iſt nicht ſtark genug hervorzuheben. Die Franzoſen haben die allgemeine Form der Humanität, durch die ſie überall aus ſich herauszugehen verſtehen, was ein ſehr großer Vorzug iſt, denn man hat in geiſtigem Sinn eigentlich nur das, was man gibt; die Engländer haben den Stolz einer ſtarken und ſichern Individualität, die ſich überall eine eigene Form ſchafft und ſie nöthigenfalls der

übrigen Welt octroyirt; uns geht Beides ab, wir ſind weder ſicher in uns ſelbſt, noch human und empfänglich für fremde Naturen. Es dürfte aber doch eine zu gewagte Behauptung ſein, wenn man dieſen Mangel aus der Erbſünde des Vater Adam oder aus irgend einem unbekannten Verbrechen unſers Ahnherrn Teut herleiten wollte; er wurzelt vielmehr zuletzt in dem Grundübel unſrer Zuſtände, in dem Mangel eines großen Ganzen, als deſſen lebendiges Glied wir uns fühlen könnten. Da aber die Zeit, wo wir uns eines freien und einigen Deutſchland rühmen könnten, noch ziemlich fern liegen mag, ſo wäre es doch gerathen, mit der Verbeſſerung unſrer Sitten im Einzelnen nicht auf dieſe allgemeine Umgeſtaltung zu warten, und dazu kann Niemand mehr beitragen, als unſre Luſtſpieldichter. Wenn ſie dabei den Einfluß der Franzöſiſchen Bildung nicht von ſich abweiſen, ſo iſt das kein Attentat gegen die Integrität unſres Deutſchthums. Wir haben ja erſt im vorigen Jahrhundert aus den Lateiniſchen Dichtern gelernt, uns Deutſch auszudrücken, und die Philologen, ſo wie die durch die claſſiſche Philoſophie inſpirirten lyriſchen Dichter, haben mehr dazu beigetragen, unſer eigenes Denken und Empfinden zu emancipiren, als alle Germaniſten.

Ich komme nach dieſer Abſchweifung auf das Proverbe zurück. Der erſte bedeutende Dichter, der ſich in dieſem Genre Auszeichnung erworben hat, Theodor Leclercq, iſt vor einigen Monaten geſtorben. Er war im Jahre 1777 geboren, und hatte in kleinen geſelligen Kreiſen, zuerſt angeregt durch Frau v. Genlis, ſeine allerliebſten Einfälle improviſirt, bis ſich endlich organiſch ein ſtehendes Liebhabertheater und eine Sammlung ausgeführter Stücke daraus entwickelte, die er ſpäter auf vielſeitiges Drängen herausgab. Sie ſind noch immer eine Lieblingslecture der Franzoſen. Unter den neuen Dichtern, denen die raffinirte, künſtliche Form des Sprichworts beizumeſſen iſt, ſind vorzüglich Alfred de Muſſet und Octave Feuillot zu nennen. Doch hat ziemlich jeder von den bekannteren Luſtſpieldichtern ſich auch in dieſem Genre verſucht, und daß auch der praktiſche Scribe ſich nach dieſer Richtung hinwendet, ſpricht mehr als alles Uebrige für die wachſende Popularität derſelben.

Die ſorgfältige Ausbildung dieſer Spielart iſt um ſo nützlicher, da im Uebrigen die Verwilderung des Theaters von Tage zu Tage zunimmt. In dem regelmäßigen Luſtſpiel macht ſich bei der Schnelligkeit, mit der die Dichter arbeiten, faſt ausſchließlich die Routine geltend. Man begnügt ſich mit einer neuen Combination der alten komiſchen Momente, ungefähr wie in den Zeiten Calderon's und Lopa de Vega's; von einer neuen originellen Beobachtung des Lebens iſt keine Rede. Das gilt auch von dem neueſten dreiactigen Luſtſpiel, welches Scribe für das Théâtre français geſchrieben hat: Die Damenſchlacht, oder ein Liebesduell. — Allein Scribe bewahrt auch bei ſeinen leichteſten Arbeiten immer jenen geſunden Menſchenverſtand, den die Romantiker zu Gunſten der Imagination vergebens aus dem Franzöſiſchen Volk auszurotten ſuchten. Dagegen

iſt die Schule Victor Hugo's in die wüſteſte Rohheit ausgeartet, welche ihren eigenen Urheber unangenehm berühren muß. Es liegt dieſe Rohheit theils in der geſchmackloſen Vermiſchung aller möglichen Tonarten und Stimmungen, die man angeblich aus Shakeſpeare gelernt haben will, und die ſich in der Franzöſiſchen Sprache noch viel widerwärtiger ausnimmt, als in irgend einer andern, theils in der Neigung zu Abenteuerlichkeiten und Paradoxien, welche die mangelnde Poeſie erſetzen ſollen, theils in der knechtiſchen Hingebung der Dichter an das Virtuoſenthum der Schauſpieler. Alle dieſe Verirrungen ſprechen ſich in der kürzlich von uns ſchon angeregten Valeria aus, welche eigentlich nur geſchrieben iſt, um der Rachel Gelegenheit zu geben, zu gleicher Zeit als komiſche wie als tragiſche Schauſpielerin zu glänzen. Wenn Scribe dergleichen unternimmt, ſo weiß er doch immer einigen Geſchmack und Zuſammenhang hineinzubringen; bei den Vollblutromantikern aber haben wir nur die grellſten Contraſte mit der traurigſten Trivialität zuſammengepaart und das Ganze mit einem maſſenhaften Coſtum überkleidet; Tyrannen und Buhleriunen, die ſich wie die Wahnſinnigen geberden, und doch auf keiner ſolidern Baſis ihre Charakterprobleme aufbauen, als auf den ſchlechten Reminiscenzen aus dem Pariſer Journaliſtenleben. Daß eine hiſtoriſche Paradoxie nicht fehlen darf, verſteht ſich von ſelbſt. So wie Victor Hugo die Marion Delorme und ähnliche verkannte Perſonen rehabilitirte, ſo ſoll plötzlich Meſſaline als eine tugendhafte und ungerecht verleumdete Heldin erſcheinen, während doch die Geſchichte ſelbſt, wenn man einmal dem Drama die Schilderung von Ungeheuern geſtattet, einen viel tragiſchern Gegenſtand geboten hätte. Noch ſonderbarer aber macht ſich ein ſolches Unternehmen, wenn man es nicht mit einer hiſtoriſchen Figur, ſondern mit der Fiction eines Romans zu thun hat. So haben in einem fünfaktigen Vaudeville, welches neuerdings im Gymnase aufgeführt wurde, die Herren Marc Fournier und Barrière verſucht, Manon Leſcaut, die liederliche, aber liebenswürdige Heldin des bekannten Romans des Abbé Prévoſt, zu einer moraliſchen Perſon umzudichten und dadurch die Pointe dieſer ſeltſamen Erfindung vollſtändig umzukehren, und ſo hat auf einem andern Vorſtadttheater unſer Teufelsdichter Hoffmann mit mehrern ſeiner wunderlichſten Erfindungen, dem Rath Krespel, der ſchwindſüchtigen Antonie mit ihrer Geige und der Automatin Olympia herhalten müſſen, durch ſchauerliche und überſchwengliche Geſchichten, die in ſein eigenes Leben verlegt werden, die Pariſer Populace zu ergötzen. Das Stück, welches den Titel führt: Les contes de Hoffmann, und von Jules Barbier und Michel Carré verfertigt iſt, zeichnet ſich noch dadurch aus, daß es zum erſten Mal den Verſuch macht, den proſaiſchen Dialog neben den Alexandrinern hergehen zu laſſen. In allen dieſen Stücken herrſcht eine Bilderſprache, die mit ihrer Ungenauigkeit und ihrem gezwungenen Weſen an unſre romantiſche Schule erinnert, und die Verbindung der einzelnen Scenen iſt ſo loſe, phantaſtiſch und überſchwenglich, daß man niemals recht weiß, ob man

ſich im Ballet, in der Oper oder im Melodram befindet, bis man zuletzt durch die proſaiſch nüchterne Entwickelung wieder in das gemeine Intriguenſtück geführt wird. Die Sprache iſt ein Ragout aus allen möglichen Schulen, und die Charaktere erinnern an die weinerlichen Bajazzos, die heroiſchen Buckligen und die verliebten Zwerge der ſogenannten Volksdramen. — Von den Verfaſſern eines der beliebteſten dieſer Volksdramen, das auch in Deutſchland Eingang gefunden hat: Marianne, den Herren Michel Maſſon und Anicet Bourgeois, iſt im Théâtre de la Gaité ein ähnlicher Gegenſtand aufgeführt worden, ein tugendhafter und von ſchweren Leiden heimgeſuchter Stummer, bei dem das pathologiſche Mitleid das dramatiſche Intereſſe erſetzen muß, wie es bei den hundertfältigen Erfindungen deſſelben Genre ſeit dem erſten Rührſtück dieſer Art, dem Abbé de l'Épée, der Fall war. Die Einfälle müſſen ſich ans Ungeheuerliche ſteigern, wenn ſie auf die abgeſtumpften Nerven noch einen Reiz ausüben ſollen. Urſprünglich hat dieſe Erfindung auch keinen andern Zweck gehabt, als Ballettänzerinnen, die der Sprache nicht mächtig ſind, Gelegenheit zu geben, mit melodramatiſcher Begleitung im ernſten Drama zu figuriren. — Ein Greuelſtück anderer Art, Les routiers, Drama in fünf Acten und in Verſen, von Latour de St. Ybars, aufgeführt in der Porte St. Martin, bewegt ſich in der böſen Zeit Peters des Grauſamen und Heinrichs von Traſtamara, und erinnert im Inhalt wie in der Form lebhaft an die Myſterien von Paris, denen ſich eine dialogiſirte Criminalgeſchichte: Le vol à la duchesse, in acht Tableaux, von Xavier de Montépin, noch näher anſchließt. Der diaboliſche Held derſelben, oder der Maſchiniſt, wie wir ihn gewöhnlich nennen, iſt aus Eugen Sue genommen; es iſt ein reicher Böſewicht, der eine Reihe von Damen dadurch als blinde Werkzeuge in ſeine Hände bekommt, daß er ſie zu einer Fälſchung verleitet und von ihnen die ſchlimmſten Scheußlichkeiten ausführen läßt, bis ſich endlich zum Schluß das Laſter erbricht und die Tugend zu Tiſch ſetzt.

Es gab auch bei uns eine Zeit, in welcher Greuelgeſchichten ein ſtehender Stoff für die Winkeltheater waren; aber damals gaben ſich nur die obſcuren Theaterſcribenten zu dergleichen her; wer von den Dichtern Etwas auf ſich hielt, blieb in den Schranken der Aeſthetik. In Paris hat ſich dieſer Unterſchied ſeit Victor Hugo und Alexander Dumas aufgehoben, und eine verſchrobene Doctrin geht mit einer liederlichen Praxis Hand in Hand. Es iſt aber für uns ein ſehr ſchlechtes Zeichen, daß wir unſer Theater mit beſonderer Vorliebe aus dieſen barbariſchen Erfindungen der Franzoſen recrutiren, während das, was ſie eigentlich auszeichnet, das feine Converſationsſtück, unbeachtet und ohne Einfluß an uns vorübergeht. Der Lumpenſammler, Marianne und Bajazzo haben unſre Theater gefüllt, während die feinſten Stücke von Scribe ohne Erfolg blieben. Es wird bald dahin kommen, daß es überhaupt an Kräften fehlt, um nur einen Verſuch damit zu machen.

Wochenschau.

Der Schluß der Preußischen Kammern. Die Stimmung, mit welcher uns das Gesammtbild der letzten parlamentarischen Session in Preußen erfüllen muß, spricht sich am Besten in der Schlußrede des Präsidenten der zweiten Kammer aus. Sie ist zwar nicht in dem hergebrachten Ton der constitutionellen Convenienz gehalten, allein sie trifft das Wesen der Sache. Es ist ein bitteres Gefühl, daß die tapfern und unermüdlichen Anstrengungen braver und verständiger Männer, das herrschende System zu stürzen, ohne Erfolg geblieben sind, allein es ist doch auch durch diese Kammern für die Fortdauer des Constitutionalismus in Preußen und namentlich für die Bildung einer constitutionellen Partei ein nicht unwesentlicher Fortschritt erfolgt.

Unsre Deutschen Parlamente sind bisher fast ohne Ausnahme in den Fehler verfallen, sich über den Umfang ihrer Macht eine ungenaue Vorstellung zu bilden. Daß die Frankfurter Versammlung an diesem Fehler scheiterte, lag in ihrer vollkommen unklaren und unhaltbaren Position in der Mitte zwischen Oestreich und Deutschland. Daß die Berliner Constituante aufgelöst werden mußte, war durch den Wahn der politischen Neulinge verschuldet, daß man einen bereits vorhandenen und fest gegründeten Staat, der nur durch die Hinzufügung eines neuen politischen Moments auf eine höhere Stufe geführt werden sollte, auf ganz neuen Fundamenten aufbauen müsse und könne. Von dem Erfurter Possenspiel wollen wir gar nicht reden. Allen diesen Versuchen gegenüber sehen die gegenwärtigen Preußischen Kammern sehr nüchtern und prosaisch aus; sie haben daher sehr wenig warme Theilnahme, nirgend Begeisterung erregt, und doch sind sie nicht unwürdig, ein wesentliches Moment in der Geschichte unsrer politischen Entwickelung genannt zu werden.

Es wird selten eine Kammer gegeben haben, in der so viel Sachkenntniß, politische Bildung, wenigstens in Beziehung auf diejenigen staatlichen Verhältnisse, die nicht in's Große gehen, so viel guter Wille und Patriotismus vereinigt gewesen wären. Der vielfach ausgesprochene Tadel, daß sie meist aus Beamten zusammengesetzt war, verkennt das Wesen des Preußischen Staats, wie das des constitutionellen Princips überhaupt. Die Kammern repräsentiren das Vertrauen des Volks; auf wen aber dieses Vertrauen sich richtet, thut dem Wesen der Vertretung keinen Eintrag, und es ist vollkommen natürlich und zu billigen, wenn in einem bisher ganz bureaukratisch regierten Staate das Vertrauen sich zunächst vorzüglich auf Solche richtet, die durch längere Uebung im Dienst eine größere Einsicht in den Zusammenhang des Staats und eine größere Fähigkeit erlangt haben, zweckmäßige Gesetze zu geben. Eine Kammer, die ausschließlich oder vorzugsweise aus Junkern, Bauern, Kaufleuten und Advocaten zusammengesetzt wäre, wie es der Idealismus der beiden extremen Parteien gern sehen möchte, würde einem Ministerium schon aus Mangel an Kenntnissen nicht die Spitze bieten können. Unser Beamtenstand ist durch seine eigenthümliche Erziehung und Organisation so eingerichtet, daß er eine selbstständige charakteristische Meinung der Einzelnen nicht nur erträgt, sondern bis zu einem gewissen Grade auch provocirt, und die verschiedensten Nuancen der politischen Meinung werden in den verschiedenen Kreisen des Beamtenstandes zweckmäßige Vertreter finden. Nach der neuen Theorie, die zuerst von den Demokraten, dann von

der Reaction gepredigt wurde, daß sämmtliche Mitglieder der Verwaltung vollständig die Gesinnungen ihres augenblicklichen Chefs theilen müßten, würde das freilich anders werden; aber einerseits dürfte diese Theorie überhaupt sehr schwer in's Leben zu führen sein, und dann müßte man es doch erst abwarten, ehe man darauf sein Urtheil über die Zweckmäßigkeit oder Unzweckmäßigkeit einer Beamtenkammer gründet. So wie vor Gericht die Parteien einem geschulten Advocaten ihre Sache überlassen, mit der Ueberzeugung, er werde ihr Interesse besser vertreten, als sie selber, so wird auch im Parlamente das Volk durch Sachverständige besser vertreten sein, als durch seines Gleichen, da ein Mangel an politischer Bildung auch die Einsicht in das wirkliche Interesse verkümmert.

Daß trotzdem die Beschlüsse der gegenwärtigen Kammern auch in den innern Angelegenheiten keineswegs befriedigend ausgefallen sind, liegt in der eigenthümlichen Lage dieser Kammern. Sie wurden ausschließlich von der conservativen Partei gewählt, welche die Gefahr der allgemeinen Zerrüttung für so dringend hielt, daß sie selbst zu einem Schritte, den ein großer Theil von ihr für eine Rechtsverletzung ansah, ihre Hände bot. Sie wurde gewählt in einem Augenblick, wo, mit Ausnahme der damals in der That noch sehr kleinen Kreuzzeitungspartei, so ziemlich alle conservativen Preußen die Deutsche Politik der Regierung billigten. Es herrschte damals, mit Ausnahme jener kleinen äußersten Rechten, eine große Einstimmigkeit in dem neuen legislativen Körper, die erst da aufhörte, als man in der Regierung selbst zwei entgegengesetzte Richtungen wahrnehmen mußte. Nach dem Siege der einen im November des vorigen Jahres begann die zweite Session der Kammern. Die ministerielle Partei des Jahres 1849 stand jetzt in der Opposition, und da ein selbstständiges Interesse und eine entschiedene Parteinahme in Sachen größerer Politik nur bei einem Theile derselben stattfand, so zersplitterte sie sich, nachdem die erste Aufregung vorübergegangen war, in zwei Fractionen, die Liberalen und das Centrum. Das Centrum ist bei der doppelten Rücksicht, die es bei jeder einzelnen Frage nimmt, nämlich auf die Natur des vorliegenden Gegenstandes und auf die vermeintliche Nothwendigkeit, zur Bürgschaft der öffentlichen Ruhe und Ordnung das gegenwärtige Ministerium zu stützen, ein zwar sehr unerquicklicher, aber bezeichnender Ausdruck für die herrschende Stimmung des Landes überhaupt. Diese Stimmung, die bei der vollkommenen Unklarheit aller Rechtsverhältnisse in Deutschland nur zu natürlich ist, wird sich abklären, sobald ihr eine größere Consistenz in den Zuständen entgegentritt. Da nun die Reaction fast in allen Deutschen Staaten gesiegt hat und zu den vormärzlichen Zuständen zurückgekehrt ist, da diese Rückkehr durch die Wiedereinsetzung des Bundestages eine allgemeine Sanction erhalten hat, und da die Furcht vor einer demokratischen Revolution eigentlich nur noch von einigen Polizeispionen genährt wird, die dabei ein persönliches Interesse haben, so läßt sich voraussehen, daß auch die allgemeine Stimmung sich corrigiren, und daß man bei den nächsten Wahlen nicht solche Männer, die um jeden Preis das Ministerium unterstützen, sondern solche, die eine selbstständige Ueberzeugung haben, bevorzugen wird. Nicht die Parteinamen der Demokraten und Gothaner werden dabei maßgebend sein, denn die historische Grundlage derselben, die Reichsverfassung vom März 1849 und die Union, sind eben nur noch historisch, sondern das Vertrauen, welches die Einzelnen genießen. Freilich werden sich auch dann die alten Parteien wieder zusammenfinden, und es ist ein großer Vortheil der letzten Session, daß wir, die „Eigentlichen", (warum sollen wir dieses Stichwort nicht ebenso gut adop-

tiren, als das der Kleindeutschen und Gothaner?) uns zu einer energischen Phalanx geschlossen haben. Was wir dabei an Mitgliederzahl eingebüßt, ist ein reiner Gewinn unsrer Sache, denn nur durch die Entfernung aller Halben und Unentschlossenen gewinnt die Partei ein wirkliches Leben.

An dieser Betrachtung müssen wir festhalten, um jene Muthlosigkeit von uns fern zu halten, die eine jede Partei nach einer augenblicklichen Niederlage zu überkommen pflegt. Zwar sind die Aussichten für die nächste Zeit sehr trübe, und insofern häßlicher, als vor dem März, weil sie mit Bewußtsein und Absichtlichkeit zu den naiven Verkehrtheiten jener Zeit zurückkehren; unsre Lage selbst aber ist nicht schlimmer, sondern besser, als 1847, wir haben unsre Kräfte schätzen gelernt, wir wissen sehr genau, auf wen wir uns verlassen können, und wie weit. Wir haben einen bestimmten Gegner uns gegenüber, und wir werden nicht in Versuchung kommen, nach rechts oder links hin ein übel angebrachtes Vertrauen zu spenden. Wir sind klar über unsre Lage, fest in unsern Grundsätzen, und haben wenigstens einen äußerlichen Halt, von welchem aus wir operiren können. Es ist also kein Grund vorhanden, die überstandene Zeit als eine verlorene anzusehen.

Die Generale Cavaignac und Changarnier.*) — Im General Cavaignac sah Frankreich einen Augenblick den Mann der Nothwendigkeit, welcher die Gesellschaft vor den ihr drohenden Gefahren zu retten im Stande wäre. Die Legitimisten, welche, wie der Ueberrest des gesunden Theils der Nation, vor Allem eine starke und energische Macht verlangen, weit entfernt, im General Cavaignac den Bruder des Demagogen und den Sohn des Conventmitgliedes zu sehen, haben seine Dictatur mit Hoffnung und mit Enthusiasmus begrüßt. Sie schmeichelten sich, daß das nächste Oberhaupt des Staates, so gewandt und energisch dasselbe auch sein möge, Nichts sein werde, als ein einstweiliges Werkzeug, von der Vorsehung berufen, den Boden von Schmutz und Flecken der Revolution zu reinigen, eine neue glückliche und rechtmäßige Ordnung der Dinge erblühen zu lassen und wieder die Ehrfurcht einzuflößen, die dem Träger der höchsten Macht gebührt; und zwar dies Alles — so hofft man — zum Vortheil Heinrich V., der dann kommen würde, um seinen Thron auf festen Grundlagen aufzurichten und lange und glücklich über das endlich der Revolutionen überdrüssige Frankreich zu regieren. In Cavaignac sahen die Legitimisten überdies den neuen Lenker des Staates, welcher einen Andern verdrängte, der um so mehr Gegenstand ihres Hasses und ihrer Verachtung war, als Derselbe aus ihren Reihen hervorgegangen und lange Zeit ihren Grundsätzen gehuldigt hatte; denn ein Abtrünniger flößt stets mehr Abscheu ein, als ein Ungläubiger. — Lamartine mußte der ehrbaren Klasse bei Weitem mehr mißfallen, als ein aufrichtiger Republikaner wie Cavaignac, dessen einfache und reine Sitten, dessen vollständige Uneigennützigkeit und dessen kindliche Anhänglichkeit an eine alternde Mutter wahrhaft des Alterthums würdig sind, und das Vorbild eines Republikaners darstellen, das um so mehr Zutrauen und Achtung einflößen durfte, als es

---

*) Wir theilen dieses Fragment aus dem höchst interessanten, wenn auch im einseitigen Partei-Interesse geschriebenen Buche mit: „**Frankreich immer das Alte unter der neuen Republik**, oder Eindrücke und Erinnerungen aus Frankreich im Jahre 1850 und der kurz vorhergehenden Zeit. Berlin, Alex. Duncker." — Freilich haben die jüngsten Ereignisse manche der ausgesprochenen Ansichten antiquirt.

einzig in seiner Art geblieben ist. Ueberdieß ließ der Muth und die unerschütterliche Festigkeit, welche Cavaignac während der furchtbaren Krise des Juni entwickelt hatte, in ihm jenen lange heißersehnten Führer erkennen, der eine falsche Popularität verachtend, jede Unterhandlung mit dem Aufruhr verschmähen konnte. Darum war er es, den man um jeden Preis unterstützen und erhalten mußte, und so konnte dieses Muster eines Republikaners versuchen, dem ungläubigen Frankreich zu beweisen, daß — anders wie die Charte — die Republik eine Wahrheit sein könne.

Warum hat Cavaignac, nachdem er so gründlich mit der Partei der Unordnung gebrochen, sich für verpflichtet gehalten, auch mit der Partei der Ordnung zu brechen, warum hat er, nachdem er sich absichtlich von den Rothen abgewendet, ohne Bedauern die gemäßigten Schattirungen, die rechtlichen Leute aller Parteien sich ihm entfremden sehen? Das möchte schwer zu beantworten sein, ohne die Kenntniß gewisser Aufklärungen, die dem General im vertrauten Umgange entfallen sind, und welche Licht auf dieses bis dahin unaufgelöste Räthsel werfen.

Indem er Gegenstand enthusiastischen Lobes der Anhänger beider Zweige des Bourbonischen Hauses wurde, während zugleich die Bonapartisten sich ihm zu nähern suchten, scheint General Cavaignac gefürchtet zu haben, daß er seinerseits für einen Freund eines dieser Systeme, oder vielmehr, nicht für einen Feind derselben gehalten werden könnte. Um zu verhindern, daß man derartige Hoffnungen nähre und um seinen aufrichtigen Republikanersinn nicht verdächtigen zu lassen, entschloß er sich, tief in's Fleisch schneidend, mit gewaltsamer Heftigkeit Verbindungen zu brechen, die ihn zu hindern begannen, und die dazu beitrugen, ihn sowol gegenüber von Andern, als seiner eignen Vergangenheit gegenüber, in eine falsche Stellung zu bringen. Aehnlich wie Napoleon durch die Hinrichtung des Herzogs von Enghien, hat Cavaignac durch jene Rede, die gleichsam ein Manifest genannt werden kann, worin er sich rühmt, Sohn eines Königsmörders zu sein, unumstößlich darthun wollen, daß er nicht für die Vergangenheit, nicht für alte Principien und alte Dynastien arbeite. Wenn er indeß auch hierdurch bewiesen, daß er weder Legitimist, noch Orleanist, noch Bonapartist sei, so bleibt doch zwischen ihm und Napoleon der Unterschied, daß er vergessen hat, daß, um wagen zu können, in den großen politischen Maßregeln ganz frei und kühn zu handeln, indem man sich nur auf sich selber stützt, man sich bereits der höchsten Gewalt bemächtigt haben, bereits nicht nur eine hohe, sondern auch eine starke Stellung eingenommen haben muß, von welcher man dem Gegner ungestraft trotzen kann. Mit Hilfe Derjenigen, die er verwarf, würde er diese Stellung haben erringen können, und einmal mit dem höchsten Rang und der höchsten Macht bekleidet, würde er vielleicht ohne Gefahr die Hand haben zurückstoßen können, die ihm geholfen. Indem Cavaignac die Hand zu früh zurückstieß, welche ihm die Gemäßigten darreichten, hat er einen unermeßlichen politischen Fehler gemacht, und man behauptet, daß er ihn bald genug bereut, als die Strafe auf dem Fuße folgte, indem er den Umschwung der öffentlichen Meinung in Betreff seiner selbst mit ansehen mußte, und in Folge dessen die Abstimmung der großen Majorität des Landes zu Gunsten Louis Napoleons, dieses Abenteurers, wie man ihn damals nannte, von dem Nichts bekannt war, als einige schlecht überlegte und noch schlechter ausgeführte Versuche, die seinen Namen weit mehr mit Lächerlichkeit, als mit Glanz bedeckt hatten; dieses jungen Mannes, von dem man den Tag vorher kaum sprach, und in welchem Niemand den Sohn eines Königs und noch weniger den Neffen des Kaisers anerkennen wollte. Dieser sollte

nun Oberhaupt des Staates werden und ſollte die Früchte ſo vieler Mühen, ſo vieler Gefahren ernten, denen ſein Vorgänger getrotzt.

Gegenwärtig ohne Vermögen, ohne Macht, ohne wirkſamen Einfluß, befindet ſich Cavaignac, wie jede herabgeſunkene Größe, in einer falſchen Stellung, und ſcheint es tief zu fühlen, wiewol die Herrſchaft, welche er über ſich ſelbſt hat, der gerechte Stolz, den ihm die Erinnerung an die kurze, aber ehrenwerthe und ruhmwürdige Ausübung der höchſten Macht, ſo wie der allgemeine Ruf ſeiner vollkommenen Uneigennützigkeit einflößte, endlich die Hoffnung, daß ſeine Rolle zwar unterbrochen, aber noch nicht beendigt iſt, ihn verhindern, von ſeiner Lage niedergedrückt oder gedemüthigt zu ſein. Wenn man dieſes ſpärlich mit Haaren bedeckte, leicht nach vorwärts geneigte Haupt betrachtet, dieſe in ihre Höhlen eingeſunkenen Augen, welche unter ihren dichten Wimpern das düſtere Feuer zu verbergen ſuchen, das dort flammt und auf Augenblicke emporlodert, wenn man den Ausdruck dieſer tiefgeprägten Züge ſtudirt, welche nicht durch die Jahre, ſondern durch Leidenſchaften und durch Thätigkeit gealtert ſind, ſo kann man den innern Kampf bei Cavaignac nicht verkennen, einen Kampf, der ſich beſonders auf der Tribune kund gibt, welche er nur ſelten beſteigt, wo aber ſeine mäßige, von innerer Ueberzeugung getragene Sprache jederzeit Stille und Aufmerkſamkeit hervorruft. Faſt immer ſieht man dann ſeine ehrenwerthe Geſinnung mit ſeinem verletzten Ehrgeiz im Streit. Seine Verachtung für eine Regierung, welche täglich mehr ihre Grundſätze verläugnet, ohne den Muth zu haben, andere auszuſprechen, wird zurückgehalten durch die Furcht vor dem Schein, als wolle er ſich an derſelben rächen und ihr nachfolgen.

Auch dann, wenn es Cavaignac unmöglich wird, Bewegungen und Mienen der Verſtimmung zu unterdrücken, wenn er den General Changarnier loben hört, kann man auf die bittern Gefühle des Mannes ſchließen, der Alles in Frankreich war, um ſo bald Nichts mehr zu ſein, und der ſich vielleicht mit Entſetzen eingeſteht, daß er, um mehr zu ſein, als er war, um alle ſeine Nebenbuhler zu entfernen und im Triumph zu herrſchen, nur nöthig hat, die rothe Fahne aufzupflanzen. Aber dahin wird es mit Cavaignac nie kommen. Mit den Grundſätzen eines echten Republikaners verbindet Cavaignac nicht die rückſichtsloſe Energie, welche dieſelbe zum Siege führen könnte. Sein Bruder würde darin zu weit gegangen ſein; er wird darin immer zurückbleiben, wenn es gelten ſollte, dieſen Zweck zu erreichen.

Während der General Changarnier, von einer wichtigen Frage ſtets die Nebendinge ſondernd, und nur die praktiſche Seite eines Entwurfs feſt in's Auge faſſend, ohne Zögern und im vollen Vertrauen des Erfolgs die zur Ausführung geeignetſten Mittel wählt, ſchwankt Cavaignac zwiſchen zu vielen Bedenken, iſt zu vielen verſchiedenartigen ſich kreuzenden Ideen hingegeben, hat eine natürliche Neigung, am Glück und an ſeinen Hilfsmitteln zu zweifeln, läßt die günſtigen Momente entſchlüpfen, und verbreitet die eigene Unſchlüſſigkeit um ſich. Gemäßigt in ſeinen politiſchen Anſichten, iſt er es auch in ſeinen perſönlichen Beziehungen, und nie hat man ihn ſich Ausbrüchen, wie die des heftigen Changarnier, hingeben ſehen. Aber die Ausbrüche dieſes Letztern laſſen ihn nie ſeinen Zweck aus dem Auge verlieren, im Gegentheil, ſie dienen ihm, dieſelben ſchneller und ſicherer zu erreichen. Das Bewußtſein ſeines Verdienſtes und ſein hoher Ehrgeiz laſſen den General Changarnier ſchwer Höhere oder Gleichgeſtellte dulden. Den ihm zunächſtſtehenden Befehlshabern ſpricht er beſtimmt ſeinen Willen aus, und überläßt ſich Anfällen heftigen Zorns, wenn derſelbe nicht genau und geſchickt aus-

geführt wird. Aber während er herriſch mit den Anführern verfährt, deren Rang dem ſeinigen nahe ſteht, iſt er ſanft und herzlich mit den tiefer ſtehenden Untergebenen, und dem Soldaten gegenüber unwiderſtehlich.

Sein Vater, Advocat in der kleinen Stadt Autun, verlor das geringe Vermögen, welches er beſeſſen hatte, weshalb der junge Changarnier, Lieutenant der königlichen Garde, mit den Liebhabereien und den Schulden eines großen Herrn, ſich gezwungen ſah, das Elitencorps zu verlaſſen und in die Linie einzutreten. Nach Algier geſendet, bekundete ſich ſein glänzendes militairiſches Genie erſt bei dem Rückzuge von Mazagran, welchen er allein mit ſeinem Bataillon gegen ganze Schwärme von Arabern ſicherte. Schnell im Grade emporgeſtiegen, würde er durch ſeine Talente eine noch glänzendere Rolle bei der Armee von Afrika geſpielt haben, wenn ſein Charakter, und die Art, wie er ſich gegen ſeine Vorgeſetzten und namentlich gegen den Marſchall Bugeaud zeigte, nicht endlich die Geduld dieſes Letztern ermüdet und Veranlaſſung zu ſeiner Rückkehr nach Frankreich gegeben hätte. Dort ſollte Changarnier ein ſo weites und ſo wenig erwartetes Feld finden, um ſowol ſeine Geſchicklichkeit, als ſeinen Ehrgeiz zu entfalten.

Weit entfernt, ſich von der allgemeinen Anſteckung ergreifen zu laſſen, die der Schrecken vor den Communiſten verbreitet hat, ſcheint Changarnier dieſelben nicht im Geringſten zu fürchten. Er ſpricht von ihnen mit Verachtung, und fordert ſie öffentlich heraus. Kürzlich noch, als man eine neue Inſurrection erwartete, erzählte man in ganz Paris, daß der General, welcher dieſes Zuſammentreffen mit der communiſtiſchen Armee eben ſo ſehr gehofft als gewünſcht hatte, endlich gerufen habe: „Es wird Nichts ſein. Ich kann ihnen noch ſo viel Tritte auf den H.. geben, ſie kehren ſich nicht um!“

Wirklich wächſt der Muth in den Maſſen des unruhigen Volks nur in dem Maße, wie er ſich bei den Behörden vermindert. Sie verlieren die Ueberzeugung ihrer Kraft, wenn die letztern dieſelbe wieder gewinnen, und wenn den beſchränkten Hilfsmitteln eines Aufſtandes gegenüber die Regierung feſt entſchloſſen iſt, ſich ihrer unermeßlichen geſetzlichen Hilfsquellen zu bedienen. Ja noch mehr — und das ſollten die Bewahrer der Macht wohl beherzigen, um die Energie wiederzufinden, welche alle und überall in den letzten Jahren verlaſſen zu haben ſcheint, in den Kriſen der Revolution wird das Volk, das Anfangs feindlich war, nach und nach unterwürfig, empfindet ſelbſt eine Art von Neigung zu einer Regierung, welche es zu bändigen verſteht.

Das Pariſer Volk fängt bereits an, mit Wohlgefallen manche Redensarten des Generals anzuführen, die eigentlich nichts Anderes, als an daſſelbe gerichtete Drohungen ſind, aber welche dem Volke gefallen, weil ſie, frei und dreiſt, ſeiner Natur zuſagen, und leicht von ihm verſtanden werden. „Das iſt wenigſtens kein Feiger,“ ſagte mir neulich ein Arbeiter aus den Vorſtädten, indem er vom General Changarnier ſprach, „er überfällt uns nicht wie ein Verräther, wir achten ihn; das iſt ein braver Mann.“

Als vor einiger Zeit der Präſident auf der Rückkehr von Vincennes durch eine Maſſe von Leuten in Blouſen, die ſich zu dieſem Zweck in der Vorſtadt St. Antoine verſammelt hatten, gröblich beleidigt wurde, ſah auch der denſelben begleitende General Changarnier ſich bald zum Gegenſtand von Beleidigungen und drohenden Geberden gemacht. Ohne den Anſchein zu haben, auf die umgebenden Maſſen und deren feindliche Demonſtration irgend Acht zu geben, drängte er ſein Pferd kräftig auf einen Soldaten zu, welcher unter das Volk gemiſcht, ſein Geſchrei mit dem der Uebrigen vereinigte. Denſelben beim Kragen ergreifend ruft er ihm zu: „Erbärmlicher Menſch! ſchämſt Du

Dich nicht, Deine Uniform zu entehren. Du biſt betrunken. Fort in den Arreſt, um Deinen Rauſch auszuſchlafen!" Und während er Denſelben durch einen Officier ſeines Gefolges nach der nächſten Wache abführen läßt, öffnet das Volk, weit entfernt den mindeſten Widerſtand zu leiſten, erſtaunt über dieſe muthige Handlung eines energiſchen Willens, indem es Den zu fürchten ſcheint, der keine Furcht vor ihm hat, freiwillig den Durchgang durch ſeine ſchweigenden Reihen.

Während des allgemeinen Schreckens im Mai 1850, als Jedermann einen neuen blutigen Kampf und einen neuen Umſturz erwartete, und die Reichen abermals anfingen, mit ihren Schätzen aus Paris zu fliehen, unterließ Changarnier nicht, nachdem er alle Maßregeln genommen, um den niedern Klaſſen des anerkannten Feindes entgegenzutreten, auch die verborgenen Feinde höheren Ranges, welche er im Herzen vielleicht mehr fürchtete, als die Andern, damit bekannt zu machen, daß ihre geheimen Pläne und unterirdiſchen Intriguen ihn keineswegs unvorbereitet treffen würden. „Ich benachrichtige Sie," ſagte er zum General Cavaignac und zum Oberſten Charras, „daß das Gerücht geht, es würden beim nächſten Aufſtande zwei Perſonen, die Ihnen zum Verwechſeln gleichen, in Uniform unter dem Volk erſcheinen, um es anzufeuern und zu leiten. Wenn Sie dieſe Leute kennen, ſo laſſen Sie dieſelben wiſſen, daß ſie ein hohes Spiel ſpielen, denn, mögen ſie Namen und Geſtalten annehmen welche ſie wollen, ſo werde ich ſie doch auf der Stelle und ohne Aufſchub erſchießen laſſen."

Ungariſche Poeſien. — Der Held Janos, ein Bauernmärchen von Alexander Petöfi. Aus dem Ungariſchen von Kertbeny. Stuttgart, Hallberger.

Gedichte von Alexander Petöfi. Aus dem Ungariſchen von Kertbeny. Frankfurt, Literariſche Anſtalt.

Ausgewählte ungariſche Volkslieder, von Kertbeny. Darmſtadt, Leske.

Erzählende Dichtungen von Johann Arany. Aus dem Ungariſchen von Kertbeny. Zwei Bände. Leipzig, Herbig.

Im Allgemeinen müſſen wir von allen dieſen Büchern die Bemerkung machen, daß der Ueberſetzer uns das Verſtändniß ſehr erſchwert. Man erkennt überall den Ausländer heraus. — Der erſte der beiden Dichter, gegenwärtig der beliebteſte in Ungarn, iſt 1823 im Kumanierdiſtrict geboren, der Sohn eines Fleiſchermeiſters. In Folge einiger Studentenſtreiche mußte er als gemeiner Soldat in das Oeſtreichiſche Militair eintreten; ſpäter losgekauft, zog er in der Heimath als wandernder Schauſpieler umher. Im Jahre 1844 erſchienen die erſten Bände ſeiner Gedichte. Es folgten dann raſch auf einander die epiſchen Gedichte: Der „Dorfhammer" und „der Held Janos", ſpäter in rhapſodiſcher Form die „ſternenloſen Nächte" und die „Wolken", darauf der Roman: „des Henkers Strick", der nach der Angabe des Ueberſetzers in franzöſiſcher Manier outrirt iſt, und das Drama: „Tiger und Hyäne", endlich 1848 die Geſammtausgabe dieſer Werke. — Der zweite Dichter, Johann Arany, iſt 1817 geboren; ſein Vater, ein Landmann reformirten Glaubens, wollte ihn zum Pfarrer heranbilden laſſen, aber der Trieb der Poeſie drängte ihn aus der Schule heraus, und er trat 1836 in eine wandernde Schauſpielergeſellſchaft ein, bis es ihm ſehr ſchlecht ging, worauf er eine Lehrerſtelle annahm und 1840 zum Notar des Comitats erwählt wurde. 1844 ſchrieb er ſeine erſte Dichtung: „Die verloren gegangene Conſtitution", welche die humoriſtiſche Seite des Treibens bei den dreijährigen Comitatswahlen zum Vorwurf hat. Dieſe Satyre

gewann den Preis, welchen die Kisfaludygesellschaft für das beste Epos ausgesetzt hatte. Im Jahre 1847 schrieb er den „Toldy", gleichfalls ein komisches Epos, 1848 „die Eroberung von Murany", mit welchem Gedichte er aber nicht den Preis gewann; im Jahre 1850 wieder ein Epos, „Katalin". — Ein objectives Urtheil über diese Dichtungen abzugeben, ist uns unmöglich, weil die Sprache zu viel Schwierigkeiten bietet; doch sehen wir so viel daraus, daß wir es mit wirklichen Talenten zu thun haben und mit einer gesunden Richtung, die, wie es der epische Dichter soll, sich auf die nationalen Eigenthümlichkeiten bezieht. Dieser Nationalität, die sich nicht blos in dem Gegenstand, sondern auch in dem Tone und der Haltung des Ganzen ausspricht, verdanken diese beiden Dichter auch vorzugsweise ihre große Verbreitung und Anerkennung. — Was die Volkslieder anbetrifft, so sind sie zahlreich und anmuthig genug und zeugen dafür, daß die Magyaren eine ebenso poetische Anlage haben, als die meisten übrigen Naturvölker. Im Allgemeinen kommen die Volkslieder aller Nationen so ziemlich auf dasselbe heraus. Die Sammler sollten daher, um ihren Werken ein größeres Interesse zu geben, die Melodien mit aufnehmen, weil erst in diesen die Eigenthümlichkeit des Volkscharakters hervortritt, und gerade die Magyaren haben darin einen großen Reichthum. — Wir wollen der neu aufblühenden ungarischen Poesie nur Eins wünschen, daß sie sich nicht, wie es bei den Russen und Polen der Fall gewesen ist, verführen läßt, mit dem Ende zu beginnen und das Raffinement einer überreifen Literaturperiode anderer Völker in ihr naturwüchsiges Wesen einzuschwärzen.

Die Grenzboten und die k. k. Regierung. — Die Sehnsucht des gesammten Oestreich ist darauf gerichtet, von den Ausnahmezuständen und von der permanenten Belagerung befreit und zu einem einheitlichen Rechtsstaat geführt zu werden. Diese Sehnsucht kann durch einen neuerdings erfolgten Schritt, der auch uns betrifft, mit größern Hoffnungen erfüllt werden. Bisher waren wir nämlich in der Lage, von der literarischen Sympathie oder Antipathie der einzelnen Generale abhängig zu sein, welche die belagerten Städte nach Gutdünken regierten, ohne sich um die allgemeine Regierung viel zu kümmern. Zuerst ärgerte sich Vater Welden in Wien über die Unhöflichkeit, mit der wir seine schriftstellerischen Versuche besprachen; er ließ unsre grünen Hefte confisciren, die Leute, welche sie verbreitet hatten, unter die Soldaten stecken, und gab dann diesen vereinzelten Maßregeln durch das Verbot, welches sich über den Rayon seines Heeres erstreckte, den passenden Abschluß. Einer nach dem andern der regierenden Väter folgte diesem Beispiel, weil er unsern Styl nicht billigen konnte, und da sich der Belagerungszustand so ziemlich über alle bedeutenden Städte des Kaiserthums erstreckte, so gewann dieses Verbot eine ziemliche Ausdehnung. Wir hatten es aber immer nur mit den Generalen zu thun; die Regierung selbst war nicht geneigt, uns ihre Aufmerksamkeit zu schenken. Wie wir hören, ist uns jetzt diese Ehre zu Theil geworden; wenigstens kommt uns aus mehrern Orten das Gerücht zu, daß man uns diesmal nicht blos in dem belagerten, sondern in dem ganzen freien und einigen Oestreich verboten hat. Wir begrüßen in dieser Aufmerksamkeit, die uns das Ministerium zu Theil werden läßt, den ersten Vorboten von der Aufhebung der Ausnahmezustände und von einer Rückkehr zu den naiven und unbefangenen vormärzlichen Zuständen, die wir auch unsrerseits in Beziehung auf unsern alten Verkehr mit den Oestreichischen Freunden nach Kräften herzustellen bemüht sein werden.

Verantw. Red. **F. W. Grunow.** — Mitredact.: **G. Freytag** und **Julian Schmidt.**
Druck von C. E. Elbert.

Das Standbild Friedrich's des Großen in Berlin.

Rauch's gewaltiges Werk soll am 31. Mai, dem Tage der Thronbesteigung des großen Friedrich, von der umhüllenden Bretterhütte befreit werden. Es wird ein Fest der Deutschen Kunst vielleicht in ungetrübterer Freude sein, als ein Fest Preußischer Geschichte.

Das Ganze des Riesenwerkes wird eine Höhe von etwa 45 Fuß erreichen, die Reiterstatue selbst mißt ohne Sockel und Piedestal 22 Fuß; um den untern Theil des letztern gruppiren sich im Hochrelief fünfundzwanzig lebensgroße Figuren, darunter vier Reiterstatuen. Hiernach mögen Sie sich eine Vorstellung von den Dimensionen dieses Kunstwerks ohne Gleichen machen, dessen einzelne Theile vor einigen Wochen in dem Gießhause dem Publicum zur Ansicht ausgestellt wurden, indeß man damit beschäftigt war, den Sockel von Granit auf den Unterstufen zu befestigen. Unmittelbar über demselben beginnt das eigentliche Kunstwerk, das in allen seinen Theilen aus gegossener Bronze besteht, und dessen Postament in drei Abtheilungen, in architektonischer Gliederung und Verjüngung, emporsteigt. Die unterste Abtheilung schließt sich in der länglich viereckigen Form unmittelbar dem Granitsockel an. Auf seinen vortretenden Eckpfeilern ruht sie mit vier Consolen, welche ein Gesims und darauf die untere Platte der mittlern Abtheilung tragen. Sie sind mit Arabeskenschmuck verziert und durch Füllstöcke verbunden, von denen die an den beiden Schmalseiten die Inschriften aufgenommen haben. Auf der Vorderseite lesen wir: „Fridericus Magnus Rex Borussorum Pater Patriae"; auf der Rückseite: „Friedrich dem Großen Friedrich Wilhelm der Dritte. 1840. Vollendet unter Friedrich Wilhelm dem Vierten. 1851." Auf den Seitenflächen des Simses sind in erhabenen Erzbuchstaben die Namen der Männer angebracht, welche sich über demselben lebensgroß im Hochrelief gruppiren und die mittlere Abtheilung des Postaments bilden. Das Hochrelief tritt so bedeutend aus der Fläche heraus, daß die meisten Figuren zu runden Statuen werden; der Hintergrund tönt sich ab im flachen Relief. In dieser Abtheilung herrscht ausschließlich die

geſchichtliche Wirklichkeit. Ueber ihr liegt, von Eckpfeilern des architektoniſchen Stammes getragen, ein mehrfach gegliederter, kräftiger Sims, und von dieſem aus erhebt ſich dann die dritte, kleinere Abtheilung des Poſtaments, das eigentliche Piedeſtal der Reiterſtatue, das wieder mit einem dreifach gegliederten Simſe abſchließt. Hier waltet in den Sculpturen, in den Eckſtatuen, wie in der Reihe kleiner und flacher Reliefs von den Füllungen der Wände die Allegorie in ſchildernder Beziehung zum Charakter, zum Leben und Wirken des großen Friedrich.

An dem königlichen Reiter fällt dem Betrachter unwillkürlich zuerſt der lange Königsmantel in das Auge, welcher von den Schultern der Statue auf den Rücken und bis unter den Bauch des Pferdes herabwallt. Der langgeſtreckte Contour deſſelben verhüllt beim erſten Anblick die bekannte Geſtalt, und erſt allmälig überwindet man den fremdartigen Eindruck, der jedoch um ſo weniger ganz verſchwinden kann, je mehr dieſe Mantel-Anordnung dem geſchichtlichen Charakter Friedrichs widerſpricht. Als die Schleſiſche Hauptſtadt ſich am 3. Januar 1741 den Preußen ergeben hatte, hielten dieſe einen feierlichen Einzug. Der König aber blieb fern, weil er bei ſolchen Prunkaufzügen nicht mitzuſpielen liebte, und ritt ſpäter mit kleinem Gefolge, einen abgetragenen blauen Reitermantel über die Uniform geworfen, durch die Thore und Straßen von Breslau. Auch nach dem Abſchluß des den ſiebenjährigen Krieg beendenden Hubertsburger Friedens vermied er den feierlichen Empfang, den man zu Berlin beabſichtigte, einfach dadurch, daß er ſeine Ankunft auf den 2. April anzeigen ließ, aber ſchon am 30. März Abends acht Uhr eintraf. Es würde ſich noch mancher ähnliche Zug anführen laſſen, welcher gleich dieſen beiden Zeugniß ablegt von der Abneigung des Königs, mit ſeiner Perſon äußerlich zu prunken, und das Volk kennt ihn aus Erinnerung und Ueberlieferung auf ſeinem Schimmel nur in der ſchlichten, knappen Uniform. Die Gegenwart hat ſich mit dem prächtigen Königsmantel die Geſchichte verfälſcht, und der populairen Geſtalt des alten Fritz ein ſtörendes Element aufgezwängt. Ich weiß nicht, in wie weit der Meiſter Rauch dabei nach eigener Intention oder nach Vorſchrift verfahren iſt, möchte jedoch kaum das Erſtere annehmen, weil mir in der That ſcheint, es könne, bei der im Uebrigen die ganze Ausführung der Statue durchathmenden vollendeten Charakteriſtik, einem künſtleriſchen Auge die Disharmonie nicht entgehen, welche durch jenen Zuſatz erzeugt wird. Es war nicht nöthig, den großen König auf ſo äußerliche Weiſe als königlichen Herrſcher darzuſtellen; die Wahl des Symbols, das ſeine Würde repräſentirend bezeichnen ſoll, weicht aus den Grenzen des auf lebensvolle Realität gerichteten Styls, welcher Rauch zu ſeinen Begründern zählt. Ein Künſtler, der, wie dieſer greiſe Meiſter, die geiſtige Würde und Hoheit eines großen Charakters im Bilde zu ergreifen und in die Form zu hauchen verſteht, dürfte billig auf den Schein derſelben, auf die unwahre Anwendung eines äußerlichen Surrogats verzichten, das der große König ſelbſt verſchmähte.

Friedrich trägt in dem Bilde von Bronze die Gardeuniform mit Degen, breiter Schärpe und langen Handschuhen. Die Linke führt den Zügel, von der auf den Schenkel gestemmten Rechten hängt der Krückstock herab. Er selber sitzt im Bügel mit eben so viel Sicherheit als Eleganz, die Gestalt, namentlich der Nacken, ein wenig vorn übergebeugt, das Haupt, welches der bekannte dreieckige Hut bedeckt, mit dem Hinterkopf leicht nach der rechten Schulter gebogen, so daß das Antlitz aufwärts schaut. Im Ausdruck der Gestalt wie der Züge verbinden sich in bewundernswerther Weise königlicher Ernst mit freier, weltmännischer Haltung: das große Auge, dessen bezaubernden Blick die Zeitgenossen rühmen, ist aufgeschlagen und verräth in angeregter, wenn auch ruhiger Beobachtung den lebhaften und festen Geist. Innere Klarheit spricht aus ihm und bildet im Verein mit der feinen Bewegung des Sarkasmus, welche die geschlossenen Lippen umspielt, den Ausdruck jenes thatkräftigen Humors, der den König kaum in der unglücklichsten Lage seines Lebens jemals ganz verließ, der ihn zum liebenswürdigsten Gesellschafter machte und seinem Charakter eine elastische Widerstandskraft verlieh gegen jeden Ansturm des Schicksals. Eine unbeschreiblich fesselnde Gewalt liegt in dieser klaren und doch so belebten Ruhe des ungemein ähnlichen Antlitzes, und vor keinem neueren Werke der Sculptur hat mich der Geist der Antike so lebenskräftig berührt, wie vor diesen Zügen, vor dieser Gestalt, die doch treu und wahr der Wirklichkeit entnommen sind.

Das Roß schreitet unter seinem edlen Reiter im langsamen Paradeschritt; die Ohren sind aufhorchend gespitzt, die Mähne flattert im Winde. Das Thier ist hoch und kräftig gebaut; durch die Haut spielt, in seiner bildnerischer Ausarbeitung, das viel verzweigte Geäder, und stellt ihm einen natürlichen, unverkennbaren Adelsbrief aus.

Ich würde nun, indem der betrachtende Blick sich senkt, die allegorischen Gestalten des obern Piedestals zu schildern haben. Erlauben Sie mir jedoch einen Sprung, der mich, unter Vorbehalt einer spätern Rückkehr, zunächst zu der mittlern Abtheilung des Postamentes führt. Diese trägt an sich denselben historisch-charakteristischen Styl, welcher die künstlerische Behandlung der eben geschilderten Hauptstatue auszeichnet, den eigentlichen Styl der Berliner Schule in seiner vollendetsten Erscheinung. Es ist ein reiches Gemälde voll interessanter Gestalten, das durch die Anordnung in mit einander verkehrende Gruppen ein mannigfaltiges Leben gewinnt. Die Composition verbindet das Malerische in einer bisher unerreichten Weise mit dem Plastischen, ohne den Eindruck des Letztern im Geringsten abzuschwächen oder zu verfälschen. Durch die mannigfaltige Bewegtheit des belebten Verkehrs zieht sich dennoch ein symmetrisches Maß, das dem Leben der Gruppen Nichts von seiner Wahrheit raubt, dem Ganzen aber jene plastische Stimmung verleiht, welche das Gefühl beruhigt, ohne demselben aufzufallen.

Die Mitte der Vorderansicht nimmt Friedrichs Bruder, August Wilhelm,

der Prinz von Preußen, ein, deſſen Sohn als Friedrich Wilhelm der Zweite den Thron beſtieg. Auguſt Wilhelm iſt eine ſtattliche Geſtalt, das Antlitz voll, aber ſchön und von edler Zartheit. Der lange Fürſtenmantel wallt von ſeinen Schultern, die Arme ruhen über einander geſchlagen auf dem Degengriff. Wir dürfen es wol als eine Art von Courtoiſie betrachten, daß dieſem Prinzen der erſte Ehrenplatz nächſt dem Könige ſelbſt eingeräumt wurde. Er beſaß zwar perſönliche Tapferkeit, war jedoch als Feldherr nie bedeutend, und übte wenig Einfluß auf den Gang der kriegeriſchen Ereigniſſe. Links neben ihm ſtehen im Verkehr mit einander der Oberſt v. d. Heyde, der tapfere Vertheidiger Colberg's, und der General Huelſen, welcher die Hand an den Griff des Degens legt, als wolle er ihn zücken. Jener deutet auf den Plan der von ihm vertheidigten Feſtung, den er in der Linken hält. Rechts neben dem Prinzen befindet ſich der General Leſtwitz im Geſpräche mit dem zu ihm zurückgewendeten Oberſten von Prittwitz, welcher als Rittmeiſter von den Ziethen'ſchen Huſaren den König nach der unheilvollen Schlacht bei Kunersdorf aus einem Schwarm von Koſaken heraushieb, und ihn ſo vor der Gefangenſchaft ſchützte. Das flache Relief im Hintergrunde zeigt den Markgrafen von Brandenburg, der bei dem erſten Sturm auf Prag im Jahre 1744 im Gefecht ſein Leben ließ, und den braven Schotten, Marſchall Jacob Keith, welcher bei Lowoſitz, Prag, Kollin, Roßbach und Leuthen an des großen Königs Seite focht, vor dem Ueberfall bei Hochkirch den König vergeblich warnte, und ſeine Treue dort mit dem Tode beſiegelte. Dieſe fünf Geſtalten bilden das Mittelſtück der Vorderanſicht. Als deren Eckſtücke ſpringen die beiden Reiterſtatuen des Herzogs Ferdinand von Braunſchweig und des Prinzen Heinrich hervor. Unter ihren, und ebenſo unter den beiden andern Reiterſtatuen, ſind allerhand Waffenſtücke, welche Krieg und Schlacht verſinnlichen, angebracht: Küraſſe, Helme und Huſarenmützen, Karabiner, Piſtolen und Piſtolenhalfter, Patrontaſchen und Schwertriemen, Keſſelpauken und Trompeten. Herzog Ferdinand, bekanntlich der Sieger von Crefeld und Münden, trägt gleich dem Prinzen Heinrich, welcher den ſiebenjährigen Krieg durch den Sieg bei Freiberg beendete, einen kurzen Fürſtenmantel, der über den Rücken herabfällt. Jener trägt den Marſchallſtab in der Hand, dieſer wendet das Haupt nach Rückwärts, indem er mit der Rechten wie aneifernd zurückwinkt. Aus ſeinen harten Zügen ſpricht ein energiſcher Geiſt, deſſen Ausdruck die Lebhaftigkeit des Auges erhöht.

An die Geſtalt des Prinzen Heinrich ſchließt ſich die rechte Seitenanſicht an. Das Centrum derſelben bildet der Erbprinz Max von Deſſau, unter deſſen Anführung die erſte Waffenthat im erſten Schleſiſchen Kriege, die Eroberung von Glogau am 9. März 1741, geſchah. Zu ihm, den der Feldherrnſtab als oberſten Kriegsführer bezeichnet, tritt der General der Reiterei, Feldmarſchall Gesler, ein Papier in der Rechten, um Rapport abzuſtatten. Die linke Hand begleitet ſeine Rede mit einer erläuternden Bewegung. Zwiſchen Beiden ſteht, etwas weiter zurück,

der General Wedell, mit gehobenem Degen auf die Antwort des Erbprinzen lauſchend. Ein ſchöner Gegenſatz herrſcht in dieſer Gruppe zwiſchen den ernſt gefalteten Zügen der beiden ältern Generale und dem Jugendfeuer, das aus dem Auge des Erbprinzen, wie aus Haltung und Bewegung deſſelben ſpricht. Die Linke muthig in die Seite ſtemmend, begleitet er ſein entſcheidendes Wort mit einem nachdrucksvollen Geſtus der Rechten. Bei ihm überwiegt die Entſchloſſenheit, bei Jenen die Reflexion, und deshalb iſt gerade er befähigt, den Ausſchlag zu geben. Ohne Zweifel lautet ſeine Antwort: Vorwärts, wir greifen an und ſchlagen! Die Geſtalt des Erbprinzen von Deſſau, welche als vollſtändig freiſtehende runde Figur höher als ihre Umgebung aus dem Relief heraustritt, iſt eine der vollendetſten, plaſtiſch ausdrucksvollſten des ganzen Werkes. Links von ihr, alſo zwiſchen der eben geſchilderten Gruppe und dem Prinzen Heinrich, ſind die Generalmajore von der Goltz und Wartenberg, Erſterer von den Küraſſieren, Dieſer von den Huſaren, im Geſpräch begriffen. Jener hat ſich zu Wartenberg halb zurückgewendet, die rechte Hand auf den Griff des Degens gelegt, und ſtützt das Kinn überlegend in die Linke, welche mit dem Ellenbogen auf der Rechten ruht. Wartenberg, ein ſcharf gezeichnetes Reiterantlitz, deutet hinaus in die Feldſchlacht. Mit der Reiterſtatue des Huſarengenerals Ziethen ſchließt die rechte Seitenanſicht ab. Der alte Krieger will offenbar eben zu einem Reiterangriff anſprengen, und reißt den Säbel aus der Scheide, als wolle er, wie in der glorreichen Schlacht bei Torgau aus dem Buſch hervor, in die Flanken des Feindes fallen. Er iſt in der kräftig ſoldatiſchen und doch edlen Haltung, der märkiſch derben Phyſiognomie, der Kühnheit des charakteriſtiſchen Moments ganz prächtig aufgefaßt und dargeſtellt. Das flache Relief im Hintergrunde zeigt den alten Deſſauer, der mit der ſiegreichen Schlacht bei Keſſelsdorf das Jubiläum ſeines fünfzigjährigen Dienſtes im Preußiſchen Heere feierte, und den Feldmarſchall Schwerin mit erhobener Fahne, wie er bei Prag den Heldentod geſtorben.

Auf der linken Seitenanſicht befindet ſich zunächſt dem Herzog von Braunſchweig die Gruppe der Generalmajore Kleiſt und Dieskau, von denen Erſterer, aus einem kecken Antlitz ſchauend, den Säbel ſchlachtmuthig erhebt, während der Letztere, ein ganz alter Mann, die Hand wie ermahnend und beſchwichtigend ihm auf die Schulter legt. In der Mitte ſteht der Generallieutenant Winterfeldt, der bei Lowoſitz und Prag am Siege weſentlichen Antheil hatte, und dem Könige, welcher ihn wegen ſeiner ſtrategiſchen Kenntniſſe außerordentlich hochſchätzte, zu deſſen großem Schmerze gerade während einer ſehr gefährlichen Kriſis des Kampfes durch den Tod in Folge einer ſchweren Verwundung entriſſen wurde. Er hält eine Karte des Kriegsſchauplatzes von Berlin bis Breslau in der Hand, und ſcheint mit den links von ihm ſtehenden Generalen Tauenzien und Prinz von Württemberg einen Feldzugsplan zu überdenken. Der greiſe Vertheidiger Breslau's hat in tiefem Sinnen das Haupt in die Hand geſenkt, indeß der Prinz von

Württemberg wie fragend auf den Reitergeneral Seydlitz deutet, der zum Angriff ruft, und zu Pferde das hintere Eckstück der linken Seitenansicht bildet. Roßbach und Zorndorf, zwei Schlachten, die er durch kühne Flankenangriffe günstig entscheiden half, erhalten der Nachwelt seinen Namen. Im flachen Relief des Hintergrundes bemerken wir den Prinzen von Preußen Friedrich Wilhelm und den Generallieutenant Belling.

Hiermit ist die Betrachtung des Kriegsgemäldes beendet. Die Rückseite, welche noch unbetrachtet blieb, enthält die Männer des Friedens. In ihrer Mitte sitzt auf einem Lehnsessel der Großcanzler v. Carmer, der im Verein mit Suarez und Klein das allgemeine Landrecht entwarf. In der Hand hält er einen Foliband, auf dessen unterer Seite, dem beschauenden Publicum bemerkbar, zu lesen ist: „Allgemeines Gesetzbuch für die Preußischen Staaten". Das Landrecht wurde freilich unter Friedrichs des Großen Regierung nicht vollendet, aber ihm gehören Plan und Grundzüge desselben, ihm die Urheberschaft eines Werkes, durch das zuerst ein allgemeiner Rechtszustand in Preußen begründet wurde. Der Geist, in welchem er es zu vollenden dachte, geht am Klarsten gerade aus denjenigen Sätzen hervor, welche sein Nachfolger vor der Publication daraus entfernen ließ. Friedrich hatte an die Spitze des Gesetzbuchs den Satz gestellt: „Machtsprüche oder solche Verfügungen der obern Gewalt, welche in streitigen Fällen ohne rechtliche Erkenntniß ertheilt worden sind, können weder Rechte noch Verbindlichkeiten bewirken." Dieser Passus und viele andere wurden weggestrichen, da man von der bequemen Cabinetsjustiz nicht lassen mochte, und das von Friedrich begonnene Werk gelangte daher überhaupt nur in verstümmelter Gestalt zur Giltigkeit. Rechts von Carmer stehen die Minister Schlaberndorf und Finkenstein, links hinter ihm der jüngere Graun, den Friedrich bereits als Kronprinz nach Rheinsberg in seine Kapelle berief und zum Concertmeister ernannte. Auf dem Notenblatte in des Tondichters Hand lesen wir die Worte: „Tod Jesu, Cantate". Graun blickt, wie in begeistertem Schaffen, zum Himmel; die lebhafte Erregung seiner Phantasie prägt sich im Antlitz aus.

Nun endlich schließt eine der interessantesten Gruppen diese ganze, geschichtlich so bedeutende Gestaltenwelt: Immanuel Kant und Gotthold Ephraim Lessing im kritischen Disput. Sie vertreten in dem Denkmal Wissenschaft und Literatur, und der Künstler hatte Recht, gerade ihre Persönlichkeiten zu wählen, wenn auch der große König mit ihnen nicht eben in persönliche Berührung kam. Hätte Rauch nur von dieser letztern Beziehung ausgehen wollen, so würden unter den Vertretern des Deutschen Geistes der Philosoph Wolf und der Dichter Gellert den ersten Anspruch gehabt haben. Jenen erklärte Friedrich als Kronprinz in einem Schreiben an Voltaire für den größten Philosophen seiner Zeit; Kant wurde erst in den spätern Lebensjahren des Königs bedeutend, aber dann auch ungleich bedeutender als Wolf. Dieser wurde von Friedrich Wilhelm dem Ersten verbannt,

von Friedrich dem Zweiten zurück- und an die Berliner Akademie berufen. Kant erfreute ſich keines ſo auffälligen Zeichens königlicher Gunſt, aber nur unter einem ſo freiſinnigen Könige wie Friedrich konnte er ungeſtört den Fortſchritt der Deutſchen Philoſophie vollbringen, der ſich an ſeine Lehre knüpft. Unter dem Nachfolger deſſelben hatte er Verfolgungen und ſchwere Kämpfe zu beſtehen. Von Gellert äußerte der König während des ſiebenjährigen Krieges, er ſei vielleicht der einzige Deutſche Dichter, der auf die Nachwelt kommen werde; zwar habe er nur in einer kleinen Gattung, aber in dieſer mit Glück, gearbeitet. Leſſing wurde auch ſpäter von Friedrich, wenn überhaupt, nur wenig gekannt; zu Ende ſeines Lebens jedoch ging dem Könige die Ahnung einer herannahenden Periode auf, in der die Deutſche Literatur dem Deutſchen Volke eine würdige Stelle neben den gebildetſten Nationen erobern werde. Er hat dieſe Vorausſicht in einer Abhandlung über die Deutſche Literatur niedergelegt, und wenn dieſelbe ſich erfüllte, wer darf in höherem Grade als Leſſing deren Begründer genannt werden? Vielleicht theilt er dies Verdienſt mit Friedrich dem Großen, der in den Geiſt der tief entwürdigten Nation wieder Selbſtachtung, Bewußtſein und Streben von und nach inhaltvollen Zielen brachte und eine ſelbſtſtändige geiſtige Regſamkeit um ſich her erweckte, wenn gleich er den Werth der Deutſchen Sprache zu erkennen nicht im Stande war. Friedrich's Regierung muß als der fruchtbare Boden betrachtet werden, auf dem Heroen des Deutſchen Geiſtes wie Leſſing und Kant gedeihen konnten; ſie waren die zeitgenöſſiſchen Gipfelpunkte Deutſcher Literatur und Wiſſenſchaft, ſie ſtehen deshalb hier mit moraliſchem und geſchichtlichem Rechte. Und wie wundervoll bewährte ſich an ihnen die realiſtiſche Auffaſſung, die fein charakteriſirende Darſtellung des Meiſters Rauch! Im engen, langen Rocke, mit weißer Cravate und Jabot, den dreieckigen Hut und den Stock in der Hand, das vom tiefen Denken zeugende, trockene Geſicht dem Nachbar in ſchwerem, etwas pedantiſchem Ernſte zuwendend, führt der Königsberger Philoſoph das Wort. Ihm gegenüber Leſſing im leichten Anzug mit flatternden Manſchetten, einen Mantel, der nur den Rücken bedeckt, frei um eine Schulter geſchlungen, während die Hände ihn nachläſſig vorn in einen Knoten zuſammenballen, den Rock geöffnet, den Hals nackt, nur zwiſchen den Schultern von kleinem Hemdkragen umkränzt — eine Geſtalt und Haltung voll unbeſchreiblicher Ungezwungenheit, im Antlitz den Ausdruck geiſtvollen Freimuths.

Hinter den Männern der Kunſt und Wiſſenſchaft ſchweben im flachen Relief zwei Genien des Ruhmes. Der eine trägt in der Rechten ein Füllhorn, wol ein Symbol der reichen Begabung, welche das Talent vor den übrigen Sterblichen auszeichnet. Er ſenkt mit der Linken einen Lorbeerzweig zu Leſſing hinab, während der zweite Genius mit einem Kranze von dem Laube deſſelben Baumes ihn begleitet.

Blicken wir nun noch einmal auf das eben in ſeiner Gliederung betrachtete

Panorama zurück, um die technische Ausführung in das Auge zu fassen, so begegnen wir der höchsten und feinsten Vollendung. Der eigenthümliche Styl der Berliner Bildhauerschule erschöpft sich nicht in der lebensvollen Gesammtauffassung eines Gegenstandes, welche die Wirklichkeit in ihrer vollen Kraft und Wahrheit zum Vorbilde nimmt, und hier Gestalten von historischer eben sowol als persönlicher Realität geschaffen hat; er setzt sich fort durch alle Formen der Detaillirung und verfolgt seine entschiedene Richtung auf das Charakteristische bis in eine dem Leben abgelauschte Durchbildung aller Theile, welche bald kräftiger, bald zarter dem Gegenstande sich anschließt. Die scharfe, genaue und saubere Ausarbeitung der Köpfe und Hände wie der Stoffe zeigt überall dieselbe geistige Richtung in wirksamer Thätigkeit. Vielleicht wird man gegen die Lebenswahrheit der plastischen Darstellung den Einwurf erheben wollen, daß alle Kriegergestalten am Postamente, die doch offenbar der ganzen Anordnung nach im Felde gedacht sind, barhaupt dastehen wider militairische Disciplin und Wahrscheinlichkeit. Ich will zur Begründung dieser unläugbaren Thatsache nicht etwa auf jene Courtoisie hinweisen, welche sich in der Aufstellung der Gestalt August Wilhelm's schon einmal bethätigte und sich vielleicht darin gefallen könnte, nur den König bedeckten Hauptes erscheinen zu lassen. Hier liegt gewiß ein ästhetisches Motiv zu Grunde, und in der That läßt sich nicht in Abrede stellen, daß eine Masse von etwa zwanzig Dreiecken, den sämmtlichen Gestalten auf die Köpfe gestülpt, fast unvermeidlich eine störende Geschmacklosigkeit in die Formen gebracht haben würde. In solchem Vermeiden einer vielleicht sogar für den Eindruck der Gesichtspartien nachtheiligen Unschönheit kann ich ein Abweichen von den Grundsätzen des auf Lebenswahrheit gerichteten Styls nicht erkennen, da es die eigentliche Charakteristik der dargestellten Personen nicht trifft.

Der obere, länglich schmale Theil des Postaments, auf dem die Reiterstatue fußt, trägt als Eckstücke die allegorischen Gestalten der Gerechtigkeit mit Schwert und Gesetzestafel, der Weisheit mit einer Papyrusrolle und dem Spiegel der Selbsterkenntniß, der Stärke mit der Keule und der Mäßigung mit dem Zügel als Symbol ihrer Bedeutung. Die Reliefs, welche die Wände bedecken, stellen in der Weise des Rococo die Antike und das Phantastische mit dem Zopfcostum zusammen. Auf dem ersten Relief sitzen König Friedrich Wilhelm der Erste nebst Gemahlin. Zwei Engel fliegen herbei, von denen der eine das Kind Friedrich in Gestalt eines Säuglings trägt, der andere einen Palmzweig schwingt. Die Königin breitet ihnen die Arme entgegen, um das Kind zu empfangen. In der einen Ecke liegt eine weibliche Gestalt mit einer Urne, unter der ich mir etwa die Nymphe der Spree als allegorische Verbildlichung des Geburtsortes denken kann. Auf dem zweiten Relief unterrichtet Klio den Knaben Friedrich, jene im antiken Gewande, dieser mit Zopf und Kamaschen. Klio sitzt auf einem Polsterstuhl, den sie überdies, wie es scheint, aus Respect gegen den durchlauchtigen Schüler

nur halb einzunehmen wagt. Auf dem dritten Relief überreicht Pallas dem jungen Friedrich ein Schwert. Auch hier der gleiche Gegensatz des Costums: die Göttin im antiken Gewande, Friedrich in der steifen militairischen Uniform, zu welcher das antike Schwert kaum passender erscheint, als ein moderner Husarensäbel sich zur Kriegertracht eines Coriolan oder Scipio eignen würde. Hinter beiden Figuren bemerken wir eine Kanone und eine Reihe Preußischer Grenadiermützen nach dem Muster des ersten Garderegiments zu Fuß. Diese drei Reliefs bilden in abgetheilten Feldern den Schmuck der ersten Seitenansicht. In ganz entsprechender Anordnung bedecken drei andere die Wandfläche der zweiten Seitenansicht des obern Piedestals. Sie zeigen den König in persönlicher Theilnahme an Industrie und Kunst, während jene seinen ersten Bildungsgang versinnlichen sollten. Auf dem vierten Relief finden wir Friedrich daher in der Werkstatt eines Webers, von dessen Tochter er sich ein Stück Leinwand zeigen läßt. Die hinter ihm stehende Pallas Athene reicht dem am Webstuhl sitzenden Handwerker die Spindel zurück. Das fünfte Relief führt uns in Friedrich's Einsamkeit. Er steht in seinem Zimmer, gegen einen Sessel gelehnt, die Beine über einander geschlagen, und entlockt seiner geliebten Flöte die Töne, mit denen er so oft den Sturm seiner Seele beschwichtigte. Drei Musen umschweben ihn: Euterpe mit den Flöten, Erato mit der Leier und die leise tanzende Terpsichore. Im sechsten Relief läßt der König sich eine Statue zeigen, welche er zum Schmucke des im Hintergrunde sichtbaren Lustschlosses Sanssouci bestimmt hat. Ein Windspiel liegt zu seinen Füßen und blickt zu ihm empor, mit einem zweiten spielt seine rechte Hand. Dieses sechste Relief ist das einzige, in welchem uns jene Mischung des Rococo nicht entgegentritt. Um so barocker erscheint mir wieder das Relief der Vorderansicht: Friedrich wird vom Adler in den Himmel getragen. Ein weites Grabgewand umfließt seinen Körper, und, die Palme im Arm, den Lorbeer auf dem Haupte, wird er umstrahlt von der Sonne des Ruhmes. Die Züge des Antlitzes vereinigen in geistvoller Weise die Aehnlichkeit des Portraits mit einem Ausdruck der Vergeistigung durch den Tod. In einer obern Ecke bemerken wir eine symbolisch vignettenartige Verbindung von Krone, Schwert, Feder, Lorbeerzweig und Lorbeerkranz.

Es bedarf kaum der Versicherung, daß die Ausführung dieser Reliefs viel Verdienstliches enthält, obwol sie nicht so durchgehends vollendet ist, wie an den übrigen Theilen des Denkmals. Aber die ihnen zu Grunde liegende Absicht auf historische Charakteristik überschreitet die Grenzen der Wahrheit in der charakterisirenden Kunst. Es kann unmöglich die Aufgabe der Kunst sein, daß sie die ästhetischen Verirrungen einer geschichtlichen Zeit zu neuer künstlerischer Darstellung bringe, um diese Zeit im plastischen Bilde zu schildern. Solche Elemente der Schilderung dürfen einzig der Ueberlieferung durch die Schrift in Geschichte und Kritik verfallen sein. Sie künstlerisch wiedererwecken, da sie doch dem Leben

der Kunst völlig abgestorben sind, heißt einem haut-goût des geistreichen Charakterisirens fröhnen, der sich mit dem Extrem einer ästhetisirenden Romantik sehr nahe berührt. In dem Rococostyl dieser kleinen Reliefs zeigt sich bereits die Extravaganz, in welche die Berliner Sculptur, durch die technische Virtuosität ihrer charakterisirenden Richtung verleitet, sich verirren kann, wenn sie, dem Boden eines gesunden Volkslebens entfremdet, ganz den Einflüssen einer aristokratischen Atmosphäre anheimfallen sollte.

Vor dem mächtigen Eindruck des Ganzen werden übrigens, namentlich in der Höhe, die kleinern Details fast verschwinden, und in der Gesammtwirkung nur die Großartigkeit des Denkmals das Auge fesseln, das Gemüth ergreifen, den Geist erheben. Es ist ein gewaltiges, in Metall geschriebenes Epos, das in diesem plastischen Gemälde einer großen Zeit sich vor uns entfalten wird, um sie dem Gedächtniß der spätesten Nachwelt noch in lebendiger Gegenwart zu erhalten. Es ist zugleich ein Denkmal der hohen Kunstvollendung, welche die Norddeutsche Kunst an der Hand einer im Protestantismus wurzelnden realistischen Anschauung des Lebens und der Dinge, trotz aller Romantik, zu erreichen vermochte.

A. G.

Von Babylon nach Jerusalem.

Da die Gräfin Hahn durch ihre neueste Schrift, welche der Angabe nach eine Apologie ihres Uebertritts zur Römisch-katholischen Kirche sein soll, eigentlich aber nichts Anderes ist, als eine Selbstverherrlichung nach dem Muster und mit Reminiscenzen aus den Bekenntnissen einer schönen Seele, mit ihrer schriftstellerischen Vergangenheit gebrochen hat, so ist es am Orte, dieselbe in einem Gesammtbilde zu beleuchten. Der erste Roman, mit welchem die Gräfin vor das Publicum trat, „Aus der Gesellschaft", erschien 1838, zehn Jahre nach Bulwer's „Pelham" und den „Briefen eines Verstorbenen", fünf Jahre nach Georges Sand's „Lélia", Gutzkow's „Wally", den „Scenen aus dem Pariser Leben" von Balzac und nach dem Tode Rahel's. Durch diese Zusammenstellung wird das Verhältniß ihrer Poesie zu der allgemeinen Richtung der Zeit ungefähr charakterisirt.

Die Gräfin war damals 33 Jahre alt. Es ist daher eine poetische Licenz, wenn sie von der Heldin des Romans, der schriftstellernden Gräfin Ilda Schönholm, die offenbar ihr Ebenbild sein soll, folgende, ziemlich stark an Balzac erinnernde Beschreibung giebt: „Es war ein seltsamer Kopf, gar nicht schön, doch sehr anziehend; der Schnitt einer Madonna und der Ausdruck einer Sibylle; fatiguirte Züge, die auf mehr als 27 Jahre schließen machten, und ein

durchſichtiges, wechſelndes Colorit, das den Hauch der Jugend über ſie zauberte; Augen wechſelnd im Ausdruck, wie die eines Kindes, und verſchieden im Glanz ſchillernd, wie das Meer, wenn Wolken am Mittag darüber hin laufen; aber zwiſchen den Augen und dem Aufſchlag der lang bewimperten Augenlider ein Zug von unausſprechlicher Schwermuth." — Die Augen der Gräfin ſpielen bekanntlich eine große Rolle in ihrem Leben, und der theilweiſe Verluſt derſelben hat zu einer polemiſchen Epiſode mit dem großen Operateur Dieffenbach Veranlaſſung gegeben. Ein Wenig poetiſche Licenz liegt auch darin, wenn ſie in der Perſon eines jungen Mannes über ihre Heldin, die im Mondſcheine auf einem Balcon mit untergeſchlagenen Armen über ihm ſteht, in folgende Ekſtaſe ausbricht: „Er würde ſich nicht gewundert haben, wenn ſie auf ihrem rothen Shawl wie auf einer Flamme gen Himmel gefahren wäre". Ueberhaupt iſt die beſtändige coquette Selbſtbetrachtung nicht geeignet, dem Menſchen ein klares Bild von ſich ſelbſt zu geben; ganz wie Herr von Lamartine iſt Ilda Schönholm nicht im Stande, ein Buch zu ſchreiben, ohne ſich im Spiegel zu betrachten, wie ſchön ſie iſt, wie holdſelig ſie die Feder zu halten weiß, und was ſie für Augen dazu macht. Selbſt wenn ſie von Verzweiflung ergriffen ſich auf die Ottomane wirft, geſchieht es mit ſorgfältiger Rückſicht auf ihre Haltung. Je mehr man aber auf dieſe Weiſe ſich ſelber anſchaut, deſto weniger ſieht man die Wirklichkeit. Und ſo iſt es auch in geiſtiger Beziehung. Die Gräfin hat bei ihrem Uebertritt mit großer Befriedigung den Proceß ihres Innern belauſcht, aber ſie hat ſich doch täuſchen laſſen, ſie hat für einen autonomen und großen Entſchluß gehalten, was Nichts war als eine Reihe ſchlechter Reminiscenzen, die man Punkt für Punkt nachweiſen kann.

Als ſie ihren erſten Roman ſchrieb, hatte ſie ſchon eine Reihe von Schickſalen erlebt. Ihr Vater, der Graf Karl Hahn, war ein ſeltſamer Herr. Ein reicher Gutsbeſitzer in Mecklenburg, hatte er ſchon in ſeinem 17. Jahre durch ſeinen Aufenthalt in Hamburg 1797 eine ſo große Begeiſterung für die Bühne gefaßt, daß er zuerſt auf ſeinem Gute ein Privattheater im großartigſten Styl errichtete, ſilberne Rüſtungen machen ließ, die Schauſpieler aufs Fürſtlichſte belohnte und dann an die Spitze einer reiſenden Truppe trat. In dem Jahre, wo unſere Heldin geboren wurde, 1805, übernahm er das Hoftheater in Schwerin, und gab dabei, wie bei andern Bühnen, ſo viel aus, daß 1808 ſeine Güter ſequeſtrirt werden mußten. Nachdem er die Freiheitskriege im Mecklenburgiſchen Dienſte mitgemacht hatte, nahm er 1817 ſeine alte Beſchäftigung wieder auf, und hat ſie bis auf ſeinen, vor Kurzem erfolgten Tod fortgeführt. Er hat in Pommern, in Sachſen, in Lübeck u. ſ. w. wandernde Truppen geleitet, iſt aber ſelbſt perſönlich nie aufgetreten, ſondern hat ſich höchſtens mit der beſcheidenen Rolle eines Statiſten begnügt.

Dieſe abenteuerliche Lebensweiſe ihres Vaters war das erſte Moment, wel-

ches ihrem Geiſte eine eigenthümliche Richtung geben mußte. Das zweite kam bald darauf hinzu. Sie hatte mit ihrer Mutter an verſchiedenen Orten Deutſchlands gelebt, bis ſie ſich im 21. Jahre zu Greifswalde mit ihrem ſehr reichen Vetter Friedrich Hahn vermählte, der nur ein Jahr älter war, als ſie. Die Ehe war unglücklich und mußte bereits im Jahre 1829 gelöſt werden; ſie hatte alſo ein ähnliches Schickſal wie Georges Sand. Kurze Zeit darauf begann ſie ihre unruhige Laufbahn. Unſtät eilte ſie von einem Ort zum andern, 1835 nach der Schweiz, 36 und 37 nach Wien, 38 und 39 nach Italien, 40 und 41 wieder durch Italien, Spanien und Frankreich, 42 nach dem Norden, wo es ihr zu kalt war und ſie ſich unbehaglich fühlte, 43 und 44 nach dem Orient, von wo ſie mit großer Abneigung gegen die Europäiſchen Wirren zurückkehrte: „Das tumultuariſche Abendland machte mir einen unangenehmen beklemmenden Eindruck. So eben habe ich zwei volle Monate auf den ſtillen Fluthen des Nils, umringt von der ſtillen Wüſte, zwiſchen ſtillen Ruinen gelebt, und nun auf einmal dieſes Lärmen, dieſes Treiben, dieſer Luxus, dieſe Hantirung in allen Richtungen des Lebens. Das betäubte mich. Ich war nur zehn Monate entfernt geweſen, allein ſo gründlich, ſo mit allen Gedanken und Geſinnungen entfernt, daß ich wie aus einer andern Welt heimkehrte und die Zuſtände der Heimiſchen wie mit friſch gewaſchenen Augen verwundert betrachtete.“ Sie ſuchte ſich zu orientiren, ſie las einige communiſtiſche Bücher und machte ſich darüber Vorſtellungen, wie etwa die Beſtrebungen der Zeit beſchaffen ſein möchten, ungefähr in der vornehm nachläſſigen Manier des Herrn von Radowitz in ſeinen „Geſprächen aus der Gegenwart über Staat und Kirche.“ Das wollte ihr Alles nicht gefallen. Sie fand ihre Seele zu fein geſtimmt und zu edel für dieſes zerfahrene Weſen, das ſie in der Welt ſehen wollte und das ſie doch nur hineingeträumt hatte. Im September 1847 ging ſie wieder nach Italien. Der Verdruß über eine ſo eben erſchienene Satyre, Diogena, die im belletriſtiſchen Publicum viel Anklang fand, hatte ihr Deutſchland ohnehin verleidet. In Italien traf ſie die Revolution, und das Entſetzen über den Abgrund, der ſich ihr zu öffnen ſchien, trieb ſie heftiger als ſonſt nach dem alleinſeligmachenden Born der Gnade. „Ganz ſtupid ſah ſie auf die allgemeinen Zuſtände.“ Nach Dresden zurückgekehrt, brach ſie allen Umgang ab, denn die meiſten ihrer Freunde hatten ſich der verhaßten Sache der Revolution hingegeben. „Ich lebte wie der Salamander im Feuer, in dem unauslöſchlichſten Haß und der unbeſieglichſten Verachtung des demokratiſchen Princips und ſeiner Vertreter, Anhänger, Nachbeter, und zwar mit ſolcher Vehemenz und Intenſität, daß ich nicht begreife, wie mein Herz nicht hundertmal zerbrochen iſt bei all den Unthaten. — Für Kunſt, für Literatur hatte ich ſo wenig Intereſſe, daß ſie gar nicht mehr für mich exiſtirten. — Nach außen ſchloß ich mich ſtreng ab. Ich will eine Dreade ſein, ſprach ich zu mir ſelbſt, ein Geiſt, der im Felſen wohnt, im harten, ſchroffen, abwehrenden Felſen. Wer weiß, welch eine Kraft ſich durch

Stille und Schweigen in mir entwickeln ſoll." — Der Mai 1849 verſtärkte dieſe Eindrücke. Sie erlebte den Dresdener Aufſtand mit, und gleichzeitig traf ſie ein harter perſönlicher Schlag: ein Mann, der ſich ihr in den letzten Jahren angeſchloſſen hätte, in dem ſie endlich „den Rechten" gefunden, aber ohne durch ein eheliches Band mit ihm vereinigt zu ſein, ſtarb nach einer langen Krankheit. Nach einiger Zeit der dumpfen Muße beſchloß ſie endlich „Licht zu finden". Sie ließ ſich die Beſchlüſſe des Tridentiniſchen Concils, ſo wie die ſymboliſchen Bücher der Proteſtanten geben, verglich ſie mit einander und fand, daß in der katholiſchen Kirche allein Seligkeit zu finden ſei. Sie fand es, weil ſie es bereits vorher finden wollte. Den 1. Januar 1850 ſchrieb ſie an den Cardinal Fürſtbiſchof von Breslau, um ihn zu bitten, ihr zum Eintritt in die Kirche behilflich zu ſein; in Berlin trat ſie feierlich über, und ruft nun am Anfange ihres Buches mit einem Entzücken und einer Begeiſterung, die uns noch mehr ergreifen würden, wenn ſie — nicht aus den Bekenntniſſen einer ſchönen Seele abgeſchrieben wären: „Ich glaube! O wenn es Worte gäbe, um die Empfindungen auszudrücken, mit denen ich ſage: Ich glaube u. ſ. w."

Wenn ſie dann hinzuſetzt: „Es iſt, ich möchte ſagen, der Vorzug Derjenigen, welche in immenſen Irrthümern gelebt haben: wenn ſie endlich glauben, ſo iſt es ein immenſer Glaube, große Seelen werden ſchnell durch ihn verwandelt u. ſ. w." — ſo müſſen wir geſtehen, daß das vorliegende Buch kein erheblicher Beleg für dieſe Behauptung iſt. Wir finden nicht die geringſte Verwandlung. Wir finden dieſelbe hohle, geſpreizte Eitelkeit, dieſelbe Coquetterie, es fehlt nur, wie es bei Damen immer zu geſchehen pflegt, wo ſie ſich in philoſophiſche Reflexionen, d. h. in ein Raiſonnement über Dinge verlieren, von denen ſie entweder gar Nichts, oder, was noch ſchlimmer iſt, einiges Wenige verſtehen, — es fehlt jener Reichthum an kleinen Detailanſchauungen, die uns eine vielgereiſte Frau in der Novelle immer zu geben weiß. Wir haben Nichts weiter, als ein verworrenes und zerfahrenes Gerede über Dinge, die bereits hundertmal beſſer und gründlicher erörtert ſind. Wenn ſie von Luther ſagt: „Er fand ein Weib, das ſeiner würdig war. Die entlaufene Nonne ſchickte ſich auf's Beſte für den abtrünnigen Mönch; das Maß der gebrochenen Gelübde wurde dadurch erfüllt, und von den niedern Vorzügen der Menſchlichkeit der breiteſte Beſitz genommen," — und dieſen Ausſpruch dadurch erläutert: „Proteſtantiſche Menſchen müſſen alle in einer Weiſe ihr Leben hinbringen, ſie müſſen heirathen, ſonſt ſind ſie überflüſſig und nehmen Andern den Platz fort; abgeſehen davon, daß eine gänzliche Unkenntniß des menſchlichen Weſens aus dieſer einförmigen Einrichtung ſpricht, liegt ihr auch noch eine erſtaunliche Trivialität zu Grunde, denn ihr zufolge wird nur der Leib eines Menſchen geſchätzt, nicht ſeine Seele," — ſo iſt das zwar gemeiner und abgeſchmackter, als irgend Etwas, was ſie in ihren frühern Schriften geſagt hat, aber es iſt ebenſo wenig neu, als es wahr iſt. Die Schlegel, Adam

Müller, Werner u. ſ. w. haben das Nämliche geſagt, wenn auch mit etwas mehr Anſtand. Aber die Apoſtaten ſind in einer ſchlimmen Lage. Das Gefühl, welches ſie in die Kirche trieb, iſt zwar ein ſehr ungeſunder, aber immer ein Ausfluß des proteſtantiſchen Weſens. Sie haben ihre in proteſtantiſchen Vorſtellungen und Gefühlen genährte Phantaſie übermäßig geſteigert, bis ſie ſich endlich ein Bild von der Kirche gemacht haben, das zwar mit allerlei Höllenſtrafen gegen die Ketzer gemalt, das aber doch ſelbſt ein ketzeriſches iſt. Sie müſſen unausgeſetzt fortfahren, ihre Phantaſie in einer künſtlichen Exaltation zu erhalten, denn in der Sprache ihrer bisherigen Bildung können ſie nicht reden, ihren Verſtand können ſie nicht anhören und ihr bisheriges Gefühl müſſen ſie verläugnen. Ihr Herz wird keineswegs geläutert, denn es wird mit Bitterkeit erfüllt. — Man darf nur in den Denkwürdigkeiten von Varnhagen von Enſe die Schilderung in's Auge faſſen, welche er von dem Schmutz macht, in dem ſich der Convertite Zacharias Werner wälzte. Sie ergehen ſich in ſolchen Viſionen und Weiſſagungen, daß ſie endlich ihren neuen Bundesgenoſſen ſelbſt unbequem werden, und ihre Weisheit wird ſo tief, daß ſie ſelbſt rechtgläubige Katholiken erſchreckt. Wenn die Gräfin z. B. den Vorzug der ſittlichen Bildung des Mittelalters vor der neuern Zeit dadurch begründet, daß ſie die Mystères de Paris mit dem Buch de imitatione Christi vergleicht, ſo könnte ſie ebenſo gut die Bildung ihres Schuhputzers als Maßſtab der Bildung ihres Jahrhunderts betrachten, und würde im Mittelalter Manche auffinden, die gelehrter und tieffühlender geweſen ſind, als ihr Schuhputzer; und wenn ſie vom Proteſtantismus behauptet, er habe keine erhabene Sittenlehre gehabt, ſo iſt das freilich verzeihlich, weil ſie weder Kant und die übrigen proteſtantiſchen Moraliſten kennt, noch die katholiſchen Caſuiſten; aber eine ſolche Abgeſchmacktheit würde ſich doch beſſer ausmachen als bonmot in einer ihrer Salonnovellen, als in einem angeblich ernſthaft geſchriebenen Buche.

Wir finden allerdings den Abfall vom Proteſtantismus bereits in ihrem frühern Dichten und Trachten vorbereitet. Die Zerfahrenheit eines unbeſtimmten, durch keinen Kreis ſittlicher Pflichten bedingten Lebens, der Hochmuth einer maßloſen Subjectivität, welche nur aus ſich ſelbſt das Leben und ſeine Geſetze ſchöpfen zu können meint, und das unausgeſetzte Tändeln mit halb anempfundenen, halb auf einer krankhaften Nervenreizbarkeit beruhenden Leidenſchaften treibt endlich zu einer ebenſo krankhaften Sehnſucht nach einem objectiven Halt, den die müde Seele nur da finden kann, wo eine grobe, drohende und zornige Autorität ihr entgegentritt. Sehr richtig ſchildert ſie ſelber das Gefährliche jener Richtung, die nur in einer „immenſen" Liebe ſich befriedigen will: „Aus dieſem Sehnen und Streben ſteigt ein ſo feiner, ſüßer, duftiger Egoismus auf, daß er, wie das Arom der ſchönen Lilie, der lieblichen Orangenblüthe, betäubend, lähmend, berauſchend wirkt, ſo daß, ſelbſt wenn keine Enttäuſchungen eintreten ſollten, Entnervung und Abſpannung ſich einſtellen und das Herz ſo ſchwer und müde machen,

Digitized by Google

daß es zu Zeiten erliegen möchte vor einer geheimnißvollen Traurigkeit." Das gilt aber nicht blos von der absoluten Liebessehnsucht, sondern von jener falschen Richtung unsrer Zeit, die uns einreden will, der Mensch sei nur da, zu genießen oder zu leiden, zu lieben oder zu trauern; eine Richtung, die aber keineswegs protestantisch, sondern im extremsten Sinne katholisch ist, da der Protestantismus uns sehr energisch einprägt: der Mensch ist da, um seine Pflicht zu thun. Die Gräfin hat daher sehr recht, obgleich in einem andern Sinne, als sie es meint, wenn sie von sich selbst sagt: „Es kommt mir vor, als sei meine Seele von jeher eine schlafende Katholikin gewesen. Im Schlaf ist man nicht zurechnungsfähig; da ziehen die wunderlichsten Träume, die unsinnigsten Vorstellungen, die zusammenhangloseſten Bilder an uns vorüber .... Als meine Seele wach wurde, fand sie sich katholisch, denn Alles, was die Protestanten lehrten, hat sie nie begriffen, nie sich zur Nahrung machen können." Das ist sehr erklärlich, denn die Protestanten sprechen von Pflicht, und die Katholiken singen von Liebe und Gnade. Ganz zum katholischen Wesen gehört auch der maßlose Stolz, den sie an sich selber sehr richtig schildert: „Nichts und Niemand imponirte mir oder blendete mich, Allem und Jedem stellte ich mich höchst bestimmt und gelassen gegenüber und dachte: Du bist Du, und ich bin ich, und nun wollen wir mit einander reden. Ich war wie verzaubert in mein Ich, und wußte von keiner Art von Autorität." Daß eine solche Stimmung viel eher dahin gebracht werden kann, sich mit blinder Anbetung vor den dunkeln Wetterwolken einer höhern Macht niederzuwerfen, als sich mit Respect und bescheidenem Streben der Wirklichkeit anzuvertrauen und erst mit Anstrengung und Hingebung zu lernen, ehe sie ihr Urtheil spricht, liegt in der bekannten Wahrheit, daß die Extreme sich berühren. Das maßlose Selbstgefühl phantasirt und schwindelt sich leichter in eine maßlose Ehrfurcht hinein, als daß sie sich mit wirklicher Aufopferung in sie hineinarbeitet. Das Herz, das sich nur auf sich selber bezieht, fühlt sich unbefriedigt und weiß sich nicht anders zu helfen, als daß es in glühenden Bildern anticipirter Glückseligkeit schwelgt, die seine eigene Größe ihm bereiten wird. „Ich werde noch einmal Etwas thun, worüber die Welt ganz anders erstaunen wird, als daß ich Faustine geschrieben habe," rühmte sie in demselben Augenblick, wo, wie es ihr häufig zu geschehen pflegte, „neben dem Gefühl unermeßlichen Glückes die gründlichste Unbefriedigtheit in dem Gewande einer ganz übermenschlichen Langenweile auftauchte." Eitelkeit und Langeweile, das sind die besten Motive zur Apostasie. Schon häufig hatten vereinzelte Anschauungen vom Katholicismus, dessen Glanz und Schimmer sich einer halbreifen Bildung leichter aufdrängt, als der protestantische Ernst, sie mit bequemem Entzücken erfüllt; in ihrem Buche „Jenseits der Berge" schwärmte sie, wenn auch mit frivolen Beimischungen, für die grandiosen Trümmer der Römischen Kirche; vom Berge Karmel aus schrieb sie an ihre Freunde in der Manier Chateaubriand's und Lamartine's, wie es die ästhetische Convenienz

mit sich brachte, so daß diese voreilig glaubten, sie wäre schon katholisch geworden. Sie führt es mit einer gewissen Indignation an, daß man ihr nicht mehr entgegen kam: „Ich hatte allerdings den Versuch gemacht, die ersten Schritte, welche mich in die katholische Kirche hätten führen können, zu thun, allein man traute mir wol nicht Ernst und Ausdauer genug zu, oder zu viel Phantasie, d. h. in diesem Falle Launenhaftigkeit, und der Versuch blieb ohne Erfolg." Die frommen Männer haben sie besser verstanden, als sie sich selber, wenn sie nun coquettirt: „Was ich für Kraft vergeudet habe, das ist ein Jammer, denn vergeudet ist Alles, was nicht zum Heil der Seele gereicht," und wenn sie beschreibt, wie der Vers des Jesaias: „Mache dich auf, werde Licht, Jerusalem," einen immensen Eindruck auf sie machte. „Ich stützte den Kopf in die Hand und blieb so sitzen vor dem aufgeschlagenen Buch, ich weiß nicht wie lange" u. s. w. u. s. w., ganz wie Herr von Lamartine, über dessen komödienhaftes Wesen sie sich mit Recht beschwert, als er beschloß, aus Frankreich eine Republik zu machen.

Indessen diese Selbstgeständnisse, wo es sich um individuelle Stimmungen handelt, sind wenigstens bis zu einem gewissen Grad von Interesse, dagegen sind ihre Deductionen über die Sache selbst so langweilig als leer. Nur ein Umstand tritt daraus hervor, daß nämlich die Revolution ihr deutlich gemacht hat, wie die Parteien sich scharf an einander schließen müssen, und wie das festeste Schiboleth der unbedingten Reaction die katholische Kirche ist. Sehr richtig sagt sie darüber, und auch wir wollen uns diesen Grundsatz zu Herzen nehmen: „Ich habe Nichts dagegen, exclusiv genannt zu werden; ich habe gerade in der Zeit der Revolution das Vergnügen gehabt, Personen bei mir zu sehen, von denen es mir bis zu dieser Stunde räthselhaft sein würde, weshalb sie mich überhaupt aufgesucht haben, wenn nicht der allgemeine gallertartige Zustand es erklärte, der Allen, von welchem Glauben, welcher Partei, welcher Farbe sie sein mochten, eine energische Begrenzung unmöglich machte. Dazu das Deutsche Vorurtheil, möglichst vielseitig sein zu müssen, d. h. *Alles aufzunehmen und Nichts zu verarbeiten*, und die bedenkliche Anmaßung, über allen Parteien stehen zu wollen, und die unerquickliche, markloſe Zerflossenheit ist nicht sowol erklärt, als erkannt. *Unser Einer täuscht sich kläglich mit dem Wahn, über den Parteien stehen zu wollen; er lebt nur im Nebel über Alle und Alles, und deshalb wähnt er auf den Höhen zu leben.*" —

Indem wir diesen Satz unsrer Heldin, die recht verständig sein kann, wenn sie sich Mühe gibt, vollständig adoptiren und seine Beherzigung wünschen, gehen wir zu ihren frühern Schriften über.

Vor ihren bereits angeführten ersten Novellen hat sie in den Jahren 1835 bis 1837 mehrere Gedichtsammlungen herausgegeben, darunter eine: „Die Venetianischen Nächte." Ihre übrigen Schriften folgten sich: Astralion, 1839; Der Rechte, 1839; Jenseit der Berge, 1840; (eine Art Reisebeschreibung aus Italien,

ungefähr in der Manier, wie sie G. Sand in ähnlichen Stücken charakterisirt, sentimentale Aperçus mit verwirrten Anschauungen vermischt;) Fanstine, 1841; Reisebriefe, 1841 (aus Spanien, Frankreich u. s. w.); Ulrich, 1841; Cecil, 1841; Sigismund Forster, 1841; die Kinder auf dem Abendberg, 1842; ein Reiseversuch im Norden, 1843; Clelia Conti, 1844; zwei Frauen, 1845; Sibylle, 1846; Lewin, 1847 (zum Theil veranlaßt durch die oben erwähnte Satyre).

Das fashionable Publicum hat ihre Werke mit großer Anerkennung aufgenommen; sie ist die gelesenste unter allen Deutschen Belletristen. Dagegen hat sich die Kritik unausgesetzt gegen sie empört, zum Theil über Gebühr, weil man nur die Parteischriftstellerin betrachtete und das wirkliche Talent übersah. Alles Schlimme, was von ihr gesagt worden ist, hat Fanny Lewald, die Dichterin der Jenny (1843), so ziemlich in ihrer Diogena zusammengetragen (1847). In diesem Roman, der die schriftstellerischen Schwächen der Gräfin ungefähr in derselben Weise verspottet, wie Hauff in seinem „Mann im Mond" die Manier Clauren's, können wir zusammengedrängt, wenn auch carrikirt, die verschiedenen Seiten ihrer Richtung verfolgen. Fanny Lewald hat ihr nicht blos die kleinen Schwächen ihres Gemüths, ihres Charakters und ihrer Schreibart abgelauscht, sondern sie ist auch auf die Grundquelle derselben zurückgegangen, auf jenen raffinirten Egoismus des Herzens, das in sich selber den Brennpunkt der Welt anschaut und in den Menschen nicht gleichberechtigte Wesen, sondern nur Gegenstände der eignen „Emotion". Sie hat ganz richtig gesehen, daß diese Isolirung des Herzens sich an ihm selber rächt, denn sie führt zu einem willkürlichen Denken und Empfinden und dadurch in ein Ideenlabyrinth, aus welchem kein Ausweg zu finden ist. Wenn sie ihre Heldin im Wahnsinn enden läßt, so ist das freilich hart und vom künstlerischen Gesichtspunkt zu verwerfen, denn jede echte Satyre soll humoristisch abschließen, aber an sich ist es nicht ganz unrichtig. Zügellose Willkür der Phantasie und leidenschaftliche Selbstsucht des Empfindens führen zwar nicht immer zum physischen Wahnsinn, wol aber zu jener geistigen Verworrenheit, in der man keinen Schritt mehr berechnen kann, denn es ist kein Gesetz vorhanden.

Aber das Bild ist doch nicht vollständig. Zum Theil ist in diese einzige Individualität zusammengedrängt, was sich bei dem weiblichen Gemüth, wenn es über seine Schranken hinaustritt, überhaupt findet, bei Fanny Lewald so gut, wie bei dem Gegenstande ihrer Satyre, theils ist auf die guten Seiten, die doch der Gräfin nicht fehlen, gar keine Rücksicht genommen. Einmal hat sie etwas mehr Esprit und Eigenthümlichkeit, als die meisten übrigen Schriftstellerinnen; sodann ist sie in einem freilich beschränkten Kreise der Welt wirklich zu Hause, und macht daher trotz ihres Raffinements zuweilen den Eindruck einer gewissen Natur. Zudem erhebt sie ihr aristokratisches Selbstgefühl, welches freilich in anderer Beziehung verletzend genug auftritt, über jene Gemeinheit, die sich bei

emancipirten Frauen ohne Stolz häufig genug breit macht; sie wird nie cynisch und eigentlich auch nie recht boshaft.

Um ihre Eigenthümlichkeiten zusammenzufassen, könnte man sie etwa auf folgende Momente zurückführen: sie ist ein Weib; sie gehört mit voller Seele einer Aristokratie an, die doch nicht recht Aristokratie ist; sie ist von der modernen Französischen oder jungdeutschen Bildung bis ins innerste Mark durchdrungen und glaubt sie doch zu hassen; sie ist endlich ohne Vaterland, ohne einen Mittelpunkt ihrer Bestrebungen, eine unruhige Wandrerin im Labyrinth des Lebens.

Wenn man den weiblichen Schriftstellern eine zu große Einförmigkeit in dem Kreis ihrer Darstellungen vorwirft, so verlangt man von ihnen das Unmögliche. Der Schriftsteller kann nur Dasjenige geben, was er wenigstens in analogen Formen durchgelebt, durchempfunden, durchdacht und durchgekämpft hat. Das Leben der Frauen ist enge umgrenzt, und wenn sie diese Grenze auch mit Haß empfinden, so wird sie durch den Haß doch nicht aufgehoben. Die Frau kann einen Mann nie vollständig schildern, denn sie versteht es nicht, was eine concentrirte, auf ein bestimmtes Ziel geleitete und mit unabläßiger Ausdauer verfolgte Anstrengung heißt. Die Frauen sind leicht geneigt, ihre Menschenkenntniß zu überschätzen, denn sie haben einen feinen und scharfen Blick für die kleinen Schwächen, in welche sie selber nicht verfallen, weil ihr Leben ihnen dazu keine Gelegenheit bietet. Sie empfinden z. B. auf das Feinste jeden Mangel an Muth beim Manne heraus, und sind dann unbarmherzig, wie das unbetheiligte Publicum, welches ebenso wenig jemals activ ist, als sie. Die Lächerlichkeit des pedantischen Wesens, in welches bei der weit getriebenen Theilung der Arbeit in unserer Zeit und der nothwendigen Selbstbeschränkung jeder Mann bis zu einem gewissen Grade verfällt, entgeht ihnen um so weniger, da auch in den beschränktesten Verhältnissen sie selber immer zu einer gewissen Totalität gelangen. Sie haben eine Neigung zur unbedingten Verehrung, sie bilden sich, wie man das nennt, ein Ideal, und verfallen dann um so leichter in eine ironische Stimmung, weil dieses Ideal in der Regel Widersprüche enthält. Die Heldinnen unserer Dichterin suchen darum „den Rechten" vergebens, weil er widersprechende Eigenschaften in sich vereinigen soll, heroische Männlichkeit und unbedingte Abhängigkeit von den Launen und Stimmungen des geliebten Weibes; sie wollen von dem Geliebten bis in die zartesten Fasern ihres Empfindens hinein verstanden werden, und doch soll er Nichts von jenen weiblichen Eigenschaften haben, die ein solches Verständniß allein möglich machen. Diese beständig getäuschte Erwartung, die bei der Gewohnheit, Romane zu schreiben, natürlich noch viel intensiver und romantischer wird, bringt bei unserer Dichterin jene markloſen Gestalten hervor, die mehr ein Ausdruck ihrer eigenen Bitterkeit, als einer objectiven Erfahrung sind, da der Mittelpunkt ihrer Geschichte stets durch die Reminiscenzen ihres eigenen Lebens bestimmt wird, und da für das Weib das persönliche Verhältniß das einzige

Motiv iſt, während der Mann ſich ſtets in eine objektive Thätigkeit verſenkt. So kann die Dichterin Morgen- und Abendland, Süden und Norden mit dem ſinnigſten Blick von der Welt durchſchauen, und ſie wird doch bei dem größten Farbenreichthum in ihren Geſtalten immer nur das Konterfei ihrer eigenen kleinen Welt geben.

Schon die erſte Bildung der Frau iſt ungeſunder, als die unſrige. Nach unſerm modernen Erziehungsſyſtem lernen ſie ſehr viel; ſie gewinnen nicht allein Kenntniſſe, ſondern auch vorzugsweiſe Fertigkeiten, aber ſie lernen nicht den Ernſt der Arbeit. Es wird ihnen Alles aus der zweiten Hand überliefert, ſie lernen ſehr leicht Urtheile über Religion, Politik, Literatur, einzelne Menſchen mit großer Geläufigkeit als geprägte Münzen ausgeben, und ſind um ſo verſchwenderiſcher damit und halten ſich für um ſo unbefangener, je gedankenloſer ſie den Analogien folgen, welche die erſten Eindrücke ihrer Kindheit ihnen bieten. Bei ihrer unvollkommenen und lückenhaften Bildung haben ſie die größte Neigung zu Paradoxien, weil ihnen bei der Beſchränkung ihrer Kenntniß auf das Einzelne überall die Vermittelung fehlt. Die Neigung zu Paradoxien iſt ein untrügliches Zeichen für einen halbreifen Menſchen; ſie hat aber etwas ſehr Anziehendes, wenn ſie mit Witz und einer gewiſſen Empfindung gepaart iſt. Es wird dann jene raffinirte, mit ſtarker Ironie zerſetzte Empfindſamkeit daraus, welche ſich bei der weiblichen Literatur unſerer Tage nicht blos auf die Frauen erſtreckt. Es iſt daher auch ſelten, daß Frauen einen guten Dialog ſchreiben können, obgleich ihre wirkliche Unterhaltung in der Regel beſſer iſt, als die der Männer. Bei dem geſchriebenen Dialog verlangt man Conſiſtenz und Zweck und wird durch beſtändige Sprünge verwirrt, während in der wirklichen Unterhaltung ein leichtes, gegenſtandloſes Spiel die angenehmſte Form iſt.

Bei einer ſtarken und geiſtig wirklich begabten Natur muß dieſe Stellung des Weibes, wenn ſie nicht durch die geſunde Erfüllung beſchränkter und beſtimmter Pflichten corrigirt wird, das Gefühl der Unbehaglichkeit, Leere und Unwahrheit hervorrufen. Daher jene Sehnſucht nach der ſogenannten Emancipation der Frauen, wobei ſich Jeder etwas Anderes und Niemand etwas Beſtimmtes denkt. Schon in ihrem erſten Romane ſprach die Gräfin den Wunſch aus, entweder zu den Zeiten der Aſpaſia, oder der heiligen Thereſe gelebt zu haben, weil eine immenſe Seele ſich nur in immenſer Luſt oder in immenſer Aufopferung befriedigt. Sie hat wol von der Einen ſo wenig Vorſtellung gehabt wie von der Andern. Eine praktiſche Emancipation nach Art der Lola Montez, oder wie ſie in weniger üblem Sinne jede Künſtlerin bis zu einem gewiſſen Grade durchführt, wird ihr nicht genügen, weil dieſer der ariſtokratiſche Duft fehlt, in welchem ſich die Neigung einer zart geſtimmten Seele allein bewegen kann. Noch weniger jene projektirte Emanzipation der Radicalen, die darauf herauskommt, das ſpecifiſch Weibliche aufzuheben, ſo weit es nicht der Natur, ſondern der

Convenienz angehört. Gerade dieſes ſpecifiſch Weibliche will unſre Gräfin nicht allein erhalten, ſondern ſie will es auf den Thron des Lebens erheben, wie es in der katholiſchen Kirche auf dem Thron des Himmels ſitzt. Eben darum iſt ihre Befreiung des Weibes exclusiv, ſie bezieht ſich nur auf ſchöne Seelen und Edelfrauen, die das ſpecifiſch Weibliche in ihrer Erſcheinung zur vollendeten Form entfaltet haben; Köchinnen und Bürgermädchen werden nicht emancipirt, ihre rothen Hände und plumpen Füße erlauben es nicht. Das Leben ſoll ſich durch den Einfluß der Frauen verklären; die einſeitigen, ſchroffen und unſchönen Tendenzen der Politik, der Akademie, des Rechts und der Kunſt ſollen um die Ottomane einer ſchönen Seele kreiſen, wie um einen Focus, und in ihm ſich vermitteln; Politik und Religion ſollen im Salon verhandelt werden, die Philoſophie und Kunſt als ihre höchſte Aufgabe anſehen, an dem holden Räthſel eines genialen Weibes ahnend herumzutaſten. Wenn die Launen und Stimmungen eines hyſteriſchen genialen Weibes die Welt regieren, wenn Herr v. Radowitz das düſtere und langweilige Gewebe der Politik in einen Rebus zuſammengefaßt haben wird, an welchem ein feines Gemüth ſich ahnend verſucht, dann wird die goldene Zeit für unſre Dichterin gekommen ſein, denn ſie wird ihre ſouveraine Melancholie als die Melancholie der ganzen Welt Gott ins Geſicht werfen können, da ſie die ganze Welt in ihrem Strickbeutel trägt.

Da aber eine ſolche Löſung des ſchönen Räthſels zu lange auf ſich warten laſſen könnte, liegt der andere Ausweg nahe: die ganze Fülle unverſtandener Sehnſucht und gegenſtandloſer, aber tiefer Seufzer in die Bruſt eines Weſens zu ſenken, welches man ſich gerade ſo vorſtellt, wie man es braucht. Alle ſogenannten genialen Weiber haben Momente religiöſer Ekſtaſe, Augenblicke, in denen ſie einen Gott ſuchen, der ihnen eigen angehöre. Das iſt der Fall bei den erdichteten Figuren dieſer Art wie bei den wirklichen, bei der Lälia, der Lucinde, der Wally, wie bei der Rahel und Bettine. Auch die Stellung einer büßenden Magdalene hat etwas Anziehendes und Reizendes, wenn ſie mit einer paſſenden Staffage umgeben iſt. Freilich ſind es nur Ausnahmsfälle, in denen die Bekehrung ſo weit getrieben wird, daß ſie zu einer Oſtentation vor dem Publicum führt, wie bei Frau v. Krüdener, deren Valerie (1804) in vielen Beziehungen an die Novellen der Gräfin Hahn erinnert; aber auch in ſolchen Dingen thut die Mode viel, und es iſt nicht zu läugnen, daß gerade jetzt bei geiſtreichen Damen eine intenſive Religioſität eben ſo wieder zum guten Ton gehört, wie in frühern Tagen eine ſtarke Freigeiſterei. Wir haben an der Johanna von Vaudreuil vor einiger Zeit ein Beiſpiel dieſer Erweckung gezeichnet.

Die Wichtigkeit, die man alsdann geneigt iſt, einer derartigen Veränderung der Stimmung und Laune beizumeſſen, entſpringt zum Theil aus dem unwahren Verhältniß, in welchem ſich der Ton des Umgangs zwiſchen Männern und Frauen in unſern Tagen bewegt. Die Huldigung, die man den Frauen in chevalereskem

Zeiten darbrachte, war doch immer nur eine ſcheinbare; der ſtarke Ritter kämpfte mit Rieſen und Drachen, um durch ein Lächeln von ſchönem Munde belohnt zu werden; es fiel Niemandem ein, in dem Weibe Eigenſchaften zu verehren, die ihm in geringerem Maße zukommen, als dem Manne. Heutzutage aber iſt die alte Convenienz der Galanterie geblieben und dabei auf Dinge übertragen, die ihren Sinn vollſtändig verkehren. Die Frauen laſſen ſich als Ebenbürtige in den geiſtigen Kampf der Männer ein, und verlangen dabei doch jene Schonung, die man früher unter dem Schein der Huldigung der Schwäche angedeihen ließ. Dieſe Unwahrheit, die man doch im Stillen fühlt, treibt dann zu einer Steigerung des weiblichen Weſens, zu jenem nicht zu berechnenden fortwährenden Wechſel der Stimmungen und Einfälle, der den Zuſchauer verwirrt, weil er inſtinctmäßig nach einem Geſetz ſucht, wo keins vorhanden iſt, und da es namentlich bei der jüngern Literatur zum guten Ton gehört, nur das Unklare tief und nur das Zuſammenhangloſe erhaben zu finden. Die romantiſche Schule, die vorzugsweiſe jene Verkehrung der Geſchlechter gepredigt hat, trägt zum großen Theil die Schuld von dieſem unwahren Verhältniß. Tritt nun vollends die ariſtokratiſche Neigung hinzu, die ſich in der Männerwelt bei der Verſenkung derſelben in die bürgerlichen Intereſſen des Erwerbs oder des Beamtenthums vergebens nach den Fouqué'ſchen Nebelbildern der Ritterlichkeit umſieht, ſo kommt man bald dahin, im Salon den einzigen Reſt jenes freien, berufsloſen, ätheriſchen Daſeins zu finden, und in den Frauen die letzte Spur des vornehmen Weſens, da die ganze Männerwelt bis zum Grafen herauf durch Actenſtaub oder durch Börſenſpeculationen encanaillirt iſt.

Man würde aber irren, wenn man in den Schriften der Gräfin Hahn eine wirkliche Darſtellung der Ariſtokratie ſuchte. Eine wirkliche Ariſtokratie iſt undenkbar ohne eine große Macht und einen großen Blick in die öffentlichen Verhältniſſe. Die Engländer haben eine wirkliche Ariſtokratie, die unabhängig iſt von dem günſtigen Lächeln eines Fürſten, unabhängig von dem Geſchmack der Pariſer Schneider. Man darf nur einen beliebigen Roman der Engliſchen Schriftſtellerinnen aufſchlagen, welche die höhere Geſellſchaft ſchildern, z. B. der Lady Charlotte Bury, um den grenzenloſen Unterſchied zu erkennen. Die echte Vornehmheit des Ariſtokraten beruht auf dem Gefühl einer realen, in langer Tradition fortgeerbten Macht und in der Sicherheit ſeiner Stellung, die ihn auch dem Höchſten ebenbürtig ſetzt; ſie iſt daher höflich, beſcheiden und kalt, niemals herausfordernd, wie unſre kleine Nobleſſe, die nur vornehm thut, und durch den beſtändigen Widerſpruch zwiſchen ihren Idealen und der Wirklichkeit einen unabweislich komiſchen Eindruck hervorruft. Auch wir in Deutſchland haben wenigſtens in manchen Provinzen noch eine wirkliche Ariſtokratie, der zwar die eigentliche Weihe der Engliſchen, die politiſche Einſicht und Uebung und der Stolz einer großen Nation fehlt, die aber in ihrem bedeutenden Beſitz zu ſicher iſt, als daß es ihr einfallen ſollte,

ihre Existenz erst durch Unverschämtheiten zu beweisen. Diese Aristokratie ist der Gräfin Hahn unbekannt; ihre Assessoren und Regierungsräthe, ihre Kammerherren und reisenden Kosmopoliten müssen sich erst durch die stolze Herablassung, mit der sie die unterwürfigen Bedienten behandeln, legitimiren, sie müssen ihre aristokratische Geburt durch den Bau ihres Fußes, ihre aristokratische Bildung durch die Feinheit ihres Stiefels beweisen. Diese Abhängigkeit von Schuster und Schneider ist weit entfernt von jener Sicherheit, mit welcher der echte Aristokrat im schlechtesten Flausrock das Gefühl in sich trägt, ein Pair aller Könige zu sein. Ein bureaukratischer Staat, wie der Preußische, unterdrückt schon durch seine Gymnasien, seine Prüfungen und seine Amtsgeschäfte unmerklich das Bewußtsein der ständischen Unterschiede, und was die äußere Tracht des Militairstandes daran ändert, wird wenigstens zum Theil wieder durch die untergeordnete pecuniaire Stellung desselben aufgehoben. Seitdem es dahin gekommen ist, daß man nicht blos in der Massenhaftigkeit, sondern auch in dem feinen Raffinement des Luxus die Vorzüge der höhern Stellung sucht, ist der reiche Jude, der seiner Tochter eine gute Bildung geben läßt, im Stande, sie mit allen Damen von echtem Blut wetteifern zu lassen. Die ängstliche Genauigkeit, mit welcher die Gräfin Hahn den Lustre ihres Geschirrs und den Parfum ihrer Toilette beschreibt, ist nur ein Zeichen dafür, daß der Adel, wie sie ihn versteht, seinen eigenen Schwerpunkt verloren hat. Noch schlimmer ist es mit dem blasirten belletristischen Salongeschwätz. Wenn die vornehmen Damen ihre Noblesse darin zeigen wollen, über Goethe und Schiller, die Peterskirche und das Colisenm, das Meer und die Alpen, über Beethoven und Bach immense Gefühle zu hegen, setzen sie sich der Gefahr aus, von dem ersten besten Roturier überwunden zu werden. Zudem kommt den Deutschen Schöngeistern das Alles erst aus der zweiten Hand, und hat den Stempel des Gemachten. Eine blos sociale Aristokratie ist schon an sich etwas Unhaltbares, aber sie wird dadurch noch erträglicher, wenn sie mit einer gewissen Naturkraft und mit der vollständigen Durchbildung der Franzosen auftritt, wie in Balzac's Schilderungen aus dem Faubourg St. Germain, die eigentlich eine Fortsetzung der Chronik des Oeil de boeuf und der Geschichten aus der Regentschaft sind. Damals aber trug die Aristokratie einen Degen an der Seite, feine Spitzen und sammetne Gewänder; der moderne Frack hat einen demokratischern Einfluß ausgeübt, als alle Predigten der Communisten. Die Versuche unsrer schönen Seelen dagegen, die Noblesse des Herzens mit der Noblesse der Kleidung zu vereinigen, führen zu einem leeren und haltlosen Treiben, welches nothwendiger Weise mit der Langenweile der Blasirtheit endigt. So steht eigentlich die angeblich aristokratische Schriftstellerin genau auf derselben Stufe der Bildung, wie das junge Deutschland und wie die Französischen Romanschreiber, nur daß die Letztern in einer reinern Sprache schreiben und nicht, wie die Deutschen, den Mangel ihres eigenen Ausdrucks durch Entlehnung aus der Fremde überdecken,

und daß ſie einfacher ſind in ihrer Leidenſchaft, eben weil ſie einſeitiger ſind. Das junge Deutſchland hatte kein Recht, ſich gegen die Manier der Dichterin aufzulehnen, denn es hat dieſelben verſchwommenen, willkürlichen und capriciöſen Geſtalten hervorgebracht, mit demſelben Franzöſiſchen Firniß überkleidet und mit denſelben Einfällen über Kunſt, Politik, Religion und dergleichen verziert. Ich muß geſtehen, daß die Fauſtine unter all dieſen jungdeutſchen Verſuchen, Probleme ohne beſtimmte Faſſung und Geſtalt zu löſen, noch immer der leidlichſte iſt, und wenn man ſie mit ihren Standesgenoſſen vergleicht, dem Fürſten Pückler und dem Herrn von Radowitz in ſeinen „Geſprächen über Staat und Kirche", ſo dürfte ſchwer zu beſtimmen ſein, wer von ihnen in ſeinen Anſchauungen und Empfindungen klarer und ſicherer iſt.

Auf die Form ihrer Schreibart hat wol Balzac den meiſten Einfluß ausgeübt, dem ſie auch darin nacheifert, daß ſie denſelben Kreis fingirter Perſonen, die gleichſam die Typen der Geſellſchaft ſein ſollen, in all' ihren Romanen wieder auftreten läßt. Die Art, wie ſie portraitirt, iſt ganz Balzac. Der eigentliche Geiſt ihrer Werke ſteht aber Heine's Reiſebildern am Nächſten. Daß der Eine demokratiſche und revolutionaire Gelüſte hegte, während der Andere für Adel und Königthum ſchwärmte, kommt ziemlich auf Eins heraus. Die Berechtigung iſt bei Beiden gleich. Ueberhaupt hat dieſe moderne Reiſewuth, die ohne beſtimmten Zweck, ohne dauernde Anſtrengung, ohne warmes Intereſſe überall nur mit halber Einſicht nach beſtändig neuen Eindrücken haſcht, die alle Liebe zum Vaterlande untergräbt, die ſich von der Stimmung der entlegenſten Zonen einen oberflächlichen Anflug zu verſchaffen weiß, aber ohne daß Etwas haftet, und die daher zuletzt zu jener fixirten ironiſchen Stimmung, zu jener abgeſpannten, blaſirten Gleichgiltigkeit gegen alle Dinge führt, ſehr viel Schuld an der Unwahrheit unſers belletriſtiſchen Lebens und Treibens. Glücklicher Weiſe ſcheint dieſe Manier, auf Reiſen zu gehen, um nach Emotionen zu jagen, jene Manier der Chateaubriand, Lamartine, Pückler, Heine, Laube, der Hahn u. ſ. w., auch der G. Sand, die jeden Augenblick geneigt iſt, ſich Etwas vorzulügen, wenn die Emotionen nicht von ſelbſt kommen wollen, und die dann mit der leichtfertigen Frivolität eines unbetheiligten Touriſten über die ernſthafteſten Fragen abſpricht, jetzt allmälig vorüber zu ſein; man reiſt jetzt wieder, um zu ſtudiren, oder um ſich zu erholen; ſein Herz findet man am heimathlichen Herde. Dies iſt in der That der Ort, auf dem allein eine Wiedergeburt der neuern Zeit von der Lüge zur Wahrheit ſtattfinden kann. Nicht in Babylon und nicht in Jeruſalem ſind die Räthſel des Geiſtes zu löſen, denn das Eine wie das Andere ſind träumeriſche Schattengeſtalten, von denen es nicht wundern kann, wenn ſie den Eindruck machen, daß Alles in der Welt eitel iſt, ſondern auf dem Boden, mit dem wir durch unſre Geſchichte, durch unſer Herz und durch unſre Intereſſen verwachſen ſind. J. S.

Die gegenwärtige Lage des Miniſteriums Ruſſell.

Die fünfte Seſſion eines Engliſchen Parlaments iſt immer eine kritiſche für das beſtehende Cabinet. Die nahe Auflöſung macht die miniſteriellen Mitglieder, welche den Preis für ihre Unterſtützung bereits in Händen haben, kälter in ihrer Anhänglichkeit, und diejenigen, welche des Lohnes noch harren, dringlicher in ihren Anforderungen und allzugeneigt, dem Miniſterium durch Widerſpenſtigkeit Conceſſionen abzutrotzen. Bei den unabhängigen Mitgliedern friſcht die Ausſicht auf die bald bevorſtehende Neuwahl die Erinnerungen an die Verſprechungen auf, die ſie ihren Conſtituenten auf den Huſtings gemacht haben, ſie beſtürmen das Cabinet mit Reformanträgen, und auch die eigentliche Oppoſition trägt Sorge, durch lebhaftere Angriffe ihr Daſein den Miniſtern und dem Lande bemerklich zu machen, und ſich in kluger Vorſorge für die allgemeinen Wahlen einen friſchen Vorrath von Popularität einzulegen. Und während durch dieſe Umſtände die miniſterielle Phalanx gelockert und die Oppoſition gekräftigt wird, ſcheut ſich das Cabinet gewöhnlich, einem Parlament, dem die nahe Auflöſung viel von ſeiner Autorität nimmt, Maßregeln von großer Wichtigkeit vorzulegen. Dadurch geräth es leicht in Gefahr, die Direction des Hauſes ganz und gar zu verlieren.

Das diesjährige Parlament macht von dieſer regelmäßig wiederkehrenden Stimmung keine Ausnahme, aber dennoch glaubte man, daß die Seſſion für das Miniſterium ruhig vorübergehen werde. Die große Induſtrieausſtellung lenkte die Geiſter von den politiſchen Fragen ab, das Budget zeigte einen Ueberſchuß von 2 Millionen Pfund, und der Schatzkanzler konnte alſo die Laſten der Steuerpflichtigen beträchtlich erleichtern; und Lord John Ruſſell's kräftiger Brief gegen das päpſtliche Breve, das ganz England, ohne ſich um die Regierung zu kümmern, in katholiſche Bisthümer und Erzbisthümer theilte, hatte ſogar die Maſſe der Conſervativen in enthuſiaſtiſche Anhänger verwandelt. Man erwartete und forderte wenig von dem Miniſterium: eine Regelung und wo möglich Ermäßigung der Einkommenſteuer, die in Folge des Ueberſchuſſes leicht zu ermöglichen war, eine Reform der Kanzleigerichtshofs, eine ſchon ſeit mehrern Seſſionen ſtets verſprochene und ſtets hinausgeſchobene mäßige Ausdehnung des Wahlrechts, und endlich einen wirkſamen Schutz gegen die drohenden Uebergriffe des päpſtlichen Stuhles. Befriedigte das Whigminiſterium dieſe gewiß ſehr beſcheidenen Forderungen, ſo konnte es auf einen beträchtlichen Zuwachs ſeiner Macht und ſeiner Popularität und auf einen langen Beſtand rechnen.

Dieſe ſchöne Stellung hat ſich das Miniſterium Ruſſell durch Halbheit und Schwäche in wenig mehr als 14 Tagen ganz und gar verdorben, und was Anfangs eine Bedingung ſeiner Stärke zu ſein ſchien, iſt durch eigene Schuld Haupt-

urſache ſeiner Hinfälligkeit geworden. Am 3. Februar wurde das Parlament eröffnet, die Thronrede ſtellte Maßregeln gegen die päpſtlichen Uebergriffe und eine Reform des Kanzleigerichts in Ausſicht, ſchwieg aber über die Steuerermäßigung und über die Wahlreform. Am 7. Februar erklärte ſich Lord John Ruſſell über die Abſichten der Regierung in Bezug auf die oberwähnte Maßregel der päpſtlichen Curie. Die von ihm einzubringende Bill hatte den Zweck: erſtens die Annahme biſchöflicher Titel, die von Orten in England oder Irland herrühren, katholiſchen Geiſtlichen zu verbieten, zweitens, alle Vermächtniſſe, Schenkungen und vormundſchaftliche Anvertrauung von Eigenthum an ſolche Perſonen null und nichtig zu machen. Die Bill befriedigte nicht ganz das proteſtantiſche Gewiſſen Englands, und ſelbſt ſehr gemäßigte Stimmen, wie die Times, verlangten wenigſtens, daß der Zuſammentritt katholiſcher Synoden und die Giltigkeit ihrer Beſchlüſſe von der Billigung der Regierung abhängig gemacht werde. Doch zeigte ſich die conſervative Seite des Hauſes willig, das Miniſterium zu unterſtützen. Lebhaften Widerſpruch aber fand die beabſichtigte Maßregel unter den Anhängern des Miniſteriums ſelbſt; ſowol die Engliſchen Radicalen von dem Standpunkte unbedingter Toleranz aus, wie die 30—40 katholiſchen Iriſchen Mitglieder im Intereſſe ihrer Kirche, opponirten der Bill auf das Heftigſte. Doch wurde ſie nach dreimal vertagter Debatte am 14. Februar im Princip mit der ungeheuren Majorität von 395 gegen 63 Stimmen genehmigt. Wie bedenklich dieſer Sieg für das Miniſterium war, hatte ſich ſchon am Tage vorher gezeigt.

Während der Debatte über die Papal-agression bill hatte dem Unterhaus noch ein anderer Antrag zur Berathung vorgelegen. Herr Diſraeli, der jetzt im Unterhauſe der erklärte Führer der Protectioniſten iſt, verlangte die Ernennung eines Comité zur Unterſuchung des Nothſtandes der ackerbauenden Klaſſen. Der Antrag hatte keinen unmittelbaren praktiſchen Zweck; es war einer jener Ballons d'essai, welche die Parteihäupter oft ſteigen laſſen, um die Strömungen in der Atmoſphäre des Hauſes zu prüfen, und die fernere Parteitaktik darnach einzurichten. Die Iriſchen katholiſchen Mitglieder ergriffen aber mit Freuden dieſe Gelegenheit, um ihrem Zorn gegen das Miniſterium Luft zu machen, und eine große Zahl derſelben, obgleich früher die Freihandelspolitik des Miniſteriums unterſtützend, ſtimmte diesmal „aus Iriſchen Gründen," wie ſie offen bekannten, mit den Protectioniſten. Das Miniſterium hatte zwar noch eine Majorität, aber blos von 14 Stimmen — 284 waren gegen, 267 für den Antrag. Die protectioniſtiſchen Zeitungen feierten die Abſtimmung als einen halben Sieg; unläugbar war es ein Zeichen des beginnenden Zerfalls der miniſteriellen Majorität. Eine Art Entſchädigung für die Abtrünnigkeit der Irländer war dem Miniſterium das ſehr entſchiedene Auftreten Sir J. Graham's, ſeit Peels Tode der bedeutendſte Staatsmann der freihändleriſchen Conſervativen, der ſeine Anhänger aufforderte, alle untergeordneten Meinungsdifferenzen zu vergeſſen, und ſich in dem großen

Entscheidungskampfe um die definitive Anerkennung des Princips der Handelsfreiheit einträchtig um das Ministerium zu schaaren.

Das Ministerium sah sich bald in einer Lage, wo es diese neuen Anhänger sehr nöthig brauchte. Die Whigs, die nicht in dem Rufe stehen, gute Finanziers zu sein, hatten diesmal durch ein seltenes Glück einen Ueberschuß von 2 Millionen Pfund Sterling. Alles hoffte, Sir Ch. Wood werde diese bedeutende Summe zu irgend einem ansehnlichen Steuernachlaß benutzen, und so, indem er eine der vielen Erwartungen der Steuerpflichtigen ganz befriedigte, eine Klasse der Belasteten ganz für das Ministerium gewinnen. Anlaß dazu war genug vorhanden. Alle einsichtigen Finanzreformen dringen seit langer Zeit auf eine Ermäßigung und bessere Vertheilung der Einkommensteuer; die Bevölkerung der Städte konnte sich das Ministerium durch die Abschaffung der Fenstersteuer auf lange Zeit hin verpflichten; die liberale Partei war sehr für Aufhebung der Papier- und Annoncensteuer, und selbst die Gunst der Grundbesitzer war durch Erniedrigung der Malzsteuer zu gewinnen. Merkwürdiger Weise benutzte der Kanzler der Schatzkammer von diesen vielen Gelegenheiten, sich Freunde zu erwerben, keine einzige. Die Einkommensteuer, welche mit besonderer Ungerechtigkeit am Schwersten auf das Einkommen fällt, das nicht von Capitalien herrührt, sollte ganz unverändert, und abermals auf 3 Jahre fortbestehen; die Fenstersteuer wurde in eine Häusersteuer verwandelt und auf $^2/_3$ herabgesetzt; ein beträchtlicher Theil des Ueberschusses sollte zur Tilgung von Staatsschulden, der Rest zur Herabsetzung der Zölle auf Kaffee und Zimmerholz verwendet werden. Sir Ch. Wood wollte Allen gefällig sein, und befriedigte Niemanden. Seine Vorschläge wurden im Parlamente und in der Presse mit allgemeiner Unzufriedenheit aufgenommen, und das Fiasco, das sie überall machten, ermuthigte die protectionistische Opposition, einen Angriff auf die aller Orten unbeliebte Einkommensteuer vorzubereiten und auf diese Weise das Ministerium zu stürzen. Wenn sie schon bei Disraeli's Antrag durch Unterstützung der katholischen Irländer nur um 14 Stimmen in der Minorität blieben, so konnten sie hier fast mit Sicherheit auf eine Majorität rechnen.

Der Sturz des Ministeriums kam aber noch eher, als sie erwartet hatten. Da das Cabinet sich nicht selbst herbeiließ, den ersten Schritt zu der so oft versprochenen Wahlreform zu thun, so trug am 20. Februar Hr. Locke King auf Erlaubniß zur Einbringung einer Bill an, welche den Census für die Wähler in den Parlamentsflecken auf dieselbe Höhe festsetzte, wie in den Grafschaften, nämlich auf 10 Pfd. jährlichen Zins. Lord John Russell sprach gegen den Antrag, versprach jedoch, zu Anfang nächster Session eine Ausdehnung des Wahlrechts vorzuschlagen. Dennoch entschied sich das Haus mit 100 gegen 52 Stimmen für den King'schen Antrag. Die Majorität war genau so stark wie die Minorität, welche im vorigen Jahre für den Antrag gestimmt hatte; aber damals hatten die Conservativen mit dem Ministerium gestimmt, während sie sich diesmal vor der

Theilung des Hauſes entfernten. Das Miniſterium war ſeiner eigenen Partei gegenüber in der Minorität geblieben. Mit einer ſo ſchlecht disciplinirten miniſteriellen Partei konnte das Cabinet nicht hoffen, ein Budget durchzuſetzen, das ſo viel wohlbegründete Einwendungen gegen ſich hatte. So bot denn Lord John Ruſſell am nächſten Tage der Königin ſeine Entlaſſung an, welche dieſelbe auch annahm.

Jetzt begann ein miniſterielles Interregnum, wie es ſeit Perceval's Tode in der parlamentariſchen Geſchichte Englands ohne Beiſpiel iſt. Vom 22. Febr. bis zum 3. März, wie damals (1812) vom 22. Mai bis zum 8. Juni, dauerten die Unterhandlungen mit den leitenden Staatsmännern der verſchiedenen Parteien, um mit dem Wiedereintritt der alten Miniſter zu enden. Die Protectioniſten, die ſo heiß den Sieg herbeigewünſcht hatten, ſahen ſich jetzt außer Stande ihn zu benutzen. Lord Stanley wurde zuerſt zur Königin berufen, aber er mußte ſich geſtehen, daß er keine Ausſicht hatte, im Unterhaus eine Majorität zu erlangen; und ſelbſt, wenn er eine Auflöſung des Parlaments wagen wollte, konnte er ſich nicht verhehlen, daß ſein Miniſterium ſchwerlich von langer Dauer ſein werde; denn er ſelbſt iſt der einzige bedeutende Staatsmann der Partei, und im Unterhauſe wäre er für alle praktiſchen Zwecke auf den ſehr unbedeutenden Hrn. Herries angewieſen, denn Herr Diſraeli iſt zwar ein brillanter Redner, aber kein praktiſcher Politiker — ein Sheridan, aber kein Fox. Man verſuchte jetzt eine Combination zwiſchen den Whigs und Peeliten, der eine ſtarke Majorität im Unterhauſe ſicher war. Lord Lansdowne und Lord Ruſſell einerſeits, und Lord Aberdeen und Sir J. Graham andererſeits traten zu dieſem Zwecke mit einander in Unterhandlung. Die beiden Peeliten zeigten ſich ſehr bereit, den Whigs ihre Mitwirkung angedeihen zu laſſen, in der commerciellen Politik ſtimmten ſie natürlich mit ihnen überein, wegen der zu ergreifenden finanziellen Maßregeln verſtändigte man ſich, und Beide erklärten ſich für eine baldige verſtändige Erweiterung des Wahlrechts. Aber mit Lord Ruſſels antipäpſtlichen Maßregeln konnten ſich die beiden zum Bündniß Eingeladenen nicht für einverſtanden erklären. Beide ſahen darin einen Eingriff in die Glaubensfreiheit der katholiſchen Unterthanen der Königin, und obgleich Lord J. Ruſſell die Wirkſamkeit der Bill auf England und Schottland beſchränken wollte, hielten ſie doch Strafbeſtimmungen gegen die katholiſche Geiſtlichkeit nicht für vereinbar mit ihren politiſchen Principien. Daran zerſchlug ſich auch dieſe Combination, und da Lord Aberdeen und Sir J. Graham zugleich erklärten, daß, obgleich ſie die vorgeſchlagenen Strafbeſtimmungen für unnütz und ſelbſt für ungerecht hielten, bei der einmal im Volke obwaltenden gereizten Stimmung doch Etwas geſchehen müſſe, ſo geſtanden ſie damit zugleich die Unmöglichkeit ein, ſelbſt ein Miniſterium zu bilden. Damit waren alle verfügbaren Materialien zu einer neuen Cabinetsbildung erſchöpft, und die Königin rief auf Wellingtons Rath Lord Ruſſell wieder an's Ruder.

Die Unmöglichkeit eines Miniſteriums Stanley oder Graham im gegenwärtigen Augenblicke mußte Lord J. Ruſſell's Stellung nicht wenig verſtärken, wenn er ſie nur einigermaßen hätte zu benutzen gewußt. Aber im Gefühl ſeiner Unentbehrlichkeit hat er, ſeitdem er wieder an der Spitze der Geſchäfte ſteht, Nichts gethan, was die Baſis ſeiner Partei hätte erweitern können. Anſtatt ſeinen unfähigen Kanzler der Schatzkammer, oder wenigſtens deſſen Budget, über Bord zu werfen, legte er Letzteres zur großen Verwunderung des Hauſes zum zweiten Male ganz unverändert vor; dafür mußte er ſich auch gefallen laſſen, daß ihm die Einkommenſteuer, ſtatt auf drei Jahre, nur auf ein Jahr bewilligt wurde, und ſich nach Ablauf dieſer Zeit zu einer Reviſion derſelben verpflichten. Noch ſeltſamer war ſein Verfahren mit der päpſtlichen Titelbill. Er konnte ſie ganz fallen laſſen, und damit, wenn nicht die miniſterielle Mitwirkung, ſo doch die parlamentariſche Unterſtützung der Peeliten ſich ſichern, auch die treuloſen Irländer wieder zu ſeinem Banner zurückführen. Oder er konnte die Synoden noch von der königlichen Genehmigung abhängig, und damit bei der großen Maſſe der Proteſtanten ſich beliebt machen. Er that keines von beiden; hingegen wußte er mit großer Geſchicklichkeit Alle vor den Kopf zu ſtoßen. Er ſtrich von den vier Paragraphen der Bill drei aus, und behielt einen bei. Er ſtrich die drei, welche dem verletzten proteſtantiſchen Selbſtgefühl der Engländer noch am Erſten Genugthuung verſprachen, und behielt den einen bei, der, da er unverändert geblieben war, die Wirkſamkeit der Bill auf Irland ausdehnte, und die Intereſſen der unter ganz andern Bedingungen exiſtirenden Iriſchen katholiſchen Kirche auf das Ernſtlichſte zu verletzen drohte. Durch die Weglaſſung weckte das Miniſterium die Oppoſition der eifrigen Proteſtanten, durch die Beibehaltung machte es die Feindſchaft der bisherigen miniſteriellen Iriſchen Mitglieder nur noch bitterer. Ein Mangel an aufrichtiger Zuſammenwirkung der einzelnen Cabinetsmitglieder zeigte ſich in manchen kleinern Vorfällen. So giebt der Lordkanzler einmal im Oberhauſe die Antwort, er wiſſe nicht, in welchem Hauſe die Bill zur Reform des Kanzleigerichtshofs zuerſt eingebracht werden ſolle, und an demſelben Abend legt Lord J. Ruſſell die Bill dem Unterhauſe vor. Es iſt hier nicht der Ort, alle die kleinen Niederlagen des Cabinets aufzuzählen, wo es bei weniger wichtigen Anträgen in der Minorität blieb, blos weil man nicht für die nöthige Anzahl miniſterieller Mitglieder geſorgt hatte, oder weil die Führer in allzugroßer Bequemlichkeit ihr Gefolge ohne Parole ließen, aber den faſt unerhörten Fall müſſen wir noch anführen, daß, als Lord J. Ruſſells Antrag auf Abänderung des Eides der Parlamentsmitglieder (wegen des Eintrittes des Baron Rothſchild's ins Unterhaus) auf der Tagesordnung ſtand, ſich nicht einmal 40 Mitglieder eingefunden hatten — ſo daß der Antrag für dieſe Seſſion verloren iſt. Und das war eine Maßregel, zu deren Durchführung ſich Lord Ruſſell ſeit mehrern Seſſionen verpflichtet hat! In andern Fällen findet der Chef des Cabinets freilich Mittel,

ſich vor einer Niederlage zu ſchützen. Als Herr Baillie einen Antrag auf ein Tadelsvotum in der Ceylon'ſchen Angelegenheit ſtellte, erklärte der edle Lord ſofort, daß er von der Annahme dieſes Antrages das Schickſal des Cabinets abhängig mache, worauf Herr Baillie aus Rückſicht auf den kritiſchen Stand der parlamentariſchen Geſchäfte ſeinen Antrag zurücknahm. Freilich iſt Lord Jorrington, der zu tadelnde Exſtatthalter von Ceylon, ein naher Verwandter Lord J. Ruſſells.

In dieſem Lichte zeigt ſich uns das Whigminiſterium, ſeitdem es wieder ins Amt getreten iſt. Ueberall beſeelt von dem Beſtreben, nur durch Furcht vor einem gegneriſchen Miniſterium die unbotmäßig gewordenen Anhänger wieder zu gewinnen; nirgends ſieht man einen Verſuch, eine große Partei durch eine Maßregel von allgemeiner nationaler Bedeutung um ſich zu ſchaaren, und überall die Neigung, widerſtandslos auf dem Rücken einer launenhaften Majorität der Prorogation entgegenzuſchaukeln, wenn nur die Klippe der Budgetsverweigerung vermieden wird. Daß dabei ſeine Popularität, und namentlich die ſeines Führers, nicht gewinnt, iſt natürlich. Immer lauter werden die Klagen, daß die leitenden Staatsmänner der Whigs, ſo groß ihre frühern Verdienſte um die Freiheit Englands ſind, ſich jetzt abgenutzt haben, und lieber für das Intereſſe ihrer Partei, als für das Wohl des Landes ſorgen; daß ſie mit ſcheuer Eiferſucht auf aufkommende Talente blicken, anſtatt ſie mit Eifer anzuwerben, wo ſie durch einen Fortſchritt in der Geſetzgebung oder eine Reform in der Verwaltung leicht zu gewinnen wären; daß ſie bei Anſtellungen von großer Wichtigkeit ſich von den niedrigſten Parteirückſichten leiten laſſen, und daß ſie, ſelbſt unfähig oder nicht geneigt zum Erfinden praktiſcher Geſetze, welche den Bedürfniſſen des Volkes abhelfen oder zuvorkommen, Andere vom Handeln abhalten, welche die Forderungen der Zeit kennen, und Muth und ſtaatsmänniſche Weisheit genug haben, um ſie zu befriedigen. Mehr und mehr wünſcht man, daß die ältern Mitglieder der Whigpartei ſich vom politiſchen Schauplatz zurückziehen, und die noch nicht abgenutzten jüngern Kräfte ſich mit den energiſchen und praktiſchen Peeliten vereinigen möchten, und die Erklärung Sir J. Grahams, in eine Erweiterung des Wahlrechts willigen zu wollen, iſt ſchon ein bedeutender Schritt in dieſer Richtung.

Die Großdeutſchen und die Demokraten.

Der Eintritt Geſammtöſtreichs in den Deutſchen Bund, von Profeſſor Bülau.
Erfahrungen aus den letzten drei Jahren. Ein Beitrag zur Kritik der Mittelparteien, von v. Unruh.

Wir laſſen uns bei der Kritik unſrer Gegner nicht weiter auf eine revue rétrospective ein. Die Geſchichte der letzten Jahre iſt nun nach allen Seiten

hin und von den Standpunkten sämmtlicher Parteien so vielseitig durchsprochen, und dabei hat sich doch jeder Einzelne im Publicum so vollständig in die Behauptungen seiner Partei vertieft, daß es ebenso wenig möglich wäre, etwas erheblich Neues zu sagen, als die Gegner aus ihren Vorurtheilen zu reißen. Die Reaction wie die Demokratie sind fest davon überzeugt, daß sie sich überall als Helden gezeigt haben, und man kann der ersten ihr Verhalten im März, der letztern, namentlich der Berliner Demokratie, ihr Verhalten im November hundertmal ins Gedächtniß zurückrufen, sie stimmen doch sogleich wieder das alte Lied an. Es wird auch mit solchen Vorwürfen im gegenwärtigen Augenblicke Nichts ausgerichtet, da die letzten Jahre bereits der Geschichte angehören. Dagegen ist es von Wichtigkeit, sich über die gegenwärtige Stellung der Parteien klar zu machen. Es könnte sich leicht ergeben, daß gerade diejenigen Parteien, deren vereinzelte Wortführer am Lautesten sind, nur in der Einbildung existiren.

Zu einer politischen Partei gehört zweierlei: einmal ein bestimmtes positives Princip, in dessen Verfolgung ein bedeutender Theil des Volks einig ist, und das für den Augenblick wenigstens eine gemeinsame Geltung und Operation verstattet.

Es gehört zweitens zum Kennzeichen einer politischen Partei, sofern dieselbe nicht die Regierung in Händen hat, daß sie unter Führern steht, die augenblicklich nach dem Sturze ihrer Gegner die Staatsregierung übernehmen können.

Das Letztere ist in Deutschland unendlich schwieriger, als in Frankreich. Man nimmt überhaupt viel zu leicht die Französischen Zustände zum Vorbild und Muster der unsrigen, ohne an den wesentlichen Unterschied der beiderseitigen Verhältnisse zu denken, und zwar geschieht das von den Absolutisten so gut wie von den Republikanern. Bei dem Mechanismus der Verwaltung, wie er in Frankreich besteht, wo die Unselbstständigkeit und der Servilismus der Beamten einerseits und die vollständige gedankenlose Indifferenz der Bürgerschaft andererseits einer, wenn auch noch so kleinen, energischen politischen Partei freien Spielraum gewähren, war es möglich, daß die Socialisten, die in ihren geheimen Gesellschaften über eine vollständige Organisation disponirten, nicht allein die bestehende Staatsform umstürzten, sondern auch ein Paar Monate hindurch, so gut oder so schlecht es gehen wollte, die Regierung führten. Etwas Aehnliches ist in Deutschland unmöglich. Wenn die demokratische, d. h. die außerhalb des bisherigen Staatslebens stehende Partei durch einen Handstreich die Oestreichische oder Preußische Regierung stürzte, so würde sie nicht acht Tage lang an der Spitze bleiben können, denn sie würde nirgend Gehorsam finden, und wenn es ihr auch gelänge, durch einen Zauberschlag die gesammte Bureaukratie und das gesammte Militair auszurotten, so würde sie nicht im Stande sein, selber die Geschäfte zu führen, weil sie keine Einsicht darin besitzt. Von der unendlichen

Schwierigkeit vollends, die verschiedenen Staaten Deutschlands durch einen energischen Brennpunkt in einen Einheitsstaat zu verwandeln, will ich hier gar nicht reden.

In Deutschland kann die politische Partei, welche eine Reform des Staatslebens anstrebt, nur aus der Mitte Derjenigen hervorgehen, die sich bereits vorher am Staatsleben betheiligt haben. Innerhalb dieses Kreises giebt es aber nur zwei politische Parteien, die von einem bestimmten Princip ausgehen: die reactionaire, welche die alten Verhältnisse zu Gunsten der bevorrechtigten Klassen festhalten und soviel als möglich consolidiren will, und die constitutionelle oder unitarische, die mit möglichster Schonung des Bestehenden die Formlosigkeit des bisher bestehenden Deutschen Föderativverbands durch einen kühnen Schritt aufheben will. Zwischen beiden liegen allerdings eine Menge von zum Theil ganz achtungswerthen und wohlmeinenden Politikern, bei denen aber die verschiedenen Gesichtspunkte sich so widersprechen, daß sie sich zu einem einheitlichen Wollen nicht entschließen können. Die erste dieser Parteien richtet natürlich ihre Hoffnungen vorzugsweise auf Oestreich, da dieser Staat nicht blos durch die augenblickliche Laune seiner Machthaber, sondern durch die Nothwendigkeit seiner Lage zum Träger der Stabilität in Deutschland bestimmt ist; die andere auf Preußen, weil dieses auch gegen den Willen seiner augenblicklichen Machthaber im Lauf der Geschichte genöthigt werden muß, das Princip der Bewegung, der Reform, der Eroberung durchzuführen.

Jede dieser Parteien hat ihre Doctrinairs, die man keineswegs mit der Partei selbst verwechseln darf. Nicht einmal die sämmtlichen Mitarbeiter der Kreuzzeitung werden auf die Doctrinen des Rundschauers schwören, und noch viel weniger wird sich die Oestreichische Regierung von den Großdeutschen Schreibern, die sich als ihre Protectoren geberden, nach irgend einer Seite hin bestimmen lassen. So ist auch bei unsern Doctrinairs die Idee des parlamentarischen Schematismus und der ununterbrochenen Continuität der Rechtsentwickelung zuweilen auf eine übertriebene Weise geltend gemacht worden, und die Sache ist hinter die Form zurückgetreten. Eine Kritik dieser Doctinairs darf also der Partei selbst nicht unwillkommen sein, und es ist nur zu natürlich, daß sie gerade von den Doctrinairs der entgegengesetzten Parteien am Leidenschaftlichsten ausgeübt wird. Je gebildeter dieselben sind, um so mehr kann man von ihnen lernen.

Die Ungebildetsten sind die Großdeutschen. Herr Bülau, der Verfasser der ersten der genannten Schriften nennt uns (die Vincke, die Camphausen, die Gagern u. s. w.) „eine nie zu ersättigende, nie zu versöhnende, aus Falschheit, Treulosigkeit und Undankbarkeit zusammengesetzte Partei," welche Prädicate ungefähr so zutreffen, als wenn er uns Diebe, Ehebrecher und Mörder genannt hätte. Er versichert, daß wir „auf dem Gemisch der unter Oestreichs Scepter lebenden Nationalitäten herumreiten," was für uns ebenso unbequem wäre, als für jene

Nationalitäten. Er macht ferner die Entdeckung, daß an unſerm Widerſtande die Dresdner Conferenzen geſcheitert wären, was weit über unſre Erwartung hinausgeht, da wir uns einen ſolchen Einfluß wenigſtens im gegenwärtigen Augenblicke kaum zugetraut hätten. Aus dieſem bodenloſen Unſinn können wir Nichts lernen. Dagegen iſt es intereſſant, die Auffaſſung zu verfolgen, welche der Großdeutſche Profeſſor mit ſeiner Oeſtreichiſchen Hegemonie verbindet, einzelne Extravaganzen, z. B. die Vorſtellung von dem Banus von Kroatien in der Uniform eines Deutſchen Reichsdeputirten, abgerechnet. Herr Bülau ſucht nachzuweiſen, daß weder das Ausland von Oeſtreichs Hegemonie Etwas zu fürchten hätte, denn der mitteleuropäiſche Kaiſerſtaat wäre eine viel zu ungelenke Maſſe, um nach außen hin gebraucht werden zu können, noch die Deutſchen Fürſten, in deren Beſitzſtand die Oeſtreichiſche Regierung keinen weitern Eingriff thun würde, als daß ſie von ihnen Ruhe und Stabilität verlangte und allenfalls einen Nachhalt in ihren Italieniſchen Streitigkeiten. Dieſe Anſicht iſt vollkommen richtig und bedurfte keines Beweiſes; gerade weil wir ſie theilen, haben wir uns nicht blos gegen die Oeſtreichiſche Hegemonie, ſondern gegen ein weiteres Vordringen Oeſtreichs in den Deutſchen Bund überhaupt opponirt. Hätte Oeſtreich den Willen und die Kraft, über jene armſeligen Attribute des Präſidiums hinauszugehen, wäre es im Stande, aus Deutſchland einen wirklichen Einheitsſtaat zu machen, ſo würden ſich von unſrer Partei Viele finden, die ebenſo für Oeſtreich in die Schranken träten, als jetzt für Preußen, auch wenn es nur mit ſchweren Opfern geſchehen könnte, nicht aus Vorliebe für den einen oder für den andern Staat, ſondern aus dem Bewußtſein einer innern Nothwendigkeit.

Oeſtreich iſt es aber nicht im Stande, und darum kann ſeine Einmiſchung in die Deutſchen Verhältniſſe unſre Entwickelung nur hemmen und ſie zu einer gewaltſamen Kriſis hindrängen. Allerdings ſind wir der Anſicht, daß für den Augenblick der Eintritt Geſammtöſtreichs in den Deutſchen Bund nur eine nominelle Veränderung wäre, aber es kommt darauf an, daß man in dem gegenwärtigen Augenblick mit allen Illuſionen bricht. Die Preußiſche Zeitung hat ganz richtig bemerkt, daß der Hauptgewinn der Dresdner Conferenzen der wäre, daß man eine klare Einſicht in die vollſtändige Erfolgloſigkeit der bisherigen Anſtrengungen erlangt habe. Es wäre aber eine Illuſion, wenn man glaubte, daß Deutſchland durch jenen Eintritt irgend Etwas gewinnen könnte. Oeſtreich kann ſich niemals dazu verſtehen, ſeine Italieniſchen Verhältniſſe vom Deutſchen Bunde entſcheiden zu laſſen; es bleibt alſo nach dieſer Seite hin vollſtändig unabhängig, und Deutſchland legt ſich nur Verpflichtungen auf, ohne irgend einen Einfluß dadurch zu erlangen. Eben ſo wenig kann Oeſtreich mit Ernſt und Energie an die Spitze der Deutſchen Nationalangelegenheiten treten, wohin ich z. B. rechne den Schutz Schleswig-Holſteins, die Aufhebung des Sundzolls und der Ruſſiſchen Grenzſperre; in allen dieſen Fragen müßte es Preußen für ſich handeln laſſen,

und Preußen wird auch bei dem beſten Willen ſich auf die Länge nicht dazu hergeben können, der bloße Executor Oeſtreichs zu ſein. Ferner wird an den Projecten einer allgemeinen Deutſchen Handels- und Zollvereinigung durch den Eintritt Geſammtöſtreichs Nichts geändert, es wird dadurch nur die Illuſion genährt, daß man in dieſem Felde auf dem Wege der Bundesgeſetzgebung Etwas leiſten könne. Dieſer verkehrteſten aller Illuſionen, welche die Geſchichte des Bundestags, ſo wie der Nationalverſammlung ſchon längſt hätte widerlegen können, tritt die Preußiſche Regierung mit der ganz richtigen Idee eines Vertrages zwiſchen einzelnen Staaten entgegen, und wir ſtimmen ihr in dieſem Princip vollkommen bei, ſo wenig wir Urſache haben, in andern Fragen auf ihrer Seite zu ſtehen. Wir thun es mit um ſo größerer Hoffnung, da Preußen ſeit dem Jahre 47 doch immer einen Schritt weiter in der conſtitutionellen Entwickelung gethan hat, während andere Staaten darin zurückgegangen ſind. So iſt z. B. unter den Zuſatzartikeln zur Sächſiſchen Verfaſſungsurkunde ganz beiläufig die Beſtimmung aufgenommen, daß die Steuern von der Kammer als bewilligt anzuſehen wären, wenn nicht zwei Drittel der Mitglieder ſich dagegen erklärten. Eine derartige Beſtimmung iſt doch nicht einmal in der Preußiſchen revidirten Verfaſſung, und man kann ſie als eine intereſſante Bereicherung der conſtitutionellen Theorie überhaupt betrachten.

Wir wenden uns jetzt zu den Demokraten; ein Collectivbegriff, bei dem man, wenigſtens was Preußen betrifft, ſich nicht viel Anderes vorſtellen kann, als entweder die Summe der Individuen, welche ſich im Jahre 1849 der Wahlen enthielten, oder der Abonnenten der Nationalzeitung. Daß die erſtere, negative Gemeinſamkeit noch keinen Maßſtab für die Kräfte der Partei geben kann, haben die entſchiedenern demokratiſchen Blätter ſelber zugegeben, und das Letztere dürfte auch kein untrügliches Kriterium ſein, denn die Nationalzeitung iſt wenigſtens in neuerer Zeit ein gut geſchriebenes Blatt, welches ſowol durch ſeine ruhige, anſtändige Haltung den Spießbürger erbaut, als durch das höhere Bewußtſein, mit dem es in gottähnlicher Ruhe dem Gewühl der ſtreitenden Parteien zuſchaut, ungefähr wie der Deutſche Zeitungsleſer des vorigen Jahrhunderts, wenn er von den Kriegen zwiſchen dem Großtürken und dem Moskowiter hörte. Zwar hat jene einzige That der Demokratie den großen Vortheil gehabt, daß ſeit dem Jahre 1849 die Demokraten ſich als Solidarität betrachten konnten, weil der Eine von ihnen Nichts that, und der Andere ihm dabei half, allein es dürfte doch einmal eine Zeit kommen, wo ſich die Einzelnen zu einer poſitiven Thätigkeit angeregt fühlten, und dann würde ſich ſehr bald das Illuſoriſche dieſer Solidarität herausſtellen. Von den Emeutiers von Profeſſion würden ſich die ſoliden Demokraten ohnehin ſehr bald trennen, wie es ja auch im Jahre 1848 geſchehen iſt, und die übrigen würden nach einer poſitiven, unmittelbar auszuführenden Idee verlangen, auf die ſie ihr Streben richten könnten. Herr v. Unruh, der ſich ſeit ſeinem

Novemberpräſidium als den Chef der Partei zu betrachten ſcheint, hat in ſeiner neueſten Kritik der Mittelparteien verſucht, ein ſolches Panier aufzupflanzen. Er verwirft mit Verachtung die Vermittelungsverſuche der Gothaner, mit Schonung und Ehrfurcht ſeine eigene centrale Thätigkeit, und erklärt ſich für die entſchiedene Linke. Man ſollte nun meinen, er hätte es wenigſtens bis zur Republik gebracht, aber er bleibt bei der „eigentlichen" conſtitutionellen Monarchie ſtehen, obgleich er auf einen Dynaſtiewechſel anſpielt, nach Art der Julirevolution. Das wäre alſo kein erheblicher principieller Fortſchritt, um ſo mehr, da er die Hauptſache, nämlich die Angabe der Mittel, aus der ſcheinconſtitutionellen in die eigentlich conſtitutionelle Monarchie zu gelangen, unbeachtet bei Seite liegen läßt. Er wendet ſich mit ſeiner Arbeit „nicht an die bewußte Demokratie, auch nicht an die Gelehrten von Fach, ſondern an Leute des praktiſchen Lebens." Die bewußte Demokratie iſt alſo der Gegenſatz der Leute des praktiſchen Lebens. Die Gelehrten von Fach ſollen das Buch auch nicht leſen, weil ſie gewohnt ſind, über die Buchſtaben hinaus zu denken; es iſt nur für die Leute des praktiſchen Lebens beſtimmt, d. h. für Diejenigen, welche in politicis ſehr leicht auf das Wort ſchwören und ſich an die Phraſe klammern, weil ihr praktiſches Leben ihnen keine Zeit läßt, ſich mit ſelbſtſtändigem Urtheil um die Einzelheiten der Politik zu kümmern. Dieſen Leuten ſagt er in der Einleitung: „Als Beitrag zur Kritik der politiſchen Mittelparteien wird hier kein ſtatiſtiſches Material angehäuft, noch weniger eine Eintheilung und Charakteriſtik der einzelnen Gruppen durchgeführt — — nur die Vorurtheile, unklaren Begriffe und Widerſprüche ſämmtlicher Mittelparteien ſollen großentheils im Zuſammenhang mit den wichtigſten Handlungen derſelben beleuchtet werden u. ſ. w." Zu einer ſolchen Aufgabe der Identitätsphiloſophie ſind Bruno Bauer und Walter Rogge ungleich befähigter, als Herr von Unruh, theils wegen ihres größern Scharfſinnes, theils weil ſie keine eigene politiſche Vergangenheit zu ſchonen haben. Herr v. Unruh wird doch immer zu einer Mittelpartei gehören, nicht allein, weil er die Communiſten und die Galgenvögel von Profeſſion ſtets links laſſen wird, ſondern auch, weil ſeine Natur eine vermittelnde iſt, wie das Rogge ganz richtig auseinandergeſetzt hat. Zur Aufklärung der praktiſchen Leute wird alſo ſein Buch nicht viel beitragen, und ſeine eigene Poſition wird dadurch auch nicht geändert; er würde vergebens ſuchen, in die demokratiſche Maſſe eine wirkliche Disciplin einzuführen, und er würde unter ſeinen Glaubensgenoſſen Niemand finden, der ihn bei einer Regierungsübernahme unterſtützen könnte, als Herrn von Kirchmann und Herrn Rodbertus, da ihm auch Waldeck und Temme noch immer zu weit links ſein werden. Dieſe drei Männer werden aber unmöglich die ganze jetzige Verwaltung des Preußiſchen Staats erſetzen können, und er wird ſich daher immer an den Geheimen-Raths-Liberalismus, an die Revolutionairs in Glacéhandſchuhen, an die Eigentlichen, an die Doctrinairs wenden müſſen. Es wäre alſo zweckmäßiger

von ihm, wenn er das vor dem Eintritt einer ſolchen Kriſe thäte, da er doch eigentlich zu ihnen gehört, denn bei einer Partei kommt nicht blos eine einzelne gemeinſame Abſtraction, ſondern die Totalität der geſammten Lebensanſchauung in Betracht.

So iſt es mit der Preußiſchen Demokratie beſchaffen; für die Demokratie der Kleinſtaaten iſt es hinreichend charakteriſtiſch, daß ein Mann wie Robert Blum zuerſt die Sächſiſche, dann die reichsparlamentariſche Linke mit unbedingter Autokratie beherrſchen konnte, blos durch ſein natürliches Rednertalent und die Popularität, die ſeine Bonhommie bei dem kleinen Mann erlangt hatte, ohne alle Spur von politiſcher Kenntniß und Befähigung. Es bleibt alſo auch den verſtändigen Demokraten hier Nichts weiter übrig, als ſich an die Liberalen anzuſchließen. Das wird freilich der Eigenſinn Derjenigen, die ſich ſchon einer politiſchen Vergangenheit und ihrer Heldenkämpfe gegen die Gothaner rühmen können, ziemlich ſchwer machen, weil gerade in kleinen Verhältniſſen der Eigenſinn ſtets über den geſunden Menſchenverſtand herausgeht; aber es wird kein Unglück ſein, wenn man die alten Größen überhaupt beſeitigt, da ſie doch vollſtändig an die Phraſe verkauft und jeder weitern Bildung unfähig ſind.

Wochenſchau.

Die Induſtrie-Ausſtellung aller Völker.*) — Der Kryſtallpalaſt mit ſeinen Wunderſchätzen, ein Wunder, das nun Geſchichte iſt, hat zugleich ſeine eigene Geſchichte. Schon ehe der luſtige Bau eines induſtriellen Treibhauſes in Mr. Paxtons kühnem Kopfe geboren war, nahm das Schickſal der Idee, zu deren Verwirklichung es einen ſehr weſentlichen Theil beiträgt, wiederholt eine ſolche Geſtalt an, daß es ſcheinen konnte, als würde die Sache bei einem gewöhnlichen Luftſchloß ihr Bewenden haben. Als der Prinz Albert am 16. Juni 1849 in der Society of Arts, bei Gelegenheit der dort jährlich ſtattfindenden Preisvertheilung, die Zeit für herangereift erklärte, wo eine Ausſtellung von Nutzen ſein köune, und zur Berathung eines am 30. Juni von ihm vorgelegten Entwurfs, an deſſen Zügen im Großen bei der Ausführung ſpäter feſtgehalten worden, ein Ausſchuß der Society of Arts zuſammengetreten war, bekam Derſelbe auf das Verlangen der Niederſetzung einer königlichen Commiſſion zur Vertheilung von Preiſen, die ſich zuſammen auf 20,000 Pfund Sterling belaufen ſollten, von dem an den Berathungen Theil nehmenden Präſidenten des Board of Trade die Antwort, daß man vorerſt die 20,000 Pfund Sterling aufbringen ſolle, indem es ſich mit der Stellung einer königl. Commiſſion und der Engliſchen Auffaſſung des Regierungsberufes nicht vereinige, daß dieſelbe auch nur als Aushängeſchild beim Beitragsſammeln Einfluß auf die freie Privatthätigkeit ausübe. — Von zweifelhaftem Ausgang wäre der Weg der Agitation

*) Als Probe aus der neuerſcheinenden Deutſchen Ausgabe der Illustrated News auszugsweiſe mitgetheilt.

gewesen, um die Summe aufzubringen, die selbst bei dem beschränkteren Plane, mit welchem man sich damals begnügen zu müssen glaubte, ja nicht mit den 20,000 Pfund Sterling für die Preisvertheilung abgeschlossen war, sondern noch die Kosten eines temporairen Gebäudes in sich schloß, für dessen Aufrichtungsplatz man zu jener Zeit noch an das verhältnißmäßig kleine Lestersquare, den Mittelpunkt des Verkehrs aller Fremden vom Festland in London, oder an den großen Hof des Somersethouse-Palastes auf dem Strand dachte. Der deus ex machina, welcher der unter der gewaltigen Aufgabe sich schwer fortschleppenden Agitation zu Hilfe kam, war der speculative Unternehmungsgeist. Zwei Privatmänner, die Herren Munday, erklärten sich bereit, auf die Sicherheit des künftigen, nach keinerlei Erfahrungssätzen abzuschätzenden Einnahmeconto's des Unternehmens ein Gebäude, wie es der Commission belieben würde, bis zur Werthhöhe von 50,000 Pfund Sterling aufzurichten; die Summe von 20,000 Pfund Sterling für die Preisvertheilung derselben zu Gebote zu stellen; behufs der Kosten der Anordnung mehrere Tausend Pfund in die Kasse der Society of Arts vorzuschießen, und gegen eine gewisse Entschädigung den Lords des Schatzes freizustellen, den Contract innerhalb des 31. März 1850 wieder aufzuheben. Damit war jedenfalls das Zustandekommen der Ausstellung gesichert; für sanctionirende Schritte der Regierung war der befriedigende Anhalt da, und der Ernennung einer königlichen Commission stand Nichts mehr im Wege. Am 3. September 1849 befand sich die Zusage der Herren Munday in der Hand des Prinzen Albert. Vier Monate später, am 3. Januar 1850, ward die königliche Commission ernannt. Sie hob schon in ihrer ersten Zusammenkunft den Contract mit den Herren Munday auf, und beschloß, das Unternehmen, an welches man von Tage zu Tage einen größern Maßstab legte, der freiwilligen Unterstützung der Nation anzuvertrauen. Der Muth der Commission ward Anfangs auf eine harte Probe gestellt. Es ward schon erwähnt, wie allmälig sich nur die Köpfe an dem neuen Gedanken erwärmten. Und wenn er in England das Element vorfand, das an seine Ausführung denken lassen konnte, so fehlte drum auch in großen Bruchtheilen der Englischen Gesellschaft, und zwar gerade in dem begüterten Adel, der einflußreichen Geistlichkeit, fast in der ganzen Landwirthschaft, in den kleinen Städten, ja selbst in namhaften Handelsemporien eine Stimmung mißtrauischer Zurückhaltung nicht, die allermindestens sich im Mangel der Theilnahme beihätigte. Noch sind die Nachwellen der großen Freihandelsbewegung, die so entscheidend auf Englands Geschick wirkte, und ebenso auf das Geschick der ganzen civilisirten Welt wirken wird, nicht zur Ruhe gelangt; nicht Jeder schickt sich schnell in einem Hause zur freundlichen Bewillkommnung des Gastes an, wo kurz vorher über seine Zulassung überhaupt noch Streit gewesen. Das Geld floß, im Verhältniß zum Bedürfniß, spärlich und langsam ein. Da trat Mr. Samuel Morton Peto, Mitglied des Unterhauses und Eisenbahnbauunternehmer. Derselbe, dem als einem unabhängigen Freunde des gegenwärtigen Ministeriums zu Anfang der diesjährigen Sitzung die Unterstützung des Antrags der Antwortsadresse auf die Thronrede zufiel, hilfreich ein in der Stunde der Ungewißheit, und gab seine Sicherheit für 50,000 Pfund Sterling. Dem entschlossenen Beispiele folgten alsbald Hof wie City, bis Sicherheit zum Belaufe von 200,000 Pfund Sterling gegeben war, auf welche die Banker die nöthigen Fonds vorschossen, so daß an die Ausführung gegangen werden konnte. Dem Kampfe mit den finanziellen Schwierigkeiten folgten fast nicht geringere Sorgen, welche aus der ungewöhnlichen architektonischen Aufgabe eines dem Zwecke

entsprechenden Gebäudes erwuchsen. Schon der Platz mußte in der öffentlichen Meinung förmlich erobert werden. Es ging nicht an, wie auf dem Festlande durch einen kurzen Regierungserlaß, irgend einen militairischen Uebungsplatz, wie sie die nächste Umgebung und zum Theil das Innere der dortigen Hauptstädte mit ihrer kahlen Fläche verunzieren, zu Gebote gestellt zu bekommen. Schlägt man mit dem Halbmesser von drei Englischen Meilen einen Kreis um die Paulskirche, so soll man in demselben wol nach kahlen Flächen außer den Parks und Squares suchen; dieses gewaltige Rund haben Handel und Industrie allzudicht mit Goldstücken gepflastert, als daß irgendwo größere Räume für die Schwenkung von Reiterregimentern übrig geblieben wären. Nichts ist übrig geblieben, als Stücke grünen Rasens für das Paradies der Kinderspielzeit und die Mußestunden nach der Arbeit. Hier auf dem Grün der Parks und Squares mußte man sich für das Obdach des Weltfleißes umsehen und beim Gastlichkeitsgefühl der Volks anklopfen, ob es vom Wohnsitze seiner Muße, dem Cultus der Arbeit, die die Muße schafft, Opfer bringen wolle.

Der Hydepark ward erobert. Der gelegenste Platz bot sich an seinem südlichen Saume, wo zwei Parkwege einen freien Raum von 400 Fuß Breite und ungefähr 2,000 Fuß Länge zwischen sich offen ließen, den im kürzern Durchmesser nur eine einzige Allee alter Ulmen durchschnitt, dicker Stämme mit hohen malerischen Kronen, wie sie mit Recht als Hauptzierde der Englischen Parks betrachtet werden. Der niedergesetzte Ausschuß von Architekten entwarf unter Mr. Brunels Leitung einen etwas zusammengesetzten Plan eines in verschiedene Reihen getheilten ziegelsteinernen Gebäudes mit hoher eiserner Domkuppel in der Mitte. An die Bedenken der Techniker über seine Zweckmäßigkeit, wie über die Schwierigkeiten und die wahrscheinliche Dauer seiner Herstellung schlossen sich bald kritische Strömungen in der öffentlichen Meinung vom Standpunkte künstlerischer Anschauung aus. In der zunehmenden, das ganze Unternehmen bedrohenden Rathlosigkeit kam Mr. Paxtons, des Treibhauserbauers kühner Griff zum günstigen Augenblick, und achtzehn Englische Acker Land unter Glas und der ungeschmückte, von allem Schein befreite, architektonische Ausdruck der Tragkräfte in schlanken Eisengliedern gewannen den des Englischen Publicums im Sturme. — Es sollte der Opposition, die einer großen That engherzig örtlichen Eigensinn entgegensetzte, an einem Denkmal nicht fehlen. Jene alten obenerwähnten Ulmen sollten denn, da Nichts anders half, einen Vorwand abgeben, um dem unternehmungslustigen Volksgeiste Hemmnisse quer über den Weg zu werfen. Die Pracht halbtausendjähriger Bäume fällen zu wollen, um eine Glasbude mit einem Krammarkt drin aufzuschlagen, wie zerstörungswüthig und achtungslos vorm altehrwürdigen organisch-erwachsenen ist das! — Die Engländer faßten sich auf Englische Weise. Sie zuckten die Achseln und antworteten: Nun gut, so bauen wir die Glasbude in der Mitte höher, und lassen die alten Ulmen drunter stehn. Das ist ihr Weg; so lassen sie gar Vieles stehn, aber hindern lassen sie sich dadurch nicht. Der Mittelquerbogen im Krystallpalast mit seiner Höhe von 112 Fuß ist das Denkmal jenes letzten Oppositionsversuchs. Die letzte Hälfte des verflossenen Jahres sah England bei der praktischen Arbeit, die sich nicht minder großartig gestaltete als ihr Zweck. Keine besondern Werkstätten, mit Staatszuschuß und unter Staatsleitung, wie man auf dem Festlande die Sache vorläufig hätte anfassen müssen, waren hier eine gefährliche Nothwendigkeit; die Englische Gewohnheit sah sich im Privatgeschäft um, um durch Contractabschlüsse dem Riesenbedürfniß eines solchen Baues zu genügen,

und fand auf einmal bei einer einzigen Firma, den Mrs. Fox und Henderson, was sie suchte. Mrs. Fox und Henderson hatten die Vollendung des ganzen Werks mit dem Beginn des neuen Jahres übernommen, und erfüllten das Wesentliche ihrer Verpflichtung. Wenige Tage mehr als ein Vierteljahr verflossen zwischen der Aufrichtung der ersten Eisensäule und der Einfügung der letzten Glastafel. — Der bunte Fahnen- und Wappenschmuck des Gebäudes mag vom Gemische der Völker, deren Schätze längs der unabsehlichen Reihen der Eisensäulen prangen, einen Begriff geben. Auf der Englischen Hälfte des Gebäudes entfaltet das erfindungsreiche und die Nützlichkeit Allem voranstellende Inselreich in Landwirthschaft, Eisenbahnen und Dampfschifffahrt, in Spinn- und Webemaschinen, in Holz, Eisen, Zinn, Kupfer, Silber, Gold und Glas eine alle Schätzungen übertreffende Mannigfaltigkeit und Fülle von Metamorphosen des Rohstoffs in Diener, Helfer und Bequemlichkeit des Menschen; Indien schließt sich daran mit Wunderdingen in Wunderformen, und Ceylon, Westindien, die Bermudainseln, St. Helena, Honkong und Malta. Die großen Siedelstriche des rastlosen Angelsächsischen Volksstammes, die dem Mutterlande nicht untreu geworden sind, im Australischen, wie im Atlantischen Welttheil, bringen neben Beweisen ihres aufstrebenden Gewerbfleißes wol auch den von ihrem der Civilisation gewonnenen Lande gelieferten Stoff, der vorzüglich zu Hoffnungen auf den Aufschwung ihrer Production berechtigt. Frankreich mit seinem Formgeschmack, mit der Seidenindustrie, zu der es die Sauberkeit seiner Arbeiter befähigt, mit dem Geist exacter Wissenschaft in seiner Production auf dem Gebiete der Chemie und Mechanik, eröffnet den Reigen der fremden Europäischen Nationen. Hollands Reichthum und Solidität, in schwerwollener Teppicharbeit vertreten, und Belgiens Arbeitskraft, ehrenvoll bethätigt durch die Mannigfaltigkeit und Ausbildung seines Erzeugnisses zeigen, daß sich diese Ursitze Nordeuropäischer Cultur ihrer großen Vergangenheit gegenüber nicht zu schämen brauchen. Schweden, Norwegen und Dänemark, das alte und doch stets junge Nordland bringt seine geräuschlose, doch zu wiederholten Zeiten so wirksame Mitarbeiterschaft am Culturwerke Europa's in Erinnerung. Die Hansestädte und das ganze handelsfreie Niederdeutschland zeigen gediegen, was Deutsche Arbeit da, wo sie nie geschützt und nie unterdrückt war, vermag. Preußen und die übrigen Zollvereinslande umgeben den Beschauer fühlbar mit großer vorwärtsringender Kraft, über deren letztes Ziel hinaus das keines andern Landes liegt, und fast scheint der Zinkabguß der Amazonengruppe aus Berlin als Symbol ihres Kampfes in der Mitte zu ragen. Oestreich und Italien bewahren überall den Schimmer alter Erinnerung, während auch die Keime zu neuem Gewerbsleben fühlbar aufschießen. Der Handelsfreiheit stolze Felsenburg, die Schweiz, zeigt schlagend und unabweisbar, daß die volkswirthschaftlichen Gesetze auf Alpenthäler so gut passen, wie auf Inseln oder Strommündungsländer; keine Eifersucht mehr hat Spanien und Portugal, denen England die Herrschaft der Meere und den ruhmvollen Beruf der Entdeckungen entwandt hat, abgehalten, ihre bescheidenere Gegenwart vertreten zu lassen, und ihre wilden Kinder, die Südamerikanischen Republiken und das Brasilianische Kaiserreich, bauen die nützlichen Geschenke ihres Bodens und Klimas friedlich neben dem einst gehaßten Mutterlande auf. Die seltsame Schöpfung ungewöhnlicher Geschichtsereignisse, Hayti, dessen Dasein nur durch die drei Namen Columbus, Las Casas und Robespierre zu erklären ist, und an dessen Zukunft alle Conjecturen scheitern, dies Bastardkind der Civilisation und Wildheit und jüngstes Volk auf Erden, fehlt so wenig, als das unveränderliche China, das

ſich das älteſte nennt und die Muhamedaniſche Welt hat die alte Glaubensfeindſchaft aufgegeben, und Türkei, Perſien, Aegypten und Tunis haben diesmal Pilger und Gaben nach der Mekka entgegengeſetzten Richtung fortgeſchickt. Der ferne Archipelagus des ſtillen Meeres ſpiegelt jetzt Cooks Entdeckungsfahrten und das unabläſſige Wirken der Miſſionaire durch ſeine Vertretung in London wieder. Endlich läßt der Nordamerikaniſche Freiſtaatenbund und das Moskowitiſche Czarenreich für den Strom Europäiſcher Entwickelung eine zweifache äußerſte Mündung ſehen. Hat man ſich durch das Gebäude von Weſten nach Oſten durchgekämpft, ſo folgen kurz hinter einander auf der beſchwerlichen Reiſe um die Welt Kamſchatka und Californien, die einander gegenüber ſtehenden Pole des hufeiſenförmigen Magnets der Kaukaſiſchen Cultur, der ſo die nördliche Halbinſel der Erde umklammert.

Etwas weniger begeiſtert drückt ſich eine andere Schrift aus: Nach London! Unter Benutzung der amtlich verfaßten Ueberſichten der Preuß. Commiſſion von F. Melzer (Breslau, Trewendt). — Wir entnehmen dieſer Schrift eine genauere Beſchreibung des Kryſtallpalaſtes. — „Die Idee des Garteninſpectors Paxton beſtand darin: Statt Stein und Mörtel einen gekitteten Glaskaſten über nahe eine Million Quadratfuß zu ſetzen, und ihn durch Spreizen von eiſernen, ſchmalen Röhren, ſogenannte Säulen, bis zu 67 Fuß Höhe, nebſt einigem hölzernen Balkenwerke, ſowol auseinander als zuſammen zu halten. Der Britiſche Gewerbe-Verein begann damit, dieſen Vorſchlag und die Zeichnungen mit ſchallendem Gelächter zu empfangen, und endigte damit, ihn mit dem höchſten erſinnlichen Eifer auszuführen. Eiſerne Röhrlein, von ſchwindeliger Höhe, an einander geſchraubt und in einander mit verjüngtem Durchmeſſer paſſend, wie bei einem Perſpective mit Auszügen, können ſie das ungeheure Gewicht von 8000 Centnern Glastafeln halten und tragen? — Der Gewerbe-Verein hat indeſſen durch eines ſeiner Mitglieder, den Profeſſor Cowper, einen öffentlichen Vortrag halten laſſen, der noch außer dem Hinweiſe auf die ähnlich gebauten, ziemlich großen Gewächshäuſer zu Chatsworth und Darley-Dale, die Unkundigen beſtens zu beruhigen dienen mußte. Bei dieſem Vortrage aus der Experimental-Phyſik wurden ein Paar kleine Cylinder aus abgeſchnittener Federpoſe auf ein Bretchen geſtellt, ein zweites Bretchen darüber in's Gleichgewicht geſetzt — und ſiehe! die Luftſäulen innen, mit den dünnen Wänden der Federpoſen vereinigt, trugen zwei Centner Gewicht! Hieraus ward der Schluß gezogen und durch Berechnungen unterſtützt, daß die hohlen Eiſenſäulen mit ihren innern Luftſäulen wer weiß wie viel mehr, als die Laſt der Glastafeln tragen müßten. Ein einfacher Mechanismus läßt eine Reihe von Glasrahmen in der Höhe wie Jalouſien öffnen, wenn die Temperatur im Hauſe zu hoch ſtiege, was bei Sonnenſchein und der allenthalben ſchattenloſen Lage des Hauſes, bei der Natur des ſo leicht zu erhitzenden Materials und einer im Saale fluthenden Menſchenmenge von vielen Tauſenden allerdings bis zu Aequatorial-Hitzgraden zu erwarten ſteht. — Das rücken- und furchenartig mit Glasplatten gedeckte Dach ſoll mit irgend einem gewebten Zeuge belegt werden, welches die Farbe der Atmoſphäre (in England, d. h. nebelgrau) tragen wird, und die Wirkung ſtarken Hagelſchlages auf die Scheiben abwehren dürfte. Das Gebäude beſteht aus fünf Längenſchiffen (wovon das mittelſte das höchſte iſt, die andern ſtufenweiſe abnehmen) und einem noch höheren gewölbten Querſchiffe, welches die Längenſchiffe in der Mitte durchſchneidet und über deren Breite weit hervorragt. Jedes dieſer Schiffe iſt noch in etliche Gänge durch Säulenſtellungen getheilt. Die unantaſtbaren Bäume der Domainen-Verwaltung ſtehen theils in kleineren Erfriſchungshöfen, theils unter dem mit Ventilation gehörig verſehenen Querſchiffe. Mit den Eiſengittern umher nimmt das Gebäude ſo viel Raum ein, daß man mit dem kräftigen Schritte, der die Deutſche Meile in zwei Stunden hinterlegt, etliche zwanzig bis dreißig Minuten oder eine halbe Stunde braucht, um den Glaspalaſt zu umſchreiten.

Das mittelſte Längenſchiff iſt im Lichten 62 Fuß 2 Zoll hoch, die Höhe des Querſchiffes erreicht in den geraden Wänden 66 Fuß 6 Zoll, in der höchſten Wölbung

aber 108 Fuß, wodurch es noch 18½ Fuß über die Gipfel der innen ſtehenden Bäume ragt. Man entnimmt hieraus die verſchiedene Höhe der eiſernen Säulen oder Röhren, welche durch ihre innere Höhlung das Regenwaſſer aus den Dachrinnen ſtrömen laſſen und es in einen Canal im Fundamente ergießen. Sturm und Hitze können und müſſen dieſe 3230 Säulen ein wenig biegen machen; man rechnet auf die gelegentliche Abweichung von der ſenkrechten Linie im Ganzen bis ¼ Zoll, von der Spitze bis zur Sohle; ſie ſind aber bis zu 2 Zoll Abweichung künſtlich probirt worden.

Die 24 Fuß breiten eiſernen Galerien, die im Innern um das Gebäude laufen (um den Ausſtellungsraum für leichte Gegenſtände zu vermehren) und zu denen 12 Treppen führen, ruhen auf eiſernen Röhren, wie alles Andere. Ihre Widerſtandskraft gegen den Druck von dichten Menſchenmengen zu erproben, hat man geſchloſſene Arbeiterhaufen darauf hüpfen, Pionierabtheilungen in ſcharf markirtem Tritte darüber marſchiren laſſen, endlich eine Strecke mit Hügeln von Kanonenkugeln bedeckt — aber die Galerien widerſtanden kühn und luſtig. — Ueber der Galerie gehen eiſerne Verbindungsſtücke, wie Brüſtungen ausſehend, von einer Säule zur andern. Der Fußboden des Ausſtellungsraumes liegt 4 Fuß über der Fläche des Hydepark, weshalb mehrere Stufen hinanführen. Dieſer Fußboden beſteht aus gekanteten Latten, die etwa ½ Zoll von einander entfernt liegen. Durch die Zwiſchenräume fegt eine Beſenmaſchine den täglichen, vorher beſprengten Schmutz in die Tiefe. Von Holz ſind noch die Rahmſtücke für die Scheiben, da das Eiſen wegen der verſchiedenen Ausdehnung, welcher es bei Temperaturwechſeln unterliegt, und wegen des Roſtens nicht zu Fenſterrahmen geeignet iſt. Außerdem ſind die Firſtbalken hölzern, die Tragebalken für die Fenſterrahmen, und endlich die Bogenſparren für die Bedachung des Querſchiffes. — Galvaniſch-magnetiſche Drahtleitungen laſſen drei große Uhrzifferblätter die Stunden des Tages anzeigen.

Vom 1. Mai 1851 ab durch wenigſtens vier und höchſtens ſechs Monate wird die impoſante Halle im Hydepark offen ſtehen, um die Schaaren der Beſucher aufzunehmen, die bei dem Eintritte durch den Haupteingang im Querſchiffe ein Prachtanblick ohne Gleichen erwartet. Gerade vor und über ihnen die Räume des kirchenhohen Gewölbes, von ſchlanken Eiſenröhren getragen; nach einigen Schritten der weite Fernblick rechts und links in die wunderbare Perſpective der Längenſchiffe ſammt dem Lufthaine von Säulen, die buntbemalt doch nur einen ſanften Farbenton werfen — die Wände durchſichtiges Licht — dicht um den Beſucher, vom Haupteingange an, auf ſchönen Piedeſtals reizende geformte Bildſäulen und Basreliefs, die gerade an dieſer Stelle verſammelt worden ſind. Dahinter bilden die lebhaft decorirten Niſchen und Wandſtücke den bunteſten Grund, bedeckt mit den ſelteſten Schauſtücken der Induſtrie und aller drei Naturreiche; in abwechſelnd geſtellten Figuren tragen die Tiſche wahre Schätze von Waaren. Hinlänglich breite Gänge und Plätze ziehen ſich dazwiſchen hin, und überdem wurde regelmäßig auf jeden, einem Ausſteller überlaſſenen Raum von 24 Quadratfußen eine Gangbreite von acht Fuß, oder (nach ſeinem Wunſche) zwei Gangbreiten von fünf Fuß abgezogen. Die brauſenden Harmonien von Rieſenorgeln am einen Ende des Saales, auf dem andern aber das rollende Sauſen der unzähligen, in Bewegung geſetzten Maſchinen — endlich zwiſchen allen dieſen Wundern fluthend und alle Sprachen tönend Menſchenwogen auf Wogen, von allen Abſtufungen der Farbe, der Geſichtsbildung, aus allen Ständen, neben einander geſchneit vom hohen Norwegen her bis ſüdlich von Peru und Braſilien jenſeit des Oceans. Wen das in den erſten Minuten übernimmt, wer ſich bedrängt von dieſem erſten mächtigen Eindrucke fühlt, der ſuche die Galerie zu gewinnen, um an die Brüſtung gelehnt von oben herunter ſich in der bunteſten, wechſelndſten Landkarte von langen Menſchenzügen und tauſenderlei Gütern von allen Formen allmählig zurechtzufinden. —

Verantw. Red. **F. W. Grunow.** — Mitredact.: **G. Freytag** und **Julian Schmidt.**
Druck von E. E. Elbert.

Charakterbilder aus der Deutſchen Reſtaurationsliteratur.

2. Heinrich v. Kleiſt.

Woher der düſtre Unmuth unſrer Zeit,
Der Groll, die Gile, die Zerriſſenheit?
Das Sterben in der Dämmerung iſt Schuld
An dieſer frendenarmen Ungeduld;
Herb' iſt, das langerſehnte Licht nicht ſchauen,
Zu Grabe gehn in ſeinem Morgengrauen. — —

Lenau.

Kleiſt hat das eigene Schickſal gehabt, daß er erſt einige Zeit nach ſeinem Tode eine renommirte Figur in der Deutſchen Poeſie wurde. Der jungen Generation ſeiner Zeit, die ſich in Ueberſchwenglichkeiten überbot, galt er als eine kalte proſaiſche Natur, ſowol in ſeinem Leben wie in ſeinen Dichtungen, und es waren unter den damaligen Kritikern nur Einige, die ſein außerordentliches Talent gebührend zu würdigen verſtanden, namentlich Huber, im Uebrigen ein entſchiedener, leidenſchaftlicher Gegner der romantiſchen Schule, der auch in unſerm Dichter die Spuren von der falſchen Richtung der Zeit entdeckte, ſich aber dadurch nicht abhalten ließ, in ihm den großen Genius zu ehren. Ludwig Tieck hat das große Verdienſt, durch die Geſammtausgabe ſeiner Werke im Jahre 1826 die Aufmerkſamkeit des Deutſchen Publicums wieder auf ihn gelenkt zu haben. Die Richtung der Zeit hatte ſich mittlerweile weſentlich verändert. Man war der geſtaltloſen Ueberſchwenglichkeiten ſatt und ſehnte ſich nach energiſchen Empfindungen, wenn ſie auch in herber Form auftreten mochten. Kleiſt fand namentlich unter den „Geiſtreichen" eine große Anerkennung, und man war faſt geneigt, auf der andern Seite zu weit zu gehen. Wir dürfen es nie aus den Augen laſſen, daß bis zu einer gewiſſen Grenze das Urtheil der Zeitgenoſſen immer ſeine Berechtigung hat, auch wenn es ſich gegen Charaktere richtet, die in mancher Beziehung über dem Zeitalter ſtehen. Ich möchte dieſe Stellung eine Schuld nennen, wenn mit dieſem Worte in neuerer Zeit nicht ein ſo ſchreiender Mißbrauch getrieben wäre.

Die Zeit, welcher Kleist's Dichtung angehört, sind die Jahre 1803—1811. Er war 1776 zu Frankfurt a. O. geboren, machte als Preußischer Junker den Rheinfeldzug mit, nahm dann seinen Abschied, wurde 1800 im Departement des Minister Struensee angestellt und eine Zeit lang in Paris verwendet, wo er ein ziemlich dissolutes Leben führte; wenigstens sind seine Briefe aus jener Zeit voll von Selbstvorwürfen. Er wurde, wie viele begabten Männer jener Zeit, von einem brennenden Ehrgeiz verzehrt, und hatte sich doch kein klares Bild davon gemacht, nach welcher Richtung er sich treiben lassen wollte. Jener Ehrgeiz war bei ihm nicht, was er bei den meisten Andern zu sein pflegt, ein unbestimmter Idealismus, der aus einer verworrenen Lecture hervorgeht, sondern die Empfindung einer wirklichen Kraft, die aber kein Maß zu finden wußte. — 1806 kehrte er nach Berlin zurück, wurde nach der Schlacht bei Jena von den Franzosen verhaftet, und hatte volle Gelegenheit, die Noth und Schmach seines Vaterlandes in seinem eigenen Schicksal auf das Bitterste mitzufühlen. Sein Vorhaben, im Jahre 1809 den Krieg in Oestreichischem Dienst mitzumachen, zerschlug sich. Nach dem unglücklichen Ausgang desselben sah er für das Vaterland keine Rettung mehr, und eine bittere Verzweiflung bemächtigte sich seines Herzens, noch gesteigert durch unklare persönliche Verhältnisse. So endete er im Jahre 1811 zu Potsdam mit seiner Geliebten Henriette Vogel durch Selbstmord.

Es ließe sich aus seinem Leben, wenn es in allen einzelnen Phasen genau bekannt wäre, ein sehr sprechendes individuelles Bild von der damaligen Zeit entwerfen; wie sie sich in einem edlen Gemüth brechen mußte, das seine richtige Stellung im Leben nicht gefunden. Unsre Aufgabe bezieht sich nur auf seine literarische Bedeutung.

Noch immer zehrte der Faustische Drang des maßlosen Gefühls an dem Herzen der Jugend, aber er hatte seine Naivetät, den Glauben an seine Berechtigung verloren, und war in Formeln und Convenienz aufgegangen. In den schrecklichen Irrwegen der Revolution hatte sich praktisch, in dem ebenso verworrenen Labyrinth der Deutschen Philosophie theoretisch, der Glaube an das Ideal verzehrt, der Geist war an sich selber irre geworden, die Sehnsucht nach einem Glauben war geblieben, aber die Hoffnung hatte man fast ganz aufgegeben. Man war müde, sceptisch und blasirt. Auf die stolze Selbstvergötterung der Fichte'schen Zeit folgte der gestaltlose polypenartige Naturwuchs der Naturphilosophie, die Apotheose der Dämmerung; auf den verwegenen Idealismus, der Gott und die Welt verschlungen hatte, eine halb demüthige, halb coquette Symbolik, die ein damaliger Satyriker sehr gut in dem Verse ausdrückt: „Vater Goethe, schaffe mir Licht, geschaffen ist die Welt, doch seh' ich sie noch nicht." Die Hitze der souverainen Leidenschaft verlor sich in die trübe Mystik eines unnennbaren, unfühlbaren, unbegreiflichen Empfindens. Das glänzende Pantheon aller Götter und Nationen verengte sich in eine enge pietistische Betstube. Ein neumodisches raffinirtes Chri-

ſtenthum, eine erkünſtelte nervöſe Abſpannung wurde die Modekrankheit; ſelbſt über Goethe's helle Lebensweisheit breitete ſich das trübe Grau der allgemeinen Atmoſphäre. Schwächere Charaktere geſtalteten das Ahnen und Sehnen, das Zweifeln und Bangen mit großer Naivetät zu ſalbungsvollen Bildern, an die ſie glaubten; ſtärkeren fraß der Zweifel aus Herz. Im Verhältniß zu den Deutſchen Dichtern iſt Lord Byron noch glücklich zu nennen: der Brite inmitten eines großen bewegten und verſtändigen Lebens warf ſeine Krankheit lediglich ins Gemüth, er ſchilderte nur die ſubjective Verkehrtheit, mit dem vollen Bewußtſein, daß ſie verkehrt ſei, da ihm die ſittliche Welt in feſten Angeln ruhte. Der Deutſche Dichter dagegen hat bei dem tiefſten Gefühl für das lebendige Recht und bei dem ſchärfſten Verſtand Augenblicke, wo ihm nicht allein die Welt, ſondern ſein eigener Glaube verkehrt und nichtig vorkommt. Der lateute Wahnſinn tritt dann hervor und wirkt um ſo peinlicher, wenn er mit dem Anſchein kalter Objectivität verknüpft iſt, wenn wir ihn nicht als Ausbruch einer zufälligen vorübergehenden Erregtheit begreifen können. Wir erſchrecken über die Wildheit einer lange verhaltenen Leidenſchaft, die plötzlich und unvermittelt hervorbricht, über die haſtigen Sprünge einer Ueberzeugung, die nur durch einen gewaltigen Anlauf über ihre eigenen Zweifel hinwegkommen kann. Weil wir niemals auf den Ausgang vorbereitet ſind, werden wir nicht nur überraſcht, ſondern auch verwirrt; wir verſtehen die Charaktere, die uns vorher in den einzelnen Zügen mit einer wunderbaren plaſtiſchen Kraft zur Anſchauung gebracht waren, in ihrer weſentlichſten Entwickelung nicht mehr. So verkümmert die edelſte Anlage und läuft in unklares, phantaſtiſches Weſen aus, wie wir es bei Kleiſt faſt in allen ſeinen Dichtungen wiederfinden.

Es war in jener Zeit (1809), daß Frau v. Staël ihr berühmtes Buch über Deutſchland ſchrieb. Wenn die geiſtreiche Frau in dem ganzen Deutſchen Volke jenes ſomnambule, viſionaire Weſen ſieht, welches ſie in den Spitzen der Deutſchen Literatur, die ſie allein kannte, ganz richtig entdeckt hatte, ſo war das allerdings zu weit gegangen, aber bis zu einem gewiſſen Grade war allerdings wenigſtens in den höhern Kreiſen des Lebens Alles von dieſer Krankheit inficirt. Kleiſt bildet durch die eigenſinnige und zuweilen barocke Härte ſeiner Zeichnung, durch das Verhaltene und Gekniffene ſeiner Sprache, durch die Energie ſeiner Charakteriſtik und durch das leidenſchaftliche Streben nach Wahrheit einen ſehr entſchiedenen Gegenſatz gegen die herrſchende Romantik, die es nie zur Geſtaltung, nie zur eigentlich ſtarken Empfindung, ſondern nur zur Phraſe oder höchſtens zur Stimmung bringt, aber er hat ihr doch ſeinen Tribut zahlen müſſen. Wenn Fouqué und die Uebrigen mit den närriſchen Erfindungen des Paracelſus, des Jakob Böhme u. ſ. w. auf eine ziemlich kindliche Weiſe ſpielen, ſo iſt bei Kleiſt dieſes Eingreifen der irrationellen Welt aus dem innern Schauder zu begreifen, der ſich ohne Abſicht an die homogenen Erſcheinungen knüpft, die ihm zufällig

von Außen entgegenkommen, gerade wie es mit der eigentlichen Geſpenſterfurcht der Fall iſt. Solche wüſte Geſchichten, wie „die heilige Cäcilie," „der Zweikampf," „das Bettelweib von Lucarno" u. ſ. w., machen nicht den Eindruck der Freude und des Behagens an dem wildromantiſchen Gegenſtand, wie es z. B. bei Hoffmann immer der Fall iſt, ſondern den Eindruck einer gewiſſen Angſt, die ſich hinter anſcheinender Kälte verſteckt. Auch in ſeinen größern Werken fehlt dieſer unheimliche Eindruck nicht. Mitten im Rauſch der herrlichſten Poeſie durchbebt uns oft eine eiskalte Empfindung; wir werden um ſo mehr verſtimmt, weil wir dennoch gefeſſelt bleiben. Im „Kohlhaas" verläuft der verſtändige und tief empfundene Grundgedanke plötzlich in einen abenteuerlichen, unbehaglichen Irrgarten der Myſtik; in „Käthchen" und der „Pentheſilea" wird der ſchönſte Zauber der Liebe an einen krankhaften Gegenſtand verſchwendet; dort erſcheint ſie hündiſch, hier tigerartig bacchantiſch; in der „Herrmannsſchlacht" zieht ſich der edle Heldenzorn in einem bittern verbiſſenen Grimm zuſammen; in „Prinz von Homburg" miſcht ſich das fremdartige Getändel einer ſomnambulen unreifen Stimmung in den Ernſt des ſittlichen Conflict's, und dieſe Fehler ſind nicht etwa, wie es Tieck vorausſetzt, accidentell, ſie entſpringen aus dem Innerſten ſeiner Gedanken und ſind tief in den Organismus ſeiner Geſtalten verwachſen; jeder Schnitt würde ihren Lebensnerv auf's Tödtlichſte verletzen.

Selbſt in ſeiner Leidenſchaft für die Wahrheit, in ſeinem Haß gegen die Phraſe iſt etwas Reflectirtes; es iſt wenigſtens eine ſeltſame Objectivität, die ſich auch in das Verworrene und in das Unſchöne vertieft und zum Theil darin verliert. Von einem gewiſſen äſthetiſchen Standpunkt unſrer Zeit, der ſich mehr durch das Raffinement ſeiner Principien, als durch die Beſtimmtheit und Gewiſſenhaftigkeit derſelben auszeichnet, werden ſolche Scenen, wie die Todesfurcht des Prinzen von Homburg, oder die ſcheußliche Ermordung des Ventidius durch Thusnelde, des Achilles durch Pentheſilea, oder das Auspeitſchen Käthchens durch ihren Geliebten, oder, um in's Komiſche überzugehen, jene Anzeige der Marquiſe von O., ſie wolle Denjenigen heirathen, der ſich als Vater ihres Kindes legitimirte, als Züge wunderbarer Kühnheit und Freiheit bewundert. Wir können dieſe Bewunderung nicht theilen, auch wenn man für jeden dieſer Züge eine analoge Geſchichte aus dem wirklichen Leben auffinden wollte, denn in der Kunſt iſt nur das Schöne und Begreifliche wahr, wie nur das Wahre ſchön iſt.

Sehr Vieles zu dieſen Verirrungen mag der Umſtand beigetragen haben, daß Kleiſt ein einſamer Poet war. Er hat das Theater wenig gekannt, zu welchem ihn doch ſein ſtarker realiſtiſcher Trieb hindrängen mußte. Gerade ein kräftiges Gemüth iſt geneigt, bei unklaren Vorſtellungen über die Form ſich durch ſeine Reflexionen oder auch durch ſeine Empfindungen in's Maßloſe treiben zu laſſen, und je concentrirter ſeine Anlage, deſto ſchreiender wird der ſich in ihr ergebende Mißlaut.

Die düstere Stimmung seiner Seele gewann durch den Bruch in allen öffentlichen Verhältnissen eine ernstere Bedeutung. Das Unglück Deutschlands gab der suchenden Melancholie einen wirklichen und sehr ausreichenden Gegenstand. Auch hier kam nach einem tiefen Gesetz der Geschichte die innere Entwickelung des Deutschen Geistes der äußern Nothwendigkeit entgegen. Es war nicht blos die unmittelbare Erfahrung, welche das Deutsche Weltbürgerthum bekehrte; diese Bekehrung war vielmehr der Ausgang, auf den die Unklarheit des Freiheitsdranges nothwendig führen mußte. Das rastlose Vagabondiren in dem orbis pictus aller Nationen, um irgendwo oder in allen zugleich jenes Ideal zu finden, das man in seinen Träumen hegte, mußte endlich zur Abspannung und zu der demüthigenden Erkenntniß führen, daß man zuerst in der Nähe hätte suchen sollen. Die Griechischen Götter, die Gothischen Heiligenbilder, die nordischen Riesen und Zwerge, der Blüthenrausch der Orientalischen Phantasie, das Alles wollte sich nicht mit einander vertragen. Aus ihrer natürlichen Umgebung gerissen und in eine fremdartige Welt verpflanzt, bekamen alle diese Gestalten einen geheimnißvollen und unheimlichen Ausdruck, der eigentlich gar nicht zu ihrem Wesen gehörte. Die holdselige Griechische Göttin wird im romantischen Vennsberg zu einem nächtlichen Teufelsspuk. Umgeben von diesen Geistern, die man heraufbeschworen hatte, ohne sie verstehen und ohne sie bannen zu können, erinnerte man sich an die frühesten Eindrücke der Kindheit; man schlug ein Kreuz, betete ein Ave Maria und floh in eine heimliche Gothische Kapelle, um in der Beschränktheit der heimischen Penaten Schutz gegen die verwirrenden Eindrücke zu suchen, deren man nicht mehr Herr werden konnte. Ein specifisches Deutschthum und ein specifisches Christenthum wurde auf den Straßen verkündigt, wie weder das Eine noch das Andere je in der Welt existirt hatte. Man sammelte die Deutschen Volkslieder und ahmte sie nach, wie es Walter Scott bei den Engländern that. Man führte die Poesie der Spinnstuben in die feine Gesellschaft ein; man sammelte die Heiligenbilder der Rheinisch-Byzantischen Schule, die schon durch ihre wunderliche Bezeichnung andeutete, was es mit diesem specifischen Deutschthume für eine Bewandniß habe. Man emancipirte den nationalen Teufel und die christlichen Hexen. Man reinigte die Sprache auf eine so gewaltsame Weise durch Entlehnungen der alten Formen, daß sie vollständig den Eindruck einer ausländischen machte, und man vertiefte sich mit großer Andacht und Ehrerbietung in den Geist des Deutschen Volks, aus dem man bis dahin nicht viel hatte machen wollen. Diese Umwandlung erfolgte ziemlich gleichzeitig in der gesammten Romantik. Görres bekehrte sich von Wischnu und Brama zu Christus, Schlegel von der heidnischen Lucinde zu der mürrischen Muse des christlich-Germanischen Rechts, und so alle Uebrigen. Auch Fichte, der noch in seinen Grundzügen des gegenwärtigen Zeitalters dem freien, sonneverwandten Geiste das Recht vindicirt hatte, über die engen Schranken der Nationalität hinauszugehen, fand

jetzt in seinen „Reden an die Deutsche Nation" (1808), daß mit dem Untergang des Deutschen Volks zugleich alle Cultur aufhören müsse; er fand aber zugleich, daß dieses Volk erst durch eine künstliche Erziehung hervorzubringen sei, da die ganze gegenwärtige Generation in frevelhaften Egoismus versunken und der elendesten Knechtschaft mit Recht verfallen sei, — ein Gedanke, der übrigens vorübergehend auch sehr praktische Männer beschäftigte, z. B. Stein. Bei den meisten Barden der damaligen Zeit war der Haß gegen die Franzosen, gegen Napoleon und gegen die Revolution zu gleicher Zeit ein Haß gegen die eigene geistige Vergangenheit, deren man sich schämen zu müssen glaubte. Es war daher in diesem Haß eben sowol wie in der Liebe zu dem Gegensatz derselben, zu dem specifischen Deutschthum, sehr viel Phrasenhaftes, Unklares und Ungesundes.

Bei Kleist war Beides tiefer gewurzelt. Sein Haß gegen die Franzosen hatte keinen literarischen Ursprung, sondern galt den wirklichen Unterdrückern, und wurde nur durch die allgemeine Stimmung seiner Seele gefärbt, und seine Liebe zum Vaterlande bezog sich nicht auf ein farbloses, nebelhaftes Ideal, das er sich erst ausdichten mußte, sondern auf den wirklich bestehenden Preußischen Kriegerstaat, dem er mit Leib und Seele angehörte, trotz seiner handgreiflichen Schwächen und Verirrungen. Das Gefühl der Erniedrigung, in welche sein Königshaus und seine Waffengefährten verfallen waren, erfüllte ihn mit concretern Bildern, als sie der Tugendbund oder die an Brutus und Cassius geschulte Burschenschaft oder die breite und ziemlich buntscheckige Beredtsamkeit eines Jahn, Arndt, Steffens, Müller u. s. w., oder als die Theecirkel der feinen Gesellschaft, die sich am Zauberring, an Sigurd dem Schlangentödter erbaute, geben konnten. Unter seinen Liedern, die übrigens sonst nicht viel Lob verdienen, finden sich auch einige patriotische, die einen so leidenschaftlichen, glühenden, wilden Haß athmen, daß sie darin die spätern Freiheitsdichter weit hinter sich lassen. Vor allen Dingen sind aber „die Hermannsschlacht" und „der Prinz von Homburg", auf die wir noch zurückkommen, der bedeutendste Ausdruck dieser Empfindung. Sein Patriotismus hat darin eine so fanatische Färbung, daß unsre Epigonen, die Napoleon und die Freiheitskriege vom sogenannten ästhetischen oder philosophischen Standpunkte aus zu betrachten gewohnt waren, darüber erschrecken müßten, wenn wir nicht in neuerer Zeit durch Monographien, wie das Leben Stein's und York's, wieder ein concretes Bild jener entsetzlichen Zeit erhalten hätten, gegen welche unsre jetzige Gedrücktheit doch sehr unbedeutend erscheinen muß, und von dem eben so dämonischen als kleinlich boshaften Geiste jenes Mannes, den unsre jungdeutsche Romantik aus einer natürlichen Empörung gegen ihre Vorgängerin zu den Göttern zu erheben geneigt war.

Die Leidenschaft des Patriotismus konnte nur bei einer ernsten und tiefen Natur erwachen, welche sich mit den coquetten Phrasen patriotischer Melancholie

nicht begnügen mochte. Dieſer Ernſt und dieſe Tiefe finden ſich ſchon in den kleinern Schriften unſers Dichters, zu denen wir hier zunächſt übergehen.

Seit Goethe's „Ausgewanderten" und Schillers „Geiſterſeher" haben ſich die Deutſchen Schriftſteller vielfältig mit der kleinen Novelle beſchäftigt. Hoffmann, Arnim, Fouqué, Tieck und Andere haben ſie zu einer eigenen Kunſtgattung ausgebildet, bis ſie ſpäter im größern Roman untergegangen iſt. Die Form hatte den großen Fehler, daß ſie den Schriftſteller ſehr leicht verleitete, ſeine Erzählung zum bloßen Vehikel für Anſichten und Meinungen herabzuſetzen. Im Allgemeinen haben überhaupt die Deutſchen nicht das Talent, gut zu erzählen, und ſind noch mehr durch das Beiſpiel Jean Paul's und der übrigen Humoriſten verführt worden, in der Unklarheit und Verwirrung ein Zeichen von Poeſie zu finden. Kleiſt hat dagegen das Streben einer energiſchen concentrirten Einfachheit. Seine Erzählungen ſind in einem ſo ſtrengen Chronikenſtyl gehalten, daß man zuweilen wirklich getäuſcht wird und es mit einem hiſtoriſchen Referat zu thun zu haben glaubt. Er vermeidet mit einer gewiſſen Aengſtlichkeit jedes Durchſcheinen ſeiner Subjectivität, und wird daher niemals weder humoriſtiſch noch pathétiſch; dagegen weiß er durch eine wahrhaft künſtleriſche Gruppirung ſeiner Situationen und Contraſte, wie z. B. im „Erdbeben von Chili," oder durch ein ſtrenges Feſthalten ſeiner Charakteriſtik, wie im „Kohlhaas," eine tragiſche Wirkung hervorzubringen. Man muß ſeine Erzählungen, in denen ſich zuweilen vielfache Greuel häufen, mit den modernen Franzöſiſchen, z. B. mit Bug Jargal oder den Myſterien vergleichen, um ſeinen künſtleriſchen Werth vollſtändig zu empfinden. Niemals verfolgt er ſeinen wilden Stoff mit jener krankhaften Wolluſt, die unſern überreizten Geſchmack charakteriſirt; er iſt im Gegentheil faſt zu haſtig und nimmt uns die Muße, die Empfindungen, die er in uns erregen will, gehörig zu verarbeiten. Dieſe Haſt giebt ſeinen Bildern zuweilen einen träumeriſchen Anſtrich, obgleich ſie nie verwaſchen und nie unklar ſind. Der düſtere Nebel, der ſich im Allgemeinen über dieſelben breitet, wird durch einzelne helle Sonnenblicke einer köſtlichen Poeſie anmuthig unterbrochen. Die Sprache iſt bei aller Einfachheit doch ſehr plaſtiſch, und er verſteht es, uns durch einzelne kleine Winke eine ſehr genaue und ſprechende Anſchauung zu geben, was bei den Deutſchen ſelten iſt. — Was den ſittlichen Eindruck dieſer Erzählungen betrifft, ſo möchte es ein Fehler ſein, daß der Ungeſtüm, mit welchem die Geſchichte verläuft, dem Leſer kaum Zeit läßt, ſich die Sache reiflich zu überlegen. Das gilt am Meiſten vom „Kohlhaas," entſchieden der beſten unter ſeinen Novellen. Der Grundgedanke, daß das höchſte Gefühl des Rechts, wenn es einſeitig feſt gehalten wird, zum höchſten Unrecht führt, iſt in der Anlage mit großem Sinn gegeben, und die erſte Entwickelung des Gedankens mit einer meiſterhaften pſychologiſchen Schärfe und einem vollkommen durchſichtigen Realismus ausgeführt; ſobald aber der Wendepunkt eintritt, ergreift den Dichter ein ſo fieberhafter Ungeſtüm, eine ſo maßloſe Wildheit, daß

wir nur noch an die Begebenheiten denken, nicht mehr an den sittlichen Sinn, und zuletzt ist Recht und Unrecht so unter einander gewirrt, daß wir um so unbefriedigter scheiden, da dem Anschein nach die sittliche Frage nach allen Seiten hin gebührend erledigt sein soll. Kohlhaas ist nicht bekehrt, und die streitenden sittlichen Momente haben keinen Austrag gefunden. — Viel reiner ist der Eindruck im „Erdbeben von Chili." Der menschliche Fanatismus, der die schreckliche Erschütterung der Natur überdauert, macht einen tragischen Eindruck, ohne uns zu beklemmen, denn unser eigenes Gefühl wird nicht verwirrt. — Die beiden andern größern Erzählungen, „die Marquise von O." und „die Verlobung in St. Domingo," sind weniger bedeutend, und die sonst sehr gut gehaltene Erzählung wird durch einzelne barocke Uebertreibungen gestört; wir haben niemals das vollständige Gefühl, daß das, was uns gegeben wird, menschlich wahr ist, gerade weil der Dichter zu ängstlich nach individueller Wahrheit strebt. —

In seinen Dramen erkennen wir den specifisch Deutschen Dichter; wir haben namentlich an seiner Sprache das Bild eines wahrhaft nationalen Styls, der sich für Deutschland auf eine organische Weise hätte entwickeln können, wenn nicht das Beispiel Goethe's und Schiller's verwirrend dazwischen getreten wäre. Von Goethe gilt das zwar im Ganzen weniger, denn sein Ausdruck hat ein so entschieden individuelles Gepräge, daß man sich zu einer Nachahmung schwerlich versucht fühlen kann. Er hat aber dadurch der Entwickelung der Deutschen Kunst geschadet, daß man die Formlosigkeit und das Hervortreten der subjectiven Stimmung auch im Drama als das wesentliche Zeichen einer genialen Begabung ansah. Er hat der Bühne die Kräfte entzogen, die sie zu einer fruchtbaren Entwickelung hätten fördern können. Schiller dagegen mit seiner entschiedenen Richtung aufs Theater hat eine große Schule gemacht, die um so gefährlicher war, da die Nachbildung seiner Rhetorik ziemlich leicht ist. Daß bei der allgemein gehaltenen Idealität seiner Sprache in seinen Stücken dennoch eine feine und scharfe Charakteristik zu finden ist, sieht nur der schärfer Blickende; die oberflächliche Bewunderung hält sich an die Phrase, und mit der Phrase kann der schlechte Dichter so gut operiren, wie der gute. Bei den einzelnen Dichtern, die sich dieser Schule entzogen, treten noch viel schlimmere Uebelstände ein; theils verfolgten sie die weiche, zerflossene Richtung der Iffland'schen Muse, theils forcirten sie sich in ein barockes, angeblich geistreiches Wesen hinein. Wenn man Kleist's Zeitgenossen, die Arnim und Werner, oder spätere Dichter, wie Grabbe und Aehnliche, mit den naiven Phraseurs, den Körner, Müllner, Houwald u. s. w. vergleicht, so weiß man in der That nicht, wem man den Vorzug geben soll. Kleist hat sich von dem Schiller'schen Einfluß vollständig frei gehalten; er ist im Wesentlichen zu der strengen Einfachheit der Lessing'schen Stücke zurückgekehrt, aber er hat zu gleicher Zeit die Sprache veredelt. Sie hat ein sehr individuelles Leben, und wird dabei doch vom Duft der Schönheit durchhaucht. Man hat in neuerer

Zeit in gerechter Abneigung gegen die romantiſche Vermiſchung aller möglichen Stylarten auf eine ſtrenge Unterſcheidung des Tons, wie er in der Tragödie und in der Komödie anwendbar iſt, gedrungen, vielleicht zu ſehr verleitet durch Shakeſpeare's Beiſpiel, der zwar die Gattungen nicht auseinanderhält, wol aber in jedem ſeiner Stücke zwei verſchiedene, ſchon durch den Rhythmus getrennte Formen beobachtet. Bei Kleiſt iſt es nun intereſſant, zu beobachten, wie die beiden Formen auf eine zweckmäßige Weiſe ſich einander nähern. Er hat ſein Luſtſpiel, „der zerbrochene Krug", in fünffüßigen Jamben geſchrieben, und wenn man den nothwendigen Einfluß des Stoffes auf die Sprache abrechnet, ſo iſt die Form deſſelben nicht weſentlich anders, als die ſeiner Tragödien. Dies ſcheint uns auch der richtige Weg, das Theater zu einer gewiſſen Einheit zu idealiſiren. Es kommt darauf an, im Tragiſchen wie im Komiſchen jenes Maß zu beobachten, welches der tragiſchen wie der komiſchen Wirkung keinen Eintrag thut. Shakeſpeare hat dieſes Maß keineswegs beobachtet, und daher machen ſeine Tragödien doch ziemlich ohne Unterſchied den Eindruck, als ob eine Reihe köſtlicher Poeſien durch gleichgiltige und ſtiefmütterlich behandelte Zwiſchenſcenen mit einander in Verbindung geſetzt wären. Auch ſind viele ſeiner poetiſchen Stellen, die wir beim Leſen vollkommen zu würdigen wiſſen, nicht für den unmittelbaren Eindruck der Recitation berechnet, und bei verſtändigen Theatern iſt man jetzt allmälig zu der Einſicht gekommen, eine mäßige und ſchonende Umarbeitung der Sprache bei der Aufführung für nothwendig zu halten. — Kleiſt verſteht es außerdem, trotz dieſer Gleichmäßigkeit des Styls für jede ſeiner Handlungen die entſprechende Grundfärbung zu treffen, und iſt darin nur mit Schiller zu vergleichen. Das rüſtige Kriegsleben im „Prinzen von Homburg", das Niederländiſche Genre im „Dorfrichter Adam", die geſteigerte Sinnlichkeit in dem bacchantiſchen Gemälde der „Pentheſilea" u. ſ. w., das Alles iſt ganz vortrefflich ausgedrückt trotz des gleichmäßigen Verſes und der gebildeten, durchſichtigen Sprache. Kleiſt giebt ſich nie die unfruchtbare Mühe, ſich an die zufälligen Aeußerlichkeiten, an die hiſtoriſchen Curioſitäten zu halten, er läßt ſeinen großen Kurfürſten nicht im Jargon des ſiebzehnten Jahrhunderts ſprechen, er coquettirt bei ſeinen Griechiſchen Geſtalten nicht mit mythologiſcher Gelehrſamkeit, ja er treibt die Kühnheit ſo weit, in ſeinem Prinzen von Homburg das poetiſche „Du" mit der „Excellenz" und der „Durchlaucht" zu verbinden, und es gelingt ihm vollkommen, eben weil er ein echter Dichter iſt. Von dieſer Seite verdient Kleiſt das unbedingteſte Lob und das ernſthafteſte Studium jüngerer Dichter, und wenn er hin und wieder bei dem gewöhnlichen Publicum durch die anſcheinende Härte und Kälte ſeines Styls anſtößt, ſo iſt das nur der Verweichlichung durch die Schillerſche Schule beizumeſſen. — Wir gehen jetzt zu den einzelnen Stücken über:

Der zerbrochene Krug (1811) iſt lange Zeit vom Theater fern geblieben. Man glaubte, daß die ſorgfältige, gewiſſenhafte und bis ins Kleinſte durchgear-

beitete Ausführung dem darstellenden Künstler Eintrag thun würde. Der neueste Erfolg hat diese Besorgniß nicht bestätigt. Döring hat in Berlin das Stück zu einem der beliebtesten Lustspiele gemacht. Für die Kenntniß Kleist's ist es nur insofern von Wichtigkeit, als es seine große Fähigkeit verräth, sich in eine seiner Grundstimmung fremde Welt zu versetzen. Das Stück ist durchaus heiter gehalten, und enthält eine sprechende Antwort auf jene von der überweisen philosophischen Kritik unsrer Tage aufgestellte Frage, wie man sich über eine unmoralische Person, z. B. über Falstaff, belustigen könne. Man belustigt sich eben nicht über ihre Immoralität, sondern über ihre komischen Seiten, und es kommt nur darauf an, den Eindruck der erstern fern zu halten. Der Gerichtsrath Walter in unserm Stück vertritt in breiterer Ausführung, aber in demselben Sinne wie Prinz Heinrich, das verständige Publicum; er macht den unredlichen Richter unschädlich, aber er ist nicht Puritaner genug, um sich durch diese Wichtigkeit seines Amtes den Humor verderben zu lassen. — Auch Kleist muß doch seine Stunden gehabt haben, wo er Freude am Leben fand, denn die saubere Ausführung dieses echt Niederländischen Gemäldes spricht von einem innern Behagen, und man darf sie nur z. B. mit Hebel's Schnock vergleichen, um sich den Unterschied des natürlichen und des gemachten Humors klar zu machen. — Schwächer ist ein anderes Lustspiel: Amphitryon, in welchem die derben Späße des Plautus durch Einmischung allegorischer Einfälle, die das Komische verstärken sollen, nur verwirrt werden.

Die Familie Schroffenstein (1803) ist trotz der sehr geistvollen Ausführung, der scharfen Charakteristik und einzelner Stellen von der höchsten Poesie (z. B. das Zusammentreffen der beiden Liebenden in der Waldgrotte) dennoch als ein verfehlter Versuch zu betrachten, wie das auch in der Berliner Aufführung deutlich geworden ist. Tieck erklärt sich mit dem Stück im Ganzen einverstanden und tadelt nur den Schluß, der als die Veranlassung der ganzen complicirten Greuelgeschichte einen zufälligen, der Haupthandlung völlig fernliegenden Umstand entdeckt; aber dieser Schluß gehört wesentlich zum Stück. Das Mißverständniß, als treibende Kraft der Handlung, ziemt nur dem Lustspiel; wo wir eine tragische Handlung vor uns sehen, wollen wir auch eine tragische Nothwendigkeit herauserkennen. Wenn man sich bei jeder Scene sagen kann: noch in diesem Augenblick kann das Schicksal abgewandt werden, wenn die betheiligten Menschen nicht vollständig taub und blind sind, so wird der Eindruck ein peinlicher, und es entsteht jenes fröstelnde, ungesunde Gefühl, welches Hebbel in seiner neuerfundenen Gattung der Tragikomödie mit Absicht anregt. Der Zufall, das Mißverständniß, darf allerdings unter den Hebeln der Maschinerie mit angewandt werden, aber er darf sich nicht hervordrängen, er darf nicht unsre ausschließliche Aufmerksamkeit auf sich ziehen. In „Romeo und Julie" z. B., einem Stück, dessen Stoff mit der Familie Schroffenstein sehr nahe verwandt ist, wird die Katastrophe gleichfalls

durch einen Zufall herbeigeführt, aber dieſer Zufall iſt ſo beiläufig behandelt, daß man gar nicht daran denkt, und außerdem ſind die Perſönlichkeiten von der Art, daß ſie einen ähnlichen Zufall provociren. In der Familie Schroffenſtein dagegen wird mit voller Abſicht bei jeder Gelegenheit daran erinnert, daß der ganze Streit um ein Nichts geführt wird. Der Dichter ſündigt mit vollem Bewußtſein, und darum werden wir auch durch den verſöhnenden Schluß nicht erhoben. Wenn die Familien Montague und Capulet ſich über dem Grabe der beiden Liebenden die Hände reichen, ſo iſt das zwar ein düſterer Friede, aber als Friede, der eine Jahrhundert lange Fehde beendigt, iſt es doch immer ein poſitives Reſultat jenes unglücklichen Schickſals, das die Gemüther gebrochen und zur Verſöhnung geſtimmt hat. Zwiſchen den beiden Zweigen der Familie Schroffenſtein dagegen herrſchte nur eine eingebildete Fehde, und man wird unwillig, daß ſie nicht mit dem Schluß angefangen haben. Außerdem ſind die Greuel, die aus den Verwickelungen des Zufalls entſpringen, zu willkürlich erdacht; daß die beiden Väter ihre eigenen Kinder aus Mißverſtändniß umbringen müſſen, ſchmeckt zu ſehr nach der Abſicht, und wir empfinden, daß es nicht nöthig war.

Die Hermannsſchlacht fällt in die Zeit des Tugendbundes und der Fichte'ſchen Reden an die Deutſche Nation. Der Stoff iſt bei dem neu erweckten Patriotismus unſrer Nation tauſendfältig behandelt worden, von Klopſtock an, der ein ziemlich ſchwülſtiges und inhaltloſes Bardit daraus machte, bis auf Grabbe, der es zu einem barocken Genreſtück verarbeitete. Dazwiſchen liegen die romantiſchen Nachtſtücke eines Fouqué, das für den Theetiſch berechnete Schauſpiel der Frau von Weiſſenthurn u. ſ. w. Kleiſt unterſcheidet ſich von allen übrigen Dichtern durch die Stimmung, welche allein dieſem eigentlich blos epiſchen Stoffe ein dramatiſches Leben geben kann. Der Cheruskerheld iſt eigentlich ein verſchlagener Staatsmann, deſſen That man vom hiſtoriſchen Standpunkte vollkommen billigen kann, der aber ſchwer eine dramatiſch intereſſante Geſtalt gewinnt. Börne hat in einer Kritik über Immermann's „Trauerſpiel in Tyrol" ſehr richtig auseinandergeſetzt, wie mißlich es iſt, eine Ueberliſtung des Feindes und eine Vernichtung deſſelben durch überlegene Gewalt, gleichſam durch einen Naturproceß, dramatiſch darſtellen zu wollen. Dieſer Eindruck wird aber bei Kleiſt durch den wahrhaft diaboliſchen Haß, den er ſeinem Helden leiht, ſehr weſentlich verändert. Man kann über dieſen Haß trotz der ſittlichen Motivirung erſchrecken, man kann ihn mißbilligen, aber er macht einen dramatiſchen Eindruck. — Man vergleiche folgende Stellen. Als Hermann ſeiner Thusnelde eröffnet, daß die geſammte Römiſche Beſatzung geſchlachtet werden ſoll, und ſie ihn fragt, ob der Schlag rückſichtslos die Guten wie die Schlechten treffen ſolle:

Die Guten mit den Schlechten. — Was! Die Guten!
Das ſind die Schlechteſten! Der Rache Keil
Soll ſie zuerſt vor allen Andern treffen!

Und als ſie ihn fragt, ob nicht der junge Held, der mit Gefahr des Lebens ein Kind aus den Flammen geriſſen, ihm ein Gefühl des Mitleids entlockt:

Er ſei verflucht, wenn er mir das gethan,
Er hat auf einen Augenblick
Mein Herz veruntreut, zum Verräther
An Deutſchlands großer Sache mich gemacht.
Ich will die höhniſche Dämonenbrut nicht lieben.

Als dieſer junge Römer getödtet werden ſoll und Hermann an ſeine Siegerpflicht erinnert:

Hermann: An Pflicht und Recht! Sieh da, ſo wahr ich lebe!
Er hat das Buch von Cicero geleſen.
Was müßt' ich thun, ſag' an, nach dieſem Werk?
Septimius: Nach dieſem Werk? Armſel'ger Spötter, Du!
Mein Haupt, das wehrlos vor Dir ſteht,
Soll Deiner Rache heilig ſein,
Alſo gebeut Dir das Gefühl des Rechts,
In deines Buſens Blättern aufgeſchrieben!
Hermann. Du weißt, was Recht iſt, Du verfluchter Bube,
Und kamſt nach Deutſchland, unbeleidigt,
Um uns zu unterdrücken?
Nehmt eine Keule doppelten Gewichts,
Und ſchlagt ihn todt!

Das iſt entſetzlich wild und wird noch ſchrecklicher durch die beſtändige Ironie, mit der Hermann ſeinen vertrauenden Gegnern ebenſo, wie ſeinen unſchlüſſigen Landsleuten, die er als energieloſe Tugendbündler verachtet, begegnet; aber es erregt unſer eigenes Gefühl und erweckt ein dramatiſches Intereſſe für den tragiſchen Kampf einer ſo wilden, leidenſchaftlichen Natur mit der Nothwendigkeit, ſich Zwang aufzulegen. Zudem nimmt die Handlung unſer Intereſſe noch von einer andern Seite in Anſpruch; wir haben es eigentlich nicht mit den Römern, nicht mit Auguſt und Varus zu thun, ſondern mit den Franzoſen und ihrem großen ruchloſen Kaiſer. Die Zeit brachte ähnliche Gefühlsconflicte in Menge hervor. Wenn Dörnberg das Vertrauen des Königs Jerôme, wenn York das Vertrauen des Marſchall Macdonald täuſchen muß, ſo iſt dieſe Verletzung des Gefühls, dem in den Perſönlichkeiten der Feinde manche menſchlich liebenswürdige und Achtung gebietende Seiten begegnen, nur durch jenen concentrirten Haß zu überwinden, der in der Anſchauung von der Unſittlichkeit des Ganzen auch das Gefühl für den Einzelnen begräbt. Thaten wie die Anzündung von Moskau erhalten nur durch dieſe Stimmung ihre hiſtoriſche Färbung, und all die hübſchen Lieder von Arndt, Stägemann, Körner, Schenkendorf, Rückert u. ſ. w., die bereits mitten im Rauſche des Kampfes geſchrieben wurden, geben uns lange nicht ein ſo klares Bild von derſelben, als dieſer anticipirte

Zorn des Kampfes. — Auch im Uebrigen bezieht ſich faſt jedes Wort direct auf die damaligen Zuſtände. Die unhiſtoriſche Verſöhnung zwiſchen Marbod und Hermann, die ihre bisherige Eiferſucht aufgeben, wo es ſich um die große Sache der Nation handelt, iſt nichts Anderes als ein Aufruf an Oeſtreich und Preußen, der leider durch die Verkehrtheit der beiderſeitigen Staatsmänner getäuſcht wurde. — Der kürzeſte Proceß wird mit den Verräthern am Deutſchen Vaterlande gemacht, die ſich auf die Souverainetät ihrer Staaten beziehen und gegen den Patriotismus an das formale Völkerrecht appelliren. Es wird in der Schlacht ein Rheinbundfürſt gefangen genommen, Ariſtan, der Ubier, der als Beherrſcher eines freien Staats das Recht in Anſpruch nimmt, nach Belieben Bündniſſe zu ſchließen:

Ich weiß, Ariſtan, dieſe Denkart kenn' ich.
Du biſt im Stand' und treibſt mich in die Enge,
Fragſt, wo und wann Germanien geweſen?
Ob in dem Mond? und zu der Rieſen Zeiten?
Und was der Witz ſonſt an die Hand Dir giebt;
Doch jetzo, ich verſichre Dich, jetzt wirſt Du
Mich ſchnell begreifen, wie ich es gemeint:
Führt ihn hinweg und werft das Haupt ihm nieder! —

Trotz dieſer auf die Gegenwart gerichteten patriotiſchen Begeiſterung, die als eigentliche Seele das ganze Stück durchhaucht, iſt doch in den Formen wie in der Gruppirung des Ganzen der Geiſt des Mittelalters ſehr gut feſtgehalten. Zwar verletzt das Diminutiv Thuschen unſer an dem Klopſtockſchen Bardenſtyl geſchultes Ohr, und auch im Uebrigen iſt die Sprache nicht altdeutſch, ſondern modern; aber das thut der Charakteriſtik keinen Abbruch. Sowol die diplomatiſchen Intriguen Hermann's, als die Schlachtſcenen ſind vortrefflich arrangirt, das Geſetz der Spannung auf das Gewiſſenhafteſte beobachtet, und das einzige Mal, wo durch eine Cheruskiſche Alraune, die dem Heere des Varus im Walde begegnet, an das Coſtum erinnert wird, iſt die Wirkung auf die Stimmung wunderbar.

Zwar fällt uns bei Hermann die Kälte, die er dem guten Willen ſeiner Landsleute entgegenbringt, weil ſie alle an die Höhe ſeines Haſſes und ſeiner Entſchloſſenheit nicht hinaufreichen, unangenehm auf, aber ſeine Heldennatur wird dadurch doch nicht unterdrückt, und nicht ohne Abſicht hat der Dichter gegen den Schluß der Handlung mehrere Züge barbariſcher Wildheit angebracht, die ſonſt zur Entwickelung nicht gerade nöthig wären, um dieſes Bild zu ergänzen. — Ein anderes Heldengemälde: Robert Guiskard, iſt leider Fragment geblieben. Was wir davon haben, iſt vielverſprechend.

Der Prinz von Homburg, das beſte unter Kleiſt's Stücken, wurde erſt im Jahre 1821 gedruckt. Der ſittliche Conflict dieſes Stücks iſt der nämliche, den Schiller in ſeinem „Kampf mit dem Drachen" darſtellt. Die freie Heldenkraft empört ſich mit dem unmittelbaren Bewußtſein ihrer höhern Berechtigung gegen die hergebrachte ſittliche Ordnung. Die heidniſche Tragödie wußte für

dieſen Lieblingsconflict keine andere Löſung, als eine äußerliche. Lex est res surda et inexorabilis, das harte Geſetz duldet keine Vermittelung, ebenſo wenig die Nemeſis, der abſtracte Neid der Götter. Die neue Zeit giebt dem freien Bewußtſein das Recht, ſich ſelbſt zu richten und damit zu verſöhnen. Das Geſetz hat nur noch den Schein der unnahbaren Strenge. Als der Drachenſieger, der wider das Geſetz das Vaterland gerettet, in Erkenntniß ſeiner Schuld ſich der Strafe unterwirft, giebt der Meiſter ihm das Kreuz zurück als Lohn der Demuth, die ſich ſelbſt bezwungen. Es wäre höchſt roh, dies ſo zu verſtehen, als ob der Meiſter, gerührt von der Beſcheidenheit des beſtraften Jünglings, mit edler Willkür ihm verziehe, da er ihm ebenſo gut auch nicht hätte verzeihen können. Dieſe Freiſprechung nach dem Bekenntniß der Schuld iſt vielmehr ſittliche Nothwendigkeit. Der Heide Ajax mußte ſich tödten, weil ſeine Schuld ihm äußerlich blieb, der Moderne findet die Verſöhnung in ſich ſelbſt.

Im Prinzen von Homburg hat dieſer Conflict dadurch eine lebensvolle Färbung erhalten, daß die ſittliche Welt, innerhalb deren er ſtattfindet, plaſtiſch ausgeführt wird, während er im lyriſchen Gedicht nur angedeutet werden konnte. Der Geiſt eines wohlgeordneten Kriegerſtaats, der in ſeiner Weiſe ebenſo anerkennenswerth iſt, als die republikaniſche Freiheit mit der harten, knöchernen Sprödigkeit der Hinterwäldlers, weil er ſich an eine poſitive Idee knüpft, an eine Fahne, die noch ein höheres Symbol enthält, als das Wohlbefinden der gegenwärtigen Generation, weht uns mit friſchem Athemzug aus dieſem Gedicht an. In der Mitte der Fürſt, der mit verſtändigem Ernſt die Zügel des Staats in ſtarken Händen hält, um ihn die treuen Kampfgenoſſen, die ihn verehren, ohne ſeine Knechte zu ſein, ein gegenſeitiges Vertrauen ohne Aufgeben der Selbſtſtändigkeit, auffahrende Hitze, wie es Kriegern geziemt, und doch ſtrenge Loyalität. Kleiſt konnte von ſeinen Geſtalten ſagen, wie Taſſo: Es ſind nicht Schatten, die der Wahn erzeugte, ich weiß es, ſie ſind ewig, denn ſie ſind. Trotz der Schlacht von Jena konnte man noch die Idee des ſpecifiſchen Preußenthums feſthalten; trotz der Schlacht von Brouzell müſſen wir uns ihrer erinnern.

Das Stück war von den Preußiſchen Hofbühnen verbannt, weil es gegen die Etiquette war, einen Verwandten des regierenden Hauſes auf die Bretter zu bringen; ſelbſt an ſeinem Jubelfeſte durfte Friedrich der Große nur hinter der Scene die Flöte ſpielen, das perſönliche Erſcheinen in ſeinem Feldlager war ihm verſagt. Engherzige Prüderie des modernen proteſtantiſchen Staats! Der Katholik ſieht ſeine Heiligen auf der Bühne mit derſelben Andacht, mit der er ſich in der Kirche vor ihrem Bilde niederwirft. Nur unſer Skepticismus fürchtet die Profanation. — Die Märztage haben die Heldenkönige, gegen deren Staat ſie gerichtet waren, von dieſer Verbannung erlöſt. Es iſt wenig Ausſicht vorhanden, daß dies lange dauern wird. Man befördert zwar jetzt ſehr ſtark die patriotiſche Geſinnung, aber von dem patriotiſchen Verſtand will man nicht viel mehr hören.

Die Ausführung des Problems ist sehr geschickt. Der Prinz von Homburg — in dem wir ein Bild des Prinzen Louis Ferdinand und seiner Umgebung finden, wie sie sich im Gefühl ihrer Genialität gegen die Sitte empörten — verletzt im Drange seines Muths und in dem voreiligen Glauben an seine bessere Einsicht den Plan, der das Ganze der Schlacht leiten soll. Das Glück und seine Tapferkeit geben diesem Uebermuth einen günstigen Ausgang; er schlägt die Feinde und stellt sich mit den erbeuteten Fahnen im stolzen Gefühl seines Sieges und des geretteten Vaterlandes dem Fürsten dar. Als Dieser ihm den Degen abfordert, ist sein erstes Gefühl Bitterkeit über die Pedanterie des Gesetzes, welches die freie Genialität unterdrückt. Er hat Unrecht, denn es kommt nicht auf den einzelnen Erfolg an, sondern auf den Geist der Ordnung und des Gesetzes, der die Ewigkeit des Staates sichern soll. Als er zu sich selbst gekommen ist, verfällt er in den zweiten Fehler, die Sache zu leicht zu nehmen; er läßt seinen Arrest der Form wegen gelten und rechnet auf schnelle Begnadigung. Noch hat ihn der Ernst des Gesetzes nicht durchschauert. Dieser Ernst darf aber nicht fehlen, wenn eine sittliche Wiedergeburt erfolgen soll. Der Fürst überläßt ihm selbst das Urtheil, und sein Ehrgefühl, genährt in den Formen eines lebendigen, sittlich geordneten Staatswesens, erhebt ihn über den Trotz der Selbstsucht, wie über die unmittelbaren Schrecken des Todes. Die Scene, in welcher die Letztern ausgemalt werden, ist widerlich, weil man bei dem Soldaten, dem Edelmanne, noch dazu Damen gegenüber, stets der äußerlichen Haltung gewärtig ist; sie ist aber nothwendig, wenn das Scheinurtheil sich nicht vollständig ins Komödienhafte verlieren soll. Der Prinz, wie das ganze Heer, das ihn vergöttert, muß fühlen, daß es sich um Etwas mehr handelt, als um eine bloße Form; sie müssen das volle Gewicht und das volle Recht des Urtheils empfinden und tief in sich aufnehmen, ehe die Freisprechung erfolgen kann; dann aber muß sie erfolgen, denn in dem echten Kriegerstaat waltet nicht die abstracte Disciplin, das Heer ist so wenig eine leblose Maschine wie ein zügelloser Haufe, und die freie Heldenthat hat ihr Recht, sobald sie ihre Schranken anerkennt.

Wie Schade ist es nun, daß dieser klare, gemessene Gang der sittlichen Entwickelung durch eine unzeitige Liebelei und ein unbestimmtes somnambules Wesen sich verwirrt! Das Uebermaß des kriegerischen Feuers kann seine Entschuldigung finden, die leere Träumerei eines verliebten Nachtwandlers darf aber der Feldherr nicht dulden. —

Wenn sich der Prinz von Homburg in dem disciplinirten Heer mit seiner Liebe bescheidet, so läßt sein Ebenbild in dem wunderbaren Stück Penthesilea (1808) der Leidenschaft freien Spielraum. Auch hier haben wir ein Kriegerleben, das sich wesentlich von dem vorigen unterscheidet und in mancher Beziehung an Troilus und Cressida erinnert, obgleich es mit vollkommener Freiheit entworfen ist. Das Problem gehört vollständig der Romantik an. Die Amazonen-

fürſtin, die mit ihren Frauen in die unbekannten Heermaſſen ſtürmt, um ſich ſchöne Jünglinge zu ihrem Roſenfeſt zu erobern, und in Achilles der Conflict zwiſchen dem Stolz des unbeſieglichen Kriegers und der Liebe zu dem ſchönen Weibe, das iſt ein Stoff, der nur für die excluſive Welt gehört, weil er das allgemein Menſchliche nicht berührt. Man hat daher, ſo viel ich weiß, die Tragödie nicht auf die Bühne gebracht, und ganz mit Recht. Zwar iſt die Sprache höchſt poetiſch, der Wahnſinn der Leidenſchaft mit jener fieberhaften Gluth wiedergegeben, deren ſelten ein Dichter ſo Herr war, aber dieſe Wuth erregt doch immer nur Entſetzen, keine Erſchütterung. Man wird bei der Penthefilea unwillkürlich an die Rachel erinnert, welche zwar die Rolle, weil ſie bis in die kleinſten Züge hinein ausgeführt iſt, nicht ſpielen, wol aber ähnliche Sprünge der Stimmung und der Leidenſchaft ſich ſelber erſinnen könnte, und in deren Erſcheinung, wie im poetiſchen Talent, ſich ſo wenig Claſſiſches findet, als in dieſer ſeltſamen Figur. Außerdem ſteht Kleiſt in dieſem Stück Hebbel am Nächſten, und Charaktere des Letztern, wie Judith oder Golo, können ſich neben dieſe Amazone ſtellen, deren tigerartig bachantiſche Wuth mit der wunderbarſten, anmuthigſten Naivetät zerſetzt iſt. Im Allgemeinen dürfte aber jenes Problem, die ſogenannte poetiſche Welt, d. h. die Welt der freien Individualität, aus allen Schranken der Natur und des Geſetzes zu reißen, als ein undramatiſches bezeichnet werden.

Ueberhaupt iſt Kleiſt in ſeinen männlichen Charakteren glücklicher, als in ſeinen weiblichen, obgleich die Kühnheit der letztern Anerkennung verdient. Im Käthchen von Heilbronn (1810), dem einzigen Drama von Kleiſt, welches noch dazu in einer ſchlechten Bearbeitung ein Zugſtück unſrer Bühnen geworden iſt, wahrſcheinlich weil man es mit den ſonſtigen Ritter- und Räuberſtücken in eine Kategorie ſtellte, iſt die Myſtik der Liebe auf eine ebenſo häßliche als unnatürliche Art auf die Spitze getrieben. Käthchen iſt das Gegenbild der Penthefilea, die demüthige, hingebende Natur, die aber in ihrer Demuth faſt ebenſo gewaltſam und herausfordernd iſt, als Penthefilea in ihrem Zorn. Während nun das Ritterthum, welches das Coſtum dieſes Gemäldes bildet, namentlich in der Perſon des Grafen Wetter vom Strahl, vortrefflich gezeichnet iſt, bricht in dieſe reale, ſonnenhelle Welt ein geſpenſtiſcher Schein, mit dem Kleiſt nicht umzugehen weiß. Bei andern Romantikern iſt die übernatürliche, die teufliſche oder die ſeraphiſche Welt die eigentliche Heimath, in welche ſich die ſtaubgebornen Menſchen als Fremdlinge verlieren; bei einem ſo realiſtiſchen Dichter dagegen wie Kleiſt verſteht man nicht, was man mit dieſem perſönlich auftretenden Cherub, mit dieſem ſomnambulen Doppelleben, welches die Seele von dem Körper trennt, und mit dieſem Zauber, der die keuſche Natur des ſchüchternen Mädchens in ihr Gegentheil verkehrt, eigentlich machen ſoll. Je plaſtiſcher dieſe der Darſtellung unfähige Welt ausgeführt wird, je mehr wirklich poetiſche, d. h. menſchlich verſtändliche Züge ſich hineinmiſchen, deſto unheimlicher wird uns zu Muthe. Außer-

dem enthält das Stück barockere Züge, als irgend ein anderes von Kleist, Züge, die mitunter an Hoffmann erinnern; so namentlich die Entpuppung der schönen Kunigunde, die sich als ein ausgestopftes Scheusal erweist, ohne daß irgend ein dramatisches oder ästhetisches Motiv bei dieser Verwandlung zu erkennen wäre.

Fassen wir das Ergebniß dieser einzelnen Reflexionen zusammen, so werden wir in Kleist einen der wenigen Dichter unsrer Restaurationsliteratur erkennen, die das Zeitalter zu überleben bestimmt sind. Er hat mit Arnim, Brentano, Hoffmann u. s. w. die wirklich poetische Anlage und die krankhafte Richtung des Gemüthes gemein, aber er unterscheidet sich wesentlich von ihnen durch die Energie und Vollendung der Form. Auch in seinen besten Werken wird uns zuweilen die Erinnerung an sein unglückliches Schicksal unheimlich berühren, aber in allen werden wir die hohe poetische Kraft, die echt Deutsche Gesinnung und das leidenschaftlich bewegte Herz wiederfinden. J. S.

Skizzen aus Straßburg und dem Elsaß.

Es ist ein schönes, von der Natur reich gesegnetes Land, mit tüchtigen, strebsamen und intelligenten Bewohnern, dieser Elsaß, eine der wohlhabendsten der Provinzen Frankreichs. Man kann diese blühenden Städte, in denen, wie besonders in Kolmar und Mühlhausen, eine arbeitsame Industrie sich regt, diese üppigen Weizenfluren, gut bebauten Rebhügel, grünen Wälder nicht ohne Trauer und Zorn, daß uns Alles dies für immer verloren gegangen ist, durchwandeln. Aber hat unsern Deutschen Fürsten dies schmachvolle Beispiel, wohin Deutsche Uneinigkeit und Schwäche führt, wol im Mindesten Etwas genützt, sind wir nicht eben wieder im Begriff, einen andern unsrer besten, edelsten Gauen, das unglückliche Schleswig-Holstein, einem fremden Feinde hinzuopfern?

Daß man sich in Frankreich befindet, fühlt man schon bei dem ersten Schritt, den man auf Elsassischen Boden thut, wenn man die nicht sehr breite Rheinbrücke bei Kehl passirt hat. Schon der kleine, rothhosige Soldat, der in bequemer, nachlässiger und dabei doch wieder militairischer Haltung sich auf sein Gewehr lehnt, hat einen ganz andern Typus, wie sein Badischer Kamerad, der nur etwa zwanzig Schritte weit von ihm postirt ist. Es ist Sitte in Frankreich, die Regimenter häufig wechseln zu lassen, und so sind denn manche der zahlreichen Soldaten in Straßburg Söhne der Gascogne oder Provence.

Was Einem gleich beim ersten Schritt auf Französischem Boden jetzt in die Augen fällt, und was man bis zum Ueberdruß auf jedem öffentlichen Gebäude, von dem größten Palast bis zum kleinsten Schuppen, der zur Aufbewahrung der Dreckkarren dient, angepinselt sieht, sind die großen Worte: „Propriété nationale,

Liberté, Egalité, Fraternité.“ Nie ſind wol ſtolzere Worte durch die Zuſtände mehr Lügen geſtraft worden. Daß man auf Franzöſiſchem Boden iſt, zeigt ſchon bei der Einfahrt in das gewölbte Feſtungsthor Straßburgs die in rieſigen goldenen Lettern prangende Inſchrift deſſelben „Porte d'Austerlitz“.

Die äußere Geſtaltung Straßburgs in ſeinen Bauten iſt noch ganz die einer alten Deutſchen Reichsſtadt. Neue Häuſer, die ein modernes Aeußere haben, ſieht man nur wenig, der alterthümlichen, hohen Giebelhäuſer mit vielen Erkern und Zinnen und hervorſpringenden Seitenwänden aber deſto mehr. Auch die Straßen ſind eng, krumm gewunden, und von maleriſcher Unregelmäßigkeit, wie unſre Deutſchen Vorfahren ſie in ihren alten Reichsſtädten zu haben pflegten. Straßburg hat manche Gaſſe, wo die Nachbarn aus ihren drei bis vier Stock hohen Häuſern ſich bequem die Hände über die Straße reichen können. Uebrigens ſind auch einige recht hübſche und große freie Plätze hier, beſonders der „Place Kleber“ mit der Statue dieſes hier gebornen Feldherrn, „Place Broglie“ mit der Mairie und dem Theater, und der „Place Guttenberg“ mit der Statue dieſes Namens.

An allen dieſen alten echt Deutſchen Häuſern ſieht man aber faſt nur Franzöſiſche Schilder; die Straßen führen Franzöſiſche Namen. Selten daß einem Schilde eines Handwerkers eine kleine Deutſche Ueberſetzung in unſcheinbaren Lettern beigefügt iſt, während ſich die Franzöſiſche auf dem Hauptplatze ſpreizt. Bei den ſehr zahlreichen „Brasseries“ iſt am Häufigſten das Wort „Brauerei“ beigefügt, ſie erinnern überhaupt in Straßburg noch am Meiſten an das alte Deutſchthum der Stadt. Faſt ſo zahlreich, wenn auch nicht von ſo großartigem Umfang wie in München, ſind hier, wie in allen Elſaſſiſchen Städten, die Brauereien, ſelbſt die echten Franzoſen ſollen ſich merkwürdig ſchnell die Deutſche Sitte des Biertrinkens angewöhnen, wenigſtens ſieht man unter den Gäſten in den weiten Bierhallen viele rothhoſige Soldaten ſitzen. Als Straßburg noch ein Hauptſammelplatz politiſcher Flüchtlinge war, hatten Dieſelben in dieſen wohlfeilen Bierſtuben größtentheils ihr Hauptquartier aufgeſchlagen. Unzählige Pläne zur Umgeſtaltung aller Weltverhältniſſe ſind hier gemacht worden, die eben ſo leicht zerplatzten, wie die kleinen trüben Schaumblaſen des hier in den großen Thonkrügen gereichten Getränkes. Viel Leid und bitteres Elend hat Straßburg in den letzten Jahren unter den zahlreichen Deutſchen Flüchtlingen anſehen müſſen. Manch edles Herz iſt hier in hoffnungsloſer Verzweiflung gebrochen, mancher kräftige Jüngling, der nur zu hart für ſeine Jugendthorheit büßen mußte, hat hier aus Verzweiflung und gänzlicher Entblößung von allen materiellen Mitteln die Capotte des Soldaten der Fremdenlegion in Algier angezogen, oder iſt ſonſt in Hunger und Kummer untergegangen. Daß aber auch unter dieſen Tauſenden von politiſchen Flüchtlingen, die die Jahre 1831 und 1832, und dann in viel größerer Zahl 1848 und 1849 hieher geliefert haben, viel wildes wüſtes Geſindel geweſen iſt,

ſteht feſt. Gar manche Vagabonden, ja ſelbſt gemeine Verbrecher, haben ſich unter der Maske politiſcher Flüchtlinge herumgetrieben, und die Gutmüthigkeit der Straßburger iſt oft bitter getäuſcht worden. Man iſt daher jetzt ſehr mißtrauiſch. Augenblicklich befinden ſich übrigens faſt gar keine politiſchen Flüchtlinge aus den letzten Jahren mehr im Elſaß. Die nicht große Zahl derſelben, die überhaupt noch in Frankreich weilt, iſt von der Franzöſiſchen Regierung neuerdings wieder in die innern Departements vertheilt worden. Bisweilen treibt materielle Noth oder auch moraliſche Verzweiflung, ſolche Unglückliche dazu, ſich freiwillig auszuliefern, obſchon ſie wiſſen, daß der Kerker ſie auf lange Jahre umſchließen wird; ſie überliefern ſich dann ſelbſt in Kehl den dort ſtets ſtationirten Badiſchen Gendarmen. Ziemlich häufig ſieht man auch noch in Straßburg und im Elſaß Oeſtreichiſche Deſerteure aus den Garniſonen von Raſtatt oder Mainz in voller Uniform ankommen, um ſich entweder von Havre nach Amerika einzuſchiffen, oder, wenn ihnen die Mittel hierzu fehlen, was häufig der Fall iſt, ſich für die Fremdenlegion anwerben zu laſſen. Meiſtens ſind dieſe Oeſtreichiſchen Deſerteure Polen, Italiener oder Ungarn.

Häufig findet man auch auf den Logisankündigungen unter dem „Logement à louer“ noch „Wohnung zu verlehnen“. Letzteres alte Deutſche Wort iſt in Straßburg ſtatt vermiethen noch gebräuchlich. Beſieht man ſich dieſe zu vermiethenden Wohnungen, ſo wird, ſelbſt wenn man die Wirthe Deutſch anredet, die erſte Antwort faſt immer Franzöſiſch ſein. Fährt man aber unbekümmert darum immer fort, Deutſch zu reden, ſo fangen endlich auch die Vermiether an, in ihrem Deutſch-Straßburger Dialekt zu antworten. Verſtanden wird von den gebornen Elſaſſern das Deutſche noch überall, geſprochen, wenn auch ſchlecht, ebenfalls von den Meiſten; auf dem Lande, beſonders in dem Departement des Niederrheins, ſpricht das Landvolk noch ſtets unter ſich Deutſch, und es giebt hier große Dörfer, wo die alten Bauern noch kein Wort Franzöſiſch verſtehen. Auch in Straßburg ſprechen die Dienſtboten und niedern Arbeiter unter ſich faſt nur Deutſch, und auch in einzelnen alten Bürgerfamilien bedient man ſich deſſelben noch als Hausſprache. Einzelne Franzöſiſche Worte kommen aber ſehr häufig dazwiſchen ſchon vor. So wird z. B. die Anrede ſtets „Monsieur“ ſein, wenn auch ſpäter Deutſch darauf weiter geredet wird. In den Kaffeehäuſern, im Theater, auf den Gaſſen hört man in Straßburg ſonſt nur Franzöſiſch ſprechen, und auch die Kinder der höhern und mittlern Stände bedienen ſich bei ihren Spielen Franzöſiſcher Worte. Auffallender Weiſe verſtehen aber die Bauern und Bürger in den Dörfern und kleinern Städten des Niederrheins ſelten das Franzöſiſche zu leſen, wenn ſie es auch ſprechen können. Alle Provinzialzeitungen des Elſaſſes, die auch mehr auf die mittlern und untern Stände berechnet ſind, haben daher neben ihren Franzöſiſchen Spalten ſtets eine Deutſche Ueberſetzung, wie auch allen amtlichen Erlaſſen, die für das Landvolk berechnet ſind, immer eine

Deutſche Ueberſetzung beigefügt zu ſein pflegt. Weniger als am Niederrhein wird am Oberrhein noch Deutſch geſprochen, z. B. in Kolmar, ſelten mehr in Mühlhauſen, was viel mit Baſel und der Deutſchen Schweiz in Verbindung ſteht. Ueber Mühlhauſen hinunter hört das Deutſch faſt ganz auf, und ſchon 1—2 Poſtſtationen weiter findet man große Ortſchaften, in denen kein Menſch ein einziges Wort Deutſch verſteht. Uebrigens iſt in den letzten 20 Jahren, wo man in Paris das Centraliſationsſyſtem mit neuer Kraft verfolgte, die Deutſche Sprache im Elſaß planmäßig unterdrückt worden. So iſt es z. B. den Elſaſſer Soldaten verboten, in den Caſerneuzimmern Deutſch zu ſprechen. Kann aber der Elſaſſer auch noch meiſt Deutſch ſprechen, ſo wird man ſonſt nicht die mindeſte Anhänglichkeit für das Deutſchthum bei ihm finden. „Je suis Français," wird Derſelbe faſt ſtets ſagen, höchſtens hie und da „ich bin ein Elſaſſer," aber nie „ich bin ein Deutſcher". Zwar liebt das Landvolk die Franzoſen, die es meiſt als Gendarmen, Douaniers und Steuererheber, alſo nur von der unangenehmen Seite kennen lernt, nicht im Mindeſten, und ſchimpft oft über die „Welſchen" oder „Franſchen", wie es ſie nennt, und über Welſche Sachen und Sitten; dieſe Abneigung des Bauern für das Franzoſenthum beweiſt aber nicht im Mindeſten, daß er deshalb eine Vorliebe für das Deutſche beſitzt. Man frage nur jeden Elſaſſer Bauern, ob er gern wieder zu Deutſchland gehören möchte, und er wird verwundert ſagen: „Wöſch iſt denn das," und kommt man nun näher und fragt: „Möchtet Ihr, daß Ihr da drüben zu Baden gehörtet?" ſo heißt es: „Oh nee, Die da müſſe ebe ſo viel Steure zahle wie wir, un ſein doch nur a ſo a klaanes Ländle, da iſcht es beſſer, wir bleibe woſch wir ſeind." — In ſeinem ganzen politiſchen Leben hängt der gebildete Elſaſſer von Paris ab, und was dort geſchieht, hat Intereſſe für ihn. Die politiſchen Nachrichten aus Paris füllen faſt allein alle Spalten der Elſaſſer Zeitungen an, aus Deutſchland findet man kaum einige kurze dürftige Auszüge aus Süddeutſchen Blättern. Selbſt der „Courrier du bas Rhin", das geleſenſte Blatt des Elſaſſes, der gemäßigt republikaniſchen Partei angehörig, hält es nicht der Mühe werth, aus dem benachbarten Karlsruhe oder Frankfurt eigene Correſpondenzen zu bringen. Anders iſt es mit der Deutſchen Kunſt und Wiſſenſchaft. So gehört Straßburg z. B. zum Kunſtverein der Oberrheiniſchen Deutſchen Städte, und auf der Gemäldeausſtellung, welche in dieſem Frühjahr ſtattfand, waren ungleich mehr Deutſche als Franzöſiſche Bilder vorhanden, auch findet man in den Buchhandlungen, neben den Franzöſiſchen Werken, ſehr viele Deutſche ausgeſtellt, beſonders im Fache der Geſchichte, Naturgeſchichte, Medicin und Landwirthſchaft, und die Buchhändler verſichern, daß ſie in allen dieſen Zweigen ebenſo viel Deutſche, wie Franzöſiſche Schriften verkaufen. In den Leihbibliotheken iſt hingegen die Deutſche Literatur ungemein ſpärlich vertreten, und die vorhandenen wenigen Bücher gehören größtentheils unſern Räuber- und Ritterromanen oder der Claureu'ſchen

oder Lafontaine'schen Periode an; auch versichern die Leihbibliothekare, daß von der gebildeten Welt Straßburgs sehr selten irgend ein Deutsches Buch verlangt würde, und daß diese nur Pariser Romane lesen wolle. Noch weniger findet man solche Spuren des Deutschthums in Mühlhausen und gar in Kolmar, wie denn überhaupt Straßburg von allen größern Städten des Elsasses diejenige ist, die ihren Deutschen Ursprung noch am Wenigsten verläugnet.

Ein recht anziehendes Schauspiel, bei dem ich besonders günstige Gelegenheit hatte, die Sitten und Neigungen des Volkes kennen zu lernen, ward mir bei meiner letzten Anwesenheit im Elsaß, indem ich der Feier des dreijährigen Bestandes der Französischen Republik (4. Mai) beiwohnte. Sagt man übrigens den jetzigen Civil- und Militairbehörden des Elsasses, die nur eine getreue Copie ihrer Herren und Meister in Paris sind, wol nicht mit Unrecht nach, daß sie im Innern ihres Herzens gerade keine recht ehrlichen Republikaner seien, so hielt man es denn doch für gerathen, vorläufig noch „gute Miene zum bösen Spiel zu machen." So verkündeten denn auch in Straßburg große Anschlagzettel an den Straßenecken, daß die Civil-, Militair- und geistlichen Behörden in Gemeinschaft beschlossen hätten, am 4. Mai den Jahrestag der Republik zu feiern, und alle Einwohner der Stadt eingeladen würden, Antheil zu nehmen. Am Morgen des Festtages, der diesmal auf einen Sonntag fiel, leider aber ziemlich ungünstig vom Wetter bedacht wurde, donnerten die Kanonen der Citadelle, läuteten die Glocken von allen Thürmen. Gegen 10 Uhr füllte der Platz vor dem Münster sich mit Gendarmen und Piquets der Infanterie; ein breites Spalier ward gebildet, und unter dem rauschenden Klang einer vollen Militairmusik, wobei die Trompeten auf wahrhaft entsetzliche Weise schmetterten und die Tambours mit aller Kraft ihrer Arme das Trommelfell bearbeiteten, nahte sich ein langer Zug aller Civil- und Militairpersonen der Stadt, voran 10—12 bärtige Sappeure eines Infanterie-Regiments. Nicht im Mindesten republikanisch sahen diese Diener der Republik aus, Ordenssterne bedeckten ihre Brust, Goldstickereien blitzten von ihren Uniformen, reiche goldene Epauletts waren auf den Schultern. Mit affectirter Leichtigkeit und Grazie hüpften Alle einher und gaben dem Ganzen einen Anstrich einer gut geordneten Theaterprocession. Auch das feierliche Tedeum im Münster trug nicht den Charakter einer religiösen Handlung. Die Menge der Menschen, welche die weiten Räume anfüllte, schien das Ganze wie ein Spectakelstück zu betrachten. Man drängte und stieß sich, machte frivole Bemerkungen, musterte die Damen u. s. w.

Nach Beendigung des Gottesdienstes entfernte sich der Zug aller Behörden, dem besonders auch die sehr zahlreichen Officiere der starken Straßburger Garnison eine große Ausdehnung gaben, auf ebenso geräuschvolle Weise, wie er gekommen. In den Straßen wogte eine sehr große Menschenmenge, da viele Landleute aus der Umgegend gekommen waren, sich die Festlichkeiten zu beschauen, meistens große, feste Gestalten, mit blauen Augen und blondem Haar, wie die

Bewohner des Badiſchen Schwarzwaldes. Auf den erſten Blick konnte man Dieſelben von den kleinen, braunen, beweglichen National-Franzoſen, die als Angeſtellte, Soldaten, Arbeiter u. ſ. w. in großer Zahl hier ſind, unterſcheiden. Dieſes ſtattlichen Wuchſes wegen nimmt man die in der Armee dienenden Elſaſſer vorzugsweiſe zu der Artillerie oder der ſchweren Reiterei. Von ebenſo üppigem Wuchs, wie die Männer, zeigten ſich auch durchſchnittlich die Frauen unter der Landbevölkerung. Es waren viele hübſche, friſche Geſichter unter den jungen Mädchen, denen ihre geſchmackvolle ſonntägliche Tracht, beſtehend in rothen Mützen, wollenen Röcken, einem farbigen Leibchen, und einem um den Kopf gebundenen bunten Seidentuch, deſſen zwei Zipfel im Nacken flatterten, ſehr gut ſtand. Das äußere Anſehen aller dieſer Bauern, wie auch der Zuſtand ihrer Pferde und Wagen, verrieth durchſchnittlich einen behäbigen Wohlſtand. In den Fabrikdiſtricten von Mühlhauſen und Kolmar iſt dagegen ſehr viel beſitzloſes Proletariat.

In den Schenken und Bierſtuben, welche die Landbewohner erfüllten, hörte man jetzt faſt nur den Elſäſſiſchen Deutſchen Dialekt ſprechen. Da das ſchlechte Wetter leider machte, daß die große Parade, welche um Mittag auf dem Kleberplatze ſtattfinden ſollte, bis auf den künftigen Sonntag aufgeſchoben wurde, ebenſo auch das kunſtvolle Feuerwerk, das die Artillerie am Abend abbrennen wollte, zu Waſſer ward, ſo blieb den in ihren Erwartungen Getäuſchten nicht viel Anderes übrig, als ihren Unmuth im Wein oder Bier zu vertrinken. Das geſchah denn auch redlich, und man konnte ſehen, daß die Elſaſſer der Deutſchen Sitte des Trinkens nicht fremd geworden ſind. In dieſer Beziehung iſt der Nationalfranzoſe mäßiger. Da übrigens das Feuerwerk nicht abgebrannt wurde, ſo verließen die Landleute bei einbrechender Dämmerung großentheils die Stadt. Eine Menge kleiner niederer Leiterwagen, mit derben, gedrungenen, gut gefütterten Pferden beſpannt, und Kopf an Kopf mit Menſchen beladen, fuhren in ſchnellem Galopp durch die Thore den heimathlichen Dörfern zu.

In der Stadt begann die Illumination aller öffentlichen Gebäude, denen ſich die meiſten Privatwohnungen angeſchloſſen hatten, mit einbrechender Dunkelheit. Viel Reichthum und Glanz war bei dieſer Beleuchtung nicht zu ſehen. Von wundervoll ſchönem Anblick war übrigens die Beleuchtung des großen Münſterthurmes bis in ſeine äußerſte Spitze durch verſchiedenfarbiges Bengaliſches Feuer von ½10 bis 10 Uhr Abends, die mit Kanonendonner und Glockengeläute den Tag beſchloß.

Da man Unruhen an dieſem Abend befürchtet hatte, ſo waren zahlreiche Patrouillen auf den Beinen. Ueberhaupt bemerkt man in Frankreich bei allen öffentlichen Gelegenheiten eine ſolche Unmaſſe von Gendarmen, Infanterie-Poſten und ähnlicher Aufſtellung von bewaffneter Macht, daß ſelbſt unſre Deutſchen Vorkehrungen dagegen zurückſtehen. Dabei verfahren die Gendarmen und Polizeidiener oft brutal. Viel höflicher iſt das Linienmilitair.

Wie streng die demokratische Partei im Elsaß, wie überhaupt in ganz Frankreich, disciplinirt ist, konnte man am Abend des 4. Mai in Straßburg bemerken. Es war den demokratisch gesinnten Arbeitern, und es ist davon auch hier eine sehr große Zahl vorhanden, streng von der Führern untersagt worden, den mindesten Tumult zu begehen und besonders der bewaffneten Macht keinen Anlaß zum Einschreiten zu geben, und mit militairischem Gehorsam ward dies befolgt. Kein lautes Geschrei, keine Unordnung ward von den Tausenden von Menschen, größtentheils den untern Ständen angehörend, die an dem Abend in den Straßen umherzogen, verübt. Vor einzelnen Häusern, an denen als Transparent die Zahl 1852 mit rother Schrift auf schwarzem Grund angebracht war, sammelten sich wol zahlreiche Gruppen, allein auch sie verhielten sich schweigend und theilten sich etwaige Bemerkungen nur leise mit. Einige Buben, die „vivent les rouges" zu schreien anfangen wollten, wurden von den Arbeitern selbst mit zornigen Worten zur Ruhe verwiesen. Eine gleiche, fast unheimliche Ruhe haben am 4. Mai, dem Tag, an dem man allgemein Unruhen prophezeite, die Demokraten in allen Elsässischen Orten bewiesen.

Im Uebrigen ist die demokratische Partei im ganzen Elsaß sehr stark vertreten, wie auch fast alle Abgeordnete, die derselbe nach Paris gesandt hat, den strengen Republikanern angehören. Die große Masse der Arbeiter, auf dem Lande wie in den Städten, kurz fast der ganze besitzlose Stand, ist mit demokratisch-socialistischen Ideen angefüllt. Die besitzenden Handwerker und Bauern, also der ganze Mittelstand, ist größtentheils gemäßigt republikanisch gesinnt. Diese ganze Klasse will Ruhe und Ordnung, um ungestört ihren Geschäften nachgehen zu können, und glaubt, daß diese am Sichersten dadurch gewahrt werden könne, wenn man die jetzige Verfassung ungeschwächt erhalte. Allen neuen Regierungsregimentern, mögen diese nun Orleanistisch, oder Bonapartistisch, oder gar legitimistisch sein, ist der größte Theil dieses Mittelstandes abgeneigt, denn er fürchtet, wol nicht ohne Grund, daß die Rothen nur auf einen Umsturz der jetzigen republikanischen Verfassung warten, um dann neue und gewaltige Erschütterungen zu versuchen. Der Wunsch dieser zahlreichen Partei ist, daß eine neue Präsidentenwahl ganz auf die Weise, wie dieselbe in der Verfassung vorgeschrieben ist, im Jahre 1852 vorgenommen werde. In diesem Fall würde der General Cavaignac wol auf eine große Mehrheit der Stimmen des ganzen Mittelstandes nicht allein im Elsaß, sondern in allen östlichen Provinzen Frankreichs, zu zählen haben. Ungemein wenige Anhänger hat hier die legitimistische Partei, und man kann sagen, daß nur ein Theil der Geistlichkeit, einige hohe Civil- und Militairbeamte, einige Banquiers, die dann hoffen in den Adelstand erhoben zu werden, und einzelne vormalige Adelige zu derselben gehören. Die Bourbons sind nun schon dreimal aus Frankreich vertrieben worden, und, wie allgemein bekannt, hat der Erbe derselben in seiner Verbannung Nichts gelernt, noch vergessen. Man hätte

alſo Wahrſcheinlichkeit, daß wenn der Graf von Chambord den Thron ſeiner Väter beſteigen ſollte, bald wieder eine neue Revolution ausbrechen würde. Die Orleans hätten viele Anhänger im Lande, wenn der Graf von Paris ſchon erwachſen wäre und eine tüchtige Perſönlichkeit zeigte. Da Derſelbe aber noch ein Kind iſt, möchte man gern vorläufig dem General Cavaignac die Zügel der Regierung anvertrauen, um unter ſeiner zwar energiſchen, aber nicht reactionairen Leitung die Ereigniſſe der Zukunft geſicherter abwarten zu können. Die Zahl der Anhänger des jetzigen Präſidenten, die bei ſeiner Wahl im Elſaß ſehr groß war, iſt gegenwärtig ſehr geſchmolzen.

Etwas von den Aerzten, aus Polen.

Der vor Kurzem verſtorbene Leibarzt des Fürſten Paskiewicz, Schäfer, hatte in Jena Medicin ſtudirt. Da er in Deutſchland wahrſcheinlich keine glänzende Ausſicht hatte, ging er nach Warſchau und führte Anfangs ein ziemlich ärmliches Leben. Aber eines Tages erklärte man ihm, daß er das allergrößte Glück machen könne, wenn er ſich eine auffallende Equipage, dazu einen Bedienten und einen Kutſcher in den glänzendſten und ungewöhnlichſten Livréen anſchaffe, alle ſeine Krankenbeſuche in vollem Pomp mache, oder, wenn er keine Patienten habe, ſich wenigſtens mit ſeinem Pomp täglich von früh bis Abend in den Straßen ſehen laſſe. Da er ganz ohne Mittel war, ſo lieh man ihm auf Wechſel mit Jahresfriſt 600 Thaler. In kurzer Zeit beſaß der arme Doctor die glänzendſte Equipage. Ein Mann wie er, der das ganze Leben einem Witze gleich achtete, konnte ſeinen Witz nicht ſchlecht ſpielen. Wie auffallend daher auch ſein Aufzug war, ſo war er doch nicht lächerlich. Von früh bis zum Abend ließ er ſich in den Straßen umherfahren, vor jedem vornehmen Hauſe halten und durch den Bedienten ſeine Karte hineinſchicken. Natürlich ermangelten die Herrſchaften, beſonders die Damen, wenn ſie an Herzdrücken oder Schnupfen litten, nicht an's Fenſter zu treten und nach dem angemeldeten neuen Arzte zu blicken, und da der Aufzug des Herrn Doctors ſie entzückte, ſo waren ſie ſogleich von hoher Achtung erfüllt. Auf ſolche Weiſe hatte ſich Schäfer in Zeit von einem Monate bei der großen Welt bekannt gemacht, und unverweilt bildete ſich ihm die ſchönſte Praxis. Zu der Zeit, da Schäfer dieſe nothwendige Komödie ſpielte, litt der Fürſt Paskiewicz an einem hartnäckigen Augenübel. Er war bereits von ſeinen drei Leibärzten gräulich mit Medicamenten, beſonders Augenwaſſern, gequält. Seine Freundin, die Fürſtin J., hatte ihm bereits mehrere Male den von Ruhm bedeckten neuen Doctor erwähnt. Schäfer wurde gerufen, hatte Glück und erhielt die Beſtallung zum alleinigen fürſtlichen Leibarzte mit 6000 Gulden Jahresgehalt und einer hübſchen Summe

zur Unterhaltung der Equipage. Nachdem er Leibarzt des Fürſten geworden, wuchs ſeine Praxis ungeheuer. Seine Einnahmen beliefen ſich jährlich auf 12 bis 15 Tauſend Thaler. Doch dürften nach ſeinem Tode ſich die Nachkommen ſchwerlich um große Summen zu zanken gehabt haben, da er den Beſuch der Weinhäuſer über die Maßen liebte, und ſich gegen die jungen Officiere, die ihm Beſuche machten, ſtets ſehr nobel benahm.

Die Aerzte in Polen ſind zu drei Viertheilen Deutſche. Einige ſind Franzoſen. Der Mangel einer Univerſität und der Widerwille der Polen, in Rußland zu ſtudiren, veranlaſſen den ungeheuren Mangel an Aerzten, der wieder Urſache davon wird, daß ein einwandernder Mediciner mit geringer Mühe Glück machen kann; nur darf er ſich nicht in eine kleine Stadt oder gar aufs Land ſetzen, denn da würde er verhungern. Warſchau, Lublin, Kaliſch und die übrigen größern Gubernialſtädte ſind die Plätze für die Doctoren.

Es iſt Sitte, dem Arzte jeden Beſuch unverweilt zu bezahlen, indem man ihm beim Scheiden das Geld in Papier gewickelt einhändigt. Unter einem Silberrubel kann man nie geben, und wer dem Adel angehört oder zu demſelben gerechnet ſein will, zahlt nicht gern unter einem Ducaten. Ein Louisd'or für einen Beſuch iſt bei den Vornehmen nicht ungewöhnlich. Der hohe Preis der ärztlichen Behandlung hält natürlich einen ſehr großen Theil des ſtädtiſchen Publicums ab, ſich in Krankheitsfällen der Aerzte zu bedienen. Deswegen hat man oft aufgefordert, beſoldete Kreisärzte anzuſtellen. Allein die Regierung fand keine. Die wenigen vorhandenen Aerzte zogen die Louisd'ors der Vornehmen der Beſoldung vor; und zu ſchaffen waren die Aerzte nicht ſo, wie man Soldaten ſchafft.

Da die Unbildung auch bei dem ſtädtiſchen Mittelſtande zum Theil ſehr groß iſt, ſo kommen oft wunderliche Geſchichten vor, indem man in der Meinung, daß jede Medicin für jede Krankheit gut ſei, für andere Perſonen verordnete Medicamente auf ſich anwendet. So trug ſich in Sandomir vor einigen Jahren folgende erbauliche Geſchichte zu. Die Gattin eines Municipalgerichtsadjuncten Namens Mochnacki erkrankt an einer heftigen Gedärmentzündung in Folge einer ſchlecht behandelten Entbindung. Der Gatte, der wol ſchon bei geſunder Familie Mühe hatte, mit ſeinen 2 Tauſend Gulden (333 Thlr.) Gehalt durchzukommen, würde ſich nicht entſchloſſen haben, den Arzt zur Hilfe zu rufen, wenn nicht die Hebamme dazu getrieben hätte. Genug, der Arzt wird geholt und er verordnet ſeine Medicamente. Zu gleicher Zeit legten ſich aber auch die vier Kinder am Scharlachfieber. Um dieſes Ereigniß den Arzt nicht entdecken zu laſſen, bettet ſie der Papa in eine Dachſtube, und reicht ihnen, um ſie gratis durchzuſchleppen, von derſelben Medicin und nach derſelben Regel, die der Doctor für ſeine Frau verordnet hat. Drei Kinder ſtarben ſehr bald, das vierte wurde contract. — So benutzte die Frau eines Seifenſieders in Warſchau bei einer Art gaſtriſchen Fiebers das Recept, welches ihrer Freundin wegen eines offenen Fußſchadens

geſchrieben worden war. Das Mittel war eine Salbe zum Aufſtreichen; die thörichte Freibeuterin aber nahm ſie ein und bekam in Folge dieſes dummen Streiches einen langwierigen abſcheulichen Ausſchlag.

In den kleinen Städten und Dörfern ſteht die Sache natürlich noch um Vieles ſchlimmer, denn dort geſellt ſich zu den falſchen Begriffen ein wirklich diaboliſcher Aberglaube. Jede kleine Stadt hat ihren Arzt, oft wol deren eine ganze Menge, d. h. einen jüdiſchen Schwindler, der die ärztliche Praxis als Nebenſache betrachtet. Sein Hauptgeſchäft iſt der Handel; er hält zugleich die Apotheke für ſeine Patienten: einen Sack voll Kräuter, welche keine Wirkung thun, und einige Giftwurzeln, die Erbrechen erregen. Dazu ſind dieſe Betrüger ſehr kühne Chirurgen, laſſen muthig zur Ader mit ihrem gut geſchärften Taſchenmeſſer und brechen die Zähne aus mit gewöhnlichen Nagelzangen.

Das Honorar, welches dieſe Doctoren, nachdem die Natur dem Patienten geholfen hat, oder ſein Tod in Folge der Giftwurzel eingetreten iſt, fordern, iſt allerdings weit menſchenfreundlicher, als das ihrer edleren Collegen in Warſchau. Geld fordern ſie nie, weil ſie ſolches nicht bekommen können; dagegen nehmen ſie Getreide, Lämmer, Schafe, Ziegen, Kälber und Pferde in Anſpruch. Regelmäßig accordiren ſie voraus.

Uebrigens iſt der Glaube an dieſe Art jüdiſcher Aerzte bei dem niedrigen Volke ſo ſtark, daß der liebe Gott ganz zufrieden ſein könnte, wenn er einen ſolchen Glauben an ſich bei den Vornehmen fände. Bisweilen nur erſchüttern ihn die katholiſchen Geiſtlichen ein Wenig, indem ſie, neidiſch auf den Gewinn der jüdiſchen Spitzbuben, die judenärztliche Praxis verdächtigen oder verdammen und *ihre* Wunderkuren als die allein wirkſamen anpreiſen. Das thun ſie oftmals ſogar von der Kanzel herab. Sehr viele katholiſchen Dorfpfarrer treiben Wunderarzneikunſt, praeticiren mit religiöſen Zauberformeln und beuten das körperlich leidende Bauerngeſchlecht mit durchaus nicht geringerer Unverſchämtheit aus, als die Juden. Einzelne erlauben es ſich ſogar, von Zeit zu Zeit Haus für Haus zu revidiren, jede Perſon nach dem Befinden zu fragen, auf die Zunge zu fühlen, die Waden zu ſtreichen, den Pulsſchlag zu unterſuchen ꝛc., und ſich demnach gleichſam für einen Hausarzt zu betrachten, der ein Fixum in Anſpruch zu nehmen das Recht hat. Dieſes Fixum kann natürlich nur in Eiern, Speck, Wurſt, Getreide, Käſe und dergleichen beſtehen. Der Herr Pfarrer macht eine Rundfahrt, hält vor jeder Hütte und beſucht dieſelbe in Begleitung eines Knechtes, der mit einem Sacke verſehen iſt, in welchen er den Sold ſeines Herrn aufnimmt und auf den Wagen ſchleppt.

Dieſe Art von Doctoren kurirt vorzugsweiſe mit kleinen, zinnernen Kreuzchen, in Kreuzform geſchnittenen Tuchſtückchen, dünnen Mehlteigſcheibchen, in welche Heiligenbilder eingedrückt ſind, und mit Kräutern, welche nach ihrer lügenhaften Verſicherung auf dem heiligen Berge zu Czenſtochau gewachſen ſind, wo ſich das berühmteſte wunderthätige Muttergottesbild der Polen befindet. Dieſe wackern

Digitized by Google

Prieſter beſchwören übrigens auf dieſe Weiſe nicht blos Krankheiten, ſondern auch andere Leiden des Menſchengeſchlechts. So z. B. haben ſie den Glauben bei den gemeinen Leuten verbreitet, es gebe ein Kraut, welches ausſchließlich auf jenem genannten Wunderberge wachſe, nur durch eine heilige Redeformel ſichtbar werde und dergeſtalt auf die Liebe der Mannsperſonen wirke, daß eine Dirne, welche das Kraut an ſich trage, förmlich von Liebhabern verfolgt werde und vollkommen vor dem Schickſal geſichert ſei, ungeehelicht zu bleiben. Dieſes Kraut nennen ſie Macierziele (Mathiaskraut). Ich habe ſelbſt einen Polniſchen Geiſtlichen, indem er ſeine Gemeinde zur Wallfahrt nach Czenſtochau aufforderte, unter andern wunderbaren Dingen, die dort zu finden ſeien, dieſe Macierziele und ihre untrügliche Wirkung preiſen hören. Natürlich findet Niemand das Kraut. Wenn die Dirnen aber von der Wallfahrt traurig zurückgekehrt, ſo erfahren ſie zu ihrer Freude, daß der Herr Pfarrer beim Suchen des Krautes glücklicher geweſen, ein ganzes Bündelchen mitgebracht habe und Reiſchen davon für ſo und ſo viel Käſe, Eier, Kapaune u. drgl. verkaufe. Natürlich ſtrömen nun die Wallfahrerinnen zu ihm, und da trägt es ſich denn nicht ſelten zu, daß der Herr Pfarrer gleich der erſte Liebhaber iſt, den die Dirne durch das unfehlbare Wunderkraut gewinnt.

Ich weiß nicht, ob dieſe ärztliche Praxis, welche dem kranken Herzen gilt, mehr niederträchtig iſt als jene. Wenn z. B. der Pfarrer Ochlogiuski bei Kalugiuie ſeine Kranken mit Teigſcheiben heilte, auf welchen ein Kreuz, ein Frauengeſicht mit Nimbus und Hieroglyphen abgedrückt waren, ſo war dieſer Doctor wol noch nicht ein ſo großer Schuft als der Probſt Winiarski in Jaſiouna. Dieſer köſtliche Arzt, in deſſen Hauſe ſtets ſechs bis ſieben reizend hübſche Dienſtmädchen zu finden ſind, heilte vor einigen Jahren eine ſchwindſüchtige Bäuerin aus dem Dorfe eines gewiſſen Herrn von Domaszewski, indem er ihr, ſo oft ſie zu ihm kam, ein Läppchen zu eſſen gab, von welchem er vorgab, es ſei ein Stück von dem Kleide der heiligen Mutter Maria. Herr Winiarski ließ ſich für jedes Läppchen zwei Käſe (die Polniſchen Käſe ſind ziemlich ſo groß wie der Kopf eines kleinen Kindes) zahlen, und betrog das arme Weib daher, da er es ein halb Jahr lang behandelte und es ihn wöchentlich zwei Mal beſuchen mußte, um nicht weniger als hundert und vier Käſe, welche ungefähr 60 Gulden oder 10 Thlr. werth waren.

Wenn es irgend möglich, daß heißt, wenn es mit dem Patienten nicht gar zu ſchlimm ausſieht, ſo umgehen die Bauern eben ſo gern den prieſterlichen Arzt, wie den jüdiſchen. Sie kennen aber nur drei Heilmittel, die ſind Wegebreit, Schafgarbe und Branntwein, der angezündet und mit Zucker geſchwängert wird, welchen man in ſeiner eigenen Flamme zergehen läßt. Daß es ihnen bei jeder Krankheit gleichgiltig iſt, welches von dieſen Mitteln ſie anwenden, iſt begreiflich. Zum Branntwein greifen ſie am Liebſten, und ſie füllen ihn den Patienten, gleich-

viel ob Männer, Kinder oder Wöchnerinnen, gewöhnlich kannenweise ein. Sehen sie endlich, daß trotz dieser Forcirung dem Patienten die Augen zum Sterben brechen, so stürzen sie zu dem Pfarrer oder dem Juden, bisweilen wol in der Angst zu Beiden zugleich, und dann geschieht es, daß das Zusammentreffen des Juden und des katholischen Geistlichen am Krankenlager des Bauers eine überaus komische Scene veranlaßt. Der Jude natürlich muß weichen, und es kommt wol vor, daß auf Befehl des zürnenden Geistlichen der jüdische Medicus von den Angehörigen des Patienten geradezu zur Hütte hinausgeprügelt wird.

Die Unverschämtheit der Pfaffen übersteigt in ihrer ärztlichen Anmaßung zuweilen alle Begriffe, und es dürfte kaum glaublich erscheinen, daß ein ziemlich jugendlicher Probst im Gubernium Lublin sich sogar des Hebammengeschäftes zu bemächtigen suchte und von der Kanzel herab predigte, daß Kinder, welche durch einen geweiheten Priester an's Licht des Lebens befördert werden, Gott wohlgefällig seien, nicht aber solche, welche unter dem Beistande eines Weibes geboren werden. Der lüsterne Bursche übte wirklich die Hebammenpraxis eine kurze Zeit aus. Dann aber kam es zu einer Anzeige beim Kreisgericht in Lublin, und dieses fand sich bewogen, die Versetznng des Herrn Probst in ein anderes Kirchspiel zu veranlassen.

Gegen dieses Geschäft schritt allerdings die Regierung ein. Allein gegen die anderweite ärztliche Praxis der Juden und Pfaffen hat sie Nichts einzuwenden, und doch kennt sie die Gaunerei sehr wohl. Aber was für einen Ersatz sollte sie geben, wollte sie dieselbe verbieten? In einem frühern Jahrzehend hatte sie den Edelleuten empfohlen, Medicamente in ihrem Hause zu halten, und sie den Bauern unentgeltlich zu Theil werden zu lassen. In Folge davon ist es denn auch Sitte der Edelleute geworden, eine Art Hausapotheke zu halten. Sie besteht in Thee und einigen Brechmitteln. Wie aber diese Mittel anzuwenden, weiß kein Edelmann, und er giebt daher, was seine Hand zufällig ergreift.

Man kann dreist behaupten, daß in Polen vier Fünftheile der Menschen ohne wirkliche ärztliche Behandlung ihre Krankheiten aushalten und endlich sterben. Ein Fünftheil stirbt ohne alle Hilfe, drei Fünftheile werden von den Betrügern gemordet, und ein Fünftheil, das der Städte, erfreut sich eines etwas cultivirtern Todes. Und leider ist dem Uebel durchaus nicht abzuhelfen, so lange nicht die andern Verhältnisse, von denen Wohlstand und Bildung abhängen, sich zuvor ändern. Davon hat sich die Regierung so überzeugt, daß sie endlich auch den von der Universität zu Wilna noch übrig gebliebenen Lehrstuhl der Chirurgie als ein unnützes Ding weggeschafft hat. Auf die größern Städte berechnet sie einzig ihre Einrichtungen, weil sie in denselben doch wenigstens nicht fruchtlos sind. So besteht z. B. in Warschau eine ärztliche und pharmaceutische Examinationscommission. Der Arzt hat wie der Apotheker zwei Prüfungen zu bestehen. Jedweder, der da kommt, wird zur Examination angenommen. Ob er Studien

gemacht und wo, wird als eine nothgedrungene gleichgiltige Sache ignorirt. So nahm man einen Seifensieder, der sich durch eine in einem Kalender veröffentlichte Abhandlung über die Stearinlichtverfertigung einen Namen gemacht hatte, zum Apothekerexamen an, und übergab nach der Prüfung seiner Leitung sogar die Apotheke des Riesenspitals vom sogenannten Kindlein Jesus, in welchem sich fortwährend 9 bis 10 Hundert Kranke befinden.

Noch einmal die Demokratie.

Schleswig-Holstein im Jahre 1850. Ein Tagebuch von J. Venedey. Zwei Bände. Leipzig. Avenarius u. Mendelssohn.

Sociale Briefe an v. Kirchmann. Von Rodbertus. Dritter Brief: Widerlegung der Riccardi'schen Lehre von der Grundrente und Begründung einer neuen Rententheorie. Berlin. Allgemeine Deutsche Verlags-Anstalt.

Die Kunst und die Revolution. Von Richard Wagner. Leipzig. Otto Wigand.

Deutsche Monatschrift von Kolatschek. Bremen. Schünemann.

Amerikanische Colonisation im Lichte des Geistes der Zukunft. Von Dr. Karl Brockmann. Hamburg. Meißner u. Schirges.

Die Nationalzeitung hat mit Bezugnahme auf einige Artikel der Grenzboten ihr Votum in Beziehung auf die Stellung der Demokraten gegen die Gothaner abgegeben. Wir halten uns lediglich an dieses Votum, ohne auf die sonstige Polemik weiter einzugehen, und bemerken nur noch, daß es weise wäre, die Unterscheidung zwischen persönlichem Muth und moralischem Muth, d. h. zwischen Dem, was das Volk gewöhnlich unter Muth versteht, und einer uneigentlichen Bedeutung dieses Wortes, stets im Auge zu behalten, da man sich sonst leicht dem Verdacht aussetzen würde, nicht ohne Absicht die Worte bald im eigentlichen, bald im uneigentlichen Sinne zu gebrauchen. Wenn man gewissenhafter damit verfährt, so wird man bald zu der Einsicht kommen, daß auf die Versammlung von Gotha, was man auch sonst dagegen einwenden möge, die Beschuldigung des Mangels an Muth weder im eigentlichen, noch im uneigentlichen Sinne paßt, denn durch einen offenen Schritt der öffentlichen Meinung zu trotzen, verlangt jedenfalls mehr Muth, als sich in passiver Resignation von jeder Thätigkeit zurückzuziehen, welche der Einheit des politischen Charakters Gefahr droht.

Was jenes Votum betrifft, so besteht es in der Erklärung, daß die Demokraten sich niemals, auch nicht zu einem vorübergehenden Zweck, mit ihren bisherigen Gegnern verbinden werden, theils wegen der principiellen Verschiedenheit in der Ansicht über das allgemeine Wahlrecht, theils wegen jenes „Mangels an Muth". Diese Erklärung würde von größerm Gewichte sein, wenn man wüßte,

wer sie eigentlich giebt. Vor noch nicht langer Zeit hat die Nationalzeitung entschieden dagegen protestirt, daß die Demokratie unter Führern stände, oder durch ein bestimmtes Organ sich vertreten ließe. Die Erklärung geht also lediglich von einzelnen Individuen aus und präjudicirt das Verhalten der übrigen Demokraten in keiner Weise. Sie ist aber insofern von Interesse, als sie Diejenigen unsrer Partei, die noch immer in dem alten Wahne stehen, wir müßten in allen Dingen die Initiative ergreifen, vor jeder voreiligen Annäherung an diejenige Partei, die man unter dem Collectivbegriff der demokratischen zu verstehen pflegt, warnen kann.

Bereits in einem frühern Artikel haben wir es ausgesprochen, daß wir die Existenz einer demokratischen Partei in dem Sinne und der Ausdehnung, wie die demokratischen Blätter sie aussprechen, nicht zugeben. Der erste beste Blick in solche Schriften, wie die oben angeführten, muß uns davon überzeugen. In der Monatschrift polemisirt Herr Ludwig Simon, der in Frankfurt auf der äußersten Linken saß, mit großer Entschiedenheit gegen jene halbverrückte, halbverruchte Partei, die in Herrn Engels und Aehnlichen ihre Führer, in der Neuen Rheinischen Zeitung ihr Organ hatte. Er weist ganz richtig nach, daß die Mittel, die sie vorschlagen, jesuitisch, und daß ihr Zweck ein sinnloser ist; aber er ist doch nicht ganz glücklich in seiner Polemik, denn die Behauptung von Engels, daß eine Auflösung Deutschlands in Urcantone nach Art der Schweiz einer Versumpfung des Deutschen Lebens gleichkommen würde, so wie die andere Behauptung, daß das allgemeine Wahlrecht wenigstens in manchen Ländern zu einer Proletarierdictatur führen würde, hat er keineswegs widerlegt. Er bleibt bei dem abstracten Princip der allgemeinen Wahlen stehen, und scheint gegen den Inhalt desselben gleichgiltig zu sein, ohne zu erwägen, daß unter solchen Voraussetzungen die geschichtliche Kraft der Völker zu einer rettenden That schreiten würde, ohne nach allgemeinem Wahlrecht, Verfassung, Eidschwur und dergleichen zu fragen. Jedes blos formelle Princip, welches der vernünftigen Einsicht jede Möglichkeit nimmt, der Massenherrschaft, d. h. der Herrschaft des Zufalls, der Leidenschaft, der Laune, zuletzt der Rohheit, einen geordneten Widerstand entgegenzusetzen, ist ein höchst unfruchtbares. Die „eigentlichen" Demokraten gehen von einer falschen Voraussetzung aus, die man irriger Weise uns zuschreibt, von der Voraussetzung, daß sie im Fall einer Revolution, weil sie die verständigsten und wohlmeinendsten unter den Revolutionairs wären, auch die Herrschaft über dieselben behaupten könnten. Eine wirkliche Revolution aber, wie sie unsre Demokraten träumen, und wie sie in der Geschichte durch einen einzelnen Act noch niemals erfolgt ist, d. h. eine vollständige Vernichtung der bestehenden Autorität auch in den kleinsten Theilen des Staatslebens durch die insurgirte Masse kann zu nichts Anderem führen als zu einer Prätorianerherrschaft, und was aus dieser, die als der absolute Unsinn nur in der Form einer Uebergangsperiode betrachtet

werden kann, ſich entwickeln ſoll, hängt nicht mehr von dem zuſammenhängenden Wirken einer Partei, ſondern von dem Spiele des Zufalls ab. Wenn man aber verlangt, die Geſellſchaft ſolle ſich ſelbſt freiwillig die Hände binden, ſie ſolle durch die abſolute Anerkennung des allgemeinen Wahlrechts ſich jede Möglichkeit nehmen, auf dem Wege der Ordnung und des Geſetzes ſich von dieſer Tyrannei zu befreien, ſo heißt das ihr ſo viel zumuthen, daß man es faſt für eine unſchuldige Schwärmerei halten ſollte.

Aehnliche Widerſprüche im Princip ſelbſt ſtoßen uns fortwährend in den ſehr verſchiedenartigen Schichten auf, aus denen die ſogenannte Demokratie zuſammengeſetzt iſt. In unſrer Partei iſt das nicht der Fall. Wir ſind über die Zweckmäßigkeit dieſer oder jener Maßregel oft genug uneinig geweſen, wie das bei den ſehr verwickelten Vorausſetzungen, aus denen unſre neuſte politiſche Thätigkeit hervorging, nicht anders möglich iſt; aber niemals über den eigentlichen Zweck. Dieſer Zweck iſt durch den geſammten Deutſchen Liberalismus ſeit dem Jahre 1806 verfolgt worden, und es iſt eigentlich eine ganz ſchiefe Bezeichnung, wenn man unſern Namen von einem einzelnen nicht gerade ſehr wichtigen Act herleitet. Der Radicalismus dagegen hat ſich zwar vielfach mit den Staatsformen in allen ihren Conſequenzen beſchäftigt, aber niemals mit der Subſtanz des Staats, mit jener Darſtellung der Souverainetät, die doch den Brennpunkt aller politiſchen Bewegung hergeben muß. Er bringt wol ſouveraine Verſammlungen zuſammen, für ganz Deutſchland, für ganz Oeſtreich, für Preußen, wie für Heſſen-Homburg, aber das Mittelglied, wodurch die ſouverainen Beſchlüſſe dieſer Verſammlungen die wirkliche Giltigkeit erlangen ſollen, hat er noch nicht entdeckt. Der Reichsverweſer leiſtete nicht, was er leiſten ſollte, die Herren Raveaux, Simon u. ſ. w. auch nicht, und Herr Itzſtein würde es eben ſo wenig im Stande geweſen ſein. Es kommt aber gar nicht darauf an, nach welcher Form das Parlament zuſammengeſetzt iſt, ſondern wie weit ſeine reale Macht geht. Das ohnmächtigſte aller Parlamente iſt dasjenige, welches ſich auf den Pöbel ſtützt; das mächtigſte das ariſtokratiſche, d. h. dasjenige, welches alle wirklich einflußreichen Männer des Landes in ſich vereinigt. Eine Wahlform zu finden, aus welcher dieſe Ariſtokratie wirklich hervorgeht, wäre die höchſte Aufgabe der conſtituirenden Thätigkeit. Die Demokratie aber entzieht ſich dieſer Aufgabe, wenn ſie ſich von vorn herein an eine beſtimmte Formel bindet, ohne Rückſicht auf das Reſultat.

Die eigentlich demokratiſche Partei verwahrt ſich jeden Augenblick gegen die Solidarität mit ihren Auswüchſen, und doch beruft ſie ſich wieder fortwährend auf die Maſſe des Volkes, die hinter ihr ſtehe. Das iſt nicht ſowol ein jeſuitiſcher Verſuch, die Andern zu täuſchen, als eine innere Unklarheit. Sie hat bis jetzt das Glück gehabt, ſich überall in der Oppoſition zu befinden, und daher ſich theils auf Ausbrüche des Gefühls, theils auf den Scharfſinn einer äußerlichen Kritik beſchränken zu können. Wenn man daher die vorzüglichſten parlamentariſchen

Vertreter unſrer Partei mit dem Spottnamen der „Edlen" bezeichnet, ſo könnte man die eigentlichen Demokraten die „Gemüthlichen" nennen. In Frankfurt waren Männer, wie Heinrich Simon, Raveaux, Venedey u. ſ. w. die charakteriſtiſchen Erſcheinungen dieſer Partei; man könnte aber auch noch weiter nach Links greifen, um dieſelben Eigenthümlichkeiten wiederzufinden. Herr Venedey iſt ein continuirliches Ausrufungszeichen, er hat eine ſo große Maſſe widerſprechender Wünſche in ſeinem Herzen, daß er in einer beſtändigen ſittlichen Entrüſtung leben muß. Ein Sieg der Demokratie würde dieſes Verhältniß nicht ändern. Das vorliegende Buch iſt ſehr lehrreich für die Charakteriſtik der demokratiſchen Geſinnung. Zorn, Spott und Neigung zu Thränen, dieſe drei Stimmungen wechſeln fortwährend durch einander. Ein beſtändiges Urtheil ex aequo et bono und dabei eine Befangenheit in den hergebrachten Redensarten, die jede ruhige Erwägung unmöglich macht. Bei Venedey kommen die äußern Schickſale hinzu, dieſe oberflächliche Touriſtennatur zu erklären; aber es liegt auch zum Theil in den Gewohnheiten der politiſchen Kannegießerei, wie ſie ſeit vielen Jahren bei unſrer Oppoſition ausſchließlich herrſchend war. Für dieſe Männer giebt es keine politiſche Entwickelung mehr; ſie werden entweder allmälig auf das Reſultat kommen, wie Herr Brockmann, daß mit Europa Nichts mehr anzufangen iſt, und daß man einen transatlantiſchen Naturboden ſuchen müſſe, um das Reich des Guten herzuſtellen, oder ſie werden mit ihrer demokratiſchen Geſinnung in's Privatleben flüchten und ſie je nach Talent und Neigung in der Kunſt oder in religiöſer Partieularität ausdrücken. Von dieſer Neigung, auf Grundlage der Demokratie eine excluſive Welt der Kunſt herzuſtellen, wie ſie ſich in Richard Wagner ausſpricht, und wie ſie ſchon früher in einzelnen der begabteren lichtfreundlichen Gemeinden ſpukte, werden wir ſpäter noch ausführlicher ſprechen.

Sehr weſentlich zu unterſcheiden von dieſen Gefühlsphiloſophen der Demokratie ſind die Staatsmänner derſelben, die eigentlich nur zufällig in dieſe Verbindung gekommen ſind. Herr Rodbertus, der eine derſelben, giebt in ſeinen „ſocialen Briefen" die Beiträge zu einer Theorie der Nationalökonomie, die ſchon dadurch, daß ſie gegen ein Mitglied ſeiner eigenen Partei gerichtet ſind, andeuten, wie auch in dieſem Felde die Demokratie noch im Suchen begriffen iſt. Das Buch, deſſen Inhalt zu würdigen wir uns ſpäter vorbehalten, iſt uns hier nur wegen der Stellung ſeines Verfaſſers innerhalb der Parteien intereſſant. Herr Rodbertus tritt keineswegs als Agitator auf, ſein Buch ſetzt eine wiſſenſchaftliche Vorbereitung voraus. Wenn die Führer der Demokratie, die das Talent dazu haben, in dieſer Weiſe fortarbeiten, anſtatt ihrer Muße den Anſchein einer wirklichen Parteithätigkeit zu geben, ſo können ſie unſrer Theilnahme gewiß ſein. Die politiſche Thätigkeit der Demagogen des Jahres 1848 hat ſehr viel dazu beigetragen, die ſittlichen Begriffe und den Verſtand des Volkes, das ſich von ihnen leiten ließ, zu verwirren; wenn das die Beſſeren der Partei dadurch wieder

gut zu machen ſuchen, daß ſie die Grundzüge ihrer Ueberzeugung nicht mehr blos in der Form der Verſicherung und der Leidenſchaft, ſondern als ruhige Deduction hinſtellen, ſo kann das mehr dazu beitragen, eine wirkliche Annäherung aller Gutgeſinnten zu befördern, als alle Intrignen einer Fuſion. Bis jetzt iſt es der Fall geweſen, daß man in den Parteien nicht die Principien, ſondern die Perſonen angegriffen, und daß man die Principien mit einigen allgemeinen Redensarten, wie Halbheit und dergleichen, abgefertigt hat. Sobald man es wagt, nicht durch ſophiſtiſchen Spott, ſondern durch eine gewiſſenhafte Erörterung den Principien ſelbſt zu Leibe zu gehen, ſo wird es ſich ſehr bald ergeben, daß auch dieſe einander nicht ſo ſchroff gegenüber ſtehen, als es den Anſchein hat.

Eine ſolche Annäherung, die nicht etwa eine parlamentariſche Coalition ſein ſoll, dürfte in der nächſten Zeit nothwendig werden, wenn die Kriſis, die vorausſichtlich im nächſten Jahre eintreten wird, nicht zu einer allgemeinen Barbarei führen ſoll. Bei unſern verwirrten und unklaren Verhältniſſen in Deutſchland läßt ſich die Behauptung ſehr leicht aufſtellen, daß es nur zwei Parteien geben dürfte, von denen die eine die andere im offenen Kampfe vernichten muß. Dieſe chevalereske Redensart verliert aber allen Sinn, wenn man einerſeits nach Paris, andrerſeits nach Warſchau ſieht. In Paris exiſtirt eine große geſchloſſene, vollſtändig organiſirte Partei, die im ſtrengſten Sinne des Worts den Umſturz aller geſellſchaftlichen Verhältniſſe und wenigſtens vorläufig eine Dictatur der Maſſen beabſichtigt; in Warſchau rüſtet ſich die monarchiſche Coalition zur Bekämpfung derſelben und zur Concentration aller Souverainetät in den Händen der Fürſten. Bleibt der eigentliche Kern des Volks, die Bürgerſchaft, in Deutſchland und Frankreich in ihrer bisherigen Spaltung, ſo wird ſie nach beiden Seiten hin von den Extremen abſorbirt und verliert allen Einfluß; ſchließt ſie ſich dagegen zuſammen, ſo wird ſie in der Partei, mit der ſie ſich verbindet, die Herrſchaft gewinnen. Diejenigen alſo, welche eine Verſtändigung der Mittelparteien, ganz abgeſehen von der hiſtoriſchen Vergangenheit derſelben, unmöglich zu machen ſuchen, laden dadurch eine Schuld auf ſich, deren Umfang ſie noch gar nicht überſehen.

Wochenſchau.

Aus Pommern. — Auf dem Schloſſe der alten Pommerſchen Herzöge in Stettin wohnt der Oberpräſident der Provinz, ein Schwiegerſohn des verſtorbenen Miniſters v. Kamptz. Wer die verwandtſchaftlichen Verhältniſſe der hohen Preußiſchen Staatsbeamten weiter verfolgt, wird meiſt zu einem Gönner geführt werden, deſſen Protection die Schranken und Hemmungen beſeitigte, die ohne ſolche Familien-Verbindungen als ein eherner Schlagbaum dem Emporſteigen im Wege geſtanden hätten.

Herr v. Bonin hat als Oberpräſident ſich aus der vormärzlichen Zeit auf ſeinem Poſten behauptet, und die wiederholt ins Publicum gekommenen Gerüchte von ſeinem Abgange haben ſich nicht beſtätigt. Derſelbe führt alle Erlaſſe ſeiner Oberbehörde aus, gehört ſeiner politiſchen Geſinnung nach dem vormärzlichen Standpunkte an, aber er weiß mit Anſtand und ohne Gehäſſigkeit ſeine Stellung auszufüllen, und hat ohne ſtaatsmänniſche Befähigung im Regierungs-Collegium nicht ſelten die juriſtiſche Seite irgend einer Streitfrage mit Umſicht vertreten. Obwol er in Pommern geboren iſt, ſo iſt er doch mit der Provinz nicht zu bekannt, und man kann keinen Verwaltungs-Zweig nennen, den er mit beſonderer Vorliebe umfaßt hätte. Sein Gut Schöneberg, aus dem der Vater einſt die Bauern auf eine gehäſſige Weiſe vertrieb, hat neben der größten Brauerei in Pommern eine ſehr gute Schäferei, und dort verlebt Derſelbe einen Theil des Jahres.

An der Spitze des Conſiſtoriums ſteht Herr v. Mittelſtädt, der kurz vor dem März 1848 aus ſeiner frühern Stellung als Rath bei der Stettiner Regierung als Conſiſtorial-Präſident eingeſetzt wurde. Wenn man allen Preußiſchen Conſiſtorial-Präſidenten das Zeugniß geben kann, daß ſie den religiöſen Standpunkt der Neuen Preußiſchen Zeitung als die conditio sine qua non ihrer Ernennung betrachten können, ſo wird es Niemandem auffallen, daß dieſe Herren auch in dieſem Sinne wirken. Der dogmatiſche Standpunkt einer nicht ſehr beliebten, aber mächtigen Partei hat demnach in allen Conſiſtorien in der Spitze ſeine Vertretung gefunden, und wenn dieſer angeblich zum Heile der Kirche bei Beſetzung von Aemtern ſeine weſentliche Stütze ſich zu ſchaffen ſucht, ſo hat die Kirchenverwaltung durch dieſen beſtimmt ausgedrückten Parteiſtandpunkt das Mißtrauen gegen ſich hervorgerufen. In Pommern hatte insbeſondere der Widerſpruch einzelner Geiſtlichen gegen die von ihnen früher angenommene Union weiter keine Wirkung gehabt, als daß viele Familien, zum Theil bemittelt, nach Amerika überſiedelten, bis durch den Eintritt des Herrn v. Mittelſtädt jene unionsfeindliche Partei auf den Präſidenten-Stuhl geſetzt wurde. Die Befürchtungen über eine projectirte Umgeſtaltung der Kirchenverfaſſung der Preußiſchen Landeskirche veranlaßte andere Geiſtliche nach dem März 1848, zum Lutheriſchen Kirchenverbande der Provinz überzutreten, und dieſe wurden dann ihrer Bekenntnißtreue wegen gerühmt. Die Jeremiaden über die Noth der Kirche gehen mit der auffälligſten Sorge über das durch das Ablöſungs-Geſetz bedrohte Einkommen der Geiſtlichen Hand in Hand, während zu ſeiner Zeit bei der Separation und Gemeindetheilung die Pfarrer mit den beſten und günſtig gelegenſten Aeckern und Wieſen bedacht wurden, ohne daß die gegen ſolche Bevorzugung ſich ausſprechenden Gemeinden weitere Beachtung gefunden hätten. Ein Pommerſcher Superintendent, den man unter Andern für einen guten Rechenmeiſter hält, hat in einer Denkſchrift den durch das Ablöſungs-Geſetz für die Kirche (Pfarrer) und Schulen entſtehenden Schaden auf Heller und Pfennig berechnet. Dieſer Mann würde ſich durch den Nachweis ein Verdienſt erwerben, wieviel die Kirchen und Schulen einſchließlich der milden Stiftungen bei der Separation gewonnen haben.

Der unter dem Conſiſtorial-Präſidenten v. Mittelſtädt ſtehende Biſchof Ritſchl gilt als Freund der Union und ſomit als Gegengewicht gegen die Einflüſſe des Präſidenten im Conſiſtorium, ohne daß ſich angeben ließe, von welcher nachhaltigen Wirkung für die Kirchenverwaltung ſein Streben ſein wird. Für Diejenigen, welche mit der alten Kirche zerfallen waren und keine Kirche mehr beſuchten — deren Zahl ſoll in

Stettin nicht gering sein — ist der Gottesdienst der freien Gemeinde bestimmt. Die evangelischen Geistlichen übernahmen mit den Vätern der Stadt die Pathenstellen bei der Gründung der Gemeinde; Erstere kamen jedoch in keine geringe Bestürzung, als die junge Gemeinde nicht blos gegen die katholische Kirche, sondern auch gegen das eigene Fleisch und Blut Front machte, wogegen die Väter der Stadt die für das letzte Jahr bewilligte Unterstützung der Gemeinde entzogen.

Das in Stettin befindliche Appellations-Gericht steht bei den Freunden des Obertribunals in besonderer Anerkennung, und Diese erzählen mit Befriedigung, wie das juristische Gewissen der Stargardter Richter in einer Auflehnung gegen einen Beschluß des Obertribunals nicht allein beim Obergerichte keine Stütze gefunden, sondern später von dem Disciplinar-Hofe in seine gebührenden Schranken zurückgewiesen sei. Wie weit das Stettiner Appellations-Gericht bei der Organisation des Gerichtswesens den unabhängigen, männlichen Sinn von Richtern geschützt hat, kann nicht Gegenstand dieser Darstellung sein; als Curiosum möge jedoch die Mittheilung hier eine Stelle finden, daß ein patriotischer Kreisgerichts-Director aus der Provinz Pommern in Berlin bei einer Beschwerde über eine plötzliche Versetzung belehrt wurde, daß er bei einem Einzuge der Husaren die Preußischen Farben versagt, einen demokratisch gesinnten Kreisrichter in einem geforderten Berichte ungehörig gelobt, und bei einer Verurtheilung des Herrn v. Kleist-Reetzow eine feindselige Parteistellung eingenommen habe. Das Appellations-Gericht war jedoch bei dieser Versetzung nicht gravirt.

An der Spitze des Pommerschen Armee-Corps, das nicht vollständig in Pommern garnisonirt, steht der General v. Grabow, dem Manche wol mit Unrecht, wie dem verstorbenen Grafen Brandenburg, ein näheres verwandtschaftliches Verhältniß zur Königsfamilie zuschreiben. Herr v. Grabow ist hinreichend bekannt aus dem famosen Benehmen gegen einen Posten, dessen Entscheidung den verstorbenen Kriegsminister v. Boyen veranlaßte, seinen Abschied zu nehmen. Es fiel nicht wenig auf, als Derselbe jüngst als Hofmann nach Petersburg zur Gratulation gesandt wurde. Herr v. Grabow befand sich in der Schlacht von Groß-Görschen neben dem Könige in einem gefährlichen Augenblicke, weshalb Dieser in einem Gratulations-Schreiben zum 50jährigen Amts-Jubiläum Jenen noch besonders an jenen Augenblick erinnerte. Diese Bekanntschaft auf dem Schlachtfelde scheint dem Herrn v. Grabow besonders nützlich gewesen zu sein. Obwol der frühere Commandeur des II. Armee-Corps v. Wrangel zu sehr den Kamaschen-Dienst ins Auge faßte, und sein Benehmen deshalb zu Zeiten eben so kleinlich wie schroff erschien, so war er bei den Bürgern Stettins nicht unpopulair, und Derselbe hat der Stadt in einzelnen Fällen, wo es galt, die Militair-Behörde zu Zugeständnissen im Interesse des Verkehrs zu führen, wesentlich genutzt.

Notizen. — Das kürzlich in London herausgegebene Werk: „Lord Holland's Reminiscences" hat die chronique scandaleuse sämmtlicher Europäischer Höfe zu Ende des vorigen und zu Anfang dieses Jahrhunderts unendlich bereichert. Die Lecture dieses Buchs ist entschieden noch „entnervender", als die des Montesquieu, und der Versuch, eine Deutsche Uebersetzung desselben herauszugeben, würde noch härtern Tadel erfahren, als Buhl's Uebersetzung des Casanova, und das um so mehr, als auch der Preußische Hof (nicht allein die Zeit Friedrich Wilhelm's II.) hier in einem durchaus nicht vortheilhaften Lichte erscheint, so daß Lord H. selbst bei der Gelegenheit sagt:

„Dergleichen widerwärtige Geſchichten ſollten eigentlich möglichſt wenig beſprochen werden; auch würde ich ſie nicht erwähnt haben, wenn ich nicht aus beſter Quelle wüßte, daß, was ich mittheile, wahr iſt, und wenn ich es nicht für recht und nützlich hielte, den ſittlichen Zuſtand der Deutſchen Höfe zu ſchildern, welche ihren Abſcheu vor Irreligioſität und Immoralität als vorzüglichen Beweggrund ihres Angriffs auf das revolutionaire und republikaniſche Frankreich bezeichneten.“ Uebrigens läßt es Lord H. aber auch nicht an ganz ergötzlichen Anekdoten fehlen, wie er ſie in ſeinem vielbewegten Leben an fremden Höfen wol ſammeln konnte; als Proben geben wir hier ein Paar von Talleyrand und Mirabeau:

„„Man muß Frau v. Staël geliebt haben, um zu begreifen, welch ein Glück es iſt, eine Dumme zu lieben““, war ein Ausſpruch von T., der damals in Paris vielfach citirt wurde, um ſeine Neigung zu Mdme. Grand zu erklären, die gewiß weder ihn, noch ſonſt Jemand durch den Zauber ihres Witzes oder ihrer Unterhaltung gewonnen hat. Bekannt iſt ſeine humoriſtiſche Zurechtweiſung eines jungen Mannes, der mit großer Selbſtgefälligkeit von der außerordentlichen Schönheit ſeiner Mutter ſprach, und dabei augenſcheinlich zu verſtehen gab, man möge ſich daraus die großen körperlichen Vorzüge ihrer Nachkommen erklären: „Dann war es alſo Ihr Herr Vater, der nicht ſo hübſch war!“ Nicht weniger ſpitz und fein iſt folgendes bonmot: Der Ruf des Herrn v. Chateaubriand, des eitelſten der Sterblichen, war im Abnehmen; um dieſelbe Zeit ward in einem Geſpräch erwähnt, Herr v. C. litte an Taubheit und klage ſehr darüber. „Ich begreife,“ ſagte Talleyrand, „ſeit man aufgehört hat, von ihm zu reden, hält er ſich für taub!“ Als in einer Geſellſchaft der Name eines Franzöſiſchen Grafen erwähnt wurde, der vor der Reſtauration ſich viel auf ſeine Verwandtſchaft mit Napoleon eingebildet hatte, fragte Jemand T., ob Herr N. wirklich ein Verwandter des Kaiſers wäre: „Früher ja; jetzt nein!“ war die Antwort. Folgendes Witzwort entſtand in einem Londoner Salon: Eine anziehende Dame von Stande hatte viele vergebliche Verſuche gemacht, Talleyrand in ein Geſpräch zu verwickeln; um ein letztes Mittel zu gebrauchen, fragte ſie ihn, wie ihm ihr Kleid gefalle. T. ſchlug die Augen auf, maß die ſchöne Fragende vom Hals bis zum Knöchel, betrachtete dann das fragliche Kleid, und ſagte mit großem Ernſt: „Madame, es fängt zu ſpät an und hört zu früh auf!“ — —

— — Mirabeau's Eitelkeit zog ihm einmal eine ſehr komiſche Rüge zu. Bei einer bedeutenden politiſchen Kriſis zählte er in einer Geſellſchaft alle die Eigenſchaften auf, die ein Miniſter durchaus haben müßte, wenn er die Krone, die Ständeverſammlung und die Nation vor den hereindrohenden Verwirrungen beſchützen ſollte, z. B. bedeutende Kenntniſſe, Genie, Bekanntſchaft und wo möglich Verbindungen mit den höhern, Sympathien bei den niedern Klaſſen der Geſellſchaft, Rednertalent, große Schreibegewandtheit, Bekanntſchaft mit der Welt, die Popularität eines Märtyrers erworben durch neuerliche Verfolgungen und manche andere Eigenthümlichkeiten, die er augenſcheinlich in ſich zu vereinigen glaubte. „Wol wahr,“ ſagte einer ſeiner Freunde, „aber ein Erforderniß haben Sie ausgelaſſen.“ — „„Nein — wirklich? — welches denn?““ — „Müßte das Geſicht des neuen Miniſters nicht ſtark von Pocken zerriſſen ſein?“ —

Unter den modernen Glaubensſätzen, die allmälig auf den alten Glauben der Irokeſen gepfropft ſind, iſt einer beſonders erwähnenswerth; er bezieht ſich auf Waſhington.

Ihrem jetzigen Glauben nach gelangte nie ein weißer Mann in den Indianiſchen Himmel. Da der weiße Mann nicht vom großen Geiſte erſchaffen wurde, ſo wurde in der himmliſchen Einrichtung auch keine Rückſicht auf ihn genommen; er war ausgeſchloſſen vom Aufenthalt der Seligen, wie von dem der Verdammten. Eine Ausnahme wurde zu Gunſten Waſhingtons gemacht, weil er durch ſeine Gerechtigkeit und ſein Wohlwollen gegen die Indianer vor allen übrigen weißen Männern ſich auszeichnete. Als im Frieden von 1783 die Indianer von ihren Engliſchen Verbündeten im Stiche gelaſſen wurden, als man es ihnen überlaſſen hatte, ſich ſelbſt, ſo gut es eben ging, mit der Amerikaniſchen Regierung abzufinden, hatten die Irokeſen härtere Maßregeln als irgend ein anderer Stamm zu erwarten. In dieſem bedenklichen Augenblicke nahm ſich Waſhington ihrer an als ein Beſchützer ihrer Rechte, und empfahl eine humane und billige Politik gegen ſie. Nach ſeinem Tode ward er von den Irokeſen als der Wohlthäter ihres Stammes betrauert und ſein Andenken mit Liebe und Verehrung bewahrt. Es verbreitete ſich der Glaube unter ihnen, der große Geiſt habe ihm eine himmliſche Reſidenz auf den ewigen Jagdgründen angewieſen, dem einzigen weißen Mann, deſſen Thaten eine ſolche Gunſt verdienten. Gleich am Eingange des Himmels iſt ein von einer Mauer eingeſchloſſener Raum, mit Baumpartien und Schattengängen geſchmückt; darin iſt ein geräumiges Gebäude, in der Form eines Forts errichtet. Alles, was nur einem gebildeten Geſchmack gefallen kann, wurde hier vereinigt, um aus dieſem blühenden Eden einen genußreichen Aufenthalt für den unſterblichen Waſhington zu machen. Wenn der gläubige Indianer in ſeinen Himmel eingeht, paſſirt er dieſe Einhegung; er ſieht und erkennt den verehrten Bewohner derſelben, wie er in ruhigen Meditationen, ohne je ein Wort zu ſprechen, auf- und niedergeht. Er trägt auch hier immer ſeine Uniform und iſt beſtimmt, in einem Zuſtande vollkommenen Glücks ſich in Ewigkeit einſam des himmliſchen Aufenthalts zu freuen, den ihm der große Geiſt bereitet hat. —

Neue Gedichte.

Für Dich. Lieder von Ida v. Düringsfeld. Breslau, Kern.

Gedichte von Agnes R. Herausgegeben zum Beſten der Wittwen und Waiſen in Schleswig-Holſtein. Berlin, Veit.

Irmengard. Ein Gedicht in zwölf Geſängen von Tellkampf. Zweite Auflage. Hannover, Rümpler.

Gottfried Auguſt Bürger, ein Deutſcher Poet. Dichtung von Emil Leonhard. Breslau, Kern.

Wir haben durch die Reihenfolge ungefähr das Werthverhältniß anzudeuten geſucht. Die Gedichte der Frau v. Düringsfeld ſind, ſo viel Unbedeutendes auch darin vorkommt, zum Theil recht ſehr hübſch. Sie beſchränkt ſich auf ganz einfache Empfindungen, aber dieſe weiß ſie mit der angemeſſenen Stimmung und der angemeſſenen Melodie wiederzugeben. Liedercomponiſten, denen es an Stoff fehlt, werden in dieſer Sammlung manche Ausbeute finden. — Agnes nimmt einen höhern Flug. Sie ſagt in dem Schlußgedicht an Alfred Meißner und Moritz Hartmann:

Hat nicht Dein Aug', das ſchmerzerſtarrte,
Genius der Menſchheit, ſich gefeuchtet?
Als plötzlich Deine Heilsſtandarte
Im düſtern Pathmos aufgeleuchtet!

Fühlt nicht Dein Herz, das hoffnungstodte,
Freund der Bedrängten, neues Hoffen?
Ist's nicht, als zeig' ein Götterbote
Heilkündend Dir die Zukunft offen?
Bebt nicht durch Deine tiefsten Saiten,
O, meine Harfe, Jubeltönen?
Willst Du das Haupt den Sängern beiden
Mit Kränzen hoher Lieder krönen?

Ja, antwortet die Harfe, ich will das Haupt den Sängern beiden mit Kränzen krönen, trotz der etwas schwierigen Aufgabe:

Lauscht auf den Sang des Dichterpaares,
Des gottbegeistert heldenkühnen,
Lauscht auf den Flügelschlag des Aares,
Der naht, die schwere Schuld zu sühnen.

Wenn nur diese verdammten Freiligrath'schen Wuchtreime erst wieder aus der Mode gekommen wären! Auch unsre Dichterin, der es durchaus nicht an Talent fehlt, wird durch sie verführt, und neben jenen bereits angeführten haben wir: Qualbedrückte, Siegsbeglückte; gramverloren, auserkoren u. s. w. dicht neben einander. — Herr Tellkampf sündigt durch den entgegengesetzten Fehler. Sein Gedicht, das einen ganz zweckmäßigen Stoff behandelt, nämlich eine idyllische Episode aus der Schlacht bei Leipzig, ungefähr in der Manier von Goethe's Hermann und Dorothea, könnte recht gut sein, wenn etwas mehr plastische Kraft darin wäre, wenn er die Hexameter nicht allzu leichtfertig behandelte (Daktylen, wie: „Auch gönn' ich," oder: „Drum send' ich" u. s. w. kommen auf jeder Seite vor) und wenn die Sprache nicht gar zu sehr nach dem Schlafrock schmeckte. Wenn fortwährend das höfliche „Sie" vorkommt; wenn Napoleon sagt:

Ihre Güte, Madame, gewährt mir freundlich im Voraus,
Was zu bitten ich kam . . . . .
Denn Kameradschaft übt des Kriegers gastliches Haus mit
Anmuth stets und Gunst, wenn die edle Frau es regieret —
Sire, versetzte die zart geschmeichelte Frau u. s. w.

oder wenn eine Dame erklärt:

Doctor, sagen Sie Nein, unleidlich ist mir Ihr Stummsein.

Oder:

Hole der Teufel den Rath, versetzte der eifrige Waidmann.

— so ist das doch allzu stark gegen die poetische Convenienz, und man wird an den bekannten Hexameter erinnert:

Meine Herren und Damen, ich wünsche gesegnete Mahlzeit.

Die Ausstattung des Buches ist sehr brillant, und es eignet sich vortrefflich für Sammlungen schöner Bücher. — Dagegen ist von dem letzten der angeführten Gedichte nicht viel Gutes zu sagen. Der bekannte Stoff, den Müller in seinem Roman, Mosenthal in seinem Drama bearbeitet haben, und den wir aus Bürgers eigenen Elegien schon mehr als hinreichend kennen, ist zu häßlich, als daß auch der talentvollste Dichter Etwas daraus machen könnte. Als Kennzeichen des Genius darstellen, was nur der Ausfluß eines dissoluten Lebens und einer völligen Charakterlosigkeit ist, gehört zu den schlimmsten Verschrobenheiten, und kann nicht ernstlich genug gerügt werden.

Preußens Ehrenspiegel. Eine Sammlung Preußischer vaterländischer Gedichte von den ältesten Zeiten bis zu dem Jahre 1840, mit einleitenden geschichtlichen Anmerkungen von Professor Adolf Müller und Dr. Klettke. Berlin, Gebauer.

Im Jahre 1848 und auch noch zu den Zeiten der Union konnte man wol auf den Gedanken kommen, den specifisch Preußischen Patriotismus, der durch den Unverstand der damaligen Aufregung vielfach verkannt und geschmäht wurde, durch die lebendige Erinnerung an seine große Geschichte neu anzufachen und ihn gewissermaßen zu legitimiren. In dieser Zeit ist auch wol der Gedanke an die vorliegende Sammlung entstanden, die natürlich manches Mittelmäßige, aber auch vieles recht Gute enthält, namentlich aus den Zeiten der Freiheitskriege. Es ist daher Schade, daß sie nicht früher ans Licht getreten ist; heute verfehlt sie ihren Zweck. Man hat in der letzten Zeit den Preußischen Patriotismus so oft und mit so viel Aufwand von Pathos aufgeboten, und was daraus erfolgt ist, entspricht so wenig den hochgespannten Erwartungen, daß man mit der Fahne des specifischen Preußenthums etwas behutsam umgehen muß, wenn man sie nicht ganz und gar abnützen will. Die Erinnerung an den alten Fritz, an Stein und Aehnliches sind denjenigen Männern, die jetzt am Meisten den Mund von Preußischem Patriotismus voll nehmen, höchst unbequem. Das Schwarzweiße spielt ein Wenig in's Schwarzgelbe herüber. Wenn Preußen noch einmal zu einer Geschichte kommen wird, woran wir unsrerseits noch immer nicht zweifeln, so wird dies eine ganz neue Geschichte sein, und es wird eine ziemliche Zeit dauern, ehe man die alten Reminiscenzen wieder aufsuchen darf.

Ludwig Feuerbach und seine Stellung zur Religion und Philosophie der Gegenwart. Eine Habilitationsdissertation von Dr. Adolph Cornill. Erster Band. Frankfurt a. M. Sauerländer.

Der Verfasser sucht mit aufrichtigem Ernst und anerkennenswerther Gründlichkeit die Widersprüche und verschiedenen Wendungen dieses Philosophen zu erklären, allein seine ganze Darstellung, selbst schon die Sprache, verräth noch zu sehr den Schüler, und die Unbestimmtheit seines religiösen Standpunkts, der mehr auf Einfällen und Stimmungen beruht, als auf einem wahren Gedanken, giebt ihm nicht das Recht, einen Schriftsteller zu kritisiren, dessen Ausgang wenigstens der Gedanke ist. Er stellt es so dar, als ob Feuerbach's Entwickelung eine Entwickelung zu höhern Standpunkten sei. Wir sind der entgegengesetzten Ansicht. Seit der geistvollen und in der Geschichte der damaligen Philosophie Epoche machenden Abhandlung über das Verhältniß der Philosophie zur Theologie in den Halle'schen Jahrbüchern hat er eigentlich Nichts producirt, als lyrische Variationen über ein und dasselbe Thema. Auch das „Wesen des Christenthums" ist trotz einzelner vortrefflicher Einfälle keine Gedankenevolution. Was er seit der Zeit geschrieben hat, ist immer einseitiger und haltloser geworden; er hat sich in einen Ideenkreis eingesponnen, aus dem er trotz der verzweifeltsten Anstrengung nicht mehr heraus kann. In seinem letzten Aufsatz, welcher das Thema behandelt: „Der Mensch ist, was er ißt," und aus den Kartoffeln die Depravation des gegenwärtigen Zeitalters ableitet, findet man kaum noch eine Spur jenes kühnen und sinnigen Geistes, der seiner Zeit mit so viel Entschiedenheit für die Befreiung des Verstandes von seinen scholastischen Voraussetzungen gekämpft hat.

Planetognosis. Neues Planetenbuch oder Mikro- und Makrokosmos. Eine These von Ernst. Nebst einem Anhange: Papierstreifen aus dem Portefeuille eines verstorbenen Naturforschers. Breslau, Kern, 1850.

Wenn ein Buch seine Berechtigung nicht aus dem Verstande, womit es seinen Gegenstand behandelt, herleiten kann, so ist es wenigstens gut, wenn es spaßhaft ist. Die Heiterkeit ist selten in unsrer trüben Zeit, und man muß jedem Versuch dankbar sein, der uns für einen Augenblick aus unsrer gedrückten Stimmung herausreißt. Spaßhaft ist das neue Planetenbuch im höchsten Grade, um so spaßhafter, je gravitätischer der Autor sich geberdet. „Meinet nicht, ich fable, wenn ich von den Seelen Euch singe der Sterne," sagt er mit Klopstock; anstatt aber mit diesem seinem Vorbild die himmlische Muse anzurufen, die auf Sions Höhen waltet, wendet er sich in seiner Dedication an den Planeten: „Allerallergroßmächtigster, Allerallergewaltigster, Herr aller Herren, Herrscher über alle Herrscher dieses Erdrunds!" redet er ihn an. „Als ich so nachsann, ob und wem ich armer, niedriger Erdgedanke diese kleine Schrift wol zueignen solle, der ich so verlassen dastehe u. s. w., fiel mir plötzlich, von Dir erleuchtet, ein, daß Du wol nächst Gott das nächste Recht und den nächsten Anspruch auf meine Dankbarkeit haben mußt u. s. w., vergieb mir, daß ich Dich duze, da ich Dich nach Deinem Lebensalter noch für ein Kind, aber ein mächtiges Kind halte, was jetzt schon die Spuren seiner einstigen Herrlichkeit an sich trägt .... Halte ich Dich zwar keineswegs für den höchsten Gott, so bist Du doch gewissermaßen ein Gott für uns .... Sei uns demnach gnädig und nimm diese kurze Zueignung dieses Gedankens mit Wohlwollen auf." Es stehen nun weiter viele schöne Sachen in diesem Buche, Bemerkungen über Sallet, Retif de la Bretonne, Jakob Böhme, die Rabbiner u. s. w., über das Entstehen und Vergehen der Gedanken, den Grund, Urgrund und Ungrund, den wirklichen Gegensatz zwischen Aether und Gedanke im speculativen Wissen, die Einheit von Materie und Gedanke, die Ewigkeit und Vergänglichkeit der Materie, die Empfindungen, Gefühle und Gedanken Gottes; ferner eine Erklärung der wahren Dreieinigkeit, bestehend aus: 1. Denkendes, Aether. 2. Gedacht-Denkendes, Welt. 3. Leben und Bewegung; endlich auch über den Papst Pius, von welchem gesagt wird: „Begabt vom Planeten mit einem liberalen, humanen, edelmüthigen, das Gute wahrhaft wollenden Herzen, aber auch mit aller Nichtigkeit, Inconsequenz und Charakterlosigkeit unsres kurz vorhergegangenen liberal-humanistischen Zeitalters im Geiste, mußte er es sein, welcher den Talisman zuerst zerbrach, der den bisherigen Zustand Europa's noch mit Noth zusammen hielt, und die Geister der Revolution, die überall schon gährte, entfesselte ..... Wäre er ein Mann von Consequenz und Charakterfestigkeit wie viele seiner Vorgänger gewesen, hätte er die Zügel der Europäischen Bewegung in der Hand zu halten verstanden, so blieb ihm zuletzt noch der Ausweg, in Europa den Communismus der Evangelien zu proclamiren, ohne, wie ihm Mazzini gerathen, sich dabei von den Stufen des Kreuzes zu entfernen, denn die Evangelien und das Christenthum waren im Anfang wesentlich communistisch, und das Kreuz galt schon im alten Serapisdienst als Symbol der Unsterblichkeit und des ewigen Lebens. Hätte er in diesem Kampf gesiegt, würde das Christenthum und mit ihm der Katholicismus wieder in Europa den Sieg errungen und die Lehnin'sche Prophezeihung auch in ihrem Schlusse in Erfüllung gegangen sein." — Kurz, es ist ein sehr spaßhaftes Buch, und als Tröst-Einsamkeit für politische Gefangene zu empfehlen.

Verantw. Red. **F. W. Grunow.** — Mitredact.: **G. Freytag** und **Julian Schmidt.**
Druck von C. E. Elbert.

Die Stellung der Deutſchen Philoſophie zur Wiſſenſchaft und zum Leben.

So ziemlich die ganze Generation, die ſich in unſern Tagen unter die literariſch Gebildeten rechnet, hat wenigſtens bis zu einem gewiſſen Grade die philoſophiſche Schule durchgemacht. Wer Hegel nicht aus eigenem Studium kennt, hat wenigſtens ein Collegium über ihn gehört, und wo auch das nicht der Fall iſt, wird ihm durch jede beliebige Schrift irgend ein Brocken von jenen Lehren beigebracht. Man kann dreiſt behaupten, daß die Einflüſſe jener Schule bereits in der Atmoſphäre liegen, und daß ſich Diejenigen ihnen am Wenigſten entziehen, die ſich ſo wenig als möglich mit ihr beſchäftigen; denn der Einfluß einer Kraft, die man nicht verſteht, iſt am Schwerſten abzuwenden.

Eben ſo allgemein wird aber auch die Erfahrung ſein, daß namentlich in der ſchriftſtelleriſchen Thätigkeit bei einem gewiſſenhaften Studium allmälig eine ſtarke Reaction gegen dieſe philoſophiſchen Vorausſetzungen eintritt, und daß man in dieſem Fall nicht ſelten geneigt iſt, auf der entgegengeſetzten Seite zu weit zu gehen, und die wohlthätigen Einwirkungen jener Schule zu gering anzuſchlagen. Der Widerwille tritt dann am Lebhafteſten vor, wenn man ſieht, mit welcher leichtfertigen Gedankenloſigkeit halbgebildete Menſchen mit jenen Phraſen operiren, in denen man früher einen tiefen Sinn gefunden hat, und wie wenig dieſelben dazu beigetragen haben, die Sicherheit und Integrität des Urtheils zu fördern. Wenn man dieſen Mißbrauch der Philoſophie ins Auge faßt, ſo wird man leicht getrieben, jenen Ausſpruch, den die Reaction auf Montesquieu angewandt hat, auf das Studium der Hegelſchen Philoſophie zu übertragen. Durch dieſe einſeitige Ablehnung wird aber Nichts gefördert, und es iſt nöthig, auch den als ſchädlich erkannten Einfluß mit Ernſt und Gewiſſenhaftigkeit zu prüfen. In einem Journalartikel kann dergleichen natürlich nur andeutungsweiſe geſchehen.

Die Philoſophie hat ſich häufig darüber beſchwert, daß ſie die einzige Wiſſenſchaft ſei, über die ſich der Erſte Beſte ein Urtheil anmaße, ohne ſie vorher ſtudirt zu haben; aber ſie vergißt dabei, daß ſie auch die einzige iſt, die ein

ſolches Urtheil provocirt. Es wird Niemand einfallen, über die Phyſik oder die Philologie ein competentes Gutachten abgeben zu wollen, der dieſer Wiſſenſchaften nicht mächtig iſt, aber es fällt auch keiner derſelben ein, über ihr Gebiet hinauszugehen. Die Phyſik giebt keine Regeln über die Einrichtung des Staats, und die Philologie läßt ſich nicht beikommen, den Zoologen oder Botaniker zu corrigiren. Die Philoſophie dagegen iſt mit ihren Recepten in allen Fächern bei der Hand, und man kann es z. B. dem Naturforſcher nicht verdenken, wenn er den Philoſophen, der ihm a priori eine neue Natur conſtruiren will, zurechtweiſt, auch ohne in die Geheimniſſe des abſoluten Denkens eingeweiht zu ſein. Die ſogenannte Philoſophie der Natur, obgleich ſie in durchaus andern Formen ſich bewegt, als die Phyſik, hat doch keinen andern Inhalt, und es muß den Naturforſcher eben ſo verletzen, wenn ihre Reſultate den ſeinigen widerſprechen, als wenn ſie mit ihnen zuſammenfallen, denn im letztern Fall muß er die Vorausſetzung zurückweiſen, daß man auf einem andern Wege als dem ſeinigen zu dieſen Reſultaten gelangen könne. Wenn Hegel auch nicht durch einzelne, nachträglich gemachte Entdeckungen, z. B. die der Aſteroiden, in ſeinen Deductionen widerlegt wäre, ſo würde der Naturforſcher dennoch ſein ganzes Syſtem für unrichtig halten, denn das Syſtem beruht nicht blos auf den Reſultaten, ſondern auf der Begründung derſelben.

In den eigentlichen Wiſſenſchaften iſt namentlich in neuerer Zeit eine allgemeine wiſſenſchaftliche Methode herrſchend geworden. So wie die Mathematik und die Chemie für die ſogenannten exacten Wiſſenſchaften, d. h. für die in denſelben vorkommende Beobachtung und Deduction, die Form gegeben haben, ſo hat es in den hiſtoriſchen Wiſſenſchaften, denen anzugehören ſich unter andern auch die Theologie und Jurisprudenz allmälig bequemen müſſen, die philologiſche Kritik gethan. Die Philoſophie allein iſt es, die ſich dieſer Methode entzieht, und deren Sätze weder eine Probe innerhalb der objectiven Welt verſtatten, noch jene gelaſſene Verfolgung des Beweiſes, die weiter Nichts vorausſetzt, als den geſunden Menſchenverſtand, die Fähigkeit, zu begreifen. Am Schlimmſten iſt es ſogar, wenn ſie ſich den Anſchein giebt, die Methode der ſtrengen Wiſſenſchaft zu adoptiren. So hat z. B. Spinoza's Ethik die äußere Form eines mathematiſchen Lehrbuchs, in dem jeder einzelne Satz mit dem Quod erat demonstrandum ſchließt, aber die Mathematik bezieht ſich mit ihren Beweiſen nur auf die einfache Abſtraction der ſinnlichen Anſchauung, und ihre ſogenannten Grundſätze, die ſie ohne Beweis vorausſchickt, haben weiter keinen andern Zweck, als den Schüler auf die Bedeutung der Ausdrücke, deren ſie ſich bedient, aufmerkſam zu machen. Wenn ſie z. B. ſagt: jede Größe iſt ſich ſelbſt gleich, ſo will ſie damit nur andeuten, daß man ſich bei Identität und Gleichheit zwei verſchiedene Begriffe zu denken habe, von denen der letzte in dem erſten enthalten ſei; ſie will nur ihren Geſichtspunkt angeben, nicht etwa eine neue Wahrheit, die der

Erörterung bedürfte. Wenn dagegen Spinoza an die Spitze ſeiner Ethik den Grundſatz ſtellt: Substantia est id, quo majus nil cogitari potest, sive id, quod non potest cogitari nisi existens, ſo fordert die Möglichkeit, einen ſolchen Gedanken, der den Namen Subſtanz führen ſoll, zu denken, eine ſo langwierige Unterſuchung, daß die ganze Ethik gegen dieſen einen Satz als unbedeutend zuſammenſchrumpft. Wenn man es dagegen mit der Abſtraction, auf welche das Syſtem gebaut werden ſoll, genau nimmt, wie z. B. Fichte mit ſeinem Ich und Nicht-Ich, ſo kommt dabei eben nichts Anderes heraus, als die beſtändige Wiederholung jener erſten Abſtraction in der beſtändigen Verkleinerung periodiſcher Decimalbrüche. Anſtatt daß die Metaphyſik ehrlich zu Werke gehen ſollte und zugeſtehen, daß ſie ihre Gegenſtände aus den andern Wiſſenſchaften entlehnt und ſich nur dadurch von denſelben unterſcheidet, daß ſie die erſten Grundbegriffe einer ſtrengern Unterſuchung unterwirft, behauptet ſie, aus dieſen Grundbegriffen allein eine Realität herzuſtellen, mit demſelben Recht, mit dem der Anatom behaupten wollte, in der ſorgfältigen Secirung des Nervengeflechts den ganzen Menſchen zu haben. Sie kann es daher nicht laſſen, in jedem Augenblick ihr Syſtem dadurch zu ergänzen, daß ſie Beobachtungen von anderer Seite her entlehnt; und da dieſe ihrer eignen Methode nicht unterliegen, alſo auch in ihrem Sinn nicht als Beweisführung gelten können, ſo wird dieſer Mangel des Schluſſes durch die Zuverſichtlichkeit der Verſicherung verdeckt, und der ſubjective Ausdruck des Pathos oder des Witzes miſcht ſich in die Objectivität ihrer Kritik. Es wird keine ſyſtematiſche Philoſophie geben, d. h. keine Philoſophie, die in ſich ſelbſt die Totalität des Wiſſens zu begreifen wähnt, welche ſich dieſer Sophiſtik enthalten könnte.

Die vermeintliche Nothwendigkeit von der Continuität und Vollſtändigkeit des philoſophiſchen Syſtems führt noch zu einem andern Uebelſtand. Nachdem man vorher die Fächer vollſtändig regiſtrirt hat, in welche die einzelnen Unterſuchungen gelegt werden ſollen, hält man es für ſeine Pflicht, über jedes dieſer Fächer auch wirklich Etwas zu ſagen, gleichviel ob man darüber Etwas zu ſagen weiß oder nicht. Wenn das Gefühl der Leerheit dadurch gar zu ſtark hervortritt, ſo verdeckt man es durch unklare Ausdrücke, die den Schein der Tiefe haben, die aber nur darum unverſtändlich ſind, weil ſie theils die bekannten einfachen Formen der Satzverbindung durch künſtliche erſetzen, an die man ſich erſt gewöhnt haben muß, um zu wiſſen, daß ſie nichts Anderes bedeuten, als jene alten einfachen Formen, theils die Worte und Begriffe in einer neuen, mit mehr oder weniger Willkür hineingelegten Bedeutung gebrauchen. Das iſt ſeit Hegel noch ſchlimmer geworden, ſeitdem Dieſer die frühern Griechiſchen und Lateiniſchen Ausdrücke der Philoſophie durch Deutſche erſetzt hat. Seitdem hat man ſich nicht allein daran gewöhnen müſſen, Präpoſitionen, Adverbia und dergleichen als Subſtantiva anzuſehen, ſondern man muß auch bei ganz bekannten Worten von der gewöhnlichen Bedeutung abſtrahiren lernen. Da dieſe aber auch in der gewöhnlichen

Bedeutung gebraucht werden, ſo entſteht eine beſtändige Verwirrung, da man nie weiß, welche von beiden in dieſem Augenblick gemeint iſt. Die Philoſophie rechtfertigt ihre Kunſtausdrücke durch die Gewohnheit anderer Wiſſenſchaften, allein dieſe Rechtfertigung reicht nicht aus, denn bei den andern Wiſſenſchaften ſind die neu eingeführten Ausdrücke entweder bloße Namen, bei denen man ſich abſolut nichts Anderes denken ſoll, als das in der Definition angegebene Prädicat (z. B. bei der arithmetiſchen Wurzel ſoll man nicht im Entfernteſten an Eichen und Diſteln erinnert werden), oder ſie ſtellen einen bisher noch nicht bekannten ſinnlich wahrnehmbaren Gegenſtand dar. Die ſogenannten reinen Gedanken dagegen, in denen ſich die Philoſophie bewegt, ſind keine Gedanken, wenn ſie ſich nicht in der wirklichen Sprache einen Ausdruck zu verſchaffen wiſſen; ſie ſind nur Embryonen von Gedanken. Aber auch jene andere Methode, Begriffe, die man ſonſt nur adverbialiter gebraucht, ſubſtantiviſch zu behandeln, iſt zu verwerfen, denn mit der Form ändert ſich der Inhalt. So z. B. jener bekannte Hegelſche Sprachgebrauch mit dem Anſich-, Fürſich- und Anundfürſichſein. Allerdings haben jene Ausdrücke eine beſtimmte Bedeutung, und man weiß ſehr wohl, was man meint, wenn man ſagt: dieſer Menſch iſt an ſich gut; aber es iſt ſchon unerlaubt, die Bedeutung dieſer Ausdrücke gegen den Sprachgebrauch willkürlich zu erweitern oder zu beſchränken, da man doch unmöglich bei einem alle Augenblicke vorkommenden Wort auf die gemachte Definition recurriren kann, und da auch dieſe Definition in keiner Weiſe ausreichen würde, da ſie doch nur durch ein Synonym gegeben werden könnte. Vollends unerlaubt aber iſt es, aus dem Anſichſein u. ſ. w. ein neues Wort zu bilden, da dies gegen die Analogie der Sprachbildung iſt, und da es auch in das bekannte Wort einen ganz neuen Begriff einführt, den man durch keine Definition vollſtändig präciſiren kann. Faſt eben ſo iſt es ſchon mit dem Verbum ſein; es hat die doppelte Bedeutung der Copula und des Exiſtirens; wenn man es aber ſubſtantiviſch gebraucht, ſo hat es nur die letztere Bedeutung, und Hegel könnte in ſeinem bekannten erſten Grundſatz der Logik das Sein, d. h. den ſubſtantiviſch gebrauchten Copula-Begriff nicht blos mit dem Nichtſein, ſondern viel zweckmäßiger mit dem Unſinn identificiren, denn die Copula für ſich betrachtet, wenn man ſie nicht grammatiſch erläutern will, iſt ein Unſinn. Gerade da die Metaphyſik, d. h. die Erklärung der Grundbegriffe, ihres ſchwierigen Gegenſtandes halber eine viel größere Aufmerkſamkeit in Anſpruch nimmt, als jede andere Wiſſenſchaft, ſo muß ſie um ſo ſorgfältiger danach ſtreben, klar und deutlich zu ſeyn; klar und deutlich iſt man aber nur, wenn man den Regeln der Grammatik folgt.

Dieſer ſcheinbar nur in der Form liegende Uebelſtand erſtreckt ſich auch auf das Weſen. Die Aufgabe der Metaphyſik iſt eine weſentlich analytiſche und entſpricht im Gebiet des Geiſtes vollſtändig der Thätigkeit des Anatomen im Gebiet der Natur. Daß bis jetzt aber jede neuere Philoſophie voreilig in die Syn-

theſe gerathen iſt, liegt zum Theil in ihrem Urſprung. Die neuere Philoſophie, ſo weit ſie nicht allen Schein der Wiſſenſchaftlichkeit von ſich abgeſtreift hat, iſt aus der Theologie hervorgegangen, die Theologie aber ſetzt ſich von vorn herein die Aufgabe, die nur in einzelnen Bildern und Erzählungen begründeten Dogmen der Religion zu einer Totalität zu vereinigen. Dieſe unmögliche Aufgabe konnte ſie nur dadurch löſen, daß ſie Begriffe einführte, die den Widerſpruch bereits in ſich enthielten, daß ſie die naiven, populairen, kindlichen Vorſtellungen in eine Abſtraction verwandelte, wie das z. B. mit den Begriffen der Transſubſtantiation und der Dreieinigkeit geſchehen iſt. Bekanntlich hat bei den Byzantiniſchen Theologen der Unterſchied der Begriffe ὁμούσιος und ὁμοιούσιος zu blutigen Schlägereien geführt, wie man denn überhaupt am Leidenſchaftlichſten auf ſolche Worte ſchwört, die gar keinen Sinn haben. — Daß die moderne Philoſophie aus dieſer Gottesgelahrheit hervorgegangen iſt, können wir ſchon in ihrer Geſchichte verfolgen, aber auch der Einblick in jede der einzelnen Schriften wird uns davon überzeugen. Allerdings tritt auch von vorn herein ein entgegengeſetztes Moment in derſelben hervor, das Moment der Aufklärung. Mit jeder Umdeutung eines Dogmas in einen wenn auch nicht ganz deutlichen Gedanken wurde dem dunklen Gebiete des bloßen Glaubens ein Terrain abgewonnen, und um ſich ſtärkere Waffen anzueignen, entlehnte die Philoſophie den neuaufkeimenden wirklichen Wiſſenſchaften ein Rüſtzeug nach dem andern. So ſtand im vorigen Jahrhundert die ſogenannte philoſophiſche Partei dem Chriſtenthum gegenüber. Die Franzoſen hatten nicht allein in Beziehung auf den Inhalt mit der frühern Geſchichte der Philoſophie gebrochen, ſondern auch die Form war aufgegeben worden, wenn auch noch in den Abſtractionen, die ſich in das Lehrgebäude des Materialismus eingeführt hatten, ein ſehr leicht erkennbarer Anklang an die alte Methode zu finden war.

Die Deutſchen haben die alte ſcholaſtiſche Philoſophie wieder in ihr Recht eingeſetzt, allerdings durch die Einführung eines neuen Inhalts. Seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts trat die Deutſche Philoſophie nicht mehr als Anwalt der Aufklärung, ſondern als ihr Gegner auf. Wir können in der Entwickelung derſelben ziemlich genau die Perioden unterſcheiden.

In der erſten Periode war ſie poetiſch und ſuchte im Verein mit der damaligen Dichtung dem ſouverainen Gefühl Recht gegen den geſunden Menſchenverſtand zu verſchaffen. Sie erging ſich in Predigten und Weiſſagungen, ſprach ſich in Monologen, Reden und Geſprächen aus; ein jedes Individuum, welches auf die Stärke und Tiefe ſeines Gefühls Etwas hielt, glaubte ſich wenigſtens in Aphorismen über das Weſen Gottes und der Natur ausſprechen zu müſſen. Der einzige dieſer Philoſophen, der die Dogmen ſeines Gefühls in eine ziemlich ſcharf geſchloſſene Dialektik einſpannte, Fichte, machte damit doch nur der Neigung der hervorragenden Geiſter, ſich gegen die profane Maſſe abzuſchließen, eine Con-

ceſſion. Zwar ſchmeichelte es ſeinem Anhänger, ſeinen Glauben in dem Syſtem des transſcendentalen Idealismus auf eine Weiſe entwickelt zu ſehen, die nur dem tiefern Denken zugänglich war, allein das Weſentliche dieſes Glaubens war ihm doch ſchon in den kleinen populairen Schriften des Meiſters gegenwärtig, die einen weſentlich erbaulichen Charakter an ſich trugen. War auf dieſer Seite bei aller Inbrunſt eine gewiſſe Einförmigkeit nicht zu vermeiden, ſo erfreute man ſich bei den eigentlichen Myſtikern einer um ſo bunteren Fülle. Die Schelling, Novalis, Schlegel, Bader, Görres u. ſ. w. gaben neben den Reminiscenzen aus der frühern Scholaſtik auch noch eine Menge geiſtreicher und ſinniger Anſchauungen aus den Gebieten der Natur und der Geſchichte, und das Alles in einer bequemen Form, die nicht ſelten an den Roman erinnerte. Bei Jacobi und Schleiermacher — bei dem Letztern meine ich natürlich nur die Schriften der damaligen Periode — ließ ſich das Gefühl am Unbefangenſten gehen, und ſuchte auch nicht einmal den Schein eines dialektiſchen Zuſammenhanges anzunehmen. — Wenn dieſe Reden und Weiſſagungen im Anfang wie ein haut goût angeſehen wurden, welcher nur dem auserleſenen Geſchmack verſtändlich war, ſo gab das Unglück Deutſchlands in den Franzöſiſchen Kriegen Veranlaſſung, die viſionaire Stimmung in die geſammte Jugend einzuführen. Alle Welt redete in überſchwenglichen Ausdrücken und ſteigerte ſich zu einer anhaltenden Ekſtaſe. Wenn man heutzutage die Schriften lieſt, die damals Epoche machten, ſo wird Einem zuweilen zu Muthe, als wäre das Ganze nur ein Traum.

Dieſe naive Periode der Populairphiloſophie hat einen ziemlich beſtimmten Abſchluß. Seit der Ermordung Kotzebue's fuhr ein gewaltiger Schreck über die dämoniſchen Kräfte des ſouverainen Gefühls in die damals herrſchenden Kreiſe. Es begann jene Reaction, die ſich nicht blos gegen den Liberalismus und die Aufklärung, ſondern eben ſowol gegen die Myſtik des romantiſchen Zeitalters richtete. Ein Ausdruck dieſer Reaction iſt die Stellung, welche Hegel in Berlin einnahm. Die Philoſophie begriff die Unpopularität als ihre erſte Pflicht, ſie gab die Anſprüche an das Gefühl und an die Willenskraft auf, ſie drückte das Recht der Subjectivität zu Boden, und ſie umhüllte ſich nicht allein mit dem Nebel dunkler Formen, ſondern ſie verlangte von ihren Schülern, dieſe Dunkelheit durch ein energiſches Begreifen zu überwinden. Früher hatte man ſich hineinphantaſiren können, und der Glaube allein machte ſelig; man ſtand mit andachtsvollem Staunen vor dem Dreifuß der Pythia. Damit war es nun vorüber. Die Philoſophie, die ſich nun ganz auf das Hegel'ſche Syſtem zuſammenzog, hatte mit dem allgemeinen Leben der Nation Nichts mehr zu thun. Man hörte zwar von ihr, daß ſie im Gegenſatz gegen die Flachheit der Aufklärung alles Wirkliche zu begreifen und zu rechtfertigen behaupte, und der wieder auftaucheude alte Liberalismus mißbilligte ſie, ohne ſie zu kennen; allein eigentlich erregte ſie eine ſo heilige Scheu, daß man ſie ſich ſo fern als möglich hielt. Zwar trat von

Zeit zu Zeit irgend einer der eingeweihteren Schüler auf, um das Publicum über das Weſen der Hegel'ſchen Lehre zu unterrichten, aber jener mythiſche Ausdruck, daß Hegel nur von Einem verſtanden ſei, der ihn mißverſtanden habe, war bereits zu populair geworden, als daß man einer ſolchen Profanation recht hätte trauen ſollen.

Mit der Julirevolution und mit Hegel's Tode änderte ſich die Sache. Die Schüler durften nicht mehr Furcht haben, von dem Meiſter desavouirt zu werden; ſie konnten auf eigene Hand Exegeſe machen, und die Exegeſe, von dem urſprünglichen Katechismus abgelöſt, wurde von Tage zu Tage ſelbſtſtändiger. Früher war das Syſtem ſo abſolutiſtiſch und ſtreng abgeſchloſſen, daß ein einfaches Bekenntniß genügte, ſich zum Gläubigen zu machen, daß ein Gentleman wie Varnhagen durch ſeine bloße Erklärung ſich als Hegelianer bekannte, ohne im Uebrigen von der Sprache der Schule Gebrauch zu machen. Seitdem er aber nicht mehr auf den Meiſter recurriren konnte, mußte jeder einzelne Philoſoph ſich durch freie Thätigkeit legitimiren. Im Anfang wurde durch die Herausgabe von Hegel's Werken die Schule wenigſtens äußerlich zuſammengehalten. Die Schriften von Strauß und ſeinen Nachfolgern, für oder wider die man Partei nehmen mußte, trennten ſehr bald auch dieſes äußerliche Band. Ueber die Idee der Reſtauration hinaus, welche Hegel ſelbſt repräſentirt hatte, und die von einer gewiſſen diplomatiſchen Zurechtmacherei nicht zu trennen war, drängte ſich wieder das revolutionaire Bewußtſein, und zwar glaubte man ſich ihm diesmal mit um ſo größerer Unbefangenheit hingeben zu können, da in den Julitagen die Schrecken der erſten großen Revolution vermieden waren. Die Ideen der Freiheit gingen über die blos politiſchen Vorausſetzungen hinaus; ſie ſtrebten nicht mehr nach einer leichten Befriedigung, ſondern nach einer geiſtreichen Erfüllung; ſie wollten nicht mehr auf der Oberfläche bleiben, ſondern in die Tiefe des Weſens eindringen. Die Philoſophen waren daher die geeigneten Führer dieſer neuen Bewegung. So wie aber die Philoſophie auf die übrige Tagesliteratur influirte, ſo konnte ſie ſich ihrerſeits dem Einfluſſe derſelben nicht entziehen. Die leitende Idee der Reſtaurationszeit, wie ſie ſich in Goethe's letzter Periode und in Hegel ausſpricht, war Reſignation, Andacht und Ergebung; die leitende Idee der neuen Bewegung war der ſogenannte Weltſchmerz, die Poeſie des Contraſtes, nicht mehr das naive Leiden des jungen Werther, das nur die Individualität traf, ſondern der Bruch zwiſchen der geiſtigen oder göttlichen und der ſinnlichen Wahrheit, die ſich zwar auch in dem Individuum offenbarte, die aber eigentlich einen Riß durch die ganze Welt machen ſollte. Der Fauſt wurde der Mythus des Zeitalters, Lord Byron einer ſeiner erſten Propheten, und das junge Deutſchland mit Heine an der Spitze wetteiferte mit den Philoſophen, das Evangelium des Schmerzes zu verkündigen. Jenes entlehnte von dieſem die Phraſen, und dieſe empfingen dafür die Methode; es begann jene Miſchung

der ſcholaſtiſchen und der belletriſtiſchen Sprache, jenes coquette Tändeln mit ſehr ernſthaften Problemen, das in gewiſſer Beziehung wieder an die romantiſche Schule erinnerte. Die Philoſophie legte ihre Amtsmiene ab und buhlte um die Gunſt der Menge. Sie conſtruirte die Nothwendigkeit der Fanny Elsler, während die Belletriſtik mit großer Salbung und einem leidenden Chriſtusgeſichte ſich über das Weſen Gottes Gedanken machte. Man trat auch mit den Franzoſen in Verbindung, und wurde dadurch genöthigt, den eigenen Tiefſinn etwas aufzuklären; man theilte ſich in rechte und linke Seite und in ein Centrum, und zuletzt waren die Geheimniſſe der Philoſophie ſo populair geworden, daß es für eine Schande galt, nicht darin eingeweiht zu ſein, und daß aus dem philoſophiſchen Fortſchritte eine Maſſenbewegung wurde. In Proſa und in Verſen ſtürmte die Maſſe mit Feuerbach, Ruge und Herwegh gegen das Beſtehende an, immer muthiger wurden die Herzen, immer kühner die Standpunkte, immer freier die Principien, bis ein einfaches Machtwort dieſem Adlerfluge des Radicalismus Einhalt gebot.

Der alte Staat, der dieſer ewigen Anfechtungen müde geworden war, unterdrückte im Jahre 1843 die vorzüglichſten Organe des Radicalismus, ohne daß eine Revolution dadurch entſtand. Auf das erſte Erſtaunen folgte bald eine allgemeine Abgeſpanntheit; man hatte ſich über Gebühr angeſtrengt und fühlte nun eine große Leere. Der eigentliche Philiſter trat wieder hervor mit ſeinem geſunden Menſchenverſtand, ſeinem Lichtfreundthum und ſeinem Materialismus, während die abſolute Philoſophie durch eine eben ſo abſolute Kritik ſich ſelber zerfleiſchte. Sobald einmal der Zweifel eingetreten iſt, iſt es mit der Siegesgewißheit vorüber. Das Intereſſe des praktiſchen Verſtandes auf der einen Seite, und die exacte Wiſſenſchaft auf der andern, die bisher nur durch den ſtudentiſchen Lärm übertäubt war, veranlaßten eine allgemeine Reaction gegen das herrſchende Syſtem.

Ueberſehen wir die Einwirkungen, welche die Philoſophie in dieſer Zeit auf die Wiſſenſchaft ausgeübt hat, ſo ſind ſie zwar immer ſehr bedeutend, aber ſie haben wenig Ausſicht einer ſichern Dauer. Von einer eigentlichen Naturphiloſophie iſt kaum mehr die Rede. Wenn man heutzutage die Schriften von Schubert und den andern Schellingianern aufſchlägt, ſo erregt ihre Confuſion kaum ein größeres Erſtaunen, als die wunderlichen Vorausſetzungen, die man in der weit gründlichern Bildung der Hegel'ſchen Naturgeſchichte antrifft. Die Philoſophen haben in neuerer Zeit eine zu gefährliche Concurrenz auszuhalten. Wenn die Naturwiſſenſchaft eben ſo wie die Geſchichte das ſehr weſentliche Bedürfniß hat, ſich von Zeit zu Zeit in einem Geſammtbilde anzuſchauen, und wenn ihre einzelnen Forſchungen durch die Mühſamkeit und die Mikroſkopie der Analyſe dieſem Bedürfniß noch weniger genügen, als die hiſtoriſchen Monographien, ſo hatte man bisher nur bei der Metaphyſik Rath und Hilfe geſucht; ſeitdem aber

Digitized by Google

Männer wie Humboldt mit kühner und ſeſter Meiſterhand die Phyſiognomie der Natur in glänzenden Bildern wiedergeben, verbleichen die Nebelbilder der Metaphyſik. Deshalb iſt ſie doch nicht ohne Frucht geblieben: ſie hat die Geſichtspunkte angedeutet und die Perſpectiven vorgezeichnet, die nun der Kundige mit Inhalt und Leben auszufüllen berufen iſt.

Natürlich iſt ihr Einfluß auf die nicht-exacten Wiſſenſchaften, d. h. auf diejenigen, die ſich mit dem geiſtigen Leben beſchäftigen, bedeutender geweſen. Die neuere Geſchichtſchreibung iſt durch und durch von philoſophiſchen Vorausſetzungen inficirt, namentlich iſt die Kategorie der Nothwendigkeit und die Idee jener ironiſch wirkenden Kraft des Weltgeiſtes, die ſich auch im Abſurden offenbart, von den geiſtvollſten Hiſtorikern adoptirt worden, und überall erkennt man Hegel'ſche Sätze wieder, wie denn auch ſeinerſeits Hegel freilich nicht Alles erfunden hat, was in ſeinen Werken ſteht. Jener Pragmatismus, der den endlichen Standpunkt einer beſtimmten politiſchen Richtung feſthält, und ihn unterſchiedlos auf alle Perioden der Geſchichte anwendet, iſt wol auf immer vorüber; dagegen iſt die Virtuoſität im Conſtruiren, im Erfinden der Geſchichte gleichfalls um allen Credit gekommen. Der Geſchichtſchreiber wird die Fragen noch immer aus ſeiner Philoſophie entlehnen dürfen, die Antwort aber wird er ſich beſcheiden, im gewiſſenhaften Studium der Quellen zu ſuchen. — Nächſt der Geſchichte war es die Aeſthetik, welche von der Schule den meiſten Einfluß empfangen hat; da wir aber Gelegenheit haben werden, an einem der geiſtvollſten Hegelianer dieſen Einfluß genauer nachzuweiſen, — wie denn überhaupt der ganze gegenwärtige Aufſatz nur eine Einleitung ſein ſoll, — ſo übergehen wir hier vorläufig dieſen Punkt. — Am Vollſtändigſten ſchien die Herrſchaft der Schule über die Theologie hergeſtellt zu ſein, und gerade hier iſt die entſchiedenſte Reaction eingetreten. Die Hegel'ſche Concordia discordantium canonum iſt auf den Index geſetzt worden. Nicht allein haben ſich die eigentlichen Theologen, die Orthodoxen wie die Rationaliſten, mit Abſcheu von jenen Lehren abgewendet, die ihr Heiligſtes auf eine Weiſe profanirt haben, wie es kaum von den Franzöſiſchen Encyclopädiſten des vorigen Jahrhunderts geſchehen iſt, ſondern auch die wirkliche Wiſſenſchaft kommt mehr und mehr zu der Ueberzeugung, daß weder jene exegetiſche Reſignation, die in allen Dogmen und Vorſtellungen des Chriſtenthums die freilich in Bildern und Mythen befangene, aber doch abſolute Weisheit ſuchte, noch der Peſſimismus, der im Chriſtenthum den Triumph des abſoluten Unſinns feiert, der richtige Gemüthszuſtand iſt, eine große hiſtoriſche Erſcheinung wie das Chriſtenthum zu begreifen und zu analyſiren. Sie überzeugt ſich mehr und mehr, daß eine unbefangene philologiſche und hiſtoriſche Kritik für das Verſtändniß der chriſtlichen Quellen eine eben ſo nothwendige Baſis iſt, als für jede andere hiſtoriſche Schrift, und daß die Methode der Prüfung in dem einen Fall keine andere ſein kann, als in dem andern.

Wenn wir uns über den gegenwärtigen Beruf der Philoſophie ins Klare ſetzen wollen, ſo müſſen wir zweierlei unterſcheiden. Bei den Griechen, deren Leben und Denken überhaupt Totalität war, konnte man Philoſophie geradezu als identiſch mit der Wiſſenſchaft betrachten. Bei den grandioſen Erfolgen, welche in neuerer Zeit die Theilung der Arbeit auch in der Wiſſenſchaft hervorgebracht hat, iſt eine ſolche Einheit der wiſſenſchaftlichen Methode nicht mehr möglich. Allerdings bedarf die Neigung zur Gedankenloſigkeit, welche von dem mechaniſchen Fortarbeiten in einer beſtimmten Richtung ſchwer zu trennen iſt, von Zeit zu Zeit einer ernſthaften Sammlung. Die Mathematik, die Chemie, die Hiſtorie u. ſ. w. muß von Zeit zu Zeit über die Kategorien nachdenken, mit denen ſie zu operiren pflegt; es muß ferner die Wiſſenſchaft von Zeit zu Zeit ſich ſelbſt in einem Geſammtbild anzuſchauen ſuchen, um über der ſorgfältigen Bearbeitung des Einzelnen nicht die richtigen Dimenſionen und Perſpectiven zu verlieren. Beides kann man als die philoſophiſche Thätigkeit dieſer Wiſſenſchaften bezeichnen, die ſich aber bequemen muß, innerhalb der der Wiſſenſchaft vorgeſteckten Grenzen zu bleiben. So hat, um durch ein Beiſpiel mich deutlicher zu machen, die Mathematik, deren Lehrſätze Nichts weiter ſind, als eine Reihe ſinnlicher Erfahrungen, in einen Zuſammenhang gebracht, und auf die reinſte ſinnliche Abſtraction zurückgeführt, eine Menge von Begriffen, mit denen ſie operirt, ohne über ihr eigentliches Weſen nachzudenken, z. B. Raum, Größe, Unendlichkeit und dergleichen. Sie wird ſich dieſem Nachdenken nicht länger entziehen können, aber es wird nur dann fruchtbar werden, wenn es ſich nicht von der ſonſtigen wiſſenſchaftlichen Methode ablöſt, ſondern innerhalb derſelben ſtattfindet. In jeder andern Wiſſenſchaft iſt das in noch weit höherm Grade der Fall. Die Beobachtung und die Analyſe geben nur das Material, mit welchem man conſtruiren ſoll, nicht conſtruiren a priori, ſondern mit dem vorhandenen Material, und nach dem in der Wiſſenſchaft liegenden Geſetz. Eins nach dem andern von den Gebieten, welche bisher die Philoſophie ausſchließlich in Anſpruch nahm, wird dann der ſpeciellen Wiſſenſchaft anheimfallen, z. B. die ſogenannte Pſychologie, ſo weit dieſelbe überhaupt in die Wiſſenſchaft gehört und ſich nicht in inviduelle Beobachtungen auflöſt. Auch die Logik und Metaphyſik wird ſich nicht länger außerhalb der übrigen Wiſſenſchaften bewegen dürfen, ſondern in dieſelben aufgehen; ſie wird alſo namentlich auch in ihrer Form ſtreben müſſen, ſich der gewöhnlichen Sprache dieſer Wiſſenſchaften zu bequemen.

Das iſt die eine Seite der Philoſophie. Die andere iſt nicht minder wichtig. In der chriſtlichen Welt iſt die Philoſophie im Gegenſatze zu den andern Wiſſenſchaften von dem Streben ausgegangen, die ideale Welt zu ſuchen, während jenen die reale anheimgeſtellt blieb. In ihrer allmäligen Entwickelung iſt ſie endlich dahin gekommen, zu begreifen, daß die ideale Welt nichts Anderes iſt, als die reale. Sie hat damit ihre bisherigen Vorausſetzungen und ihre bisherige

Form aufgehoben, aber keineswegs ſich ſelbſt. So wie die Kunſt gleichfalls die Realität giebt, aber in der Form des Ideals, ſo ſoll es auch die Philoſophie thun; nur ſoll ſie verallgemeinern, während jene individualiſirt. Daß die Kunſt in der gegenwärtigen Zeit die ſehr gefährliche Neigung hat, zu generaliſiren, ſogenannte Weltanſchauungen zu geben, beruht auf einer Verwechslung. Neben den individuellen Darſtellungen des Idealen, wie Werther, Iphigenie, Taſſo u. ſ. w., wird ein allgemein gehaltenes Gemälde deſſelben, ungefähr in der Art, wie Schleiermacher's Reden über die Religion, Fichte's Beſtimmung des Menſchen, oder wie Schiller's didaktiſche Gedichte, ſeine volle Berechtigung haben; aber dieſe im höhern Sinne des Wortes künſtleriſche Thätigkeit wird eben ſo wie die eigentliche Poeſie nur dem Genius vorbehalten bleiben, und der Philoſoph wird, ohne ſich dadurch herabzuſetzen, ſich unter die Reihe der Künſtler zählen.

J. S.

Franzöſiſche Romantiker.

Jules Janin.

Der berühmte Kritiker des Journal des Débats, der als Einzelner kein erhebliches Intereſſe erregen würde, gehört zu einer ſehr zahlreichen Klaſſe, deren Einfluß auf die Literatur in Frankreich und Deutſchland ein ſehr bedeutender und ſehr verderblicher geweſen iſt, zu der Klaſſe nämlich der ſogenannten Feuilletoniſten, die nicht ſchreiben, weil ſie Etwas zu ſagen haben, ſondern blos der Induſtrie wegen, denen die Gegenſtände nur dazu dienen, allerlei pikante Redensarten daran zu knüpfen, der ſouverainen Feuilletoniſten. Bei Weitem der größte Theil der Franzöſiſchen Kritik fällt in dieſe Richtung, und die Deutſchen haben, freilich ungeſchickter und tölpelhafter, ihnen redlich darin nachgeeifert. Witz und Stimmung haben ſich des Urtheils bemächtigt, der geſunde Menſchenverſtand und das richtige Gefühl ſind darin völlig untergegangen. Keiner aber hat das Geſchäft ſo ins Große getrieben, als Jules Janin. Als unbemittelter jüdiſcher Student kam er im 16. Jahre (1820) nach Paris, ernährte ſich vom Stundengeben, ohne Etwas zu wiſſen, aber mit dem guten Glauben, daß er auch fähig wäre, allenfalls die Syriſche Sprache vorzutragen, wenn er ſich acht Tage darauf vorbereiten könnte. Dann ſchrieb er in kleine Theaterblätter, wurde zuerſt mit 25 Francs monatlicher Gage im Figaro angeſtellt, ſchwang ſich dann zu bedeutendern Blättern auf und eroberte 1830 glücklich ſeine Stellung im Journal des Débats. Jetzt iſt er ein reicher Mann, der in ſeinem mit Orientaliſchem Luxus ausgeſtatteten Salon die glänzendſten Soiréen giebt, und vor dem ſich alle Künſtler und Künſtlerinnen

bengen. Ganz wie Heine, ſein Zeitgenoſſe, dem er an Talent faſt eben ſo nahe ſteht, wie in der Manier, hat er ſich bald für Republik und Freiheit, bald für Kirche und König begeiſtert, wie es gerade die Stimmung mit ſich brachte, bis ſeine officielle Stellung ihm auch darin einen conſervativen Halt gab. Er ſchreibt jetzt für die öffentliche Moral gegen die Depravation des Zeitalters; mit welchem Recht, kann man abmeſſen, wenn man ſich an ſeine frühern Erzählungen erinnert, deren Unſittlichkeit Alles übertrifft, was die Franzöſiſche Romantik geleiſtet hat, und die nur darum weniger bekannt ſind, weil ein ſo unruhiger, zerfahrener Geiſt auch nicht im Stande iſt, gut zu erzählen. Seine erſte Novelle, „der todte Eſel und die guillotinirte Frau" (1829), enthielt die Geſchichte einer Proſtituirten durch das Bordell bis zum Kindesmord und der Guillotine, mit eingeſtreuten ſentimentalen Betrachtungen über die Vergänglichkeit alles Irdiſchen. Eine zweite, „die Beichte" (1830), fängt mit einer Hochzeit an. Die Neuvermählte, die am Hochzeitabend viel getanzt hat, iſt ſehr ſchläfrig, und vergebens ſucht der Gemahl ihr Zeichen der Empfindung zu entlocken. In der Wuth darüber erdroſſelt er ſie. Man glaubt allgemein, ſie ſei vom Schlage gerührt worden; nur ein alter Jeſuit überſieht das richtige Verhältniß, aber ohne ſich Etwas merken zu laſſen. Der junge Herr, der zwar etwas von Gewiſſensbiſſen gequält wird, lebt im Uebrigen in ſeinen frivolen Genüſſen fort, bis er endlich die innere Nothwendigkeit empfindet, trotz ſeiner atheiſtiſchen Geſinnung, zu beichten und die Abſolution zu empfangen. Dazu braucht er aber einen recht tüchtigen Beichtvater, und er glaubt ſolchen in jenem alten Jeſuiten gefunden zu haben. Da dieſer ſchwer zu haben iſt, wendet er ſich an ein Mädchen, mit dem der Jeſuit in irgend einem Verhältniß ſteht, und um ſie zu gewinnen, verführt er ſie. Der Jeſuit kommt und fängt nun an, ihm eine fulminante Strafpredigt zu halten. Zuerſt wird der Mord beſprochen, ſehr bald aber ergiebt es ſich, daß dieſer eine vollſtändige Nebenſache iſt, wenn man daneben das Grundübel, die irreligiöſe Geſinnung in Anſchlag bringt. Kurz, unſer Held wird vollſtändig bekehrt; er ſieht ein, daß man ſeinen Verſtand gefangen nehmen muß, um zur Gnade zu gelangen, wird Biſchof und lebt im reſignirten Genuß gaſtriſcher Freuden bis an ſein ſeliges Ende. — In einer andern Novelle, „das Glück" (1831), ſucht ſich der Held, um Carrière zu machen, in Italien ein öffentliches Mädchen aus, ſtellt dieſe der Pariſer Geſellſchaft als ſeine Frau vor, und veranlaßt ſie, ſich allen Großen der Erde preiszugeben, um durch dieſe zu ſteigen. Er iſt nun endlich ein reicher und vornehmer Mann geworden, und blos der Makel eines allgemeinen Hahnrei's haftet an ihm, aber auch dieſer nur gelind, da er in einem Dolchduell, in dem ſein Gegner blieb, ſeinen Muth bewährt hat. Um ſich aber vollſtändig zu rehabilitiren, ladet er eines Abends eine glänzende Geſellſchaft ein, ſtellt ſeine angebliche Gemahlin derſelben vor und erklärt, es ſei keineswegs ſeine Frau, ſondern eine öffentliche Dirne. Nach dieſer Erklärung ſollte man meinen, daß ihn die gute Geſellſchaft mit Fußtritten entfernen würde,

aber nein, er gilt nun als eine vornehme und noble Natur. Zuletzt überzeugt er ſich übrigens, daß jene Perſon doch recht gutmüthig iſt und ihn ſehr liebt, er zieht ſich alſo mit ihr auf's Land zurück und lebt in glücklicher Ehe. — Gegen ſolche Unfläthigkeiten ſind doch die kühnſten Erfindungen des jungen Frankreich und des jungen Deutſchland ein Kinderſpiel. — Seine frühern Erzählungen, die zum Theil in der Hoffmann'ſchen Manier gehalten ſind, deſſen Schriften damals gerade in Frankreich großen Anklang fanden, hat er im Jahre 1833 unter dem Titel: Contes fantastiques geſammelt. Außerdem ſind von ihm noch die Romane Le chemin de traverse (1836) und Un coeur pour deux amours (1837). Seine Hauptthätigkeit aber war jene Miſchung von Wahrheit und Dichtung, die in novelliſtiſcher Form literar-hiſtoriſche Stoffe behandelt, und der es gar nicht darauf ankommt, gewiſſenhaft den Gegenſtand zu erſchöpfen, ſondern blos anmuthig darüber zu plaudern. Eine ziemlich ausgebreitete, aber zerſtreute Beleſenheit, ohne alles Studium und ohne alle Kritik, ſetzt ihn in Stand, ſeinem Publicum durch blendende Geſichtspunkte zu imponiren. Dahin gehören ſeine Tableaux anecdotiques de la litérature française (1829), Barnave (1831), Paris depuis la révolution de Juillet (1833), Debureau (1832; eine Art Geſchichte des komiſchen Theaters, aber ſchon mit jener Neigung der romantiſchen Schule, den Hanswurſt als einen ſentimentalen Gegenſtand zu idealiſiren, und daher weſentlich von dem Dickens'ſchen Grimaldi zu unterſcheiden, der ein ähnliches Thema behandelt), ferner Romans, nouvelles et contes litéraires (1834; eine Literaturgeſchichte in Novellen); endlich ſein neueſtes Werk, das er während der Revolution geſchrieben hat: la religieuse de Toulouse. In dieſem letztern hat der moderne Jeſuitismus einen ſehr intereſſanten Beitrag zum Kampf gegen die Irreligioſität des Zeitalters geſehen, weil viele Lobreden auf die ſchöne alte Zeit des Glaubens darin vorkommen, in der man durch zweifelnde Gedanken nicht geſtört wurde. („Was man in unſern Tagen von jenem namenloſen Mißgefühl ſpricht, aus welchem Leidenſchaften ohne Muth, Unruhen des Geiſtes, Inconſequenzen des Herzens, Ungleichheit der Stimmung, Ungewißheit des Verhaltens hervorgeht, war im 17. Jahrhundert unmöglich, da dieſes die Regel und die Beſſerung ſelbſt war. Eine getäuſchte Leidenſchaft führte damals zur Reſignation, zur Regel, zur Pflicht, zum Joch u. ſ. w.") Es iſt aber im Ganzen in dem nämlichen Skepticismus und mit derſelben Coquetterie geſchrieben, die ſeine frühern Schriften charakteriſiren.

Der Einfluß, den ein ſolcher Schriftſteller auf den Charakter und die Sittlichkeit des Zeitalters ausübt, iſt, wie ſich von ſelbſt verſteht, nur ein verderblicher, dagegen könnte man zweifelhaft ſein, ob ſein Einfluß auf die Sprache nicht in mancher Beziehung anzuerkennen wäre. Man hat ſich in frühern Zeiten bitter darüber beſchwert, daß die Franzöſiſche Sprache mit mathematiſcher Gewißheit immer nur die gerade Linie verfolge und darum der Poeſie feindlich ſei. Das kann man von der modernen Sprache nicht mehr behaupten. Combinationen,

über welche im vorigen Jahrhundert die gesammte Akademie in sprachloses Entsetzen gerathen wäre, fallen heute Niemandem mehr auf. Wenn man Michelet, Quinet und Aehnliche liest, so glaubt man sich vollständig auf Deutschem Boden. Diese Veränderung der Sprache, zu der freilich auch die romantischen Dichter viel beigetragen haben, ist doch vorzugsweise ein Werk der Journalisten; aber auch in dieser Beziehung stehe ich wenigstens nicht an, der altfranzösischen Sprache den Vorzug zu geben. Die Babylonische Verwirrung in den Gedanken und Bildern, die grenzenlose Unklarheit, der gegenstandlose Witz und das verschwimmende überschwengliche Gefühl, das heute in Paris Mode ist, geben nicht die geringste Hoffnung zu einer gesunden Entwickelung. Der alte Classicismus, d. h. der gesunde Menschenverstand und das natürliche Gefühl, mittlerweile von der übergroßen Nüchternheit des vorigen Jahrhunderts geheilt, wird sich zunächst in der Form der Wissenschaft und auf der Tribune gegen diese romantische Verwirrung erheben, denn sie ist ein fremder Tropfen im Französischen Blut.

Zigeuner und Musikbanden in Ungarn.

Ich muß vor Allem als gutgesinnter Staatsbürger Gesammtöstreichs auf den allgemein bekannten, aber zu wenig gewürdigten Umstand aufmerksam machen, daß das Polyglottenthum des Olmützer Gesammtstaates sich nicht nur auf die Zungen, sondern auch auf die Kehlen und Saiten erstreckt. Die Musik Italiens ist lächelnd wie das Blau seines Himmels und schäkernd wie der Muthwille seiner Frauen. Ein Ungarischer Schriftsteller nennt Italien einen zerrissenen Triller, dessen Bruchstücke dem Fremden als freches Gejohle erscheinen, und der nur in dem Busen seine Würdigung findet, dem er in künstlerischer Vollkommenheit entsprungen ist. — Die Gemüthlichkeit des Oestreichers, Steiermärkers und Tyrolers offenbart sich in seinem jovialen Gejodel und dem gleichgiltig-sorglosen Ländler. — In der Polka und Krakovienne scheint der Pole das Vernichtungsurtheil der Großmächte Lügen zu strafen. Der Böhme ist das musikalische Universalgenie der Oestreichischen Monarchie; er hat keine eigene, nationale Musik, aber er wandert mit seiner Flöte, Hoboe oder Geige über die Karpathen wie über das Erzgebirge, und ergötzt Ungarn, Polen und Deutsche mit ihren nationalen und auch classischen Tonstücken.

Ungarn für sich ist kein octroyirtes, aber von Natur und Geschichte hervorgebrachtes, und durch die geographische Lage nothwendig gewordenes Gesammtvaterland mehrerer Volksstämme, die über kurz oder lang zu der Einsicht gelangen müssen, daß der Zweck des staatlichen Zusammenlebens: die Veredlung des Individuums wie der Gattung, weder durch nationale Suprematien, noch durch lächerliche Geltendmachung eines oder des andern Duodezvölkchens erreicht wird. —

Hier fällt uns besonders der Umstand auf, daß während die Sprachen der Ungarischen Volksstämme zu einem Kampfe führten, der ganz Europa in convulsive Spannung versetzte, haben sich die verschiedenen Musikweisen der Ungarischen Volksstämme schon längst eine wirkliche Gleichberechtigung erworben. — Dem Magyaren ist sein Rakoczy-Marsch, sein „Friss és lassú" (Allegro und Adagio), sein „csárdás" (Pusten-Tanz) und „verbunkos" (Tanzstücke werbender Husaren) über Alles werth, aber sein tiefes, leicht erregbares Gefühl läßt ihn auch an den trauernden Slovenischen und bettelnden Wallachischen Nationalweisen Wohlgefallen finden, und diese sind in solchem Maße in die eigentlich-Magyarische Nationalmusik übergegangen, daß sie fast bis zur Unkenntlichkeit mit einander verschmolzen sind.

Vieles mögen zu diesem Gemenge die Zigeuner beigetragen haben. Der Zigeuner ist bekanntlich ein mit dem Kainszeichen belastetes, unstätes Wesen, und war es in früherer Zeit noch in höherem Maße. — Heute unterscheidet man in Ungarn zwei große Abtheilungen dieser „Heimathlosen im Heimathslande". Die noch jetzt in größern oderkleinern Familiengruppen herumziehenden Zigeuner-Caravanen, die eine Anzahl zerbrochener, mit elenden Schindmähren bespannter Wagen mit sich führen, auf welchen unter einer hundertfach durchlöcherten schmuzigen Leinwanddecke eine Legion ölbrauner, blos mit Menschenleder bekleideter Kinder und halbnackter Weiber hocken, und durch die hundert Fenster der Leinwanddecke hervorgucken. Die Männer und wanderungsfähigen Weiber und Mädchen gehen auf der Heerstraße neben den schwerbepackten und aus allen Fugen knarrenden Wagen einher, und geben sich dem Wanderer schon in ziemlicher Entfernung durch ihr überlautes, gellendes Geschwätz in einem aus Magyarischen, Wallachischen und Slavischen Wörtern und einer Anzahl Koptischer und Indischer Wurzeln entstandenen Jargon zu erkennen. — Ist die Caravane an dem Ende eines Dorfes angelangt, so macht sie vor demselben Halt, verwandelt die Leinwanddächer der Wagen in stehende Zelte, läßt die Pferde in den Straßengräben weiden, und schlägt gewöhnlich eine improvisirte Schmiede auf, wo für die Bauern des Dorfes und der Umgegend Nägel, Ofengabeln, Feuerzangen, Essen, Wagenringe und dergleichen für einen bedeutend billigern Preis, als die gewöhnlichen Schmiede zu verlangen pflegen, verfertigt werden, während ein Theil der Gesellschaft, und besonders der weibliche, sich mit dem edlen Schinderhandwerke, mit Weissagen, Zaubertilgungen und — wenn's eben angeht — Stehlen beschäftigt. Die hoffnungsvolle Jugend übt indessen die bereits von den Griechen hochgerühmte Kunst der Gymnastik, und ergötzt die vorüberfahrenden Reisenden halbe Stunden lang mit den in Ungarn allgemein bekannten „Zigeuner-Rädern" — eine Art Purzelbäume, bei welchen sich der Körper wie ein Rad nach einer Seite von den Händen auf die Füße, wieder auf die Hände und so weiter wirft — was die Reisenden gewöhnlich, nachdem der junge Künstler diesen Tanz eine ziemlich lange Strecke an der Seite ihres Wagens ausgeführt hat, mit einem Kupferkreuzer zu belohnen pflegen. — Doch diese guten Leutchen pflegen

gewöhnlich keine großen Bekanntſchaften an einem Orte zu machen, denn ſobald die Polizei von ihrem Daſein unterrichtet iſt, und beſonders, wenn ſich eben in der Gegend communiſtiſche Tendenzen kundgeben, wird die Geſellſchaft erſucht, ihre Siebenſachen zuſammen zu packen, und ſie zieht zu einem andern Dorfe, um dort wieder nach einigen Tagen oder Wochen an die Wandelbarkeit des irdiſchen Lebens erinnert zu werden u. ſ. w. Natürlich tragen die Dorfſchmiede nicht wenig bei, um das Fortkommen dieſer läſtigen Nebenbuhler zu fördern. — Dieſe Klaſſe, welche größtentheils aus der Wallachei und Siebenbürgen zu kommen pflegt, wird die der Oláh-Zigeuner (Oláh-Wallache) genannt.

Die zweite Klaſſe der Pharaoniden lebt in, oder vielmehr neben Dörfern in ſogenannten feſten Wohnſitzen. Dieſe iſt im Anfang vermuthlich dadurch entſtanden, daß mehrere Familien der herumwandernden Oláhzigeuner ſich an gewiſſen Orten niederließen, und dem Nomadenleben für immer entſagten. Wie der Jude in ſeinem Getto, ſo lebt hier der Zigeuner auf ſeiner „Zeile", ſo werden die faſt durchgehends nur aus einer Reihe niedriger, mehr von Schmuz als von dem Baumaterial zuſammengehaltener Häuschen beſtehenden Zigeunercolonien genannt, die an den Enden der meiſten Ungariſchen Dörfer und kleinern Städte zu treffen ſind.

In dieſer Klaſſe finden wir mehrere Unterabtheilungen nach den verſchiedenen Hantirungen und Gewerben der ſtabilen Zigeuner: Schmiede, die nun hier eine oft ſehr gut eingerichtete Werkſtelle haben; Ziegelbrenner, Goldwäſcher (beſonders in Siebenbürgen) und Pferdehändler, die durch ihre Fertigkeit, alte Pferde jung und magere fett zu machen — Erſteres wird durch Abfeilen des Zahnbelegs, Letzteres durch Fütterung mit Kleien und Mühlſtaub, und durch die Vorſicht, die Pferde nie zu Durſt kommen zu laſſen, ſondern ihnen die Bäuche ſtets mit einer Quantität Waſſer angefüllt zu erhalten, bewerkſtelligt — eine Berühmtheit erlangt haben. Ich will hier meinen Leſern ein kleines Beiſpiel von der Art und Weiſe anführen, wie dieſe Leute ihre Geſchäfte abzumachen pflegen. Auf einem Pferdemarkte ſtand einſt ein Zigeuner, und bot ein prachtvolles Siebenbürger Vollblutpferd zum Verkauf an. Das ſchöne Roß ließ auf den erſten Anblick einen Preis von 3—400 Gulden Münze vermuthen, und es wunderte ſich Jedermann, wie ein ſolches Prachtſtück in die Hände eines Zigeuners gelangt ſein mochte; allein wer näher trat, erfuhr bald, daß das ſchöne Thier auf einem Fuße total lahm war, weswegen auch der Händler nur 60 Gulden Münze für daſſelbe verlangte, was aber natürlich Niemand geben wollte, da ein lahmes Pferd, ſei es noch ſo ſchön, doch immer nur vor einen Miſtkarren gehört. Der Zigeuner pries lange vergebens den Vorübergehenden das lahme Thier an, bis endlich ein Jude kam, und das Pferd für 50 Gulden Münze erhandelte. Zwei junge Edelleute, die dem Handel von ferne zuſahen, waren nun neugierig zu wiſſen, was den Juden bewogen haben könnte, 50 Gulden für ein lahmes Pferd zu geben; andererſeits

konnten ſie ſich es nicht wohl erklären, wie ein Jude und ein Zigeuner, die doch gewöhnlich Beide nicht die Betrogenen im Handel zu ſein pflegen, überhaupt ein Pferdegeſchäft mit einander abmachten, bei dem nach ihrer Anſicht eine Partei immer übervortheilt werden muß. Sie riefen daher den mit dem erfeilſchten Pferde vorübergehenden Juden herbei, und ſtellten ihm die Frage, wie er ſich entſchließen konnte, für ein lahmes Pferd 50 Gulden Münze zu geben? „Ei mein goldener gnädiger Herr," erwiderte der Gefragte, „das muß ich beſſer verſteh'n, der Schocherer (Zigeuner) is ein Eſel; das Pferd hat einen Nagel im Huf', darum geht es lahm; ich werde den Nagel herausnehmen, und das Pferd einige Zeit gut abwirthen, dann bekomm' ich 400 Gulden Zwanziger (Münze) für das Prachtſtück. Die jungen Cavaliere lachten über die Pfiffigkeit des Juden, wollten aber zugleich erfahren, wie es zuging, daß ſich ein Zigeuner ſo übervortheilen ließ. Sie riefen alſo Dieſen herbei, der noch mit dem Nachzählen der von dem Juden erhaltenen und in Oeſtreich gleichberechtigten verſchiedenartigen Bankzettel, Silber- und Kupfermünzen beſchäftigt war. „Küſſe Händ' und Füße meinen hohen gnädigen Herrſchaften," ſagte der Zigeuner, ſeinen entblößten, etwas in Unordnung gerathenen Lockenkopf ſchüttelnd, und die pechſchwarzen, vorn nach Frauenart getheilten Ringellocken hinter die Ohren zurückglättend, „belieben nur Eure Hoheit nicht zu glauben, daß ein jeder Hergelaufener einen Zigeuner betrügen könne! Bin ich etwa darum ſo alt geworden, wenn Eure Hoheit gnädigſt erlauben, daß mich ein lumpiger Jude aufs Eis führen ſoll? Ich habe den Meſſiasgläubigen ſo eingeſeift, daß ſelbſt ſein Weib und ſeine Kinder davon ſchneeweiß werden ſollen. Ich habe fünfzig Gulden in der Taſche" — und hier klopfte er ſich die linke Bruſtſeite ſeiner rothgeſchnürten blauen Jacke — „der Jude glaubt, dem Pferde den Nagel auszuziehen, und dann reich daran zu werden; ſoll's nur probiren! das Pferd macht weder Gott noch Teufel wieder geſund, denn das arme Thier iſt an und für ſich lahm, und ich habe ihm ſelbſt den Nagel in den Huf geſchlagen, damit der Käufer glaube, es ſei nur in Folge dieſer Verletzung lahm; 40 Gulden bekommt er für die Mähre, keinen Heller mehr!" —

Weit höher ſtehen die muſicirenden Zigeuner, von denen faſt in jeder Colonie eine Bande zu finden iſt, während manche Colonien blos aus dieſer Gattung beſtehen, und dann nach Alter und Talent mehrere kleinere und größere, zu verſchiedenen Preiſen verfügbare Muſikkapellen bilden.

Die muſicirenden Zigeuner wohnen gewöhnlich, wie ihre übrigen Stammgenoſſen, an den Enden der Ortſchaften, doch ſind ihre Colonien oder einzelnen Häuſer auf den erſten Anblick von den übrigen zu unterſcheiden. — Das Auge ſieht niedliche, ob zwar etwas niedrige, und etwas tief gelegene Häuschen; das Ohr hört faſt den ganzen Tag hindurch Saitengeſchrill und Klarinettengepfeif, was bei dem Umſtand, daß mehrere Individuen zu gleicher Zeit auf einem verhältnißmäßig kleinen Raume die verſchiedenſten Muſikpiecen einſtudiren, während

mancher Lehrling bemüht ist, erst dem Gehör nach — denn Notenkenntniß ist äußerst selten — die Töne und Scalen aufzusuchen, gewiß keinen besondern Ohrenschmaus darbietet. —

Der Oläbzigeuner kennt keine Religion; er erwähnt Gott nur, wenn die Peitsche des Stuhlrichters über seine Posteriora schwirrt, und den Teufel, wenn er seinem Weibe oder seinen Kindern zuruft, daß er sie holen möge, was freilich beides sehr oft geschieht. — Der stabile Zigeuner hingegen, und besonders der musicirende, ist Christ, und gehört als solcher immer der Confession des Dorfes an, bei welchem er wohnt; doch wo zwei oder mehrere Confessionen in einem Dorfe sind, neigt er sich entschieden dem Protestantismus zu.

Ich hatte oft Gelegenheit, diese nationalen Tonkünstler in ihrer Behausung zu sehen, und fand stets eine gewisse Modestie, eine Gewähltheit im Ausdrucke dem Fremden gegenüber, und eine Süßigkeit im Benehmen gegen die Angehörigen, obwol ich sehr wohl wußte, daß Meister Pali (Paul) oder Marzi (Marton) im Negligé des Alleinseins gar nicht selten seine Frau Gemahlin prügelt, und seine Kinder per „Kölyök" — junger Hund — titulirt. — Auch in der Kleidung hat sich der musicirende Zigeuner gewöhnlich metamorphosirt. Das lange Ringelhaar wird kurz geschnitten und mit besonderer Sorgfalt gepflegt; Deutsche Pantalons und eine blaue Jacke mit Silberknöpfen bei den mittlern Klassen, ein vollständig Französischer Anzug bei den höhern Musikbanden ersetzt den frühern alten Husarendollman und die blau oder roth geschnürten Hosen mit den fast nie fehlenden geflickten Knien und abgeschossenen Cordnanstiefeln. — Die Sprache ist noch immer sehr unterthänig, und verliert nur bei den höhern Banden das eigenthümliche Aussprechen des „S" wie „Sch", aber sie ist reiner und schon mit einigen Modephrasen durchspickt, weil der musicirende Zigeuner sehr oft mit Adel und hohen Herrschaften in Berührung kam. Auch darin unterscheidet er sich vortheilhaft von seinen übrigen Brüdern, daß er seine Kinder wenigstens eine Zeit lang in die Schule schickt, und sich bemüht, ihnen nach seiner Weise sogenannte Lebensart beizubringen, damit sie auf ihrer spätern Laufbahn sich in der Welt zu finden wissen. Einen Hauptcharakterzug im Leben des musicirenden Zigeuners aber bildet die entschiedene Hinneigung zum Magyarischen Element, und eine heiße, oft sehr innige und zu Opfern bereite Liebe zum Ungarischen Vaterlande. Daß die Zigeuner überhaupt sich verhältnißmäßig zahlreich an dem Ungarischen Kampfe betheiligt und einige von ihnen sich sogar Officiersgrade erworben haben, dürfte den Lesern dieser Blätter nicht unbekannt sein; doch dürfte ihnen unter den vielen Nationalitäten Oestreichs und besonders Ungarns die der „Neu-Magyaren" unbekannt sein, welchen Namen sich die Zigeuner Ungarns in neuerer Zeit beilegten; auch findet man in ganz Ungarn nur wenig Zigeuner, die, mögen sie unter welcher Nationalität immer wohnen, nicht der Ungarischen Sprache, wenigstens bis zu einem gewissen Grade, mächtig wären.

Ein Abſchnitt aus meinen eignen Erlebniſſen dürfte hier am Geeignetſten ſein, einen klarern Blick in das Leben unſrer Naturkünſtler zu werfen.

Als am 18. Auguſt die Feſtung Arad an die Kaiſerlichen übergeben wurde, machte ich mich mit zweien meiner Freunde auf den Weg, um die Heimath in Oberungarn aufzuſuchen. — Unſer Geſammtvermögen beſtand aus folgender Summe: Koſſuthnoten hatten wir eine beträchtliche Anzahl, doch konnten wir bereits in Arad nicht eine Melone für eine Zehnguldennote erſtehen. An Silbergeld hatte ich 11½ Zwanziger, einer meiner Gefährten 5 Gulden Münze, der andere 34 Kreuzer theils in Silber-, theils in Kupferſcheidemünzen. Hiermit ſollten wir bis Peſth — eine Strecke von 30 Meilen — wandern, da wir bis dahin keinen Bekannten hatten, bei dem wir Geld auftreiben konnten. So wanderten wir mit unſern ſchweren Reiſebündeln theils per pedes apostolorum, theils auf Gelegenheiten bis Eſongrád, wo wir an einem Sonnabend ankamen. Morgens darauf wollten wir weiter reiſen, aber eine etwas lange Fußpartie am vorigen Tage hatte unſre Kräfte ziemlich erſchöpft, und die Morgenſonne des Auguſtſonntags verkündete einen heißen Tag. In Eſongrád waren mehrere Straßen in Schutt verwandelt, alle im Orte vorhandenen Pferde für Ruſſen und Oeſtreicher auf Vorſpann gefahren, und ein Fuhrwerk gar nicht, oder doch für einen uns unerſchwinglichen Preis zu bekommen. In gewöhnlicher Zeit zahlt man hier für einen Wagen nach Peſth 10—12 Gulden Münze, jetzt verlangte man bis Ketskemét, welches auf der Mitte des Weges nach Peſth liegt, 15 Gulden. Unſer Wirth, dem wir unſre Verlegenheit klagten, rieth uns daher an, zu den Zigeunern hinauszugehen, und dort nach einem gewiſſen „Sipos" nachzufragen, der Pferde zu halten pflege, und uns vielleicht für einen mäßigern Preis fortſchaffen werde. Die Zigeunercolonie, welche faſt aus lauter Muſikern beſteht, liegt links von der Straße, die nach Peſth führt; wir machten uns alſo mit unſerm Gepäcke auf den Weg, mit der Vornahme, wenn dieſe letzte Hoffnung ſcheitern ſollte, unſre Reiſe von der Zigeunerzeile zu Fuß fortzuſetzen. Da ich die Natur der Zigeuner kenne, ſo ließ ich einen meiner Reiſegefährten in einiger Entfernung von der Zeile bei unſrem Gepäck zurück, und ging mit dem andern der Zeile zu; denn der Zigeuner iſt ein gemüthliches und gefälliges Geſchöpf, doch muß er vor dem Menſchen Reſpect haben, und wären wir wie zugereiſte Handwerksburſchen mit den Bündeln auf dem Rücken in die Colonie gekommen, ſo wäre gewiß die erſte und definitive Antwort geweſen: „Liebes, ſüßes Herrchen, ich habe keine Pferde, ich habe ſie vorige Woche verkauft" u. ſ. w.; ſo hatten wir doch noch ziemlich das Ausſehen von „tisztességes úri emberek" — ehrbare Gentlemen — und konnten auf höflichen Beſcheid rechnen. — An der Zeile angekommen, trafen wir gleich vor dem erſten Hauſe einen kleinen Jungen mit einer etwas langen, aber dünnen Thonpfeife im Munde auf der Erde hockend, der ſich bei unſrer Ankunft erhob, doch ohne die angerauchte Pfeife aus dem Munde zu nehmen. An dem Kleinen, der etwa 7 Jahre haben mochte,

glänzte der Sonntag aus allen Fugen hervor. Der ſchwarze Leib und die Glieder waren mit einem blendend weißen Hemde und eben ſolchen Gatyen — breite, faltenreiche Leinwandhoſen — bedeckt, das Haar friſch mit Fett geſchmiert und hinter die Ohren geglättet, und ſelbſt die Füße, die noch nie ein Stiefel tyranniſirt hatte, zwar ſchwarz, doch ſah man es deutlich, daß ſie erſt unlängſt im Waſſer geweſen. Auf unſre Frage nach dem „Sipos Bácsi" — Vetter Sipos — führte uns der Junge immer rauchend bis gegen die Mitte der Zeile, wo er in ein niedriges, aber reingeſcheuertes Häuschen „Barcsa Néne" — Muhme Barcſa — hineinrief, worauf eine mehr als corpulente, am Oberleibe mit einem bis an den Hals reichenden blanken Battiſthemde, von den Hüften abwärts mit einem groß- und grellgeblumten Cottonkittel und einer faltenreichen blauen Schürze bekleidete Perſon, die etwa vierzig Jahre zählen mochte, herauskam, und hinter der halben Küchenthüre ſtehen bleibend uns fragte, was wir zu befehlen beliebten? Auf unſre Angabe öffnete ſie die Thür, und ſtieg zwei Treppen aus der Küche hervor und zu uns in die offene Hausflur. „Mein Mann, gnädige Herrſchaften, iſt in der Kirche, doch muß er bald kommen, denn es iſt nahe an zehn Uhr; wenn ſie gütigſt warten wollen, er wird ſich freuen, ſolche ſchöne, herrliche junge Herren fahren zu können." Eine Zigeunerin kann weder mit einem jungen Manne, noch mit einem Mädchen vier Worte wechſeln, ohne ihnen zu ſagen, daß ſie zum Küſſen ſeien. Ich hatte einmal Gelegenheit, eine Zigeunerin Karten aufſchlagen zu ſehen, wo ſie einem 45jährigen bucklichten und wie die Nacht häßlichen Jungferchen herauslas, daß ihr Geliebter, mit dem ſie ſeit einiger Zeit faché iſt, durch ihren Groll in ein hitziges Fieber gefallen ſei, und ganz gewiß dem Tode entgegengehe, wenn ſie ſich nicht ſeiner erbarmen und ihn anhören werde. Natürlich hatte das Fräulein weder einen Geliebten, noch hätte ſie das Herz gehabt, einem ſolchen nur im Mindeſten gram zu ſein, aber die Enthüllungen der braunen Pythia wurden mit einem gefälligen Lächeln aufgenommen und mit einem ½ Zwanziger belohnt. Auch wunderte ich mich nicht, als ich aus der Schürzentaſche der Barcſa Néne ein Pfeifenrohr mit einer Quaſte hervorblicken ſah, denn es war mir bekannt, daß das ſchöne Geſchlecht bei den Pharaoniden faſt durchwegs mehr den Tabak als die Männer liebt, und ihre Tugend dürfte vielleicht einer Belagerung, aber ſchwerlich einer ſchwarzen oder bunten Thonpfeife, einem halblangen Pfeifenrohr mit einer national-tricoloren Quaſte, oder gar einem mit Perlen geſtickten Tabaksbeutel widerſtehen. — Wir hatten kaum einige Worte gewechſelt, als die Fama — vermuthlich in Geſtalt des oberwähnten kleinen Cicerone — die Ankunft zweier „úri emberek" bei Sipos' verbreitet hatte, und der kleine Raum, in welchem wir uns befanden, füllte ſich bald mit der Einwohnerſchaft der ganzen Zeile. Alles war ſonntäglich gekleidet, die Männer faſt durchgehends im Hausnegligé wie der oben beſchriebene Knabe, die Weiber und Mädchen mit einigen Modificationen wie die Frau unſers Fuhrmanns in spe, nur mit dem Unterſchiede, daß dieſe

als wohlhabende Hausmutter ein Vierducatenſtück am Halſe trug, während die Andern Glasperlen, rothe Korallen, Silbermünzen und dergl. als Schmuck zur Schau trugen. — Wir waren damals zu ſehr mit unſrer mißlichen Lage beſchäftigt, um näher auf die Sondirung dieſer höchſt intereſſanten Gruppe einzugehen, doch fiel uns ſowol unter den Junggeſellen als unter den Mädchen höchſt anziehende, ja ſelbſt ſchöne Geſtalten und Geſichter aufgefallen. Beſonders lieb ſahen zwei Mädchen aus, die ſich vertraulich an unſre Wirthin gelehnt hatten, und unter ihren langen Wimpern ſchwarze Blitze hervorſchießen ließen. Der glänzend-ſchwarze, dichte Haarwuchs war geſcheitelt und in zwei bis ans Knie reichende Zöpfe gezwängt, an deren Enden bunte Seidenbänder eingeflochten waren; doch die urſprüngliche Lockenform widerſtand den Zähnen des Kammes, und das Haar bildete eine wellenförmige Linie an Stirn und Wangen, deren dunkler, aber lebensfriſcher und feiner Teint von einer nur ſchwachen, aber gleichmäßigen Röthe durchwoben war; der Wuchs war, wie faſt bei allen jungen Zigeunerinnen, ſchlank und ſchmächtig, die bloßen Hände und Füße klein und zart geformt, und das an der Hüfte ſtramm angezogene Hemd ließ einen Buſen errathen, wie ſich ihn die Griechen an ihrer Hebe dachten.

Ich machte meinen Begleiter in Deutſcher Sprache auf das ſchöne Mädchenpaar aufmerkſam, und da bei dieſer Gelegenheit ſowol meine als meines Freundes Blicke nach ihnen hinſchweiften, ſo errieth unſere Barcſa Réne bald den Gegenſtand unſers Geſprächs, und ſich nach den etwas verlegen blickenden Mädchen wendend ſagte ſie mit einer den ältern Zigeunerinnen beſonders eigenen Verſchmitztheit: „Dieſe iſt meine Tochter und dieſe meine Nichte; Sie ſind eben auch Zwei, meine ſchönen, goldenen Herrchen, und könnten ſie alſo heirathen; wollen Sie ſie, ſo ſollen Sie ſie zur Stelle haben; der Braten für heute Mittag ſteht ſchon im Ofen, ein Bißchen Weinlein iſt auch im Hauſe, für Muſik brauchen wir nicht zu ſorgen, und der Pfaff iſt zu jeder Stunde zu haben, wenn's ihm nur vom Kaiſers Bild (Geld) anbefohlen wird. Ihnen — ſetzte ſie zu mir gewendet hinzu — gebe ich meine Tochter, weil Sie ſo ſchönes ſchwarzes Haar haben; Ihr blonder Reiſegefährte, deſſen Großvater wenigſtens ein Schwab geweſen ſein muß, wird ſich mit meiner Nichte begnügen; ſie iſt ein gutes Mädchen, und kann gut ſtricken, nähen und ſticken, aber wenn ſie einen halben Tag mit uns im Kukurutzfeld — Maisfeld — gräbt, bekommt ſie Uebelkeiten. Sie hat eine herrliche Kehle, ſingt aber nur traurige Lieder, und wenn ſie ihr Lieblingsliedchen:

„Ich gehe zum Schreiner,
Ein Kreuz mir beſtelle,
Aufs einfache Kreuz dann
Da ſchreib' ich zur Stelle:
O ſehet, o ſehet,
Im irdiſchen Schoße

Hier welket der Treue
Zertretene Roſe.“ *)

abgeſungen hat, da kommen ihr die Thränen, als hätte ſie zwei Löffel Paprika (Spaniſchen Pfeffer) verſchluckt, oder als hätte ſie einen Mann, der täglich betrunken nach Hauſe kommt, und einige Baßgeigenbogen an ihrem Buckel zerbricht.“ Die Geſellſchaft ſchlug über dieſen Witz eine gellende Lache auf, aber das getroffene Mädchen ließ ihre langen Wimpern wie einen Vorhang vor den feuchten Augen niederfallen, und ich war eben im Begriff, ihr etwas Angenehmes zu ſagen, als unſer erſehnter Sipos bäesi erſchien, in Geſellſchaft eines anmuthigen, bürgerlich gekleideten Knaben, der ſich beim erſten Anblick als zur Race der Colonie gehörend kundgab, und eines andern jungen Mannes, den jeder Ungar, der einſt ſelbſt den gelehrten Staub eines Gymnaſiums, Lyceums oder Collegiums eingeathmet hat, als Ungariſchen Studenten erkennen mußte. Später erfuhren wir, daß der Knabe der hoffnungsvolle Sprößling unſers Fuhrmanns und ſeiner Frau, der junge Mann aber ein Student ſei, der dem jungen Sipos in der Ungariſchen und Lateiniſchen Grammatik und in der Kenntniß der Muſiknoten Unterricht ertheilt, wofür er jeden Monat zwei Gulden Schein — 16 Neugroſchen — und Sonntags den Mittagstiſch bekommt.

Nachdem Marczi erfuhr, was uns zu ihm geführt, lud er uns ein, in ſeine Wohnung zu treten, und wir waren erſtaunt über die bürgerliche Nettigkeit, welche hier mit einem nur den ſogenannten wohlhabenden Philiſtern eigenen Comfort gepaart war, nur fehlte dem Ganzen etwas Geſchmack im Arrangement und die Vorausſetzung, daß dies Alles von den Bewohnern wirklich als Bedürfniß gefühlt und auch benützt wird. —

Nachdem wir uns niedergeſetzt hatten, zog ich meine Meerſchaumpfeife, eines der letzten Ueberbleibſel einer beſſern Zeit, hervor, und verlangte Feuer; aber die ganze Familie war ſo beſchäftigt mit Bewunderung meiner Pfeife, daß ich dreimal meine Bitte wiederholen mußte, um Feuer zu erhalten. Am Meiſten war Lady Barcſa von meiner Pfeife bezaubert. „Hei! ſüßer gnädiger Herr“ — ſagte ſie — „wenn Sie mir dieſe Pfeife ſchenken, ſo brauchen Sie ſich nie vor mir zu fürchten“ — eine gewöhnliche Redensart der Ungariſchen Bauern — „und obendrein würde ich Sie noch ewig lieben.“ Dieſe drollige Zugabe erregte wieder allgemeine Heiterkeit, aber mir kam noch hinterdrein die Idee, durch meine Pfeife, die zwar 12 Gulden Münze unter Brüdern werth war, für die ich aber in der damaligen Noth an Oeſtreichiſchem Gelde kaum die Hälfte bekommen hätte, den Mangel unſrer dürftigen Börſe zu erſetzen. Ich ſtellte ſogleich die Frage, ob Vetter Marczi geneigt wäre, einen Tauſchhandel mit ſeiner Fuhre nach Ketskemét auf meine Pfeife einzugehen? Marczi kratzte ſich hinter

*) Aus einem beim Volke ſehr beliebten Gedichte Petöfi's.

den Ohren und meinte, die Pfeife wäre zwar sehr hübsch, aber seine Pferde könnten doch nicht mit Meerschaum gefüttert werden, und da ich gewiß noch Etwas drauf gezahlt verlangen würde, so sei das Geschäft schon darum unmöglich, weil er außer Kossuthnoten kein anderes Geld im Hause habe. Ich war innerlich sehr erfreut, da ich bereit war die Pfeife für die Fuhre hinzugeben, als Barcsa vermittelnd auftrat und meinte: ich werde wol ihr zu gefallen den geraden Tausch eingehen; ich machte natürlich Einwendungen, um nicht hastig zu erscheinen, und das Ende war, daß unsre Wirthin sich auf einige Augenblicke entfernte, und als sie wieder in das Zimmer trat, sechs blanke Silberzwanziger auf den Tisch warf. — „No" — sagte sie — „hier sind noch zwei Gulden Münze, die ich drauf zahle, aber nun, hörst Du, Marczi, gehört die Pfeife mir!" Vetter Marczi schien unter dem Pantoffelregiment zu stehen und willigte in den Handel seiner Frau, und nachdem die Pferde gefüttert waren, und Barcsa meine Hände und die erstandene Pfeife zehnmal geküßt hatte, fuhr die Equipage vor das Haus, wir stiegen in den zweirädrigen Karren, in den ein Pferd nach Art der Droschken zwischen zwei Stangen, das andere an die rechte Achse gespannt war, und gelangten nach fünf Stunden zu den Ketskeméter Weingärten — eine Strecke von 8 Meilen — wo wir laut Verabredung abstiegen, da kein Fuhrmann damals in eine Stadt hineinfahren wollte, wo, wie es allgemein hieß, die Oestreicher jeden vorfindlichen Wagen requirirten, und oft auf Wochen lang in kaiserliche Dienste nahmen, ohne den armen Fuhrleuten des Kaisers Gesicht sehen zu lassen.

Dies das Bild des Ungarischen Zigeuners in dem engen Kreise seiner niedrigen Hütte. Aber der Zigeuner ist auch eine öffentliche Person, eine Person, die im Ungarischen Staatsleben eine Rolle spielte, ja er war eine pars adnexa der Ungarischen Constitution; allein nur dann, wenn der Fiedelbogen in seiner Hand, die Klarinette an seinen Lippen, oder die Baßgeige an seiner Seite ist.

Der Oláhzigeuner auf der Heerstraße, neben seiner jämmerlichen Equipage herschleudernd, kratzt mit einem Bogen auf einem Ding, das einst vermuthlich eine Geige war, aber jetzt selten mehr als eine oder höchstens zwei, an zehn Stellen zusammengeknüpfte Saiten hat, oder bläst in eine Klarinette, an der zwei Drittheil der Klappen fehlen, und deren Rumpf eine Anzahl Spalten zeigt, die er sich von dem Buckel der Frau, des Bruders oder des Vaters seines Herrn geholt hat; allein dies ist nur Dilettantismus oder das Bedürfniß, einige Stunden eines ganz beschäftigungslosen Lebens auszufüllen. Der eigentliche Musikant lebt einzig und allein seinem Instrumente, liebt dieses mehr als sein Weib und seine Kinder, mehr als die eigroßen, silbernen Knöpfe an seiner Jacke, ja mehr als seine rothe Weste und die Sporen an seinen Stiefeln, und man wird oft bei den armseligsten, in Lumpen gehüllten und von den tanzenden Bauernburschen mißhandelten Zigeunern Instrumente finden, die jedem Künstler Ehre machen, und einen Werth haben dürften, der das Vermögen einer ganzen Zigeunercolonie übertrifft.

Der Zigeuner ſpielt nur ſelten aus Noten, er faßt alle Tonweiſen der Erde mit dem bloßen Ohre auf und giebt ſie von ſeiner Geige oder Klarinette wieder; aber er, deſſen bleibender Wohnſitz von der Gnade eines jeden Dorfrichters abhängt, der ſich — wie ein Ungariſcher Dichter ſingt — ſelbſt nicht rühmen kann, der Sclave eines Menſchen zu ſein, er hat ſein Vaterland im Reiche der Töne, das ihm von Niemandem in Ungarn ſtreitig gemacht wird, und dies iſt die Ungariſche Nationalmuſik.

Der Magyar liebt nebſt ſeinem Vaterland und ſeinem Pferde Geſang und Muſik über Alles, aber als Orientale hielt er beſonders in früherer Zeit die Ausübung der Muſik für etwas dem ernſten Manne, dem tapfern Krieger Ungeziemendes. Die kriegeriſche Vorzeit unſers Vaterlandes mag auch das Ihrige beigetragen haben, den Magyaren von der Handhabung des Inſtrumentes fern zu halten. Der Zigeuner, der das Privilegium eines Paria hatte, von Freund und Feind unbeachtet zu bleiben, begleitete den Magyariſchen Krieger in die Schlacht, entflammte ſeinen Muth durch die berauſchenden Accorde des Rákóczimarſches, und ſtrich ſeine Geige ſowol bei den Triumphzügen der Ungariſchen Helden, wenn ſie ſiegreich aus der Türkenſchlacht heimkehrten, als vor dem Zelte des Osmaniſchen Paſcha, wenn dieſer ſich zum Zeitvertreib einige Hundert Magyarenköpfe niederſäbeln ließ. Er triumphirte nur, wenn der gnädige Peitſchenhieb des Magnaten von einer vollen Flaſche und einigen Silbermünzen begleitet wurde, und wurde nur nach Stambul geführt, wenn eine glänzende Geſandtſchaft dem Padiſchah ihre Aufwartung machen ſollte, bei welcher eine Muſikbande wie bei andern Feierlichkeiten nicht fehlen durfte.

In neuerer Zeit, wo der Ungar den Streitkolben mit der Feder und das handbreite Schlachtſchwert mit dem Paradeſäbel vertauſchte, wo der Feind nicht mehr von den Ufern des Bosporus, ſondern von der großen Kaiſerſtadt her drohte, wurden nicht weniger und nicht minder erfolgreiche Schlachten geliefert, und der Bauernadel — dieſe ſtehende und ſtets mobile Armee der vormärzlichen Conſtitution — folgte jetzt dem „hon' embere“ — Manne des Vaterlandes — in den Comitatsſaal, um dort gegen die „Petſovitſen“ — Regierungsgeſinnten, Conſervativen — zu kämpfen, wie früher dem Obergeſpan oder Palatin in die Schlacht gegen Türken und Tartaren. Die vierteljährlichen Comitatsverſammlungen, und noch mehr die alle drei Jahre ſtattfindende Beamtenneuwahl und die Wahl der Reichstagsdeputirten bildeten die conſtitutionellen Schlachtfelder, wo alle Abſtufungen des Adels, die zu einer Partei gehörten, eine geſchloſſene Phalanx bildeten, um auf die Gegenpartei loszuſtürmen, oder ſich gegen dieſelbe zu vertheidigen, und hier war es, wo der braune Tonkünſtler eine Nothwendigkeit, ja in einer gewiſſen Hinſicht eine Macht im Staate bildete. Die A. A. Zeitung, welche ſchon im Vormärz ſo ſehr befliſſen war, die Schattenſeiten unſrer alten Verfaſſung — die übrigens jede alte Verfaſſung hat — hervorzuheben, und

das Streben der liberalen Partei zu verunglimpfen, hat das Deutsche Publicum zur Genüge mit den Mißbräuchen bekannt gemacht, welche bei diesen constitutionellen Versammlungen stattfanden, obwol es eben die liberale Partei war, welche diese Mißbräuche auf die einzig mögliche Weise, nämlich durch die Ausdehnung der politischen Rechte auf alle Einwohner des Landes, zu beseitigen suchte. Unter den verschiedenen Lockmitteln, welcher sich die Parteien bedienten, um den unwissenden Bauernadel zu ködern, spielte die Musik eine sehr bedeutende Rolle, und nicht selten hing das Gelingen eines politischen Vorhabens von dem Umstande ab, ob die zu Gebote stehenden Musikbanden, welche die „nemes urakat" — adeligen Herren — unterhalten sollten, mit den Banden der Gegenpartei die Concurrenz bestehen konnten. — Zur Zeit einer Beamten- oder Deputirtenwahl waren die Zigeunermusikbanden des betreffenden Comitats fast nie hinreichend, und es wanderten aus den benachbarten Comitaten ganze Truppen dieser Musensöhne herbei, um den Mangel zu ersetzen. Herr Ignatz Nagy, der in seinem Lustspiel „Tisztujitás" — Beamtenrestauration — ein treffendes Bild des Wesens und Unwesens dieser constitutionellen Function gab, hat auch dieses Moment vortrefflich dargestellt, und ich habe in meinem Comitate selbst nicht selten das Beispiel erlebt, wo ein geschickter „Kortesvezér" — Anwerber und Anführer des Bauernadels für eine gewisse Partei — noch in der letzten Nacht vor dem Wahltage seine besten Zigeunerbanden zu einer mächtigen Capelle vereinigte, und vor der „Tanya" — gewöhnlich ein Mayerhof, oder ein anderes herrschaftliches Wirthschaftsgebäude, wo die Herren nemesek ohne Hosen einquartiert waren und bewirthet wurden — der Gegenpartei die beliebtesten Musikpièces aufführen ließ, worauf die Reihen dieser Partei so gelichtet wurden, daß sie am folgenden Tage nicht daran denken konnten, eine Majorität bei der Abstimmung zu erhalten, und den Gegnern ohne Kampf den Sieg überließ. Ueber das Wohlbefinden der Tonkünstler bei diesen constitutionellen Fêtes dürfte kaum Etwas gesagt werden. — Aber auch außer diesen goldenen Tagen gab es noch viele andere, die mehr Silber in den Beutel des Czigány wandern ließen, als man heutzutage in der Kasse manches Wiener Kaufmanns finden dürfte. Die häufigen Comitatsbälle, wo der ganze höhere Adel des Comitats und aus der Nachbarschaft zusammenströmte, und wo fast nur Zigeunermusik beliebt war, die Conferenzen der Parteien mit den diesen folgenden Zweckessen, die Geburts- und Namensfeste reicher Magnaten und adeliger Personen, die Gratulationsfeste bei erhaltenen hohen Aemtern, die Installationen neuernannter Obergespane, waren eben so viele kleinere und große Quellen, die dem Zigeuner Geld, Wein und Braten zufließen ließen, und selbst der Bürger, Bauer und Jude mußten dem Künstler im Fasching (Fastnacht), bei Hochzeiten und andern Familienfesten ihren Tribut zahlen.

Schließlich will ich noch eines Umstandes erwähnen, der auf das Leben und

die künſtleriſche Ausbildung des muſicirenden Zigeuners einen bedeutenden Einfluß ausübte, und dies iſt das Protectionsweſen. Bei der rechtloſen Stellung des Ungariſchen Zigeuners im Vormärz überhaupt, und bei dem Umſtande, daß dieſe Geiger und Pfeifer oft erhebliche Werkzeuge in der Hand der Parteien bildeten, mußte ſich bald ein Verhältniß ausbilden, welches den Nationalmuſikern in jeder Hinſicht nur Vortheil bringen konnte. Reiche adelige Herren, Parteichefs und beſonders Muſikliebhaber, nahmen ſich mancher auf ihren Gütern lebender Zigeunerbande, beſonders wenn dieſe einen gewiſſen Grad von Vorzüglichkeit erreicht hatte, und einige talentvolle Mitglieder in ihrer Mitte zählte, mit beſonderer Wärme an, empfahl ſie bei allen vorkommenden Fällen, ſuchte ihr Exterieur zu veredeln, die Disciplin in ihrer Mitte feſtzuhalten, nahm ſie ſelbſt zu ländlichen und Familienfeſten guter Freunde auf eigene oder auf Koſten der Geſellſchaft mit, und ſorgte oft auch dafür, daß wenigſtens einige Mitglieder derſelben ſich Notenkenntniß und höhern Geſchmack aneigneten. Solche protegirte Banden gehörten immer der Partei ihres Chefs mit Leib und Seele an, und da die ſtolzen conſervativen Magnaten ſich faſt nie zum Protectorat eines Paria herabließen, ſo folgte daraus, daß die liberale Partei faſt ſtets über die beſte Muſik disponiren konnte. Als einen ſolchen Protector müſſen wir auch den jungen Edelmann, Herrn Prileſzki, bei der in Deutſchland mit dem glänzendſten Erfolg wirkenden Lóczer Geſellſchaft, betrachten, und wir müſſen nur bedauern, daß dieſe vortreffliche Geſellſchaft dem Deutſchen Publicum eine ſo ſchlechte Meinung von der Ungariſchen Nationaltracht beibringt. Unſre Nationaltracht iſt trotz ihres Orientaliſchen Tipus Nichts weniger als bizarr, und ich erinnere mich unter den Tauſenden von Adeligen, welchen ich bei der Krönung König Ferdinands V. und auf den zahlreichen Preßburger Reichstagen begegnete, nie einen Ungar geſehen zu haben, der eine blaue Hoſe und einen rothen Atilla mit breiten ſilbernen Schnuren — oder vielmehr Borten — getragen hätte, wenn wir nämlich nicht die Livrée eines Ungariſchen Bedienten oder Leibjägers für die Ungariſche Nationaltracht nehmen wollen. Unſre Nationaltracht iſt am Schönſten in ihrer einfachſten Einfachheit: Schwarzer oder dunkelblauer Atilla, nach Verhältniß ſchwarze oder dunkelblaue Hoſen mit ſchwarzem Schnurwerk hätten unſre Nationaltracht jedenfalls *getreuer* wiedergegeben.

Der Proceß Bocarmé.

In Mons wurden am 27. Mai die Aſſiſen mit dem Proceß des Grafen Viſart de Bocarmé und ſeiner Gemahlin eröffnet, Beide angeklagt, den Bruder der Letztern, Guſtav Jougnies, am 20. November auf ihrem Schloſſe Bitremont

ermordet zu haben. Wir haben dieſen merkwürdigen Criminalfall bereits früher in einem allgemeinen Umriſſe erzählt, und ſehen uns jetzt durch die Anklageacte und die noch ſchwebenden Verhandlungen vor Gericht in Stand geſetzt, unſre damaligen Mittheilungen mit einigen intereſſanten Einzelnheiten zu vervollſtändigen. Des Zuſammenhanges wegen müſſen wir den Thatbeſtand des Verbrechens kurz wiederholen. Am 21. November ließ Graf Bocarmé der Frau von Dudzeele, der zukünftigen Schwiegermutter des Guſtav Fougnies, melden, daß Letzterer, welcher am Tage vorher auf dem Schloſſe geſpeiſt hatte, nach dem Eſſen am Schlagfluſſe geſtorben ſei. Die am Tage darauf vorgenommene gerichtliche Beſichtigung der Leiche legte jedoch den Verdacht eines gewaltſamen Todes nahe. Das Geſicht derſelben war zerkratzt, und auf der Seite des Halſes, in der Mundhöhle und im Schlunde zeigte ſich eine Corroſion, offenbar die Wirkung eines flüſſigen Aetzmittels. Man vernahm die Dienerſchaft, und erfuhr, daß ſie während der Tiſchzeit und des Nachmittags am 20. November abſichtlich fern gehalten worden. Die Kammerjungfer, Emerentia Bricourt, war nach dem Eſſen zufällig in die neben dem Speiſeſaal befindliche Küche hinabgegangen und hatte hier deutlich Guſtav Fougnies Au! Au! Gnade, Hyppolit! ſchreien, und darauf Töne gehört, als ob man Jemand erwürge. Unmittelbar darauf war die Gräfin aus dem Speiſeſaal getreten, und hatte die Thür hinter ſich zugemacht. Der Graf hatte an ſeiner linken Hand eine Wunde, an welcher man deutlich die Spur von zwei Zähnen bemerkte, und über deren Entſtehung der Graf keine genügende Auskunft geben konnte. An Motiven zu dem Verbrechen fehlte es bei den Verdächtigen nicht. Die Gräfin Bocarmé war die Tochter eines Apothekers, die ihrem Gatten ein nur mäßiges Vermögen zugebracht hatte. Dafür hatte ſie noch Ausſicht, ihren Bruder, Guſtav Fougnies, zu beerben, der kränklich war, und in Folge eines unglücklichen Sturzes vom Pferde nur ein Bein hatte und auf Krücken ging. Die Erbſchaft war um ſo wünſchenswerther, als das Ehepaar, hauptſächlich durch die Liederlichkeit des Grafen, das eigene Vermögen bald durchgebracht hatte. Sie waren tief verſchuldet, — ſie waren ſelbſt Dienſtboten und im Schloſſe arbeitenden Tagelöhnern kleine Summen wie 30, 15, 10 und 3 Fr. ſchuldig — hatten allen Credit verloren, und ſtanden am Rande des Banqueroutes, als Guſtav, deſſen Hinterlaſſenſchaft ihr zerrüttetes Vermögen wieder herſtellen ſollte, plötzlich auf den Gedanken kam ſich zu verheirathen, und ſo dieſe Hoffnung vernichtete. Das war Anfang November vorigen Jahres; vergebens ſuchten ſie ihm abzureden; der Hochzeitstag wurde feſtgeſetzt, und am 20. Novbr. war Guſtav Fougnies eine Leiche. Dieſe dringenden Verdachtsgründe rechtfertigten vollkommen die Einleitung einer Unterſuchung gegen das Ehepaar Bocarmé. Wir haben bereits früher erzählt, wie durch dieſelbe der Verdacht zur moraliſchen Gewißheit wurde, wie es ſich herausſtellte, daß Guſtav Fougnies mit Nicotin, einem organiſchen Alkali, erzeugt aus Tabak, vergiftet worden, wie der Graf die Bereitung dieſes Giftes unter falſchem Namen

in Gent bei dem Profeſſor Loppens erlernt, und auch die zur Verfertigung des Nicotins nöthigen Materialien und Utenſilien unter falſchem Namen von ſeiner Frau hatte beſtellen laſſen, daß er die Bereitung des Giftes ſehr heimlich betrieb, und, als ihm die Herſtellung am 10. November, nachdem er ununterbrochen 10 Tage und 2 Nächte gearbeitet, gelungen war, die dabei gebrauchten Stoffe und Werkzeuge ſorgfältig vernichtet und verſenkt hatte. Mit welchem Vorbedacht er an den Mord ging, zeigt folgendes Geſtändniß der Gräfin, das wir in der Anklageacte angeführt finden: „Mein Mann ſpeculirte auf den Tod Guſtavs; ſein Vermögen war es, wonach er trachtete; dies entſchied ihn für ſeinen Tod; er lebte in ſeinen Augen zu lange. Seit den erſten Tagen des November wußte ich, daß das Gift für Guſtav bereitet war; ich wußte ferner, daß das Gift Nicotin war; mein Mann ſelbſt hat es mir in der hintern Waſchküche geſagt an dem Tage, wo ich den großen Abziehkolben in dem Oelkeſſel ſah, wo, wie er mir ſagte, er Kölniſches Waſſer machte. Ich drang tauſend Mal in ihn um wirklich zu wiſſen, was er verfertigte, und er geſtand mir am Ende, daß es Nicotin ſei. Einige Tage nachher ſagte er mir, das erſte Mal, wo die Gelegenheit dazu ſich darbiete, werde er Guſtav nicht verfehlen, und am 20. Nov., als er vernahm, daß Guſtav nach Bitremont kommen werde, erklärte er mir, dieſen Tag werde er ihm ſein Theil geben.“

Obgleich die Enormität des Verbrechens und der hohe Stand der Angeklagten natürlicher Weiſe außerordentliches Aufſehen gemacht hatten, war doch die Eröffnungsſitzung der Aſſiſen nicht ſo ſtark beſucht, als man hätte erwarten ſollen. Auffällig war der Mangel an Damen unter den Zuhörern. Lautloſe Stille herrſchte im Saale, als die Angeklagten vorgeführt wurden. Die Gräfin iſt in ſchwarzen Atlas gekleidet; ihr Geſicht iſt unbedeutend, die Naſe aufgeworfen, die ganze Phyſiognomie hat etwas Gemeines. Ihr Haar iſt pechſchwarz. Sie warf einen feſten und gleichgiltigen Blick auf die Verſammlung. Der Graf iſt ein junger, ſchlanker Mann, mit einem geſcheidten, feingeſchnittenen und echt ariſtokratiſchen Geſicht, welches leicht mit Pockennarben gezeichnet iſt. Die Geſichtsfarbe iſt blaß und gelb; in ſeinen Augen liegt ein kecker und böſer Ausdruck, der Jeden frappirt. Sein ſchwarzer Rock iſt bis ans Kinn zugeknöpft. Der Graf zeigt faſt noch größere Ruhe, als ſeine Schickſalsgenoſſin.

Die Gräfin hatte in der Voruntersuchung ſchon zu viel zugeſtanden, als daß ſie noch hätte die Unſchuldige ſpielen können. Sie wählte jetzt auch eine andere Taktik, und ſtellte ſich als eine bloße willenloſe Zuſchauerin dar, welche nur aus ehelichem Gehorſam und Furcht vor der Heftigkeit ihres Gatten zur Mithelferin geworden war, als es galt, die Spuren des Verbrechens zu vertilgen.

Ihre Ausſagen giebt ſie mit außerordentlicher Ruhe und Gleichgiltigkeit, ſelbſt wo es ſich um die erſchütterndſten Details handelt. Sie wußte, wie ſie ſelbſt geſtanden, daß der Graf ihren Bruder nicht lebendig aus dem Schloſſe

laſſen wolle, aber ſie ſpricht während der ganzen Tafel auf das Unbefangenſte mit ihm, ohne ein Wort der Warnung für ihn zu haben, „weil ſie nicht geglaubt, daß ihr Mann es ernſtlich meine.“ Ihrer Erzählung nach wäre das Verbrechen folgendermaßen vor ſich gegangen. Es war ſchon dunkel geworden, als Guſtav nach ſeinem Cabriolet verlangte, um nach Hauſe zu fahren. Der Graf ging hinaus; als er wieder herein kam, ſtürzte er ſich plötzlich auf ſeinen Schwager und warf ihn zu Boden, wobei die Krücken Guſtav's zerbrachen. Mit großer Lebendigkeit, aber ohne eine Spur von Theilnahme, ſchildert ſie dieſen Auftritt. Der Graf befahl hier der Gräfin hinauszugehen, was die gehorſame Gattin auch ohne Widerſpruch und ohne einen Verſuch, ihrem Bruder beizuſpringen, gethan haben will. Draußen hörte ſie mit halberſtickter Stimme rufen: Au, au, Gnade, Hyppolit! Sie trat erſt wieder ein, als ſie drinnen ein Röcheln hörte, und fand ihren Bruder todt. Hinſichtlich des Klagegeſchreis und der Thränen vor der herbeigeeilten Dienerſchaft erklärt ſie ziemlich gleichgiltig: Das ſei bloße Komödie geweſen, um die Leute glauben zu machen, Guſtav ſei eines natürlichen Todes geſtorben. Ohne Rückhalt erklärt ſie ſich über die Waſchungen mit Seife und Oel, welche ſie im Speiſeſaale vornahm, um die Nicotinflecke zu vertilgen, über die Phiolen, die ſie auf Befehl ihres Mannes wegwerfen mußte, über die Art, wie man die Leiche mit ſtarkem Eſſig reinigte und die Brandwunden im Munde damit unſichtbar zu machen ſuchte. Die Kleider ihres Mannes wäſcht ſie ſelbſt aus, aber überall wollte ſie nur Hehlerin, nicht Mithelferin am Morde ſein. Die ganz beſtimmte Ausſage der Dienerin Emerentia und der andern Dienſtboten und der Zuſtand der Leiche ſtrafen dieſe Ausſage Lügen. Sie ſelbſt hatte im Laufe des Vormittags den Dienern die Befehle, durch welche dieſelben aus dem Hauſe oder aus der Nähe des Speiſeſaals entfernt wurden, ertheilt; Emerentia hatte die Gräfin erſt nach dem Rufe: Au, au, Hyppolit, erſt nach dem Sterberöcheln aus dem Speiſezimmer treten ſehen, und der Zuſtand der Leiche, die Narben im Geſicht, die zerriſſenen Kleider des Verſtorbenen, der Biß in der Hand des Grafen zeigten von einem lebhaften Widerſtand. Der Graf konnte nicht mit einer Hand Guſtav auf dem Boden feſthalten, und die gewaltſam zuſammengepreßten Zähne aufreißen und ihm mit der andern das Gift einflößen; er brauchte dazu noch eine andere Perſon, und dieſe konnte nur die Gräfin ſein. Am Wahrſten mag wol eine Darſtellung des Grafen ſein, die er im Gefängniß gab, aber ſpäter widerrief. „Wenn ich die Wahrheit ſagen wollte“, äußerte er zum Director des Gefängniſſes, „ſo würde ich ſagen, daß meine Frau dem Guſtav das Gift in den Mund und auf die Kleider gegoſſen hat. Als ſie die Kleider damit beſchmuzte, goß ſie zum zweiten Male, und ſagte dabei: Tiens! Dabei iſt mir ein Wenig in den Mund geſpritzt, ſo daß ich mich faſt vergiftet hätte. Ich habe die ganze Nacht warmes Waſſer eingenommen und vomirt.“ (Letzterer Umſtand iſt durch anderweitige Zeugenausſagen beſtätigt.) „Nachdem ſie ihrem Bruder das Gift eingegoſſen, hieß

ich ſie aus dem Saale gehen, und ſie ging hinaus.“ Offenbar hat der Graf dem Ermordeten den Kopf feſtgehalten und den Mund aufgeſperrt, während die Gräfin ihrem Bruder das Gift eingegoſſen hat. Die Brandwunde am Halſe und auf den Kleidern der Leiche rühren jedenfalls davon her, daß Guſtav ſich lebhaft bewegt, und daß dabei die Gräfin daneben gegoſſen hat. Die Gräfin ſchien auch zuletzt die Unhaltbarkeit ihrer Vertheidigung einzuſehen; ſie verlor immer mehr ihre anſcheinende Unbefangenheit, und war in der letzten Sitzung lebhaft erſchüttert.

Wenn man die Charaktere der Angeklagten, wie ſie uns aus den Verhandlungen entgegentreten, betrachtet, ſo kommt man in der That in Verlegenheit, welchem der beiden Gatten man den Preis ſittlicher Verworfenheit zuerkennen ſoll. Die widerſtandsloſe Bereitwilligkeit, mit welcher die Gräfin auf die gegen ihren Bruder geſchmiedeten Racheplane eingeht, die ſtumpfſinnige Kälte, mit welcher ſie die Todesſtunde deſſelben nahen ſieht, die ruhige Umſicht, mit der ſie bei der That hilft, und ſpäter die Spuren derſelben verdeckt, ſcheinen eher einem Dämon, als einem Menſchen anzugehören. Der Graf iſt aus gemeinerm Stoff geknetet. Ein zähes Beharren bei dem einmal gefaßten Plane, eine gleichmäßige Stimmung auch bei den drohendſten Ausſichten für ſein Schickſal zeigen den Mann; der Grundzug ſeines Charakters aber iſt der ſchamloſe Egoismus, mit dem er ſein Laſter zur Schau trägt. In ſeiner ganzen Nachbarſchaft war er unter dem Namen „der alte Bock“ bekannt; auf ſeinem Schloſſe lebte er, ſelbſt während ſeine Frau daſelbſt wohnte, in der ungebundenſten Liederlichkeit mit der weiblichen Dienerſchaft. Natürlich kamen dieſe Verhältniſſe bei der Verhandlung zur Sprache — er hört die unſauberſten Details mit ſchamloſem Lachen an, und als die Sprache auf ein achtzehnjähriges Mädchen kommt, das er in ſeinem Schlafzimmer mit einem Benehmen zu verführen verſucht hatte, deſſen Einzelheiten wir unſrer Feder nicht anvertrauen dürfen, entſchuldigt er ſich cyniſch ſpottend mit der Bemerkung: „Möglicher Weiſe habe er die Sittſamkeit des jungen Mädchens auf die Probe ſtellen wollen.“ Dieſe Kälte, mit der er der Verachtung des Publicums trotzt, verläßt ihn auch nicht, wie ſich die Beweiſe ſeiner Schuld mit niederdrückender Schwere auf ſeinem Haupte ſammeln, und überall iſt er mit einer kaltblütigen Ausrede bereit. Sein Studium der giftigen Pflanzen erklärt er damit, daß er den Plan gehabt, nach Amerika zu gehen, und dort darauf gerechnet habe, das Geſchäft ſeines Vaters, der mit den Indianern Gifthandel treibe, fortzuſetzen. Auch laſſe ſich die Qualität des Tabaks nach ſeinem Nicotingehalte beurtheilen, weshalb die Experimente für ihn, der ein Tabaksgeſchäft habe gründen wollen, von beſonderer Wichtigkeit geweſen ſeien.

Den halben Zugeſtändniſſen ſeiner Frau begegnete er erſt mit entſchiedenem Läugnen, dann mit räthſelhaften Aeußerungen, daß ſeine Frau ihn fälſchlich anklage, aber wohl daran thue, bis er endlich mit der merkwürdigen Entdeckung her-

ausplatzt, daß die Gräfin ſelbſt den Tod ihres Bruders veranlaßt habe, aber doch unſchuldig ſei. „Wir hatten im Säulenſaale den Fideicommiß geſucht, und traten wieder in den Speiſeſaal," erzählt er darauf. „Guſtav ſagte mir: Gieb mir ein Glas Wein. Wir gingen an das Buffet; meine Frau nahm eine Flaſche und goß zwei Gläſer voll; Fougnies leerte ſeins in einem Zuge und ſchrie: Sacré nom! Ich hatte gerade das andere Glas an die Lippen geſetzt, zog es aber raſch zurück und ſagte: das iſt Gift! Guſtav fing an nach Hilfe zu ſchreien. Ich legte ihm die Hand auf den Mund, um ihn am Schreien zu verhindern, weil ich einen Scandal fürchtete. Die Flaſche war beim Heraufholen aus dem Keller aus Verſehen mit der Weinflaſche verwechſelt worden." Die Unwahrſcheinlichkeit dieſer Erzählung führt er als Grund an, weshalb er nicht früher die Wahrheit geſagt habe. Seine frühere Erklärung gegen den Gefängnißdirector modificirt er dahin, ſeine Frau habe allerdings das Gift eingegoſſen, aber nicht in den Mund des Ermordeten; er habe ſagen wollen, in das Glas, habe ſich aber, weil er Kopfſchmerz gehabt, nicht deutlich genug ausgedrückt. Von ähnlicher Art ſind auch ſeine andern Ausreden, die er mit der Zungenfertigkeit und Ruhe eines Advocaten vorbringt, der nicht ſeinen Kopf, ſondern den eines ihm gleichgiltigen Clienten vertheidigt.

Ueber die Schuld der beiden Angeklagten kann kein Zweifel ſein. Der Proceß wird ſich noch eine Weile lang hinziehen, da nicht weniger als 101 Zeugen zu vernehmen ſind; ſchwerlich wird jedoch noch etwas Neues zu dem Thatbeſtand hinzukommen. Sollte es jedoch wider Vermuthen geſchehen, ſo werden wir es mit dem Endreſultat des Proceſſes mittheilen.

Wochenſchau.

Neue Romane.

Rußlands Novellendichter. Uebertragen und mit biographiſch-kritiſchen Einleitungen von Friedrich Wolfſohn. Drei Bände. Leipzig, Brockhaus. — Jede neue Kunde über dieſes finſtere Reich, deſſen Schwert ſeit langer Zeit verhängnißvoll über unſerm Haupte ſchwebt, muß uns willkommen ſein, in welcher Form ſie uns auch entgegen treten möge. Freilich kann man die belletriſtiſchen Schriften einer Treibhausliteratur, die an fremdem Feuer genährt iſt, nur mit großer Vorſicht benutzen. Während die Maſſe des Ruſſiſchen Volks noch in halb barbariſchen Zuſtänden lebt, hat ſich über die obern Schichten der Geſellſchaft ein Firniß gebreitet, der aus Paris herſtammt; allein gerade dieſe Miſchung barbariſcher Vorausſetzungen mit dem Raffinement der Franzöſiſchen Empfindung iſt das Lehrreiche in dieſen Novellen, die übrigens zum Theil nicht ohne Talent geſchrieben ſind. Am Schwächſten ſind die Bilder von den eigentlich wilden Völkerſchaften, die der Ruſſe mit keinen andern Augen anſieht, als ein

Ausländer thun würde. Dagegen haben wir in den Darstellungen aus dem gesellschaftlichen Leben der Russischen Hauptstädte jene Mischung so vollständig ausgeprägt, daß wir gern noch etwas mehr Kunstform und Verstand vermissen würden, wenn sich die Schriftsteller noch getreuer an die Natur gehalten hätten. — Die Dichter, welche uns vorgeführt werden, sind folgende: 1) Alexander Puschkin, der Stolz Rußlands, geboren 1799, aus einem althistorischen Geschlecht, wenn auch unter seinen Ahnen eine Mohrin fungirt. Seine ersten Versuche waren patriotische Gedichte, in der Zeit der Freiheitskriege; 1820 erschien sein größeres Werk: Rußlan und Ludmilla, ein satyrisches Gedicht, das sich an die Volkspoesie lehnt; später wurde er durch Byron inspirirt und schrieb unter dessen Einfluß die poetischen Erzählungen: „Der kaukasische Gefangene," „die Quelle von Bach Schissarai," und „die Zigeuner." Sein Meisterwerk ist Eugen Onägin, von dem uns der Uebersetzer folgenden Inhalt giebt: „Ein Musterwerk der vornehmen Russischen Erziehung, ein Salonheld mit verkohltem Herzen, von vielem Esprit, treibt sich ziellos in den Zerstreuungen der Residenz umher, bis er durch den Tod seines Onkels Erbe eines fern in der Provinz gelegenen Gutes wird. Mit stumpfem Sinn, den kaum die Leidenschaft mehr reizt, und der allen Wirkungen einer schönen Natur verschlossen ist, langweilt er sich in der ländlichen Einsamkeit, vegetirt unthätig hin und in seinem geistigen Leben wuchert nur eine schneidende kalte Skepsis. Bald gesellt sich zu ihm ein junger Dichter ohne Lebenserfahrung, voll idealen Strebens, vom Feuer der Wissenschaft durchglüht, mit einem frühlingswarmen Glauben an das Große und Schöne u. s. w." Diese beiden Gegensätze gleichmäßig durch die Liebe berührt, und das Ganze mit einem sentimental resignirten Schluß abgethan. — Die ersten acht Bände von Karamsin's Russischer Geschichte begeisterten ihn zu seiner Tragödie „Boris Godunow," zu dem epischen Gedicht „Pultawa" und zu einer historischen Monographie über die Pugatscheff'sche Verschwörung. Er fiel bekanntlich im Duell 1837. Die mitgetheilte Novelle: „Die Capitains-Tochter," behandelt eine interessante Episode aus dem Aufstand des Pugatscheff. — 2) Helena Hahn, geboren 1815, Tochter eines hochgestellten Beamten, im sechzehnten Jahre an einen Militair verheirathet, in dessen Begleitung sie Gelegenheit fand, einen großen Theil des Russischen Reichs zu durchreisen, 1842 gestorben. Ihre Novellen, die zuerst pseudonym erschienen waren, wurden nach ihrem Tode gesammelt. Der Herausgeber theilt zwei derselben mit, von denen die eine einen naturkräftigen Tscherkessen schildert, der in der Berührung der falschen Russischen Cultur zu Grunde geht, die andere eine Russische Edeldame, die unter die Kalmücken verschlagen wird. — 3) Alexander Herzen, geboren 1812, hat eifrig den Hegel studirt, ist zuerst mit Briefen über das Studium der Natur hervorgetreten, hat dann unter dem Namen Iskander eine Reihe humoristischer Novellen veröffentlicht, von denen „Taras Bulwa" die beste sein soll, und ist seit 1847 in verschiedenen Ländern herumgestreift, fast überall als Demokrat verfolgt. Er soll jetzt beabsichtigen, nach Amerika zu gehen. Die mitgetheilte Novelle ist die größte der Sammlung. — 4) Nicolaus Pawlow, geboren 1805, eine leidenschaftliche, stolze Natur, schon im zwanzigsten Jahre verheirathet, bald darauf Wittwer. Er hat zwei Novellensammlungen herausgegeben, 1835 und 1839. In den mitgetheilten Novellen finden wir zuweilen wirkliche Anklänge an Byron und eben so einen großen Einfluß Balzac's, namentlich in der Schilderung der Physiognomien und in dem Raffinement, mit welchem die kleinen Züge einer tiefern Empfindung aufgespürt werden.

Aus dem Böhmerwalde. Bilder und Erzählungen aus dem Volksleben, von Joſef Rank. Erſte Geſammtausgabe. Drei Bände. Leipzig, Brockhaus. — Der Dichter hat in den Zeiten der Dorfgeſchichten eine vielfache, zum Theil verdiente Anerkennung gefunden. Zwar bekommt man bei ihm die Natur aus der zweiten Hand, da ihn unzweifelhaft das Vorbild Berthold Auerbach's beſtimmt hat, und zwar ſo weit, daß er auch ſo manche Schattenſeite dieſes Dichters nachahmt; aber ſeine Beobachtungen gehen doch weit genug, um auch in der Fremde Intereſſe zu erregen. Etwas Eintönigkeit und Sentimentalität läßt ſich in ſolchen Schilderungen aus dem Leben beſchränkter Naturen, die unſrer Bildung und unſerm Intereſſe doch ziemlich fern ſtehen, nicht ganz vermeiden, wenn man nicht den überſprudelnden Genius eines Jeremias Gotthelf beſitzt, und wenn man ſich nicht ſelber ſo tief wie Dieſer in die geſchilderten Verhältniſſe hineingelebt hat. Rank bleibt doch immer nur Zuſchauer, und ſein Verhältniß zu ſeinem Gegenſtand hat etwas Reflectirtes und Empfindſames. — Für uns ſind am Intereſſanteſten die kleinen Skizzen zu Anfang des Buchs, die ohne alle Beimiſchung novelliſtiſcher Elemente die Sitten und Gebräuche des Böhmerlandes darſtellen. Wir theilen eine derſelben mit: Der Tanz. „Wenn ein ſolcher angeſagt iſt, ſo finden ſich die Muſikanten am beſtimmten Sonntage um 1 Uhr Nachmittags in der Dorfſchenke ein. Die Burſchen in ſchönen weißen Strümpfen, ſchwarzledernen Kniehoſen, roth- oder grünſeidenen Weſten und karminrothen Halstüchern, ziehen haufenweis über Wieſen und Felder, von fern und nahe herbei, und ſammeln ſich in der Wirthsſtube. Geſchämiger und ängſtlicher gelangen die Mädchen auf Umwegen und hinter den Häuſern heran. Vor der Stubenthür im Vorhaus bleiben ſie ſtehen, und Keine will den Anfang machen einzutreten. Während ſie nun kichernd ſich hier zuſammendrängen, laſſen die Burſchen Muſik von innen ertönen, weil ſie die Gegenwart der Tänzerinnen merken. Die Aufregung der Muſik belebt die Mädchen mit Muth. Es wagt die Kühnſte ihre Hand auf die Klinke zu legen — patſch! ſchlägt eine Zweite ihr die Hand nieder, und der Andrang ſchleudert nun die Thür weit auf, daß die Vorderſten bis in die Mitte des Zimmers vorgeſtoßen werden, die ſich verlegen wieder zurückzudrängen ſuchen. Allein ſchon hat dem verlegenen Gekicher und Gewirr der tanzluſtige Burſche abgeholfen, indem Jeder einer Gewiſſen winkt oder pfeift oder ſie bei Namen ruft. Die Gemeinte ſpringt friſch zum Tänzer hin, und ſogleich geht es voll Leben in der holperigen Stube herum. — Der beliebteſte Tanz iſt der Ländler. Er wird auf Steieriſche Weiſe getanzt von Denen, die im Rondeau ſich bewegen; allein innerhalb des Kreiſes ſtellen ſich zugleich ſo viele Paare auf, als neben einander Platz finden, um ſich herumdrehen zu können. Dieſes Herumdrehen geſchieht taktmäßig ſo, daß ein Takt zu einer ganzen Wendung hinreicht, und der Schluß jedes Taktes wird durch einen Stampf und gleichzeitiges Senken des Paares markirt. Mit dieſem eigenthümlichen Tanze iſt ein häufiges Aufſchwingen der Tänzerinnen verbunden, und man nennt das: „aſ oan Eartl" tanzen. — Originell iſt der muſikaliſche Vortrag des Ländlers. Der erſte Theil wird zwei Mal geſpielt, wobei Clarinet das Hauptinſtrument iſt; eine Flöte ſecundirt harmoniſch, und zwei Violinen, ein Zimbal und Baß accompagniren piano dazu. Iſt der erſte Theil zwei Mal geſpielt, ſo wird er gleichſam umgekehrt und wieder zwei Mal vorgetragen. Hierauf wird die Geige das Hauptinſtrument, und verändert denſelben erſten Theil des Ländlers in ein willkürliches Gefiedel, aber in veränderter Tonart (z. B. aus C-Dur in G-Dur übergehend). Mit dem Vorgeiger klimpert nun auch das Zimbal die

gleiche Partie, die Secundgeige und der Baß arbeiten lebhaft mit, wozu sich das Schmettern einer Trompete gesellt. Clarinet und Flöte rasten. Während der zweite Theil des Ländlers abermals vierfach abgesiedelt wird, gehen die Tänzerpaare im Rondeau, wenig angeregt, nur langsam herum, oder stehen, ein Gespräch unterhaltend, zur Seite. Die Tänzer „af oan Eartl" (oder auch „af oan Platzl") treten nur von einem Fuß taktmäßig auf den andern, ziehen abwechselnd eine Hand der Tänzerin nach der andern eben so taktmäßig an sich und stoßen sie wieder ab, so daß die Tänzerin in einer Halbdrehung erhalten wird. Wie man aber die Schlußcadenz des zweiten Theiles merkt, und das Clarinet-Flötensolo mit leisem, harmonischem Accompagnement der übrigen Instrumente beginnt: da scheint eine entzückende Raserei in Tänzer und Tänzerinnen zu fahren; es entsteht ein Jauchzen und Springen, viele brechen vor Entzücken in ein durchdringendes, grelles Pfeifen aus, andere singen den Ländler mit. Je wilder sich da der Bursche äußern kann, desto willkommener ist es ihm. Bei stark gefüllter Stube ist dann der Tanz eine wahre Schlacht. Einer sucht den Andern aus Reih' und Glied zu schleudern. Mancher bleibt im Rondeau voll seligen Uebermuthes stehen und beginnt „af oan Eartl" zu drehen. Die Nachtänzer schwellen hinter ihm an, und sind gezwungen, um das schöne Solo nicht unbenutzt zu lassen, ebenfalls „af oan Platzl" anzufangen, so daß auf einmal im ganzen Zimmer ein Heben und Senken sichtbar wird. Die Tänzerinnen schweben häufig über den Köpfen, und die Scene gleicht einem Wasserwirbel, auf den ein heftiger Platzregen fällt, wo die stark aufschlagenden Wassertropfen über der drehenden Masse hüpfende Figürchen bilden. — Vier Ländler machen eine Tour, während welcher kein Bursch seine Tänzerin wechselt oder aufhört. Beim letzten Klang der Musik faßt jeder Bursch seine Tänzerin, führt sie in die Kammer, wo die Tische von den eigentlichen Trinkgästen besetzt sind, reicht ihr sein Glas zum Trinken, und läßt sie dann laufen, wenn sie ihm gleichgiltig ist, oder setzt sie zu sich an einen Tisch, wenn sie so glücklich ist, seine Dulcinea zu sein. In der Tanzstube aber gruppiren sich mehrere Burschen um die Musikanten, indem sie sich gegenseitig die Arme um den Hals schlingen, und singen verschiedene Volksmelodien, denen sie stets neue Texte unterlegen. Nach abgesungenem Text spielt ihnen die Musik die Melodie nach, welche gesungen wurde, und die Burschen springen und jauchzen dazu oder schnalzen mit der Zunge nach dem Takt. Die Mädchen aber hängen sich zwei und zwei zusammen mitten in der Stube, tanzend nach der gesungenen und gespielten Melodie. Verliebte Paare sitzen die Meisten schäkernd an den Wandbänken herum. Beispiel solcher Liedertexte:

Deanat gei hea zon Zau,
Lauma dö rächt oschau,
Wos du süa Augerln host:
Schwoarz oda brau?

Als Antwort darauf folgt diesem immer folgender Text:

Augerl mai is nöd schwoarz,
Augerl mai is nöd brau,
Augerl mai is o krod,
Di onzuschau! —

Gegen die Tanzlust der übrigen Anwesenden darf der Gesang nicht sündigen, und man endet ihn, nachdem alle Sänger die Musik gezahlt haben, mit folgendem Texte:

Spielläd spielts ummat um,
Daß i zo man Deandla kum,
Sitzt af dar Ofabonk,
D' Zäi is ta long!

Bei einbrechendem Abend wird es etwas leer in der Tanzſtube; die Knechte gehen füttern, die Mägde melken. Bauernſöhne und Töchter ſind von der Arbeit dispenſirt und bleiben, wenn ſie auf das Nachteſſen verzichten wollen, beim Tanz. Aber ſie wiſſen recht wohl ihrem Hunger abzuhelfen durch heimlich mittelſt jüngerer Geſchwiſter herbeigeſchafften Proviant von Mehlgebäck. Hartnäckig behaupten auch die alten Weiber ihren Platz auf der Ofenbank. Ihr Amt iſt ſcharfe Kritik. Nachts übergeben die Hausfrauen ihre Kinder und das Haus der Wache und Aufſicht einer alten Magd oder Inwohnerin, und erſcheinen dann, ihren Männern folgend, gleichfalls im Wirthshauſe, wo Jede am Tiſche ihres Mannes Platz nimmt, und ſich mit Eifer und Kühnheit in das Geſpräch miſcht, auch dem Glaſe gehörig zuzuſprechen nicht unterläßt. Geht ein reicherer Burſch oder Mann nach Hauſe, ſo nimmt er das halbe Orcheſter mit, und läßt ſich auf dem ganzen Wege vorſpielen."

Die Kinder Gottes. Roman in drei Bänden von Max Ring. Breslau, Kern. — Der hiſtoriſche Roman der Deutſchen hat ſich allmälig eine eigene Form gebildet, die ſowol von dem Engliſchen als Franzöſiſchen abweicht. Walter Scott hat durch die ſtrenge Ordnung und Oekonomie ſeiner Romane, bei der wir Schritt für Schritt vorwärts gehen, von einer ununterbrochenen Spannung geleitet und zu einer beſtimmten Kataſtrophe hingedrängt, mit der das Ganze abſchließt, wenigſtens eine Art von Kunſtform geſchaffen, die dieſem ſehr zur Zerfloſſenheit und Unbeſtimmtheit hinneigenden Genre einigen Halt giebt. Die Franzoſen halten die Spannung in der Regel nur für einen Feuilletonartikel feſt, aber ſie bemühen ſich wenigſtens, immer eine neue aufzufinden. Bei uns Deutſchen gehört es ſeit dem Wilhelm Meiſter, der auch für den hiſtoriſchen Roman zum Vorbild geworden iſt, zum guten Ton, niemals zuſammenhängend ausführlich zu erzählen, niemals ein beſtimmtes Geſetz der Steigerung und Spannung zu beobachten, ſondern ſich in einem möglichſt vielſeitigen Quodlibet von Charakteren und Situationen zu bewegen. Faſt unſre ganze Geſchichte löſt ſich in derartige Epiſoden auf. Auch der vorliegende Roman, der als hiſtoriſchen Vorwurf die Hofgeſchichte Auguſt des Starken und die Gründung der Herrnhuter Gemeinde hat, verfällt in dieſen Fehler; doch hat der Verfaſſer entſchiedenes Talent, und viele ſeiner Charakterbilder ſind glücklich getroffen.

Schloß Roneaux. Nach einem alten Manuſcript. Drei Bände. Breslau, Kern. — Eine Epiſode aus der Geſchichte der Hugenottenkriege, die vor etwa zwanzig Jahren Tromlitz und van der Velde vielfachen Stoff zu Novellen geboten haben. Das Genre des Buchs iſt ungefähr das nämliche, in dem ſich dieſe beiden ihrer Zeit ſehr beliebten Schriftſteller bewegt haben. Doch iſt es ungleich beſſer ausgeführt, und verräth ſowol eine bedeutend höhere hiſtoriſche Bildung, als auch eine höhere Gabe der Compoſition.

Eine Penſion am Genferſee. Zwei Romane in einem Hauſe von Ida v. Düringsfeld. Zwei Bände. Breslau, Kern. — Die Manier der bekannten Verfaſſerin erinnert vielfach an die der Gräfin Hahn, doch hat ſie ungleich weniger Talent, und dagegen ungleich mehr geſunden Menſchenverſtand. Die beſtändige Ironie, mit welcher die große und kleine Welt angeſehen wird, mildert ſich in dieſer Novelle durch einen ziemlichen Grad von Gutmüthigkeit, und das ganze Bildchen in dem engen Rahmen einer Schweizerlandſchaft würde noch anmuthiger ſein, wenn die Verfaſſerin

es hätte über sich gewinnen können, sich der ziemlich hohlen politischen Kannegießereien zu enthalten.

Erzählungen von Rudolf. Stuttgart, Krabbe. — Harmlose Geschichten in Prosa und in Versen der allerverschiedensten Art, nicht übel geschrieben, nur zuweilen mit etwas mehr Aufwand von Esprit, als unumgänglich nöthig ist.

Die Manuscripte Peter Schlemihls. Kosmologische Novellen von Ludwig Bechstein. Zwei Bände. Berlin, Allgemeine Deutsche Verlagsanstalt. — Wir wissen nicht recht, was wir aus diesem Versuch, einen guten Einfall Chamisso's in zweiter Auflage mit zerstreuten ethnographischen und physikalischen Excursen zu bringen, eigentlich machen sollen. Es ist allerdings Humor und Verstand darin, aber der Verstand ist nicht humoristisch und der Humor ist nicht verständig. Bei dem allgemein anerkannten Talent des Verfassers ist dieser Versuch wol nur als eine momentane Verirrung zu betrachten.

Ein Pilger und seine Genossen. Roman von Lorenz Dieffenbach. Frankfurt a. M., Auffarth. — Kein religiöser Roman, wie man aus dem Titel vermuthen sollte, sondern eine einfache Märzgeschichte. Der Verfasser giebt sich in diesem Roman als ein origineller, freidenkender Geist von viel Bildung, dessen Gedanken sich nicht auf der Heerstraße bewegen. Aber es fehlt ihm an Gestaltungskraft. Seine Charaktere haben trotz der sehr scharf herantretenden Intention etwas Embryonisches, wenn auch einzelne Züge ganz vortrefflich erfunden sind. Darin liegt auch wol der Grund von der zu weit getriebenen Härte seines Heiden, die sich bei einer conciseren Durchführung gemäßigt haben würde. Zuletzt verfällt er leider ins tragische Genre und in die Grande Politique.

Der Eid. Historische Novelle von David. A. d. Franz. von Weinholz. Lemgo und Detmold, Meyer. — Eine gut geschriebene, lebhafte Erzählung aus den Tagen der Venetianischen Inquisition, die sich wenigstens durch ihre Einfachheit und Natürlichkeit von vielen andern vortheilhaft unterscheidet.

Aus Agram. Die Fabrikation der Weltgeschichte wird in Großillyrien durch Vereine betrieben, welche den Namen „literarische Vereine" mit eben dem Rechte führen, als der Name „Literat" Jedem zukommt, der lesen und schreiben kann und nicht Kaufmann oder Gewerbsmann ist. Wenn also hier von Literaten die Rede ist, so darf man darunter ja nicht Savants oder hommes de lettres meinen, sondern Leute, die als Dilettanten über Illyrische Literatur debattiren, Verse schreiben und „Politik" treiben. Um vor der Kritik sicher zu sein, vereinigen sie sich in Coterien, welche dann „literarische Vereine" heißen und dazu dienen, sich gegenseitig zu lobhudeln und Weltgeschichte zu machen.

So war ungefähr vor einigen Wochen das Gerücht verbreitet, die Illyrier hätten endlich einmal eine neue, sublime Idee gefunden, welche den ganzen Lauf der Weltgeschichte verändern werde.

Im Jahre 1850 plaidirten nämlich die ministeriellen Oestreichischen Journale für die Einführung der Deutschen Sprache als Unterrichtsmedium in den Volksschulen der bekanntlich durchwegs Slawischen Militairgrenze. Dies geschah nicht etwa aus Vorliebe für Deutsche Cultur, sondern ganz einfach, um den Zweck des Unterrichts zu

vereiteln; denn eine fremde und dem Volke völlig unverständliche Sprache, wie es hier die Deutſche iſt, kann unmöglich das Unterrichtsmedium in der Volksſchule ſein, wenn man will, daß der Unterricht Erfolg habe. So ließ es ſich eines Tages auch die miniſterielle „Agramer Zeitung" beikommen, dieſes Thema zu beſprechen, und ſtellte den gewiß ſehr wunderlichen Satz auf: „So lange die Slawen nicht Eine einzige Schriftſprache hätten, müßte wol die Deutſche Sprache die Unterrichtsſprache der Volksſchulen in der Grenze bleiben." Dieſe Abſurdität ließ ſich aber gut ausbeuten; die „Südſlawiſche Zeitung" brachte Tags darauf einen Artikel aus der Feder ihres damaligen Mitredacteurs, Dr. T—, welcher obige Behauptung der „Agramer Zeitung" damit niederſchlug, daß er die Einigung aller Slawen zu Einer Schriftſprache für möglich erklärte und als ſolche die Ruſſiſche Sprache nannte. Dieſer Witz hatte eine kaum berechenbare Tragweite; es war ja nicht von philologiſcher Möglichkeit die Rede, ſondern es war damit zum erſten Male von Slawiſcher Seite angedeutet, was Rußland für das Slawenthum bedeute und was von dorther drohe, wenn die Oeſtreichiſche Regierung die nationalen Elemente des Staates gegen einander zu waffnen fortfahre. Die geſammte Oeſtreichiſch-Deutſche Journaliſtik ſchauderte darob; die armen Illyrier ſchrien Zeter über den Ruſſomanen, der Kroatien in den Verdacht des Panſlawismus gebracht habe. Aber der Witz wurde bald vergeſſen.

Neulichſt indeſſen brachte der Karlſtädter Serbiſche Biſchof Joanowitſch in ſeiner kirchenſlawiſchen Grammatik jene Frage wieder in Anregung, und ſchlug als Geſammtliteratурſprache der Slawen die „neutrale" kirchenſlawiſche Sprache vor — welche aber in der Geſtalt, wie ſie in der Grammatik des gelehrten Biſchofs erſcheint, nicht altſloweniſch, ſondern wirklich gut und rein Ruſſiſch iſt. Dieſe Grammatik ſchickte nun der Verfaſſer der Illyriſchen „Matiza" einem Verein zur Herausgabe „Illyriſcher" Schriftwerke zum Geſchenke. Das Buch kam zu einer ſehr verhängnißvollen Zeit nach Agram: die Illyrier waren in einer ſehr harten Lage. Einestheils drohte ihnen ein unerſetzlicher Verluſt an Land und Leuten, da es eben bekannt geworden war, daß ein Südſlawiſcher Gelehrter, Dr. Kubitſch auf Cherro, der Mailänder Akademie eine Abhandlung übergeben habe, in welcher er zu beweiſen ſucht, die alten Illyrier ſeien Albaneſiſchen Stammes geweſen, wodurch natürlich alle Träumereien unſrer modernen Illyrier vernichtet werden; andererſeits aber waren ſie über die Oeſtreichiſche Regierung wegen der veränderten Haltung des Ban's Jellatſchitſch ihnen gegenüber ſo ſehr erbittert, daß ſie dieſen aufgaben und ihre Augen auf den Serben Omer-Paſcha zu richten begannen. Sie wollten daher einen hieſigen Künſtler nach Bosnien ſchicken, damit er Omer-Paſcha abconterfeie, und ihn durch dieſe „zarte" Schmeichelei für den Illyrismus gewinnen. — In dieſer Zeit kam die Joanowitſch'ſche Grammatik nach Agram.

Diesmal wurde der „Matiza-Verein" auserſehen, die „neue Idee" der Illyrier in die Welt zu ſenden. Der Vice-Präſident des beſagten Vereines machte den Antrag: „Alle literariſchen Geſellſchaften des Slawenthums" (alſo auch die oben charakteriſirten Illyriſchen Vereine) „ſollen je zwei oder drei Philologen an einen paſſſenden Ort zu einem Congreſſe ſenden, um die Richtung zu berathen, welche die Slawiſchen Sprachen in ihrer Entwickelung nehmen ſollten." (Dieſe Illyriſchen Philologen wollen alſo den Slawiſchen Sprachen den Weg der Entwickelung vorſchreiben, ſie, die nicht einmal ihre eigene Sprache ſchreiben können!) „Als Congreßort wird Warſchau oder Belgrad in Antrag ge-

bracht, (also eine großartige Demonstration gegen Oestreich —) und die Einladungsschreiben werden mit lateinischen und cyrillischen Lettern (aber doch in „Illyrischer" Sprache?) ausgefertigt und an alle Slawischen literarischen Societäten versandt." Dieser Antrag wurde, wie überhaupt Alles, was Jemand vorschlägt, angenommen, und, da die „Südslawische Zeitung" denselben mit einigen Tiraden in die Welt hinaus sandte, so hofften die Illyrier, es werde davon so viel gesprochen werden, als von der Weltgeschichte, die sie im Jahre 1848 gemacht hatten.

Aber die Wiener Journale schwiegen und brachten durch dies Stillschweigen die armen Leute schier zur Verzweiflung. Und dann betraf sie noch ein anderes Unglück. Ein Mitglied der „Matiza," Iwan Maschuranitsch, der natürlich allein in der Slawischen Literatur so viel und mehr wiegt, als alle diese Illyrischen „Literaten" zusammengenommen, hatte der fatalen Sitzung nicht beigewohnt, und sprach sich also durch die „Südslawische Zeitung" gegen das „welterschütternde" Project aus. Er ging alle Seiten des Planes durch; entweder müßte eine neue Sprache gemacht, oder einer der bereits ausgebildeten Dialekte angenommen werden. Ist Ersteres absurd, so ist Letzteres auf friedlichem Wege nicht erreichbar — am Allerwenigsten aber wäre ein bunt und zufällig zusammengewürfelter Congreß berufen, über eine Angelegenheit zu entscheiden, welche ein Volk von achtzig Millionen betreffe, und nur durch die fortschreitende Entwickelung der Geschichte, nicht aber durch Beschlüsse einiger Leute gelöst werden könne. Diese Stimme war so gewichtig, daß die „Matiza" in der „Südslawischen Zeitung" officiell erklärte, „sie habe Alles das anders gemeint, denn sie wünschte nur über eine mögliche Annäherung in Schrift und Sprache der Slawen zu berathen." Da hiermit im Sinne des Wortes gar Nichts gesagt ist, so verlor das „welterschütternde" Project seine Pointe. Die would be Demonstration wäre wie eine Seifenblase verschwunden, wenn nicht die unglückliche „Reichszeitung" den schlechten Einfall gehabt hätte, von einem „neuen Slawencongreß," von der Unmöglichkeit einer „sprachlichen Einigung der Slawen" und von der schlimmen Wahl des Congreßortes zu reden, und somit gegen Windmühlen zu kämpfen.

Den Herren Illyriern war es vorerst um eine Demonstration zu thun; dann schwelgten sie im Vorgenusse der Bewunderung, die das „malerische" Illyrische Costum in Warschau erregen würde, und vergaßen darob ganz, daß keiner von ihnen in irgend einer Art competent sei, über eine Slawische philologische Angelegenheit mitzusprechen; aber sie dachten sich den Congreß als eine Art Comitatscongregation, wo Jeder sprach, was er eben mochte, und in deren einer ja auch die famosen Turopoljer Bauernedelleute, von denen keiner schreiben oder lesen kann, über die Gaj'sche Orthographie abgestimmt hatten. Darum meinen auch Leute, die in „Illyrischen Angelegenheiten" sehr gut orientirt sind, daß die Herren Illyrier keinen Augenblick an die Möglichkeit des Congresses auch nur gedacht haben, und zur Rettung ihrer Ehre auf ein Verbot der Regierungen hofften.

Aus Triest. — Wenn die Beförderung der materiellen Interessen als die große Weisheit des Oestreichischen Staates gilt, so kann kaum eine Stadt mehr als Triest den Ruhm beanspruchen, gut Oestreichisch zu sein; Triest, wo das Geld nicht nur das Erste, sondern auch das Letzte ist, wo der Reichthum noch nicht einmal alt genug geworden ist, um sich mit einem geschmackvollen Luxus zu brüsten. Leicht ließe sich der

Einfluß des conſequenten Materialismus nachweiſen, wie er ſich auf den Gebieten der Kunſt und Wiſſenſchaft, im Theaterweſen wie in der Muſik, in Malerei und Baukunſt, in Kirche und Schule geltend macht; allein ich begnüge mich vorläufig an zweierlei zu erinnern. Einmal nämlich iſt es mir immer verhängnißvoll erſchienen, daß Winkelmann hier nur ſeinen Tod und kaum ein Grabmal gefunden hat; dann fällt mir ſtets als ein treffliches Heilmittel für jeden krankhaft ſentimentalen Dichter und jeden überſpannten Idealiſten ein, ihn auf einige Monate hieher zu ſchicken, denn praktiſch, was man ſo nennt, ſind die Leute hier; ſie lieben die Ruhe, denn in ſtürmiſchen Zeiten liegt ihr Handel darnieder; Revolutionen ſind ihnen ein Greuel; wie die meiſten Menſchen in Allen nur ſich ſelber wieder ſuchen, ſo erklärt man hier jedes geſchichtliche Ereigniß in der Art, daß man z. B. als einzigen Beweggrund der Reformation gelten läßt: „den Fürſten wurden Kirchengüter, den Prieſtern Weiber, den Völkern Freiheit (von Zehnten und Abgaben) geboten.“

Es kann demnach nicht fehlen, daß die Trieſtiner gute Oeſtreicher ſind, ſo lange ſie noch irgend dem Kaiſeradler die Kraft zutrauen, ihre Magazine und Schiffe zu ſchützen. Noch heute rühmen ſie ſich dabei nicht wenig ihrer einſt zur Zeit des Italieniſchen Krieges bewieſenen Feſtigkeit und Anhänglichkeit; noch heute nennt ſich eine guarda nazionale in dem Bewußtſein ihrer Großthaten, oder vielmehr in der Verſicherung, daß ſie, wenn die Italieniſche Flotte gekommen wäre, Wunder einer loyalen Tapferkeit gethan haben würden. Sonſt freilich wiſſen die Helden der Bürgerwehr auch hier eigentlich nicht recht, was ſie zu thun haben, da ſelbſt für die Ruhe der Stadt durch eine zahlreiche Beſatzung ſattſam geſorgt ſcheint. Natürlich ſind darum Alle des Dienſtes ſehr überdrüſſig, die nicht etwa ſtolz ſind eine Uniform zu tragen, und in Folge deſſen werden ſeit Kurzem zu allgemeinem Aergerniß die ſaumſeligen Bürgerwehrmänner bei nächtlicher Weile aus den Betten geholt, um für den Mangel an Dienſteifer in Arreſt geführt zu werden. Immerhin mag der Stadt der Ruhm bleiben, daß es in ihr nie zu einem eigentlichen Straßencraval gekommen iſt. Für die bewieſene Treue hat denn der junge Kaiſer auch ſeine Stadt mehrfach und vor wenigen Wochen insbeſondere auf längere Zeit mit ſeiner Gegenwart beehrt. An dieſe ſeine letzte Anweſenheit knüpfte ſich ein mehrſeitiges Intereſſe.

Zunächſt kam er, um in dem ganzen Stolze ſeiner Macht, begleitet von ſeinen Stützen Radetzky und Jellacich, die armen Venetianer mit der Erneuerung des Freihafens zu begnadigen. Daß hier über dieſe Maßregel keine große Freude ſein würde, war zu erwarten, mindeſtens erwuchs daraus für Trieſt kein Vortheil, wenn die einſt ſo mächtige Nachbarin berückſichtigt ward; man hatte ihr den traurigen Verfall wegen ihres unklugen, revolutionairen Widerſtandes ſchon ziemlich gegönnt, und wenn die Gnade des Kaiſers gelobt ward, geſchah es theils nur, weil man doch gute Miene zum böſen Spiele machen mußte, hauptſächlich aber, weil in der That die Blüthe Trieſt's dadurch kaum gefährdet werden kann. Die Erfahrung lehrt, daß Handel und Verkehr ſchwer oder nie in die einmal verlaſſenen Bahnen zurückkehren, und jedenfalls hat der hieſige Platz den unermeßlichen Vortheil jugendlicher Strebſamkeit, regen Unternehmungsgeiſtes, hoffnungsvoller Thätigkeit, während die alte Lagunenſtadt an ihren ſtolzen Erinnerungen gerade unheilbar krankt.

Der Hauptzweck aber, um welchen Franz Joſeph hieher gekommen, ſollte die Beſichtigung und Verbeſſerung der Kriegsmarine ſein. Es iſt nicht leicht, unter den vielen

und verſchiedenen Gerüchten über die eigentliche Veranlaſſung zu den Unterſuchungen das Wahre herauszufinden, weil natürlich ein dichter offieieller Schleier über der ganzen Angelegenheit lag. Großartiger Unterſchleif bei dem Neubau einiger Schiffe, Parteilichkeit und Mangel an Energie von Seiten des Admirals, Zuchtloſigkeit und Unfähigkeit dieſer oder jener Bemannung wurden als die ſchreiendſten Uebelſtände von der öffentlichen Meinung bezeichnet. Halten wir uns an die offenkundigen Thatſachen, ſo brachte bereits ein kürzerer Artikel in der Allg. Augsb. Zeitung Nr. 108, ſo wie ein mehr ausführlicher in der hieſigen „Trieſter Zeitung" zur allgemeinen Kenntniß, wie ſchlimm es um die Kriegsmarine ſteht, wie ſehr ſie gerade in den letzten Jahren unter Leitung des Dänen Dahlrup ſich verſchlechtert hat. Ohne alle Einzelnheiten zu wiederholen, erwähne ich nur, daß die Anzahl der ſeetüchtigen Fahrzeuge ſeitdem bedeutend vermindert, die Stimmung der beſſern Officiere ſehr unzufrieden und die Disciplin keineswegs lobenswerth iſt. Dieſen Uebelſtänden ſollte nun alſo der Kaiſer abhelfen; Oeſtreichiſche Blätter knüpften insbeſondere die ſchönſten Hoffnungen daran, daß der jüngere Bruder Franz Joſeph ſelbſt ſich dem Seedienſt widmen und mit der Fregatte Venere, der einzig brauchbaren, ſofort eine Uebungsreiſe nach Südamerika antreten wollte. Man erzählte ſich von genauen Nachforſchungen, die der junge Monarch mit eigenen Augen angeſtellt habe, von durchgreifenden Reformen, von der Entlaſſung Dahlrup's, von der Entfernung der untüchtigen oder läſſigen, von der Beförderung einzelner trefflicher, bis da gerade zurückgeſetzter Officiere. Allein noch iſt von alle dem Nichts geſchehen. Die einzige Antwort auf die oben erwähnten angreifenden Artikel war ein Tagesbefehl an die Marineofficiere, bei ſtrenger Strafe ſich nicht öffentlich über die Verhältniſſe der Flotte zu äußern; der Vice-Admiral ſteht immer nach wie vor am Ruder, und der Plan des Erzherzogs Ferdinand Maximilian hat wenigſtens vorläufig ein trübſeliges Ende genommen. Kaum hier eingetroffen erkrankte er; die Venere iſt nach längerm Warten ohne ihn unter Segel gegangen, und er vor einiger Zeit mit ſeiner Mutter, die zur Pflege hergekommen war, nach Wien zurückgereiſt. Sei es nun, daß er nie beſondere Luſt zur See gehabt oder ſie durch dieſen erſten unglücklichen Anſatz zu einem Verſuche verloren hat, mit den Erwartungen, die man ſanguiniſch genug von ſeinem Intereſſe für die Marine hegte, ſcheint es ein für alle Mal vorüber zu ſein. So wird es denn wol auch in dieſer Beziehung, wie in ſo vielen andern, beim Alten bleiben, oder vielmehr wird man die Umkehr des Wappenſpruches eines kleinern Staates zur Deviſe nehmen: „semper retrorsum!"

Wenn dies aber den größern Theil des hieſigen Publicums ziemlich gleichgiltig läßt, ſo iſt er um ſo empfindlicher in Bezug auf die traurigen Finanzverhältniſſe, die Unſicherheit der Valuta, der jämmerlichen Wirthſchaft mit dem Papiergelde. Das Alles greift unmittelbar den Hauptnerven und Muskel des Trieſtiner Lebens, den Geldbeutel an. Die Bedürfniſſe ſteigen im Preiſe, die Miethzinſe werden um 20 und mehr % erhöht, die großen Kaufleute wagen nirgends recht wegen der Ungewißheit, und ſo ſtellt ſich überall Mißvergnügen ein, das ſich leicht zu dem Wunſche ſteigert, nur aus den proviſoriſchen Zuſtänden, ſei es um jeden Preis, herauszukommen.

Verantw. Red. **F. W. Grunow.** — Mitredact.: **G. Freytag** und **Julian Schmidt.**
Druck von C. E. Elbert.

Richard Wagner.

Bei der Stellung, welche Wagner gegenwärtig einnimmt, muß uns zunächst seine Verbindung mit der Demokratie in die Augen fallen. Er schreibt in demokratische Zeitschriften, bringt in seinen Aufsätzen über die Kunst politische Bemerkungen an und scheint das Schicksal, welches ihn persönlich betroffen hat, mit der Noth des Vaterlandes zu identificiren; das Alles in Folge eines unüberlegten Schrittes, der ihm seine Stellung in Dresden kostete. Ein solches Schicksal ist aber eine Probe für starke, gewissenhafte und edel geformte Naturen. In aufgeregten Zeiten kann man niemals erwarten, daß die Folgen eines Schrittes, die auf das eigene Haupt zurückfallen, im richtigen Verhältniß zu der Bedeutung des Schrittes selbst stehen werden. Vielleicht war die Schuld nur klein, und mäßigt sich noch durch den sonstigen guten Willen und die Aufregung des Augenblicks; aber die Geschichte nimmt darauf keine Rücksicht. Der Einzelne hat sich dann zu unterwerfen und in seinem Schicksal zugleich den ihm gebührenden Theil an der allgemeinen Schuld des Zeitalters hinzunehmen. Eine reizbare und in sich selbst nicht ganz sichere Natur wird aber von einem solchen Ereigniß auf eine ungesunde Weise afficirt werden; sie wird sich als Märtyrer betrachten, und die Schuld an ihrem Unglück nicht ihren Verfolgern allein, sondern der gesammten Nation zuschreiben. Diese Mißstimmung ist der Hauptgrund, der Wagner zur Demokratie führt; außerdem freilich eine Ideenverwandtschaft mit einem kleinen doctrinairen Theil derselben, die aber in keiner Weise maßgebend für die gesammte demokratische Partei sein kann.

Wenn man so ziemlich von jeder Demokratie ohne Unterschied sagen kann, daß sie die Barbarei in der Kunst begünstigt, weil sie den Egoismus und das Selbstgefühl des Einzelnen stärkt und die praktischen Interessen einseitig hervorhebt, so gilt das noch viel mehr in Beziehung auf diejenige Kunst, welche Sammlung, Andacht und eine gewisse Heiligung beansprucht. Die Halbbildung unsrer Zeit pflegt diese Wahrheit durch das Beispiel von Athen anzufechten, aber man

ſollte einmal eine Seite im Thucydides aufſchlagen, um zu ſehen, was das für eine Demokratie war. Eine Stadt, in der man, ohne allgemeines Gelächter zu erregen, den Vorſchlag machen konnte, die bedürftigen Bürger auf den unterthänigen Inſeln in Beköſtigung zu geben; eine Stadt, die das Mark eines großen Landes ausſog, und abgeſehen von der Maſſe ihrer Sclaven über eine Unzahl rechtloſer Unterthanen gebot, kann freilich jenen Luxus der Kunſt hervorbringen, den man in neuerer Zeit in der Regel nur bei den Fürſten findet; aber man wird ſie ſchwerlich eine Demokratie im modernen Sinne nennen können.

Eigentlich iſt die künſtleriſche Richtung Wagners entſchieden antidemokratiſch; ſie beruht auf jenem Idealismus der Künſtlerwelt, der für excluſive Naturen berechnet iſt, und der ſchon einmal zu Anfang dieſes Jahrhunderts in den Schriften der romantiſchen Schule auftauchte. Eben ſo wie das Athenäum, die Europa und andere Zeitſchriften dieſer Schule, predigt Wagner die vollſtändige Ablöſung des Künſtlers von allen praktiſchen Intereſſen, die Heiligung ſeines Lebens durch die Ertödtung alles Egoismus, und jene ſtrenge Sammlung, mit der die Zerſtreutheit der Intereſſen in unſerm Zeitalter in ſchreiendem Widerſpruch ſteht. So wie Tieck, Schlegel und die Uebrigen den aufgeklärten und humanen Philiſter der damaligen Zeit verſpotteten, ſo richtet Wagner ſeine Angriffe vorzugsweiſe gegen den Träger des heutigen einfachen oder raffinirten Egoismus, gegen die ſogenannte Bourgeoiſie, und damit hat er ein neues Stichwort, ſich mit den Demokraten zu verſtändigen. Aber Beide verſtehen etwas ſehr Verſchiedenes unter dieſem Ausdruck. Die Demokraten bezeichnen damit ihren Haß gegen die Wohlhäbigkeit, die ſich vor allen gewaltſamen Aufregungen ſcheut; Wagner dagegen die Verſenkung in praktiſche Intereſſen. Für ihn müßte das verabſcheuungswürdigſte Volk die Amerikaner ſein, das Ideal der Demokratie. Eben ſo verſchieden iſt ſeine Auffaſſung des Begriffs „Volk.“ Das ideale Publicum, für welches er ſeine künſtleriſchen Leiſtungen beſtimmt, ſchließt allerdings auch die wohlhabenden Klaſſen aus, deren Bedürfniſſen ſich heutzutage der Dichter bequemt, aber eben ſo die revolutionaire ſouveraine Maſſe, auf die ſich die demokratiſche Partei beruft. Sein Volk iſt ein Ideal, welches, wie alle Ideale, die widerſprechendſten Anforderungen in ſich vereinigt: Hochherzigkeit der Geſinnung und Freiheit von allen weltlichen Bedürfniſſen; Gefühl der Noth und vollkommenes Verſtändniß für alle Subtilitäten einer höhern Weltordnung. Wenn er das Volk definirt als Inbegriff aller der Menſchen, die eine gemeinſame Noth vereinigt, ſo irrt er ſich, wenn er dieſem Volk durch das heitere Spiel einer edlen Kunſt die angemeſſene Erhebung und Läuterung geben will. Das Volk in Noth verlangt eine handgreiflichere Koſt, es hält ſich an das Chriſtenthum oder an den Communismus, an das Verſprechen künftiger Genüſſe im Himmel oder auf Erden. Das Volk in Noth iſt nicht die Welt, in der die Symbole jener vornehmen Kunſt, wie ſie Wagner darſtellen will, ihre Stätte finden; wol verſteht es die Symbole des

Kreuzes und der Guillotine, aber mit Schwanenrittern, mit den Geheimniſſen des Schweigens, dem Venusberg und dergleichen hat es Nichts zu ſchaffen.

Wagner's poetiſche Richtung, die er im Jahre 1850 in mehrern Schriften ausgeſprochen hat („das Kunſtwerk der Zukunft," „die Kunſt und die Revolution," mehrere Aufſätze in der Kolatſchek'ſchen Monatsſchrift u. ſ. w.), geht aus einer allgemeinen Richtung der Zeit hervor. Als die lichtfreundliche Bewegung, die im Anfang Nichts weiter war, als eine Polemik gegen die Uebergriffe der Orthodoxie, in den ſogenannten freien Gemeinden verſumpfte, die ſich in langweiliger ſtoffloſer Erbaulichkeit hinſchleppten, fanden ſich einzelne höher geſtimmte Gemüther, die dieſen freien Gemeinden einen idealen Inhalt geben wollten. Die freie Gemeinde ſollte der Träger der neuen Religion ſein, welche Feuerbach in ſeinen ſpätern Schriften predigte, jener Natur- und Kunſtreligion, die mit aller Geſchichte brach, und die in der übergroßen Sehnſucht nach unbedingter Realität alle Realität in Symbole auflöſte. Das Hauptdogma dieſer Schule, die in Dresden in einem Cirkel geiſtreicher Männer aus den allerverſchiedenſten Richtungen (z. B. der Maler Kaufmann, Fröbel, v. Keudell, Ruge u. ſ. w.; auch der klare und verſtändige Eduard Devrient konnte ſich ihren Einflüſſen nicht entziehen) einen ihrer Hauptſitze hatte, war die Theorie von der Identität der Religion, der Kunſt und der wirklichen Geſellſchaft, ſo wie von der Identität aller Künſte: ein Dogma, deſſen Bekenner wol ſelber nicht wußten, daß es nur eine Wiederholung der Weiſſagungen von Novalis, Schleiermacher u. ſ. w. war. Zwar fügte man den demokratiſchen Einfall hinzu, daß jeder Menſch ohne Unterſchied Künſtler, Geiſtlicher, Poet und Schauſpieler ſein ſollte; aber das war doch nur eine Idee der Zukunft, für die Gegenwart konnte die Kunſtreligion eben ſo wie bei den Romantikern nur auf die auserwählten Geiſter berechnet ſein. Wenn man daher auf der einen Seite verlangte, die Localität der freien Gemeinde ſollte zugleich Volksverſammlung, Kirche, Theater, Spielplatz, Akademie und dergleichen enthalten, und die Kunſt ſollte ſo einfach ſein, daß jeder freie Mann der Gemeinde ſie ausüben könnte, ſo ſpannte man doch in der Praxis die Anforderungen dieſer einfachen Kunſt ſo hoch, daß ſie nicht einmal der geſchulte Künſtler erfüllen konnte. Wagner iſt die einzige productive Natur dieſes Kreiſes. Deſto weniger hat er kritiſches Talent. In ſeinen theoretiſchen Schriften verräth er ſo lange den geiſtreichen und gebildeten Mann, als es ſich um bekannte und anderweit bereits beſprochene Stoffe handelt, z. B. von dem Verhältniß des Chriſtenthums zum Heidenthum; wenn er aber an diejenigen Punkte kommt, in denen man von ihm die eigentliche Aufklärung erwartet, ſo wird er ſo unklar und verworren, daß alle Gedanken aufhören. So fordert er z. B. für ſein neues Kunſtwerk das Zuſammenwirken aller einzelnen Künſte, die durch die Theilung der Arbeit bisher ein ſelbſtſtändiges Gedeihen gehabt haben. Dieſem Kunſtwerk der Zukunft, welches er Drama nennt, ſoll die Architektur alle ihre Kräfte widmen, die Landſchafts-

malerei ſoll darin aufgehen, Poeſie, Muſik und Tanzkunſt, eine von ihm erfundene Trinität, in harmoniſchem Zuſammenwirken ſich daran betheiligen. Er vergißt dabei, daß ein Theil ſeiner Forderungen, z. B. die Betheiligung der Architektur und der Landſchaftsmalerei im Drama, bereits über die Gebühr befriedigt ſind, daß andere Forderungen ſich widerſprechen, daß z. B. die reichere Entfaltung der Muſik eine gewiſſe Enthaltſamkeit der Poeſie verlangt, die mit den Anforderungen an die wirkliche Poeſie ſtreitet, daß jene detaillirte Entfaltung der Charaktere und der Leidenſchaften, wie ſie Shakeſpeare oder Goethe geben, eine weitere muſikaliſche Bearbeitung nicht zuläßt, weil der dramatiſche Realismus und der muſikaliſche Idealismus Dinge ſind, die ſich in ihrer höchſten Ausbildung einander ausſchließen: er vergißt ferner, daß die moderne Oper, die er ſelber als die abſcheulichſte Verirrung der Kunſt bezeichnet, ſeinen formellen Anforderungen entſpricht, denn ſie enthält Tanz, Muſik, Poeſie, Landſchaftsmalerei, Bengaliſches Feuer und dergleichen in ſchönſter Wechſelwirkung, und er weiß ſich nicht anders zu helfen, als daß er dieſen Tanz für den unwahren Tanz, dieſe Muſik für die unwahre Muſik und dergleichen ausgiebt, ohne das, was er an die Stelle ſetzen will, principiell zu bezeichnen. Bei näherem Nachdenken würde er finden, daß jene Oper im reinen und ſtrengen Styl, von der er träumt und deren Bild er eigentlich ſchon in Gluck finden könnte, allerdings eben ſowol die poetiſche Detaillirung der Situationen und Charaktere, wie die virtuoſe und in ſich ſelbſt abgerundete Entfaltung der muſikaliſchen Mittel ausſchließt, daß ſie alſo eben darum jene andern Kunſtformen nicht abſorbiren kann, ſondern ſie neben ſich beſtehen laſſen muß, das Drama eben ſowol wie die Symphonie und das Oratorium. Und wenn er ferner ſeinen Tanz auf die ebenmäßige rhythmiſche Bewegung der Gruppen und auf die ſymboliſche Darſtellung leidenſchaftlicher Situationen beſchränkt, worin wir ihm vollkommen Recht geben, ſo wird eben dadurch die individuell charakteriſtiſche Bewegung im wirklichen Drama wie der Tanz als ſolcher ausgeſchloſſen. Wenn Wagner alſo in ſeinem Denken gewiſſenhaft wäre, ſo würde er ſeine revolutionaire Idee, alle Kunſtformen durch einander zu werfen, aufgegeben und ſich auf die Reform einer einzelnen beſtimmten Kunſtform beſchränkt haben. Freilich würde ſeine ſogenannte Neuerung dadurch Vieles von ihrem Pikanten und Renommiſtiſchen verlieren; er würde namentlich jene wüſte Vorſtellung von dem Communismus des Schaffens, von dem Hervorgehen des Kunſtwerks aus dem Schooß der Gemeinde aufgegeben haben, weil auch zur Kunſt ein ſehr energiſches, ſtrenges und anhaltendes Studium gehört; er würde eben ſo wenig die contrapunktiſchen Labyrinthe der frühern Meiſter, wie die moderne virtuoſe Ausbildung der Inſtrumente und der Kehlen als einen Ausfluß jenes jüdiſchen Speculationsgeiſtes betrachten, von dem nach ſeiner Anſicht unſre Zeit geknechtet wird, ſondern er würde in ihnen den nothwendigen und berechtigten Drang jeder einzelnen Kraft begreifen, zu ihrem vollſten Ausdruck zu kom-

men, auch wenn dieſer Ausdruck die Reinheit des Geſchmacks verletzen ſollte; er würde die gehäſſige Polemik gegen ſeine „jüdiſchen" Collegen, Meyerbeer u. ſ. w. unterlaſſen haben, die in dem bekannten Aufſatz der „Neuen Zeitſchrift für Muſik" ſich zu einem vollſtändigen Fanatismus ſteigert, und die mit der Gewalt einer Monomanie beſtändig bei ihm wiederkehrt; er würde auch in den Beſtrebungen, die er tadeln muß, nicht blos die gemeine Berechnung, ſondern eine ſelbſtſtändige künſtleriſche Tendenz anerkennen; er würde endlich jene Gefallſucht ſelbſt als ein nothwendiges Moment aller künſtleriſchen Productivität begreifen, denn ohne jenen edlen Drang des Ruhmes, die Menge zu entzücken und zu zwingen, wäre ſie vollſtändig überflüſſig, und nur der Künſtler zwingt die Menge, der ſich ihren wohlverſtandenen Bedürfniſſen fügt; er würde dadurch unter Anderm auch den Verdacht von ſich abgewendet haben, daß er ſelber jene Mittel benutzt, die er bei Andern tadelt, ohne die Entſchuldigung des guten Glaubens, die Jenen zu Gute kommt.

Nachdem wir das Uebermaß ſeiner Anſprüche zurückgewieſen haben, gehen wir auf die Berechtigung derſelben über. Daß eine Reform der Oper möglich und nothwendig ſei, ergiebt ſich bei der einfachſten Betrachtung. Sie iſt möglich, denn ſo gut der Componiſt den vollſtändigen Unſinn oder die vollſtändige Gedankenloſigkeit der bisherigen Operntexte benutzen konnte, ſo kann er einen verſtändigen und dramatiſch erfundenen Stoff verwerthen, ſobald derſelbe ſich nur in den Grenzen hält, wie ungefähr eine Skizze im Verhältniß zum ausgeführten Gemälde. Dieſe Skizze kann durch ihre Kühnheit und Größe ein würdiger Gegenſtand für ein echt dramatiſches Talent werden, das ſich der Schranken dieſer beſondern Kunſtform bewußt iſt; ſie wird aber eben ſo wenig eine wirklich dramatiſche Thätigkeit ſein, wie jene Skizze ein maleriſches Kunſtwerk genannt werden kann. — Die Reform iſt aber auch nothwendig, denn die Oper hat, abgeſehen von ihrer muſikaliſchen Bedeutung, auch eine poetiſche Berechtigung, weil ſie über ein Feld gebietet, das dem recitirenden Drama verſagt iſt, nämlich die freie Entfaltung der reinen Empfindung, die harmoniſche Bewegung und Belebung der Maſſen zu dramatiſcher Thätigkeit und die Darſtellung der Situationen als einer Totalität; weil ſie ferner den großen Contraſten der Ideen, die ſich im Drama an die Individualität knüpfen müſſen, einen ſinnlich wahrnehmbaren Ausdruck verſtattet. Das Letztere, zu deſſen Verſtändniß ich nur an die Intention in den Hugenotten, wie im Tannhäuſer und Lohengrin erinnere, ſcheint der Brennpunkt der muſikaliſch-dramatiſchen Kunſtentwickelung zu werden. Es iſt ferner ausgemacht, daß auch der muſikaliſche Theil der Oper ſich nur dann zu einem einheitlichen, im reinen und edlen Style gehaltenen Kunſtgebilde geſtalten kann, wenn die poetiſche Grundlage deſſelben eine einheitliche und dramatiſche iſt. Es liegt ſehr nahe, eine Harmonie der beiden in der Oper angewandten Kunſtformen am Beſten in dem Fall zu erwarten, wenn Dichter und Componiſt in einer Perſon

zuſammenfallen. Theils der äußerliche Umſtand, daß der Componiſt in der Regel nicht jenes Talent und jene ſpecifiſche Bildung beſitzt, die zu einer dramatiſchen Conception nothwendig ſind, theils aber auch der innerliche Grund, daß der Componiſt ſich in der Regel durch einen ihm von außen her überlieferten Stoff mehr angeregt fühlt, als durch ſeine eigene Erfindung, haben dieſe Vereinigung bis jetzt gehindert; allein das Hinderniß iſt kein unüberwindliches, namentlich wenn man die elenden Textbücher der meiſten bisherigen Opern in Rechnung bringt; Wagner hat offenbar ein größeres poetiſches Talent, als der Dichter der Jeſſonda oder des Templers. In jedem Fall aber wird eine gegenſeitige Einwirkung der beiden Künſtler nothwendig ſein, wenn ein Kunſtwerk zu Stande kommen ſoll.

Der Weg, den Scribe und Meyerbeer offenbar mit gegenſeitigem Einverſtändniß und gegenſeitiger Einwirkung zur Reform der Oper eingeſchlagen haben, iſt dem Wege Gluck's geradezu entgegengeſetzt. Gluck's Richtung iſt der entſchiedenſte Claſſicismus: die Herabdrückung alles Individuellen und die Auflöſung der Mannigfaltigkeit der Handlung in eine einfache, ſtreng gehaltene Nothwendigkeit. Scribe und Meyerbeer dagegen gehen weſentlich mit der neufranzöſiſchen Romantik, mit Victor Hugo u. ſ. w. Hand in Hand. Dieſe Romantik, die ſich in Robert dem Teufel zu einem widerlichen Gemiſch aus allen möglichen Ingredienzen geſtaltet hat, welche nur irgend den lüſternen Geſchmack eines überreizten und blaſirten Publicums anregen, hat ſich in den Hugenotten und dem Propheten wenigſtens in der Intention zu einer wirklichen Tendenz abgeklärt. Dieſe Tendenz beruht darin, die Individualiſirung der Situationen und der Charaktere auf die Spitze zu treiben. Die Breite, mit welcher in den Hugenotten die beiden kämpfenden Ideen des glaubenszornigen Proteſtantismus und der verweltlichten frivolen Kirche, ſo wie zwiſchen ihnen die idylliſche Welt des romantiſchen Liebeshofes ausgeführt ſind; die faſt novelliſtiſche Detaillirung der Intrigue, der pſychologiſche Pragmatismus, nähern dieſe Oper dem modernen hiſtoriſchen Drama, welches auf Shakeſpeare's Vorbild gegründet iſt. Wir ſprechen hier immer nur von der Intention; die Ausführung bleibt in vielen Stücken dahinter zurück. — Zwar kann man nun mit Recht gegen dieſe Form einwenden, daß es die Harmonie ſtört, wenn einerſeits die pſychologiſchen Spitzfindigkeiten und die breit ausgeführte Intrigue den Anſchein hervorbringen, als wäre es auf eine Nachahmung des Wirklichen abgeſehen, während doch die Muſik mit ihrer vorzugsweiſe ſymboliſchen Natur dieſen Anſchein Lügen ſtraft; daß ferner jene in der frühern Oper nur beiläufig abgemachten Zwiſchenſcenen, in welchen die Stimmung und der Affect nicht dargeſtellt, ſondern vorbereitet werden, in ihrer weitern Ausführung der Muſik widerſtreben und zu höchſt unkünſtleriſchen Effecten veranlaſſen, wie das Meyerbeer mehrfach begegnet iſt, abgeſehen davon, daß ein übertriebener Pragmatismus leicht zu jenen Nebengedanken führt, die dem Ernſt und der Einheit der Muſik Abbruch thun, wie das namentlich im Propheten der Fall iſt.

Andererſeits muß man aber zugeben, daß ſowol die glänzende Entfaltung der Maſſen, als die Anwendung der muſikaliſchen Ideen und Stimmungen auf die reale Welt der Geſchichte einen wirklichen Fortſchritt enthalten. Wenn Meyerbeer durch Schlittſchuhballete und dergleichen ſeinen Stücken einen nicht in der Kunſt liegenden Reiz zu verleihen ſucht, ſo iſt das zwar höchſt tadelnswerth, liegt aber ſo wenig in dem Weſen ſeiner Kunſtform, daß es vielmehr demſelben widerſpricht. Für die Berechtigung derſelben iſt es ein hinreichendes Zeugniß, daß ſich ihr faſt alle bedeutenden Componiſten zuwenden. Ich erinnere nur an Halévy, deſſen „Jüdin" 1835 aufgeführt wurde, ein Jahr vor den Hugenotten. Wenn die hiſtoriſche Oper zu ihrer würdigen Ausführung alle die Kräfte in Anſpruch nimmt, die ſich nur in dem großen Knotenpunkte der Cultur vorfinden, ſo iſt es allerdings ein Uebelſtand, den ſie aber mit allen größern Leiſtungen der neuern Muſik, z. B. mit der Symphonie, theilt. Am Wenigſten dürfte man den Einwand gelten laſſen, der neuerdings dagegen erhoben iſt, daß dadurch die Nationalität der Muſik untergraben wird. Je vollſtändiger das geſchieht, deſto größer werden vielmehr ihre Fortſchritte ſein.

Auch Wagner hat trotz des Deutſchen Charakters, den namentlich ſeine ſpätern Werke an ſich tragen, ſich in ſeiner Bildung dem Einfluß der modernen Weltſtadt nicht entzogen*). Die erſte Oper, durch welche er ſich bekannt machte, und welche ihm die Kapellmeiſterſtelle am Dresdner Theater eintrug (1842): Rienzi, galt damals nicht mit Unrecht als ein Pendant zu den Meyerbeer'ſchen Verſuchen. Der Text, den Wagner ſelber nach Bulwer's Roman bearbeitet hat, geht eben ſo in die Breite und detaillirt die Charaktere und Situationen mit derſelben Genauigkeit wie Scribe. Allerdings iſt er ſolider und gründlicher gearbeitet, aber eben dadurch widerſtrebt er mehr der muſikaliſchen Durchführung, als jene nachläſſigern und frivolern Stücke. Auch in der Sprache, die meiſt in Jamben gehalten iſt, herrſcht eine gewiſſe Schwerfälligkeit, die eben ſo wenig für die Oper paßt, als der große Raum, der der Politik verſtattet iſt. Im Grunde kommt dies Sujet auf jene bekannte Fabel, die immer von Neuem wieder hervorgeſucht wird, zurück, daß die Liebe zwei Menſchen, die feindlichen Parteien angehören, vereinigt und ſie dadurch in wunderbare Conflicte bringt. Doch hat Wagner's männlicher Sinn dieſes Liebesverhältniß in den Hintergrund gedrängt, und dafür die kräftige Geſtalt des Römiſchen Tribuns hervortreten laſſen. Die

*) Wagner wurde geboren zu Leipzig den 10. Mai 1813. Von ſeiner frühern muſikaliſchen Thätigkeit, ehe er aus Paris nach Dresden zurückkehrte, ſind zu erwähnen: 1833 den 10. Januar Aufführung einer Sinfonie; 1836 im März in Magdeburg erſte Aufführung ſeiner Oper „die Novize von Palermo"; 1841 in Paris Aufführung einer Concertouverture, welche Werke alle, wie viele von geringerer Bedeutung, dem größern Publicum unbekannt geblieben ſind. Außer den in Dresden geſchriebenen Opern ſchrieb er zu dem dort im Jahre 1843 abgehaltenen Geſangsfeſte eine Cantate für Männerchor: „das Abendmahl der Apoſtel", welche im Stich erſchienen iſt.

großen Contraste zwischen den verschiedenen Geschlechtern der Nobili, der Geistlichkeit und dem durch Rienzi vertretenen Volk gaben hinreichende Veranlassung zur Entfaltung scenischen Pompes und zur Aufstellung großer Massen. Die Dresdner Bühne bedurfte zur Ausrüstung dieser Oper einer ziemlich langen Zeit, und sie erschien dann mit brillanterer Scenerie und sorgfältigerem Arrangement, als die Hugenotten, die damals in Dresden noch neu waren. Sänger, Musiker, Tänzer und Maler waren in einer fieberhaften Thätigkeit. Die Oper war so lang, daß sie auf zwei Abende vertheilt werden mußte. Sie wanderte nachher noch über mehrere größere Bühnen Deutschlands, aber mit entschieden ungünstigem Erfolg, so daß dem Eingang der spätern Opern Wagner's dadurch unendliche Hindernisse in den Weg gelegt wurden.

Schon in der nächsten Oper, die kurze Zeit darauf folgte, dem fliegenden Holländer, zeigte Wagner, daß er eben so experimentirte, als seine Nebenbuhler. Meyerbeer war von der romantischen Oper zur historischen übergegangen, Wagner machte den umgekehrten Weg. Von der scharf gezeichneten Person des Volkstribunen wandte er sich zu Heiligen, Teufeln und Gespenstern.

In der Musik des Fliegenden Holländers war ein großer Fortschritt nicht zu verkennen; die rohe Effecthascherei war einer solidern Kunst gewichen, und die kleinen Erfolge, welche sie erreichte, waren künstlerischer Natur. Die Fabel des Stückes ist übereinstimmend mit der alten Sage. Ein Holländischer Seefahrer hatte ein Cap im Ocean umsegeln wollen. Widrige Winde halten ihn davon ab, und er, darüber erzürnt, schwört bei den Mächten der Hölle, daß er von seinem Vorhaben in Ewigkeit nicht ablassen wolle. Da nimmt ihn der Böse beim Wort und verdammt ihn dazu, das Meer ohne Ruh' und Rast zu durchschweifen. Alle sieben Jahre darf er an das Land gehen, um ein Weib zu freien, und erst nachdem er eins gefunden, die ihm feste Treue hält, wird er von seinen Irrfahrten erlöst sein. Das Mädchen, das ihm untreu wird, kommt in die Hölle. Wagner ist dem Unglückseligen ein rettender Gott geworden; er hat ihm in Senta, der Tochter des Norwegischen Seefahrers Daland, ein Weib zugewiesen, das durch die leidende Schwermuth des Holländers, der bei Daland nach einer abermals abgelaufenen siebenjährigen Frist einkehrt, bewogen wird, ihm ihre Hand zuzusagen, ohne daß sie zu ahnen im Stande ist, welchem unglückseligen Manne sie ihr Leben geopfert hat. Der Jäger Erik, Senta's früherer Geliebter, erinnert sie an das ihm gegebene Versprechen der Treue, er fleht sie zu wiederholten Malen an, das Bündniß mit dem finstern Manne aufzulösen. In einem dieser Augenblicke überrascht der Holländer die Beiden und in dem Wahne, Senta sei ihm treulos, will er fliehen, um von Neuem durch lange Jahre den Fluch des Himmels zu tragen. Senta's Schicksal ist mit dem seinigen noch nicht eng verflochten, weil sie noch nicht vor dem Altare des Ewigen ihm Treue gelobt hat, aber sie ist entschlossen, ihr Schicksal von dem ihres Verlobten nicht mehr zu trennen; sie

macht es ſich zur heiligen Aufgabe, ihn von ſeinem grauſamen Schickſale zu erlöſen. Der Holländer nimmt ihre aufopfernde Liebe nicht an, ſondern eilt an den Bord ſeines Schiffes, das vom Lande abſtößt unter dem Ertönen jenes wilden „Jo—hoe" Rufs, des charakteriſtiſchen muſikaliſchen Motivs für das Erſcheinen des verfluchten Schiffes und der in ihm weilenden Mannſchaft. Senta eilt ihm nach und ſtürzt ſich mit dem Worten: „Preiſ' Deinen Engel und ſein Gebot! Hier ſteh' ich, Dir treu bis zum Tod" in das Meer, aus dem dann die verklärten Geſtalten des Holländers und ſeiner Braut zum Himmel emporſchweben. Wie die Färbung des ganzen Sujets eine düſtere, ſo bewegt ſich auch die Muſik vom Anfange bis an den Schluß in gleichen Klängen der Schwermuth und der Trauer. Die beiden Hauptfiguren, der Holländer und Senta, ſind muſikaliſch ſehr gut gezeichnet, weniger gelungen iſt die des Erik, dem zuweilen ein frivoleres Element beigemiſcht iſt. Die Chöre ſind ohne Ausnahme von großer dramatiſcher Wirkung, beſonders ſind die des dritten Actes ſehr bezeichnend für die Situationen. Die Matroſen und Mädchen am Lande verſpotten die Mannſchaft des Holländers, welche, in dem Raume ihres düſtern Schiffes verborgen, todt zu ſein ſcheinen, und auch durch die Verhöhnung ſich nicht angetrieben fühlen, ein Zeichen des Lebens von ſich zu geben. Der Uebermuth der Matroſen ſteigert ſich noch mehr, als die Mädchen ſich entfernen. Sie fordern die Mannſchaft des Holländers auf, an ihrem Trinkgelage Theil zu nehmen. Das Meer iſt unruhig, der Sturm erhebt ſich, die Norwegiſchen Matroſen, erſt ſo übermüthig, erblaſſen vor Schreck. Da ertönen von dem geſpenſtiſchen Schiffe unheimliche Töne, welche das Auftreten der Mannſchaft des Holländers ankündigen. Es erklingt von daher ein wilder Chorreigen (h moll, $^6/_8$), in deſſen Brauſen hinein die Klänge des Matroſenlieds ertönen, das ſchon früher in der Oper von ihnen geſungen wurde. Die beiden Chöre ſind gut aus einander gehalten und geben ein charakteriſtiſches Bild für die ganze Handlung. — Ueber die Intentionen kann ſich die Kritik durchaus lobend erklären; leider wird die Freude dadurch verbittert, daß man nur wenigen leicht geſchaffenen Melodien begegnet, daß man ſo vielen Stellen den Schweiß und die Mühe der Erzeugung anmerkt. Die Oper hat in Dresden weniger Glück gemacht, als der Rienzi, woran bedeutende Schuld das düſtere Sujet trägt, das gar keine freundlichen Momente enthält. Auch die ernſte Muſik vermochte das Publicum nicht anzuziehen; es fand keine Trivialitäten aus der Italieniſchen und Franzöſiſchen Schule, mit denen der Rienzi gleichſam zur Erholung hier und da ausgeſchmückt war.

Der romantiſche Stoff iſt nicht gerade eine neue Erfindung. Hans Heiling und der Vampyr konnten als Vorbilder gelten. Zwar iſt es etwas melancholiſch, wenn die Handlung ſich um eine Art Geſpenſt dreht, und daher auch im Uebrigen voll unheimlicher Motive iſt, aber an ſich iſt der Gegenſatz der dämoniſchen Welt gegen die menſchlich idylliſche nicht unpoetiſch. An edle oder

ſentimentale Teufel, wie Bertram in Meyerbeers Robert, muß man ſich ſchon gewöhnen.

Derſelbe Gegenſatz zwiſchen der dämoniſch-heidniſchen und der engliſch-chriſtlichen Welt iſt in dem folgenden Stück, der Tannhäuſer, dargeſtellt, und zwar trotz der ſonſtigen Theorien Wagners zu Gunſten des Letztern entſchieden. Goethe hat in ſeiner Walpurgisnacht mehr Muth gezeigt. — Im Uebrigen hat Wagner in dieſem Stück einen glücklichen Wurf gethan. Die Muſik iſt klar und verhältnißmäßig leicht geſchrieben, ſie iſt in den meiſten Fällen mit beſcheidenen Mitteln ausführbar, es iſt hier das erſte Mal, daß Einen beim Anhören von Wagner's Muſik ein wohlthuendes Gefühl überkommt. Das Buch verknüpft den Sängerkrieg auf der Wartburg mit der Sage vom Tannhäuſer und der Venus im Hörſelberge, es iſt der bekannten, ſehr poetiſch gedachten Novelle von Eichendorf: das Marmorbild, nachgebildet, ſowol im Inhalt, wie in der Haltung des Tons, mit Hinzunahme des Tieck'ſchen Mährchens vom Tannhäuſer und geſpenſtiſchen Reminiscenzen aus Heine. Die Bearbeitung iſt aber ſehr geſchickt.

Die Bühne ſtellt das Innere des Venusberges dar, in deſſen fernſtem ſichtbarem Hintergrunde ſich ein bläulicher See ausdehnt, in ihm badende Geſtalten von Najaden, an ſeinen Ufern Sirenen. Im Vordergrunde liegt Venus, vor ihr kniend, das Haupt in ihrem Schooße, Tannhäuſer. Es tanzen Nymphen, liebende Paare ſind an den Seiten der Grotten gelagert, Bachantinnen kommen im wilden Tanze einhergebrauſt und durchziehen mit trunkenen Geberden die Gruppen der Nymphen. Dazu ertönt der lockende Geſang der Sirenen; der Tanz erhebt ſich zu immer größerem Ungeſtüm. Der bachantiſchen Wuth folgt eine Erſchlaffung, die tanzenden Gruppen nehmen ruhige Stellungen ein, die Bachantinnen verſchwinden. Es ſenkt ſich ein Duft herab, der die Gruppen der nun in Schlaf verſinkenden in roſige Wolken hüllt; der ſichtbare Theil der Bühne beſchränkt ſich auf den Raum, in dem Tannhäuſer und Venus in ihrer frühern Stellung verharren. Tannhäuſer zuckt mit dem Haupte empor, als fahre er aus einem Traume auf. Venus ſucht ihm den Inhalt dieſes Traumes ſchmeichelnd zu entlocken; ſie iſt über ſeine Traurigkeit beſorgt, deren Grund ſie nicht begreift. Tannhäuſer geſteht ihr ſeine Sehnſucht nach der Oberwelt; er möchte die Sonne, des Himmels freundliche Geſtirne ſehen; er verlangt nach dem grünen Halm der Wieſe, nach dem lauten Schlage der Nachtigall. Er beſingt mit halber Scheu ihre Liebe, die, nur Göttern geweiht, ihm, dem Sterblichen, zu Theil geworden.

Doch ſterblich, ach! bin ich geblieben,
Und übergroß iſt mir Dein Lieben;
Wenn ſtets ein Gott genießen kann,
Bin ich dem Wechſel unterthan;
Nicht Luſt allein liegt mir am Herzen,
Aus Freuden ſehn' ich mich nach Schmerzen!
Aus Deinen Armen muß ich fliehn,
O Königin, Göttin, laß mich ziehn.

Vergebens ſucht Venus durch Drohungen und weiche Schmeichelworte ſeinen Entſchluß zu ändern. Sie geſtattet ihm endlich fortzuziehen zu den kalten Menſchen, überzeugt, er werde ſie wieder aufſuchen, und um die Zauber ihrer Macht flehen, weil er nie die Vergebung erlangen könne, nach der er ſich ſehne.

Tannhäuſer: Mein Heil ruht in Maria!

Venus ſinkt mit einem Schrei zuſammen. Mit Blitzesſchnelle verwandelt ſich die Bühne, Tannhäuſer, der ſeine Stellung nicht verlaſſen, findet ſich plötzlich in das Thal der Wartburg verſetzt. Ein Hirtenknabe ſingt das Lied von der Frau Holda aus dem Berge; ſeinem Geſange vermiſcht ſich ſpäter der Choral der ältern Pilger, die an der Wartburg auf ihrem Wege nach Rom vorüberziehen. Tannhäuſer, durch die frommen Klänge geſtärkt, entſchließt ſich, mit ihnen die Wallfahrt nach Rom anzutreten. Da ertönen plötzlich Hörnerklänge, der Landgraf und die Sänger treten in Jägertracht einzeln auf, ſie nähern ſich Tannhäuſer und erkennen ihn, der früher in ihrem Kreiſe verweilte. Er ſoll ihnen Kunde geben, wo er geweilt, nachdem er ſie verlaſſen, doch verweigert er dieſe, und bittet, ſie ſollten ihn weiter ziehen laſſen. Er widerſtrebt ihren vereinten Aufforderungen zu bleiben; da ſpricht Wolfram von Eſchenbach das Wort: „Bleib' bei Eliſabeth!" Wie ein Zauber wirkt dieſer Name auf Tannhäuſer. Die Tochter des Landgrafen liebt ihn; als er die Wartburg verlaſſen, erblaßte die Wange der Jungfrau, ihr Herz verſchloß ſich dem Liede der Sänger. Nun widerſteht er nicht länger mehr, er kehrt mit dem Landgrafen und den Sängern in die Burg zurück.

Zu Anfang des zweiten Acts führt Wolfram den Tannhäuſer zu Eliſabeth; lange Scene zwiſchen Beiden, Austauſch gegenſeitiger Entzückungen über das endliche Wiederfinden. Der hinzukommende Landgraf tritt den Gefühlen ſeiner Tochter nicht hemmend entgegen.

Feſt auf der Wartburg, die Edeln des Landes verſammeln ſich, um dem vom Landgrafen ausgeſchriebenen Sängerfeſte beizuwohnen. Großer, prachtvoller Aufzug. Die Sänger treten ein, begrüßen die Verſammlung, und werden von den Edelknaben nach ihren Sitzen geleitet. Der Landgraf fordert die Sänger auf, ſich über das Weſen der Liebe auszuſprechen. Eliſabeth werde dem Sieger den Preis reichen. Das Loos zuerſt aufzutreten trifft Wolfram von Eſchenbach, ihm folgt Walter von der Vogelweide, zuletzt Biterolf, alle drei die Liebe des Mittelalters beſingend in dem Sinne der chriſtlich-romantiſchen Minne. Tannhäuſer, den Venus die Liebe gelehrt, bekämpft jeden Sänger, nachdem er ſein Lied geendet; er ſchildert die Liebe in einer ſinnlichen Weiſe, welche den Anſchauungen des Chriſtenthums entgegenläuft. Die Verſammlung geräth in Entſetzen, und als der grimme Biterolf mit heftigen Worten ihm ſeine Sünden vorwirft, ſingt Tannhäuſer das Liebeslied aus dem erſten Acte in höchſter Exaltation. Allgemeines Entſetzen

über den in heidniſchen Viſionen verzückten Sänger; ſie dringen mit dem Schwerte auf ihn ein. Eliſabeth wehrt ihnen. Sie fleht für den Verirrten zum Himmel und rührt durch ihre Frömmigkeit die Herzen der erzürnten Verſammlung. Der Landgraf bannt ihn aus dem Kreiſe und giebt ihm auf, mit den Pilgern nach Rom zu wallfahren, um ſich bei dem heiligen Stuhle die Vergebung der Sünde zu holen.

Im dritten Acte das Wartburgthal, wie im erſten. Der Tag neigt ſich zu Ende. — Auf dem kleinen Bergvorſprunge rechts vor dem Marienbilde liegt Eliſabeth betend auf den Knien. Geiſtig und körperlich gebrochen, kommt ſie oft hieher um zu beten, und die Pilger aus Rom zu erwarten, unter denen ſie den entſündigten Tannhäuſer zu finden hofft. Der Geſang der Pilger ertönt, Eliſabeth ſpäht unter den Vorbeiziehenden nach Tannhäuſer, ſieht ſich aber in ihrem Hoffen betrogen und kehrt todesbetrübt nach der Wartburg zurück. Die Nacht bricht ein, Tannhäuſer tritt auf in zerriſſener Pilgerkleidung, ſein Antlitz iſt bleich und entſtellt, er geht matten Schrittes auf ſeinen Stab geſtützt. Begegnung mit Wolfram. Er erzählt ihm ſeine Wallfahrt, und daß ihm der Papſt ſeine Sünde nicht vergeben. Verzweiflung habe ihn zurückgetrieben; da ihn der Chriſten Gott verſtoßen, will er zur Venus zurückkehren. Der Hörſelberg beginnt nun in roſigem Schein zu erglühen, er erſcheint durchſichtig, ſo daß man in ihm tanzende Geſtalten erblickt. Tannhäuſer, immer glühender erregt, ſucht ſich von dem zurückhaltenden Wolfram loszureißen, da ſpricht dieſer zum zweiten Male das verhängnißvolle Wort „Eliſabeth". Tannhäuſer ſteht wie vom Schlage gelähmt. Da ertönt von dem durch Fackellicht erleuchteten Hofe der Wartburg das Todtenglöcklein nnd erſchallt ein Grabgeſang: Eliſabeth iſt an gebrochenem Herzen geſtorben. Tannhäuſer ſinkt in Wolframs Armen langſam zur Erde: Heilige Eliſabeth, bitte für mich! — und ſtirbt, verſöhnt mit dem Himmel. Die Pilgerchöre ſingen ihm das Grablied.

Es iſt hier kein Raum vorhanden, um die großen muſikaliſchen Schönheiten dieſes Werkes genauer aufzuzeichnen, es ſei nur ſo viel hier angedeutet, daß es faſt die einzige wahre Opernmuſik iſt, die ſeit Weber und Marſchner in Deutſchland geſchaffen wurde. Sie ſteht, mit Ausnahme des dritten Acts, in welchem die Kraft des Buchs und der Muſik gleichmäßig ſinkt, an Wirkſamkeit den ſo geſuchten Meyerbeer'ſchen Opern gleich, und man muß ſich mit Verwunderung fragen, warum unſre Theaterdirectionen es bis jetzt gemieden haben, dieſer Oper den Eintritt auf ihren Bühnen zu geſtatten.

In ſeiner letzten Oper, dem Lohengrin, hat Wagner ſeine Theorien zu einer gewiſſen Abrundung gebracht. Bekanntlich iſt die Oper mit vielem Glück in Weimar aufgeführt worden, wo durch Franz Liszt's Anregung ein neues, ſehr anerkennenswerthes Kunſtleben aufblüht. Liszt ſelber hat in einem größern Aufſatz in der Illuſtrirten Zeitung eine detaillirte Analyſe dieſer Oper verſucht, um

ſie dadurch den andern Bühnen zu empfehlen. Es iſt das um ſo lobenswerther, da mittlerweile jener Bruch Wagner's mit dem Hof erfolgt iſt, und da die Dresdner Bühne in höchſt unzweckmäßiger Loyalität die Werke des radicalen Meiſters eben ſo verbannt, als die Berliner es nach Spontinis Entfernung that. Da in der Oper in Deutſchland eine ſchreckliche Dürre herrſcht, die man vergebens durch fortwährende Entlehnungen aus dem Franzöſiſchen zu verdecken ſucht, ſo halten auch wir es von Seiten der größern Bühnen für eine Art Pflicht, dieſe Verſuche eines ernſten, gewiſſenhaften Künſtlerſtrebens und eines ſehr bedeutenden Talents dem Publicum vorzuführen. Freilich haben wir nicht viel Hoffnungen dazu, da ein künſtleriſcher Verſuch von gleicher Bedeutung, Schumann's Genoveva, bis jetzt erſt auf einem mittlern Theater gegeben und auch auf dieſem bald bei Seite gelegt iſt, keineswegs wegen eines Mangels an Theilnahme von Seiten des Publicums, ſondern aus andern, für die Kunſt nicht ſehr erfreulichen Gründen.

Wenn jener Aufſatz in uns für den Ernſt des künſtleriſchen Strebens dieſelbe warme Theilnahme erweckt, die in dem Verfaſſer deſſelben lebt, ſo reicht er doch keineswegs hin, uns von der Richtigkeit der Wagner'ſchen Theorien zu überzeugen; wir finden im Gegentheil, abgeſehen von der Ausführung, in der Tendenz des Stückes einen Rückſchritt. Wir ſprechen hier natürlich nur von dem Text und von dem Einfluß deſſelben auf das muſikaliſche Arrangement. Der kurze Inhalt iſt folgender. Graf Telramund verklagt ſeine ehemalige Geliebte, Elſa, vor König Heinrich dem Vogler und beſchuldigt ſie des Mordes ihres Bruders. Sie vertheidigt ſich durch die Berufung auf ein Gottesurtheil, da ſie im Traume einen Ritter geſehen hat, der zu ihrem Retter beſtimmt iſt. Der Ritter erſcheint zu dem beſtimmten Termin in einem Nachen, der von einem Schwane gezogen wird; er beſiegt ſeinen Gegner und gewinnt Elſa's Hand, die ihm aber geloben muß, ihn nie nach ſeinem Namen und ſeiner Herkunft zu fragen. Aber Elſa läßt ſich durch Telramund und deſſen böſe Gemahlin Ortrud, die in dieſem Stück das dämoniſche Princip des Heidenthums repräſentirt, verleiten, ihr Gelübde zu brechen. Darauf bekennt ſich der Ritter als Lohengrin, den Sohn Percivals, des Königs im Graal, der nun nach den Geſetzen ſeines Ordens, weil er ſein Geheimniß profanirt hat, ſcheiden muß. Vorher entzaubert er noch Elſa's Bruder, den die böſe Ortrud in jenen Schwan verwandelt hatte. Elſa ſtirbt vor Gram.

Wir müſſen uns nicht allein gegen das Märchenhafte dieſes Stoffs erklären, das bis zu einem gewiſſen Grade in der Oper immer ſeine Berechtigung haben mag, ſondern vielmehr gegen ſeine ſymboliſche Behandlung. Die Motive gehen aus dem Menſchlichen heraus und ſind uns eben ſo unverſtändlich, wie in dem Altdeutſchen Gedicht. Es iſt daher auch nicht von einer wirklichen Entfaltung menſchlicher Leidenſchaften und Empfindungen die Rede, ſondern von myſtiſchen Gegenſätzen, die ein blos äußerliches Verhältniß zu einander haben. In Folge

deſſen beabſichtigt auch die Muſik nicht, uns unmittelbar fortzureißen, ſondern uns in einer ahnungs- und geheimnißvollen Spannung zu erhalten. Die contraſtirenden Ideen, die durch beſtimmte melodiſche Motive ausgedrückt werden, ſind, allerdings auf eine ſehr kunſtvolle Art, mit einander combinirt, und darum treten die Perſonen nicht in ein lebendiges Wechſelverhältniß. Dieſer Supranaturalismus der Kunſt iſt um ſo merkwürdiger, da auch hier wieder der chriſtliche, ätheriſche, ſubſtanzloſe Himmel mit ſeiner in der leitenden Graalmelodie ausgedrückten Reinheit den Sieg über die leidenſchaftlich bewegte ſinnliche Heidenwelt davonträgt, ganz wie im Tannhäuſer, trotz Wagner's leidenſchaftlicher Abneigung gegen den chriſtlichen Spiritualismus. Es iſt das einfach daraus zu erklären, daß, wenn man ſich einmal in Symbole und Allegorien einläßt, der eigentliche Sinn derſelben bald in leeres Getändel verloren geht. In der Muſik muß zuletzt die Harmonie die Diſſonanz überwinden. Wenn das nun ſymboliſch dahin ausgedehnt wird, daß auf der einen Seite die Harmonie, auf der andern die Diſſonanz ſteht, ſo iſt allerdings der Ausgang unzweifelhaft, aber es iſt ein ſentimentaler und unfruchtbarer Ausgang. Concrete Geſtaltungen verlangen in der Muſik, wie in allen übrigen Künſten, Diſſonanz und Harmonie in ungetrennter Verbindung.

Ob Wagner aus dieſer Richtung ſich entwickeln wird, iſt zweifelhaft. Leider haben ihn ſeine literariſchen Arbeiten zu ſehr darin befeſtigt; ſeine Schrift: „Die Wibelungen. Weltgeſchichte aus der Sage", iſt einer von jenen traurigen Verſuchen, die Mythe und die Geſchichte durch einander zu miſchen, und nicht etwa durch philologiſch-hiſtoriſche Kritik die eine durch die andere zu erläutern, ſondern nach beliebigen Einfällen damit zu operiren. Dieſe unkritiſche Thätigkeit demoraliſirt in der Kunſt wie in der Wiſſenſchaft, und ſie iſt um ſo bedauerlicher, wo ein wirkliches Talent damit verknüpft iſt. In einem noch ungedruckten Stück von Wagner, Siegfried's Tod, in kurzen allitterirenden Verſen, nach Art der nordiſchen Verſe, ſpricht ſich dies Talent eben ſo entſchieden aus, wie die Verirrung der Richtung. Eine feierliche, würdige und ſelbſt poetiſche Haltung, die aber auf Reminiscenzen, nicht allein aus dem Inhalt längſt verklungener Mythen, ſondern auch aus den altfränkiſchen Formen derſelben, beruht, kann eine concrete und lebendige Geſtaltung nicht erſetzen. Walkyren, Aſen und dergleichen ſind eben ſo wenig eines realen Lebens fähig, als Geſpenſter und Heilige. Wagner weiß wahrſcheinlich ſelber nicht, daß ſeine Manier, die architektoniſch-ſymboliſche Gruppirung an Stelle der plaſtiſchen, lebendig bewegten zu ſetzen, bereits in der romantiſchen Schule verſucht worden iſt. In Fouqué und Aehnlichen könnte er ſeine Vorbilder finden.

Dieſe Idealität iſt alſo eben ſo romantiſch, als ſein Traum von dem idealen Volke, welches an die Stelle des wirklichen, durch beſtimmte reale Intereſſen bewegten treten ſoll, jenes heiligen Volkes, welches gleich den Lilien auf dem Felde niemals fragt, wovon es ſich ſättigen ſoll, ſondern ſich ganz der edlen Kunſt

widmet. Ein ſolches Volk findet ſich nur im Monde oder — in der Hofbühne eines neuen Karl Auguſt. Die Erneuerung dieſes excluſiven Kunſtlebens dürfte aber für das Gedeihen der Nation eben ſo wenig wünſchenswerth ſein, als es demokratiſch wäre. Eine wirkliche Kunſt muß das wirkliche Leben begreifen, erwärmen und verklären; der transſcendente Heiligenſchein reift für die Erde keine Frucht.

Da die Ausführung keineswegs mit der Intention immer zuſammenfällt, kann durch dieſe Kritik des Princips das vollſtändige künſtleriſche Weſen Wagners nicht erſchöpft werden. Es kommt nicht allein darauf an, was man zu leiſten beabſichtigt, ſondern was man zu leiſten die Kraft hat. Wenn ſchon in der poetiſchen Seite ſeiner Thätigkeit wenigſtens der Ernſt und die Gewiſſenhaftigkeit anzuerkennen iſt, ſo bietet das rein Muſikaliſche ſeiner Leiſtungen, zu denen wir uns jetzt wenden, noch Erfreulicheres. Wir müſſen in dieſer Beziehung Wagner nicht allein für den ſtrebſamſten, ſondern auch für einen der begabteſten Componiſten anerkennen. Freilich iſt ſein Talent nicht primitiver Natur. In den letzten Opern hat ſich ſeine Muſe zwar gekräftigt, und wir begegnen von Zeit zu Zeit muſikaliſchen Gedanken, die alle Merkmale eines edlern Styls an ſich tragen. Die frühern Arbeiten deuten aber alle auf ein ſchweres Gebären des muſikaliſchen Gedankens, man ſieht überall die Feilenſtriche der Reflexion. Im grellen Gegenſatze dazu finden wir daneben auffallende Trivialitäten, ſowol in längern Melodien, als auch in kürzern Stellen, am Meiſten zeichnen ſich zu ihrem Nachtheile die Schlußtakte der Melodien aus. Und ſo bildet beſonders die Oper Rienzi ein wunderliches Gemiſch von wenig übereinſtimmenden Stücken, die nur dadurch in eine gewiſſe Gleichförmigkeit gebracht werden, daß die harmoniſche Behandlungsweiſe die nämliche bleibt, daß die inſtrumentalen Mittel dieſelben ſind. Auch der harmoniſche Theil der Muſik kann nicht immer vor einem ſtrengen Richterſtuhle beſtehen, er enthält nur zu oft Härten, die dem fein gebildeten Ohre widerſtreben, er leidet an einer übel angebrachten Schwülſtigkeit, welche, wiewol ſie gut gemeint und mit großem Nachdenken geſchaffen iſt, die Kraft der Melodie ſchwächt — ein allgemeiner Fehler der modernen Deutſchen Componiſten. Doch darf nicht geläugnet werden, daß Wagner in dem „Tannhäuſer" und „Lohengrin" auch darin bedeutend vorgeſchritten iſt. — Man wird wieder an Meyerbeer erinnert, wenn man die Art und Weiſe zu inſtrumentiren vergleicht. Beide verlangen Orcheſter von der ſtärkſten Beſetzung zur Execution ihrer Werke. Bei unſrer fortgeſchrittenen Technik iſt es freilich nicht zu verlangen, daß man auf die beſcheidene Weiſe der alten Meiſter zurückgehe, aber die Zuſammenſetzung unſrer Orcheſter verträgt doch kaum eine weſentlich andere Behandlung, als die auf der Baſis von Mozart, Haydn und Beethoven begründete, von Weber und Mendelsſohn ausgebildete Inſtrumentation. Die ſo geprieſenen Fortſchritte der neuen, beſonders durch Berlioz eingeführten Inſtrumentirung ſind oft nur illuſoriſch, denn die durch die

complicirteſten Zuſammenſtellungen erzeugten Klangwirkungen dieſer Schule erreichen nie die ſchönen und natürlich in einander gefügten Harmonien unſrer guten Deutſchen Meiſter, die durch Inſtrumentanhäufungen erzeugten Kraftſtellen nie die intenſive Kraft unſrer Mozart und Beethoven. Auch der praktiſche Nachtheil iſt kein geringer: bei dem Verharren auf dem von unſern Tonmeiſtern eingeſchlagenen Wege werden wir dahin gelangen, daß nur in den größern Städten, die durch materiellen Aufwand die Kunſtmittel anhäufen, unſre Muſikwerke zur Aufführung gelangen können. Wagner bedient ſich im Lohengrin ſtets dreifach beſetzter Holzblaſeinſtrumente, ohne das Meſſingchor und ein Dutzend Extratrompeten zu rechnen; er theilt die Violinen in eine Menge Chöre, deren Einzelſtimmen jede eine mehrfache Beſetzung erfordern. Es iſt dies eine Inſtrumentenanhäufung, wie ſie kaum Berlioz kennt, dem doch die Kräfte einer Weltſtadt zu Gebote ſtehen. Auch Meyerbeer verlangt nicht dieſe bedeutenden Mittel, oder wenn er ſie beanſprucht, geſtattet die Geſtaltung ſeiner Partituren viel eher ein leichteres Arrangement, als dies bei Wagners complicirter Weiſe in Lohengrin der Fall iſt. Außerdem hat Meyerbeer principiell nur für große Bühnen und große Orcheſter geſchrieben, während Wagner es als Grundſatz aufſtellt, jedes Kunſtwerk müſſe für das Volk im Ganzen, nicht für die Ariſtokratie der großen Städte geſchaffen ſein. Seine Praxis widerſpricht auch in dieſem Punkt, wie in dem Verhältniß zum Chriſtenthum, ſeiner Theorie. Von allen ſeinen Opern ſteht in dieſer Beziehung der Tannhäuſer am Geläuterſten da, indem hier eine ſparſame, nicht über das gewöhnliche Maß gehende Inſtrumentation beibehalten iſt, und die durch dieſelbe erzeugten Wirkungen ihrem jedesmaligen Zwecke entſprechen.

Ganz ſelbſtſtändig iſt Wagner in der von ihm in ſeinen letzten Opern eingeführten Art der Behandlung der Singſtimme, zu welcher er durch die veränderte Geſtaltung der Textbücher hingeleitet wurde. Die lebendigere, gedrängtere Handlung, die Betheiligung der Maſſen von den Vorgängen des Drama bewirkte vor allen Dingen das Zurückweichen des lyriſchen Elements, die faſt gänzliche Beſeitigung der Arien in der Form, wie ſie von den Italienern geſchaffen und durch Mozart gleichſam ſanctionirt wurde. Schon Gluck arbeitete auf dieſe Umgeſtaltung hin, er will nicht, daß der dramatiſche Theil der Oper zu Gunſten der Muſik irgend welche Unterbrechung erleide, deshalb beſchränkt er die Arien in einen ſehr kleinen Raum, etwa in das Maß der Cavatine, und beſtrebt ſich, die Singſtimme in einer ſolchen Faſſung zu halten, daß ihre Melodie in genauer Correſpondenz mit den Worten ſteht, daß alle Figuren aus ihr entſchwinden, die der Virtuoſität des Concertſaales überlaſſen bleiben müſſen. Darum machte man ihm den Vorwurf der Unſangbarkeit, obgleich ſeine Melodien ſich in einem der jedesmaligen Stimmlage angemeſſenen Umfange bewegen, und die Intervalle, welche ſie berühren, dem Ohre leicht faßlich ſind. Freilich bieten ſie dem gewöhnlichen Sänger Schwierigkeiten, weil ſie zu ihrer richtigen Auffaſſung eine ſolide

muſikaliſche Bildung beanſpruchen, weil ſie in ſo genauer Wechſelwirkung mit dem dramatiſchen Theil ſtehen, daß ein mangelhaftes, einſeitiges Eingehen in die künſtleriſche Aufgabe derſelben alle Wirkung raubt. Gluck's großes Verdienſt in dieſer Beziehung wurde von den verſtändigen Künſtlern und Kunſtfreunden ſowol ſeiner Zeit als auch in den nachfolgenden gebührend anerkannt, und doch hat er, ſeinen vorzüglichſten Schüler Méhul ausgenommen, vor Wagner keine Nachfolger gehabt. Der Grund iſt darin zu ſuchen, daß Mozart mit ſeinem unendlich größern muſikaliſchen Inhalt ſich der Italieniſchen Schule anſchloß. Seine liebenswürdigen, blühenden und bei allem Ernſte doch populairen Melodien, ſein glänzendes Colorit in der Inſtrumentation, die Conceſſionen, durch welche er die Sänger zu ſeinen Sclaven machte, die von ihm gewählten Sujets, dem Publicum zugänglicher als die der antiken Welt entlehnten, — alle dieſe Umſtände trugen dazu bei, den ernſten, an das Nachdenken appellirenden Gluck zu verdrängen. So geſchah es, daß Glucks Opern nur als Raritäten dem Publicum vorgeführt wurden, daß manchen unſrer heutigen Componiſten ſein Name als ein mythiſcher erſcheint. Die durch Mozart nach Deutſchem Weſen hin modificirte Italieniſche Schule blieb lange Zeit in unumſchränkter Geltung, bis Beethoven in ſelbſtſtändiger Schöpfung, Weber durch die Herbeiziehung des Deutſchen Volksliedes in der Führung ſeiner Melodien gewiſſermaßen die erſten ſpecifiſch Deutſchen Opern ſchrieben, in denen wiederum das offne Beſtreben an den Tag tritt, der virtuoſen Geſangskunſt alle Zugeſtändniſſe zu entziehen. Ihnen ſchloſſen ſich in dieſer Beziehung mit Eifer Schumann und Rietz an, deren redliche Abſicht leider theilweiſe an dem Umſtande ſcheiterte, daß ſie den dramatiſchen Styl, deſſen vorzüglichſte Aufgabe es ſein muß, durch einfache Größe und Wahrheit der Darſtellung zu wirken, in allzu complicirter und gelehrter Form handhabten. Ein vollſtändiges Losſagen von der Mozart'ſchen Operuform findet bei allen dieſen Componiſten jedoch nicht ſtatt. Auch Wagner iſt in ſeinem Rienzi noch abhängig von Meyerbeer; ein bewußter Uebergang zu Gluck's Principien findet ſich ſchon in dem fliegenden Holländer, eine Entſchiedenheit, ſich dafür zu erklären, prägt ſich erſt im Tannhäuſer, noch beſtimmter aber im Lohengrin aus. Der Tannhäuſer nähert ſich in ſeiner muſikaliſchen Keuſchheit einer gewiſſen Vollendung, der Lohengrin ſteht vielleicht noch über ihm, ſo weit die bei ihm zu erhöhter Klarheit gediehenen Anſichten und das geläuterte Streben nach muſikaliſcher Wahrheit und Einfachheit hier in Betracht zu ziehen ſind. Darin ſteht er mit Gluck auf gleicher Stufe, aber ſeine innere, ſchöpferiſche Kraft ſteht bis jetzt ihm noch nach, denn auch die Melodien der letzten Oper erſcheinen immer noch als Gebilde der Reflexion, erregen aber eine gewiſſe künſtleriſche Befriedigung, da ſie frei von jeder Coquetterie mit der Mode ſind. Von dieſem Fehler iſt der talentvolle und geſchickte Meyerbeer nicht freizuſprechen, es iſt der hauptſächlichſte, den man ihm zum Vorwurf machen muß, aus ihm entſpringen auch alle die andern

Mißgriffe, durch welche er oft in unverantwortlicher Weise jeder ernsten Kunst Hohn spricht.

Je weniger die Arie in ihrer hergebrachten Form zur Geltung gelangen kann, desto mehr erlangt in dem von Wagner angestrebten musikalischen Drama der declamatorische Theil, das Recitativ, Bedeutung, und zwar nicht blos im Parlando, sondern in einer pathetischen Form. Das Orchester schiebt nicht blos einzelne Accorde ein, um dem vortragenden Sänger die harmonischen Grundlagen anzudeuten, es dient vielmehr dem Sinne der Worte zum entsprechenden musikalischen Ausdrucke. Hiermit im Zusammenhange steht das öftere Ueberschreiten des Recitativs in bestimmtes Zeitmaß. Ein zu langes Verharren darin ist unzweckmäßig, da nur bedeutungsschwere Stellen dazu geeignet sind. Es ist diese Art des Recitativs keineswegs neu; sie ist, wiewol vor Gluck schon üblich, sogar im Oratorium schon zur annähernden Ausbildung gelangt, doch von Diesem zuerst in die dramatische Musik mit Consequenz eingeführt worden, und es liegen in diesen pathetischen Recitativen zum Theil die Hauptschönheiten der Musik. Sie bilden ferner einen integrirenden Theil der opera seria aller Schulen, allein sie erscheinen deshalb nicht in dieser Ausdehnung, weil man das lyrische Element in der Arie und im Ensemble stets in den Vordergrund zu stellen pflegte. Diesen Standpunkt hat Meyerbeer selbst noch nicht ganz überwunden, wie denn überhaupt in seinem Eklekticismus ein reines Princip nicht vorherrscht. Wagner hat sich entschieden der declamatorischen Richtung in dem musikalischen Drama zugewendet, nicht allein in den sorgfältig ausgearbeiteten Recitativen, sondern selbst in den Cantilenen, und sollte es auch auf Kosten einer ungezwungenen Melodieführung geschehen. Es liegt darin eine schwere Aufgabe für die Zuhörer, die plötzlich sich genöthigt sehen, alle Aufmerksamkeit einer Musik und einer schnell fortschreitenden Handlung zuzuwenden, welche nicht genügende Muße gestattet, sich in dem Behagen bequemer Melodien nach dem Takte hin und her zu wiegen.

Hierbei mag noch eines eigenthümlichen Gebrauchs der Instrumentalmittel gedacht werden, nicht als ob er ein durchaus neuer sei, er findet sich im Gegentheil schon in Auber's komischen Opern (Teufels Antheil, Sirene) und bei Meyerbeer (Hugenotten, Prophet) ziemlich ausgebildet, aber er wird von Wagner im ausgedehntesten Maße angewendet, und kehrt, vom fliegenden Holländer an bis zum Lohengrin, als integrirender Theil seiner Opern immer wieder. Er besteht darin, daß der Componist für gewisse Ideen, die das Ganze seines Dramas durchweben, bestimmte musikalische Motive erfindet, die als ihre Symbole auftreten. Diese Motive ziehen sich wie ein rother Faden durch das Ganze, und treten jedesmal hervor, wenn diese Ideen oder die stellvertretenden Personen die Aufmerksamkeit auf sich ziehen sollen. In den Opern Meyerbeer's ist nur ein charakterisirendes Motiv, und zwar ein volksthümliches, das die einzige hervorragende Idee bezeichnet, welche dem Drama als Angelpunkt dient: in den Huge-

notten der Luther'ſche Choral, in dem Propheten das Ad nos, ad salutarem undam. So iſt es auch in dem fliegenden Holländer, in welchem als charakteriſtiſch nur der eine Hornruf ertönt, mit deſſen Erklingen das Erſcheinen des fliegenden Holländers in Verbindung ſteht. Dieſes Motiv iſt für die Perſönlichkeit des Helden ſehr bezeichnend: es bewegt ſich in gehaltenen Noten und ſchildert in den wiederkehrenden Accordintervallen (d̄ a d̄, ā d̄ d̄), in denen die Duoten ausgelaſſen iſt, treffend die unheimliche Erſcheinung. In dem Tannhäuſer läßt Wagner zwei Hauptmotive hervortreten, das eine als Vertreter der Idee des heidniſchen Feenreichs, das andere für das chriſtlich-romantiſche Ritterthum. In Lohengrin geht er noch weiter. Faſt jede Perſönlichkeit, oder vielmehr jede durch dieſe repräſentirte Leidenſchaft, iſt durch ein beſtimmtes Motiv vertreten: es giebt ein Motiv des Graals, eins der ſanften und keuſchen Elſa, eins für das Auftreten des Lohengrin, ein anderes bei dem Anrufen des Gottesgerichts, ſodann ein Motiv der verbotenen Frage, und noch ein letztes, als Bezeichnung des Charakters der Ortrud. Auf dieſe Weiſe wird mehr das Gedächtniß angeſtrengt, als die unmittelbare Empfindung.

Die Anwendung dieſer muſikaliſchen Motive in ſo ausgebreiteter Weiſe iſt ein neues Zeugniß der überwiegend reflectirenden Richtung Wagner's, und ſcheint die Behauptung zu beſtätigen, daß unſre Muſik jetzt auf den Punkt hingelangt ſei, auf welchem das freie, inſtinctmäßige muſikaliſche Schaffen ſeinem Ende nahe. Die nächſte Folgerung würde ſein, daß zur Production eines muſikaliſchen Werkes natürliche Begabung nicht mehr das erſte Erforderniß ſei, daß Formengeſchicklichkeit in der Muſik und ein gebildetes Nachdenken genügende Mittel an die Hand geben, Tonwerke, welche den Forderungen unſrer Zeit entſprechen, zu ſchaffen. Unſre freundliche Tonkunſt hat eine griesgrämige Maske vorgebunden, und ſelbſt die begabten jungen Künſtler, auf denen unſre Zukunft ruht, verſchmähen es, mit offener Stirn und ungezwungenem Weſen in der Welt einherzugehen, auch ſie ſuchen eine gewiſſe Würde darin, mit gefalteter Stirn und nachdenklicher Miene aufzutreten. Aber der Tiefſinn und die künſtliche Combination erſetzt nimmer die mit Urgewalt ſprudelnde Luſt der Natur. — Die Kunſt iſt doch am Ende nicht blos für die Künſtler. Der Muſiker von Fach oder der weiter in die Geheimniſſe der Kunſt eingeweihte Kunſtfreund muß ſich vor der Täuſchung hüten, daß dieſe ihm bald geläufig werdenden Subtilitäten dem Volke ohne Commentar ein gänglich ſeien; das iſt ſicher aber nicht die rechte Kunſt, die zu ihrer Erläuterung langer Commentare bedarf. So geiſtreich Liszt die Motivzeichnung Wagner's commentirt, er findet doch immer nur Symbole und Andeutungen, nie einen realen Ausdruck. Wie ſoll auch freilich das Ueberſchwengliche ſich ausdrücken! Was ſich nicht ſagen läßt, kann auch Hoboe und Flöte nicht verſinnlichen. Meyerbeer's Verfahren iſt ein klareres; er nimmt die Inſtrumentalmittel nur zur Folie und lehnt ſich an Melodien, die bereits in das Mark des Volks übergegangen ſind.

Wagner konnte das nicht, da seine Textbücher nicht in dem Kreise solcher Ideen liegen, für welche sich schon fertige, dem Verständnisse des Volkes entsprechende musikalische Ausdrucksmittel finden lassen; er war genöthigt, sie selbst zu schaffen. Von diesen Motiven darf man unbedingte Wirkung nur den Motiven des Lohengrin, des Graals und der verbotenen Frage zugestehen, die übrigen verdienen nur insofern eine Anerkennung, als sie edel gedacht sind und besonders für den Musiker von Fach viel Interessantes bieten. Doch gerade der Mann von Fach sollte bei Wagner's Principien über den Aufbau der Kunstwerke niemals in Betracht gezogen werden.

Die Chöre in Wagner's Opern bilden einen besonders zu rühmenden Theil seiner Musik, sowol wegen der genauen Accommodation ihrer Motive wie der Worte, als auch wegen der Einfachheit, in der sie meistens concipirt sind. Sie treten in würdiger Haltung auf, gleichsam im Bewußtsein ihres überwiegenden Einflusses auf die Handlung des Drama, nicht als unterwürfige Diener, die man in steifer militairischer Ordnung an die Coulissen stellt, damit sie durch Oeffnung ihres Mundes den Lärm der Finale verstärken helfen. Durch ihre Bedeutung in dem dramatischen Theile verlangen sie auch eine sorgfältigere musikalische Behandlung; die Zeit ist vorüber, in denen sie der Orchestermusik untergeordnet die Harmonien derselben verstärken halfen und nur schüchtern hier und da in selbstständigen Melodiephrasen sich hervorwagten. Die an sich schwierige Aufgabe hat Wagner überall mit großem Ernste und musikalischer Sicherheit gelöst, wie wir dies sonst nur in den Oratorien zu finden gewohnt waren. Nur Einer steht ihm darin zur Seite, Meyerbeer, der ihn vielleicht in der klaren, sogleich einschlagenden Charakterisirung übertrifft, während er ihm nachsteht in der sorgfältigen technischen Ausführung und in der Noblesse seiner Motive. Diese Vergleichung wird Vielen auffällig sein, am Meisten Jenen, welche mit Enthusiasmus dem Panier Wagner's sich angereiht haben und es als entschiedene Parteileute für Pflicht halten, zu Gunsten ihres Helden dem Rivalen desselben entgegenzutreten. Es ist nicht zu läugnen, daß Wagner in seinen künstlerischen Absichten geläuterter dasteht, daß er mit Wort und That dahin zu wirken gesucht hat, eine ernstere Kunstrichtung anzubahnen, wogegen Meyerbeer mit Recht manch harter Vorwurf trifft. Dennoch liegen die angezogenen Vergleiche sehr nahe, denn obschon Wagner und die Anhänger seiner Richtung die Welt mit erlösenden Kunsttheorien überschütteten, so haben doch die Thatsachen kein anderes Resultat uns schauen lassen. Zur Erreichung ihres Zweckes bedienen sich Beide derselben künstlerischen Mittel. Wirft man Meyerbeer ein übertriebenes Raffinement vor, redet man von seinen Massenaufstellungen, von dem entwickelten Pompe, von der Bestechung des Publicums durch Tanz und Scenerie, so darf dieser Vorwurf dem Erstern auch nicht erlassen werden, um so weniger, da seine reformatorischen Tendenzen ihn davon abhalten sollten. Hoffentlich wird seine weitere Entwickelung auch darin eine Läuterung eintreten lassen, und seinem ernsten Streben wie seiner nicht gemeinen Begabung den angemessenen Ausdruck verschaffen.

Zur Geſchichte des Friedrichs-Denkmals in Berlin.

Das Friedrichs-Denkmal, von dem ich Ihnen vor Kurzem eine Schilderung entwarf, ſteht jetzt an dem ſeit einem halben Jahrhundert ihm beſtimmten Platze. Das Rauſchen der Muſik, der Donner der Geſchütze, die preiſenden, ermahnenden und politiſch tendenziöſen Reden, der Paradeſchritt marſchirender Regimenter und der Marſch paradirender Gewerke, kurz das ganze offiziöſe, prunkende und lärmende Accompagnement der Enthüllungsfeier iſt verklungen. Sie werden nicht erwarten, daß ich in die Fußſtapfen der Berliner Zeitungen trete und Ihnen nachträglich berichte, was dort ſchon aller Welt verkündet worden. Die Feier hatte einen durch und durch militairiſchen und uniformirten Anſtrich. Durch die gewaltigen Räume, auf denen ſie ſich bewegte, durch die Maſſen, welche auf dem Pflaſter, auf den Dächern und an den Fenſtern der Gebäude mitwirkend oder zuſchauend daran Theil nahmen, war ſie jedoch nicht ohne Großartigkeit. Ihr ergreifendſter Moment, der einzige, der mit ungemiſchtem, reinem Eindruck der Freude jedes Auge, jedes Gemüth in gleichem Grade berühren mußte, war natürlich der Augenblick der Enthüllung ſelbſt.

Die Leinwand ſank von einem der herrlichſten Meiſterwerke neuerer Kunſt; Staunen und Bewunderung löſten ſich im lauten Jubel der verſammelten Menge. Man hat an der paſſenden Wahl des Standortes gezweifelt, aber der Augenſchein beſiegte alle Zweifel. Kein Platz in der Welt könnte paſſender ſein. Die Steinkoloſſe des Palaſtes des Prinzen von Preußen, der Univerſität, der Akademie umſchließen das Denkmal als mächtige Schranken, deren Höhe an Eindruck durch die Höhe des Standbildes Nichts verliert. Die freien, ſchlanken Formen des Letztern werden von der Maſſenhaftigkeit der umgebenden Architektur ſehr gut begrenzt, und doch bleibt Raum genug, um auch die Langſeiten des Denkmals im Ganzen zu überblicken, wie im Einzelnen zu betrachten. Um im Rücken deſſelben einen architektoniſchen Abſchluß zu gewinnen, hat man beſchloſſen, vier Denkſäulen vor die Endpunkte der vier Baumreihen der Lindenallee aufzuſtellen. Sie machten, zunächſt von Holz, Stroh, Leinwand und Pappe ſchnell errichtet, ſchon die Enthüllungsfeier mit, und würden die Wirkung des Geſammtbildes ungemein gehoben haben, wären ſie minder hoch geweſen, und hätten ſie dem Standbilde des großen Friedrich minder nahe geſtanden.

Es ſind vier, obeliskenartig emporſteigende Pfeiler, welche jedoch nicht mit einer abgekanteten Spitze ſchließen, ſondern ein Capital tragen, an dem wir ſtatt der Akanthusblätter Bruſt- und Fittige von Adlern, ſtatt der Volnten deren Köpfe und Schnäbel bemerken. Auf jedem der vier Capitäle ſteht einer der Vorfahren des alten Fritz, rechts ein Markgraf und ein Kurfürſt, links zwei Könige. Daß man dort mit dem Ascanier Albrecht dem Bären begann, der doch einem ganz

andern Geſchlechte angehört, ſcheint mir weniger geeignet, als wenn man dem erſten Zollern, Burggraf Friedrich von Nürnberg, als zweiten Vorfahren die Geſtalt Joachims des Zweiten, der die Kirchenreformation in Brandenburg einführte, zur Seite geſtellt hätte. Die beiden Könige konnten natürlich nur Friedrich der Erſte und Friedrich Wilhelm der Erſte ſein. Indeſſen da Albrecht der Bär als Gründer Berlins betrachtet wird, ſo wollen wir ihm die Ehre nicht mißgönnen. Er ſieht in ſeinem maleriſchen Coſtum mit Sturmhaube und Schuppenpanzer, die Rechte an der Lanze, die Linke über dem am Fuße ruhenden Schilde, überdies ſtattlich genug aus. Sein Nachbar Friedrich trägt den Kurfürſtenhut und das Schwert, mit welchem er den widerſpenſtigen Märkiſchen Adel zu Paaren trieb. Der erſte König, eine feine, mit Sorgfalt und Luxus gekleidete Geſtalt, hält das neu errungene Scepter und bildet einen entſchiedenen Contraſt zu der breiten Figur Friedrich Wilhelms des Erſten, der ſich auf ſeinen bekannten langen Spazierſtock ſtützt, daſſelbe Inſtrument, welches er nicht ſelten als väterlich ſtrafender Executor höchſt eigenhändig auf dem Rücken ſeiner Unterthanen probirte.

Dieſe vier Geſtalten ſollen in Marmor ausgeführt und die Flächen der aus Stein zu errichtenden Pfeiler mit eingelegten Marmor-Reliefs geſchmückt werden, deren Gegenſtände zu den Statuen in geſchichtlicher Beziehung ſtehen. Für diesmal war die Malerei für die Sculptur eingetreten und hatte auf dem Leinwand-Ueberzuge der Pfeiler die Reliefs grau in grau durch die Farbe hergeſtellt. Die Form der Pfeiler, welche der treffliche Architekt Hofbaurath Strack entworfen, zeugt von künſtleriſchem Geſchmack, nur ſind ſie, wie geſagt, viel zu hoch, indem ſie die Reiterſtatue um zehn Fuß überragen. Weder in der Idee iſt es gerechtfertigt, daß die vier Vorfahren ihren großen Enkel ſo tief unter ſich laſſen, noch kann es äſthetiſch gebilligt werden, daß das Beiwerk dem Auge ſich in ſo wenig beſcheidener Weiſe aufdrängt. Auch niſten die in ihrem hiſtoriſchen Coſtum charaktervoll dargeſtellten Brandenburgiſch-Preußiſchen Fürſten gleich Orientaliſchen Säulenheiligen auf ihren fünfzig Fuß hohen Pfeilern. Wie ich höre, hat die Probe dieſen Fehler ſo allſeitig erkennen laſſen, daß eine Verkleinerung der Pfeiler, ſo wie ein weiteres Zurückſtellen derſelben, bereits beſchloſſen iſt. Unter ſolcher Abänderung wird ein wirklich zweckmäßiger und ſchöner Abſchluß des großen plaſtiſchen Gemäldes erreicht werden.

Um den Mittelpunkt dieſes Gemäldes, das Rauch'ſche Denkmal, bewegt ſich unausgeſetzt eine Schaar von Betrachtenden aus der Heimath wie aus der Fremde, und in der That, das Wunderwerk iſt einer Wallfahrt werth. Es bedurfte der Luft, des freien Himmels, der architektoniſch großen Umgebung, um in ſeiner ganzen Schönheit gewürdigt werden zu können. Die Rieſengröße ſeiner Formen faßt ſich hier zu einer zwar großartigen, aber durch die Harmonie aller Theile maßvollen Einheit zuſammen. Der dunkelfarbige Granit des Sockels bildet zu dem leuchtenden Erz einen kräftigen Gegenſatz, der durch das Nachdunkeln des

Metalls an Schärfe verlieren wird, wogegen durch eben diesen Einfluß der Luft die Sculptur an Ruhe des Eindrucks noch gewinnen muß.

Erlauben Sie mir, an dieser Stelle eine kleine Berichtigung und Ergänzung meiner frühern Schilderung einzuschieben. Von den Reliefs, welche zwischen den allegorischen Eckfiguren die Wände der obern Abtheilung des Postaments bedecken, ließ ich eines unerwähnt, und brachte ein anderes, die Verklärung des abgeschiedenen Friedrich, an eine falsche Stelle. Das Letztere befindet sich nicht an der Vorderseite, sondern an der Rückseite. Vorn sehen wir den König auf einer Brunnenröhre sitzen und mit seinem Krückstock Schlachtpläne in den Sand zeichnen. Das Motiv zu dieser Darstellung ist von einer Situation nach der unglücklichen Schlacht bei Kollin hergenommen, die Benutzung appellirt an eine allgemeinere Deutung, und will die dornenvolle Bahn überhaupt bezeichnen, welche der gekrönte Feldherr unter zahllosen Mühen und Anstrengungen zu durchmessen hatte. Möge dies kleine Relief der Gegenwart die große Lehre geben, daß dauernde Erfolge in der Geschichte nur durch beharrlichen und unermüdlichen Kampf, nur durch harte Entbehrungen und Opfer vom Genuß des Lebens errungen werden! Im flachen Hintergrunde zieht, wie eine Prophetin des endlichen Sieges, als Vision gedacht, die Reitergestalt Friedrichs im Costum eines antiken Helden vorüber. Pallas geht gewappnet vor ihm her und Nike folgt mit dem Lorbeerkranz, den sie auf das Haupt des Siegers drückt, und mit der Friedenspalme.

Das Friedrichs-Denkmal hat eine siebzigjährige Geschichte. Verschiedene Umstände und Zufälle aller Art mußten mitwirken, um es in seiner jetzigen Gestalt entstehen zu lassen, um für den Würdigsten das Würdigste zu bilden.

Bereits im Jahre 1779, gleich nach Beendigung des Bairischen Erbfolgekrieges, regte sich in der Berliner Garnison der Wunsch, ihrem königlichen Feldherrn ein Denkmal zu errichten, ähnlich dem des großen Kurfürsten auf der langen Brücke. Der Bildhauer Tassart fertigte ein Modell und entwarf die Kostenanschläge. Das Modell stellte den König zu Pferde dar, wenig portraitartig. An den vier Ecken des Piedestals waren die Figuren des Mars, der Minerva, des Herkules und der Themis angebracht, auf der vordern Fläche das Preußische Wappen, unter welchem die Worte standen: Marti et Musis dilectus. Der damalige Gouverneur von Berlin, General Möllendorf, hielt es für angemessen, dem Könige im Namen der Armee das Vorhaben zu melden. Friedrich aber erwiderte, es sei eine schickliche Sitte, dem Feldherrn nicht während seines Lebens, sondern nach seinem Tode ein Denkmal zu errichten.

Als der große König gestorben war, ging zuerst die Provinz Pommern mit ehrenvollem Beispiel voran. Der Minister von Herzberg, ein geborner Pommer, erließ an seine Landsleute einen Aufruf zur Errichtung eines Friedrichs-Denkmals, und die allgemeine Zustimmung der Provinz bethätigte sich in zahlreichen und bedeutenden Beiträgen. Die Ausführung wurde Gottfried Schadow übertragen,

und das Denkmal am 10. October 1793 zu Stettin aufgestellt. Der Künstler selbst erklärt in seinen Schriften, daß er diese Arbeit nicht zu den gelungenen zähle. Obwol die Mehrzahl der Beitragenden die Gestalt des Königs ohne Hermelinmantel wünschte, habe er doch besorgt, das Ganze würde bei dem kolossalen Maßstabe ohne einen solchen faltenreichen Schmuck ein dürftiges Ansehn erhalten. Er gesteht nun aber selber, daß im Standbilde wie in der Wirklichkeit die Uniform und der dreieckige Hut mit dem Königsmantel unverträglich erscheinen.

In dem Werke Schadow's herrscht, ungeachtet dieser prunkenden Zuthat, übrigens entschiedene Treue der Charakteristik und des geschichtlichen Costums. Anders stand es mit den mancherlei Entwürfen und Modellen, welche auf Antrieb des Ministers v. Heinitz während der Regierungsperiode Friedrich Wilhelm des Zweiten zu einem in Berlin aufzustellenden Denkmal für Friedrich den Großen gefertigt wurden. Die beiden bedeutendsten unter diesen bei wiederholter Concurrenz in großer Anzahl eingereichten Plänen rühren von den Architekten Genelli und Langhans her; beide bezeichnen in sehr bestimmter Weise den damaligen Kunstgeschmack, mit welchem die realistisch gesunde Richtung Gottfried Schadow's im Kampfe lag.

Genelli empfahl ein Reiterbildniß von Bronze am innern Eingange der Linden, im ruhigen Schritt reitend, das Antlitz gegen das Schloß gekehrt, wie es jetzt angeordnet worden. „Mit Lorbeeren gekrönt," fährt Genelli in der Beschreibung seines Planes fort, „kommt Friedrich nach rühmlich geendigtem Kriege zum Sitze seiner Ruhe zurück, sein preisendes Volk mit dem süßen Frieden segnend." Wie schon dieser Styl an die arkadische Idylle des achtzehnten Jahrhunderts erinnert, an diesen parfumirten Zweig der Französisch modernisirten Rococo-Antike, so konnte Genelli auch vermöge seiner gesammten Kunstrichtung nur dafür stimmen, daß die Statue in Römischem Costum ausgeführt werde. Der Plan des Architekten Langhans ging auf ein umfassendes Bauwerk hinaus, einen runden Tempel, dessen Kuppelwölbung von freistehenden Jonischen Säulen getragen werden sollte. Im offenen Innern desselben waren Weihaltäre und eine Statue des großen Königs — natürlich in antikem Costum — gedacht. Großartige Freitreppen sollten zur Basis des Tempels emporführen und im Untergeschosse eine Bibliothek, ein Kunstkabinet und sonstige Sammlungen, alle auf Friedrich den Großen bezüglich, eingerichtet werden. Zum Standorte des Bauwerks endlich war der Pariser Platz bestimmt. Dieses Project hatte Friedrich Wilhelm der Zweite wirklich schon genehmigt, als ihn der Tod abrief und die nun eintretenden Veränderungen im Staatswesen die Kunst in den Hintergrund drängten.

Friedrich Wilhelm III. verlor die Aufgabe, seinem unvergeßlichen Großoheim ein würdiges Denkmal zu setzen, so oft auch die Ereigniſſe davon ablenkten, niemals ganz aus den Augen. Schon im Jahre 1800 ernannte er zu diesem Zwecke eine

Commiſſion, welche ſich nach mancherlei Verſuchen für den Platz entſchied, auf dem die Rauch'ſche Reiterſtatue gegenwärtig ſteht. Das von Schadow vorgeſchlagene, von dem Neffen Friedrich's nicht paſſend befundene treu geſchichtliche Coſtum der Zeit wurde von Friedrich Wilhelm III. gebilligt und Schadow beauftragt, einen ausführlichen Koſtenanſchlag einzureichen. Die Kriegsſtürme von 1806 und 1807 vereitelten auch diesmal wieder die Ausführung des Werkes. Der Tod der vielgeliebten Königin Luiſe, die Befreiungskriege lenkten die Kunſt auf näher liegende, den lebendig empfundenen Augenblick berührende monumentale Zwecke, an denen das Talent Rauch's ſich entwickelte. Erſt in den zwanziger Jahren wurde der Plan eines Friedrich's-Denkmals wieder aufgenommen, und zwar wandte ſich der König nun an Schinkel, deſſen vielumfaſſende Beſchäftigung ihn jedoch verhinderte, das Werk zu unternehmen. So kam endlich in den dreißiger Jahren dieſe ſchöne Aufgabe, deren Erfüllung der Preußiſche Staat und das Preußiſche Königshaus der eigenen Geſchichte und ihrem glorreichſten Vertreter ſchuldig war, an den Meiſter der Kunſt, welcher das nun vollendete und am 31. Mai enthüllte Werk geſchaffen. Der Weg zum Ziele iſt durch die mancherlei Hinderniſſe und Hemmungen, die ſich der Ausführung des Denkmals wiederholt entgegenſtellten, ein ſehr langer geworden, das erreichte Ziel ſelbſt aber auch um ſo erhabener und ſchöner.

A. G.

Die Kataſtrophe von 1852.

In der Regel treten die Revolutionen unvorbereitet und überraſchend ein, nur durch ein dumpfes, unbehagliches, aber in ſeinen letzten Motiven unerklärliches Gefühl der Unzufriedenheit angekündigt; die Kriſis dagegen, der wir entgegengehen, läßt ſich bis auf den Tag genau berechnen. Da ſie nahe genug bevorſteht, ſo iſt es an der Zeit, unſre Aufmerkſamkeit auf die Eventualitäten derſelben hinzulenken und uns klar zu machen, was unſre Aufgabe während derſelben ſein wird.

Die Kriſis beſteht in dem Interregnum, welches im Mai des folgenden Jahres in Frankreich eintreten muß, wenn es nicht vorher der conſervativen Partei gelingt, daſſelbe durch irgend einen noch gar nicht zu berechnenden Schritt abzuwenden. Die Franzöſiſche Verfaſſung beſtimmt nämlich, daß das Mandat der gegenwärtigen Nationalverſammlung am 28. Mai 1852, daß das Mandat des gegenwärtigen Präſidenten der Republik den 10. Mai 1852 abläuft. Die Wahlen der 750 Repräſentanten ſollen ſpäteſtens den 29. April beginnen, die Wahl des Präſidenten ſoll an dem Tage vollzogen werden, an welchem das Mandat des gegenwärtigen abläuft.

Schon dieſe doppelte, in wenig Wochen zuſammengedrängte Wahl muß das größte Bedenken erregen, wenn man die fieberhafte Aufregung in Anſchlag bringt, die eine jede derſelben nothwendig macht. Da es ſich hier nicht um einen gleichgiltigen Act handelt, ſondern um die Fortdauer der Geſellſchaft, ſo wird vorausſichtlich jeder Bürger Frankreichs ſechs Wochen hindurch von ſeiner politiſchen Thätigkeit vollſtändig abſorbirt werden. Die Geſchäfte werden während dieſer Zeit gänzlich ſtocken, theils wegen der Unſicherheit der nächſten Zukunft, theils wegen der materiellen Unmöglichkeit, in dieſer Periode Arbeiter zu finden; die heftigſten Angriffe gegen die Candidaten, die von den verſchiedenen Parteien aufgeſtellt werden, die gegenſeitige Erhitzung in den Clubs und Wahlverſammlungen, das Zuſammenſtrömen der Landleute in den kleinen Städten, wo ſie die Erſparniſſe der letzten Wochen verzehren müſſen, — das Alles würde ſchon ein hinreichender Grund ſein, für dieſe Zeit das Schlimmſte zu befürchten. Allein es iſt nur der geringſte Grund.

Während dieſer Zeit hört alle legitime Thätigkeit der Behörden auf. Abgeſehen von dem factiſchen vollſtändigen Interregnum, welches mit dem 10. Mai beginnt, und 18 Tage dauert, iſt auch die Autorität der hinſterbenden Gewalten, ſowol des Präſidenten als der Nationalverſammlung, ſchon vorher ſo gering, ihr Einfluß auf die einzelnen localen Behörden ſo unbedeutend, daß jenes Interregnum um wenigſtens vier Wochen zurück datirt werden muß. Bis jetzt iſt das Wahlfieber nur dadurch gemäßigt worden, daß wenigſtens vorläufig eine allgemein anerkannte Autorität während deſſelben mit kräftiger Hand die Zügel des Staats führte: Cavaignac im December 48, Changarnier im Mai 49. Und doch war damals die Schwierigkeit nicht blos um deswegen geringer, weil nur Eine Wahl bevorſtand, ſondern vorzüglich deshalb, weil über den Modus der Wahl kein Zweifel obwaltete. In beiden Punkten ſteht die Sache jetzt viel ſchlimmer aus.

Am 31. Mai des vorigen Jahres hat die Nationalverſammlung ein Geſetz erlaſſen, nach welchem die Zahl der Urwähler durch die Nothwendigkeit eines dreijährigen feſten Domicils weſentlich beſchränkt wird. Obgleich dieſe Beſtimmung mit dem Buchſtaben der Conſtitution in keinem directen Widerſpruche ſteht, iſt ſie dennoch von der geſammten republikaniſchen Partei für null und nichtig erklärt. Dieſe Partei, die ſchon in der Nationalverſammlung ſelbſt beinahe ein Drittel ausmacht, und die in allen größern Städten über die Maſſe des Proletariats gebietet, nicht nur wegen der Gemeinſamkeit der Geſinnung, ſondern durch eine ſehr ſtreng durchgeführte Organiſation, wird alſo im künftigen Jahre, durch keine geſetzliche Gewalt mehr zurückgehalten, in jedem einzelnen Wahlbezirke ſchon über den Wahlmodus einen Sturm veranlaſſen, der ſich bei einem ſo lebhaften Volk, wie die Franzoſen es ſind, keineswegs auf den Heroismus des paſſiven Widerſtands oder auf die Enthaltung von den Wahlen beſchränken wird.

Ein zweiter Umstand fällt eben so schwer in die Wagschale. Die Verfassung verbietet die Wiederwahl des gegenwärtigen Präsidenten für die nächste Wahlperiode; es ist aber eine nicht kleine Partei, namentlich unter dem Militair vorhanden, die ihn um jeden Preis behalten will, und sowol seine frühern Antecedentien, wie auch sein letztes Auftreten berechtigen uns zu der Ansicht, er werde, um seinen Ehrgeiz zu befriedigen, vor keinem Mittel zurückschrecken. Sein Mißvergnügen über die conservative Partei, von der er sich bis jetzt hat leiten lassen, und die ihn nun im Stiche läßt, ist so weit gegangen, daß er sich nicht abgeneigt erklärt hat, das so theuer erkaufte Wahlgesetz vom 31. Mai preiszugeben, um dadurch die öffentliche Meinung wieder für sich zu gewinnen, und daß er bei dem neulichen Feste in Dijon in Gegenwart der höchsten Staatsbehörden eine schwere Anklage gegen die Majorität der Nationalversammlung ausgesprochen hat. Die Majorität hat diese Herausforderung durch eine sehr energische Kriegserklärung ihres Generals Changarnier erwidert.

Die Sache steht also so, daß nicht allein im Princip vier verschiedene Parteien, drei dynastische und eine republikanische, sich gegenüberstehen, sondern daß auch jede derselben über ein schlagfertiges Heer, und was noch wichtiger ist, über eine Anzahl ihr völlig ergebener Generale disponirt. Unter solchen Umständen ist es nicht zu verwundern, wenn ganz Frankreich davon überzeugt ist, es müsse im Mai des folgenden Jahres eine furchtbare Revolution ausbrechen, wenn es nicht vorher gelingt, die Verfassung zu ändern.

Die verfassungsmäßigen Mittel dieser Aenderung sind folgende. Wenn die gegenwärtige Versammlung jetzt im letzten Jahre ihres Bestehens in drei durch einen Monat von einander getrennten Perioden jedesmal mit einer Majorität von drei Vierteln der sämmtlichen Stimmen beschließt, daß eine Revision der Verfassung nothwendig sei, so wird zu diesem Zweck eine neue constituirende Versammlung einberufen.

Diese verfassungsmäßige Aenderung der Verfassung ist wenigstens nach menschlicher Berechnung geradezu unmöglich. Abgesehen davon, daß die Leidenschaftlichkeit, die gerade in diesem Augenblick zwischen den verschiedenen Fractionen der Majorität herrscht, es kaum zu einem gemeinschaftlichen Beschluß kommen lassen wird, der über die bloße Negation hinausgeht, würde auch ein solcher gemeinschaftlicher Beschluß Nichts helfen, denn er würde nie die verfassungsmäßige Majorität von drei Vierteln der Stimmen erlangen, weil die Zahl der reinen Republikaner, die wie ein Mann gegen die Revision stimmen werden, beinahe ein Drittel beträgt. Es ist auch eigentlich Niemand in den verschiedenen Parteien, der sich darüber täuscht; aber die Vertheidiger der Ordnung quand même fordern die Nationalversammlung auf, sich durch den Widerspruch der Verfassung nicht irren zu lassen, und ihren Beschluß gegen den Buchstaben derselben mit Be-

rufung auf das Französische Volk durchzusetzen. Sie provociren also im eigentlichsten Sinne des Worts eine Contrerevolution.

Eine Contrerevolution hat in dem Fall die Wahrscheinlichkeit des Gelingens, wenn nur zwei geschlossene Parteien einander gegenüberstehen, und wenn die Strömung der Zeit der Reaction zuführt. Eine legitime Monarchie z. B. wird mit Erfolg eine Contrerevolution versuchen können, sobald die öffentliche Meinung ihre Gegner im Stich läßt. So ist die Sachlage in Frankreich aber keineswegs. Die bloße Abstraction der Ordnung ist nicht im Stande, sich einer von ihr provocirten Volksaufregung zu bemeistern, die ja selber die Unordnung ist. Bis jetzt hat der Bund der verschiedenen conservativen Parteien dadurch ein Terrain nach dem andern erobert, daß er sich mit seinen Repressivmaßregeln wenigstens an die Form des Gesetzes gebunden hat; ein Verlassen dieses Weges aber zu einer Zeit, wo das Gefühl der Noth noch nicht gebieterisch eingetreten ist, und wo die divergirenden Interessen der einzelnen Fractionen nothwendig hervortreten müssen, hieße nichts Anderes, als die Krisis beschleunigen, und zwar ist es sehr zweifelhaft, ob sie dadurch auf einen günstigern Zeitpunkt übertragen wird, denn die Masse der kleinen Bourgeoisie, deren Gewicht man nicht außer Rechnung lassen darf, würde sich in diesem Augenblick eben so entschieden gegen eine Contrerevolution erklären, in der sie ja auch eine Unordnung sehen müßte, als gegen eine Emeute der Socialisten.

Die Wahrscheinlichkeit bleibt also immer dafür, daß die Krisis im Mai des folgenden Jahres eintreten wird, und es fragt sich nun, wie wir uns in derselben zu verhalten haben.

Es ist unzweifelhaft, daß eine so gewaltige Erschütterung auch ohne ein planmäßiges Mitwirken in allen übrigen Ländern des Continents, namentlich aber in Deutschland und Italien, nachzittern wird. Die Ungewißheit dieses Zustandes wird noch dadurch vermehrt, daß das conservativste aller Länder, daß England sich ebenfalls in der Gefahr einer Krisis befindet. Wir zweifeln nicht daran, daß England bei seiner gesunden Verfassung Mittel finden wird, die Schwierigkeiten seiner innern Angelegenheiten, wenn auch mit einigem Lärm, doch immer auf dem Wege der Ordnung zu entfernen; allein für uns selbst ist die Sache darum nicht weniger bedenklich, denn von den Parteien, die sich freilich vorzugsweise auf die innern Fragen beziehen, hat jede auch eine verschiedene auswärtige Politik. Da man nun keinen Tag voraussehen kann, ob nicht die Whigs, das schwächste Ministerium, das England seit langer Zeit gehabt hat, über irgend einer vielleicht untergeordneten Frage stürzen, und ob nicht die Königin dadurch veranlaßt wird, sich an die Tories und damit an die auswärtige Politik der heiligen Allianz zu wenden; da man ferner nicht voraussehen kann, ob nicht eben dadurch eine so große Volksaufregung entsteht, daß sie die Agitation zur Zeit der Reformbill und der Korngesetze noch bei Weitem übersteigt und zu jener Anhäufung

von elektriſchem Stoff beiträgt, die mit dem Unwetter auf dem Continent in lebendiger Wechſelwirkung ſteht, ſo wird auch von dieſer Seite her die Ungewißheit auf eine ſehr bedenkliche Weiſe geſteigert.

Alle dieſe Umſtände müſſen in Rechnung gebracht werden, wenn wir uns offen und unumwunden die Frage vorlegen wollen, ob unſer Wunſch mit der Möglichkeit eines gewaltſamen Umſchwungs der Dinge in Deutſchland Hand in Hand geht. Wir dürfen uns namentlich nicht von unſrer augenblicklichen Stimmung täuſchen laſſen, die in gerechtem Unwillen über die gegenwärtige Leitung der Staatsangelegenheiten in ganz Deutſchland jede Eventualität acceptiren möchte, die uns nur von den gegenwärtigen Machthabern befreit. Die letzten Jahre haben uns in dieſer Beziehung einen größern Ernſt lehren müſſen; wir haben einſehen müſſen, daß eine von unten auf gehende Umwälzung der Deutſchen Staaten, wenn ſie überhaupt möglich iſt, nur möglich iſt unter der Bedingung eines radicalen Umſturzes aller Staatsverhältniſſe bis in die kleinſten Kreiſe hinunter. Ein ſolcher Umſturz würde aber die Cultur wenigſtens um ein Menſchenalter zurückbringen. Wir müſſen ferner zu der Einſicht gekommen ſein, daß ein ſolcher Umſturz, der nur denkbar iſt bei einer vollſtändigen Auflöſung des Militairs, unſer Vaterland der drängenden und faſt unausweichbaren Gefahr einer Unterjochung durch fremde Völker ausſetzt. Es wäre alſo eine Thorheit und ein Verbrechen unſrerſeits, auf eine wirkliche Revolution zu ſpeculiren; wir können aber auch nicht darauf rechnen, daß die Deutſchen Regierungen zum zweiten Mal, wie im Jahre 1848, aus Furcht vor dem Geſpenſt der Revolution ſich zu Conceſſionen werden beſtimmen laſſen, die ſie als unheilvoll erkannt haben. Die Regierungen ſind ihrerſeits eben ſo wachſam und gerüſtet, als die Demokraten. An die weitere Eventualität, welche die größte Wahrſcheinlichkeit für ſich hat, nämlich an die Verunglückung der Revolution und an die Herſtellung eines ſtraffen bigotten Abſolutismus, brauche ich hier nur zu erinnern, ohne daß es nöthig wäre, erſt weitläufig auseinanderzuſetzen, daß ſie nicht in unſern Wünſchen liegen kann.

Wenn es alſo ziemlich klar ſein dürfte, daß wir den Eintritt der Kriſis in Deutſchland nur zu fürchten haben, ſo bliebe uns nur die Ausflucht übrig, daß man ſie bei der Schlechtigkeit unſrer Zuſtände als ein Fatum hinzunehmen habe, dem die Guten wie die Böſen verfallen ſeien. Dieſer Fatalismus, ſo poetiſch er klingt, iſt einerſeits nach unſrer Ueberzeugung ſtets ein halber Wahnſinn, denn jeder Menſch hat die Verpflichtung, ſich, ſo gut und ſo lange es gehen will, ſeiner Haut zu wehren. Er entſpricht aber auch keineswegs der wirklichen Lage unſrer Verhältniſſe. Wir haben die Unwürdigkeiten der letzten Jahre ſo lebhaft gefühlt, als irgend ein Anderer; wir müſſen es aber beſtreiten, daß man dieſe Lage verzweifelt nennen kann. Wir haben noch ſehr viel zu verlieren, und wir haben noch ſehr viel Mittel, um für unſre Zwecke zu wirken; ja wir haben noch mehr Mittel, als vor den Märztagen. Trotz den Repreſſivgeſetzen der letzten Zeit hat

ſowol die Preſſe, als die ſtändiſche Mitwirkung in Preußen an Terrain gewonnen, und auf dieſen Staat kommt es ganz allein an. Daß die Kammern der Deutſchen Staaten in vielen Beziehungen ſchlechter geſtellt ſind, als im Jahre 1847, iſt zwar für den Augenblick ein ſehr großer, unverkennbarer Nachtheil, aber es iſt in anderer Beziehung ein Gewinn, denn es hat der Illuſion des Particularismus, die, man wolle es doch nicht läugnen, in den Völkern eben ſo ſpukte, wie in den Fürſten, eine ſehr bedeutende Stütze entzogen. Außerdem haben wir in den drei letzten Jahren wenigſtens ungefähr unſre Kräfte muſtern können; wir wiſſen, was wir können und was wir nicht können.

Die Nutzanwendung dieſer Betrachtung auf die gegenwärtigen Verhältniſſe iſt folgende. Wir müſſen aufhören, uns in unſerm Parteiſtreben fortwährend auf die Vergangenheit zu beziehen; wir müſſen die handgreiflichen Thatſachen anerkennen und anſtatt der vielen Rechtsböden, die aus den letzten Jahren übrig ſind, uns auf den Boden der gegebenen Verhältniſſe ſtellen; wir müſſen vor allen Dingen es vermeiden, uns eben ſo aus dem wirklichen Staatsleben drängen zu laſſen, wie die Demokraten herausgedrängt ſind; wir müſſen niemals in den wohlfeilen Heroismus der Letztern verfallen, uns an Situationen, deren wir nicht Herr ſind, überhaupt nicht zu betheiligen. Möchten unſre Freunde in Preußen das wohl bei der Frage der Provinziallandtage bedenken, und nicht wieder in einer Frage von weſentlich praktiſchem Intereſſe die Rechtsſeite hervorkehren, die doch keinem Richterſpruch unterliegt! Möchten das unſre Freunde in Sachſen bei den bevorſtehenden Wahlen und überall ſonſt in Deutſchland bei ähnlichen Gelegenheiten bedenken! Möchten ſie vor allen Dingen die Idee eines engen Zuſammenwirkens mit der Demokratie verbannen! Das Letztere wäre nichts Anderes, als ein Aufgehen in die Demokratie. Der Hilfe derſelben bedürfen wir nicht, um in dem Raum des Staatslebens, den wir einnehmen, uns zu erhalten. Freilich wird man uns als Gothaer nirgends wählen, denn dieſer Beiname iſt jetzt blos ein hiſtoriſcher, etwa wie der Name der Girondiſten; da aber bei Weitem der größte Theil unſrer Partei aus Männern beſteht, die, abgeſehen von der hiſtoriſchen Parteigliederung, durch ihre Perſönlichkeiten das Vertrauen des Volkes haben, und da außerdem die ungeheure Maſſe des Volkes einen liberalen Deputirten einem Mann von der Kreuzzeitung vorziehen wird, ſo können wir darüber außer Sorgen ſein. Im Uebrigen aber dürfen wir nicht vergeſſen, daß wir in dieſem Augenblicke die Minorität ſind, nicht die Minorität gegen die principielle Reaction, ſondern die Minorität gegen die ängſtlichen Centrumsmänner, die für jetzt in jeder Neuerung die Gefahr einer Revolution erblicken und die unſre Beſtrebungen zwar im Allgemeinen loben, aber ohne ſie für den Augenblick für praktiſch zu halten. Wir haben nun die Aufgabe, die Majorität wieder zu gewinnen, und wir müſſen uns ihr unterziehen, wenn ſie auch eine ſehr mühſame, undankbare und ſehr wenig äſthetiſche iſt, wenn ſie uns auch nicht jeden Augenblick ver-

ſtattet, uns in eine heroiſche Poſitur zu ſetzen; aber die wirklichen Fortſchritte der Cultur müſſen uns wichtiger ſein, als der Beifall, den das blaſirte Publicum unſern Fechterkünſten zollt. † †

Wochenſchau.

Aus Peſth. — Vorigen Sommer, als der paſſive Widerſtand der Altconſervativen anfing ſich in Memoranden und Brochuren Luft zu machen, ſagte mir Einer unſrer optimiſtiſchen Patrioten: „Am Ende bringt uns die Oeſtreichiſche Regierung noch ſelbſt Das entgegen, um was in den Jahren 1848 und 1849 von beiden Seiten mit ſo viel Erbitterung gekämpft wurde.“ Ich lachte damals über die Unverwüſtlichkeit dieſer Gefühlspolitik; nun aber, glaube ich, ſind wir in ein Stadium gerathen, wo die Lächerlichkeit mit dem bitterſten Ernſt ſo durch einander gewürfelt iſt, daß man ſich oft verſucht fühlt, manchen naiven Kannengießer für ein hochweiſes Lächeln um Verzeihung zu bitten. — Die Conſtitution vom 4. März iſt in den letzten Zügen. Schon ſind bedeutende Anzeichen da, daß die Altconſervativen aller Kronländer, dieſe vormärzlichen Säulen des Oeſtreichiſchen Staatsgebäudes, wieder berufen ſind, den papierenen Hauptpfeiler von Olmütz zu erſetzen; und zwar ſcheint man die Ungariſchen Altconſervativen, wegen ihrer in letzter Zeit an den Tag gelegten Renitenz, wenigſtens direct umgehen, und ſich unmittelbar den ſpecifiſch Habsburgiſchen, vom Gifte des Separatismus, wie von der unheilvollen Sucht Politik und Geſchichte zu machen, ganz freigebliebenen, erbländiſchen Altconſervativen in die Arme werfen zu wollen. — Als Chef dieſer Partei wird allgemein Graf Hartig genannt, der uns vor einigen Wochen in einer Schrift „Nachtgedanken von Gotthelf Zurecht“ ſein Programm niederlegte. Der edle Graf hält die Conſtitution vom 4. März für unausführbar. Im Reichstag würden die ſeparatiſtiſchen Elemente nichts Gutes zu Stande kommen laſſen, und alleſammt darauf hinarbeiten, Oeſtreich aus einander zu reißen; er will alſo an die Stelle des Reichstags einen Rath ſetzen, der aus je zwei Mitgliedern aus jeder Provinz ohne Rückſicht auf die Bevölkerung beſtehen ſoll, welche von den Provinziallandtagen, deren Wirkungskreis übrigens etwas erweitert werden müßte, gewählt werden. Dieſer Reichstag, welcher aus 20—30 Perſonen beſtehen dürfte — der Herr Graf will einige kleine Provinzen zuſammenkuppeln — böte der Agitation viel weniger Raum, wäre höchſt geräuſchlos, und könnte den Geſammtſtaat durchaus nicht bedrohen, da zwar — wie der edle Graf ganz naiv geſteht — die Mehrzahl der Bevölkerung Oeſtreichs überhaupt kein Oeſtreich wolle, die Mehrzahl der Kronländer aber — und ſolche kann man für den Nothfall zu jeder Stunde neu erſchaffen — gut Oeſtreichiſch iſt. — Der Rücktritt Bruck's, der neue Feldzug der revolutionairen Preſſe gegen die Olmützer Verfaſſung, und die Raben, die ihr Gekrächze an den Fenſtern des Miniſteriums des Innern hören laſſen, ſtellen die Zeit in naher Ausſicht, wo die Altconſervativen wieder zu Ehren kommen werden, und der Umſtand, daß der Lloyd obgenannte Schrift, die ſchon vor einem Monat erſchienen iſt, eben jetzt einer langen aber ſammetfeinen Kritik unterzieht, wird allgemein darauf hingedeutet, daß es Herrn „Gotthelf Zurecht“ beſchieden ſein dürfte,

mit der Verfassung vom 4. März zurecht zu kommen. Der arme Lloyd fürchtet, daß bei dem Gotthelfzurecht'schen System die Landtage zu viel Bedeutung erhielten, und es ihnen vielleicht gar einfallen könnte zu politisiren u. s. w.

Während man in der Kaiserstadt solchen Veränderungen entgegen geht, ist es in der Hauptstadt des Kronlands Ungarn sehr still geworden. Diese Stadt ist von dem Kriege hart mitgenommen worden; die Eisenbahnverbindung mit Wien, bevor die Communication mit den productenreichen Gegenden im Innern hergestellt ist, mußte den Flor derselben unwiederbringlich verloren machen, und das Tabakmonopol beschleunigte nur ihren Ruin. — Der Rücktritt Bruck's, der von jedem Freunde Oestreichs nur bedauert werden kann, ist auch von unsern Blättern mit einigen Stoßseufzern begleitet worden; das Volk war während des Wirkens dieses Mannes, und ist noch jetzt zu sehr apathisch, als daß es die wirklichen Verdienste desselben würdigen könnte. „Ein Wiener Minister ist abgegangen, ein anderer Wiener Minister ist an dessen Stelle gekommen." — Mehr Aufmerksamkeit als diese hohen Staatsactionen erregten bei uns die Verhaftung der Gräfin Blanca Teleki und eine Art Verwarnung, welche an die auch in diesen Blättern oft erwähnte Frau von Bohus ergangen ist. Gräfin Blanka ist ein etwas excentrisches, aber durchaus harmloses betagtes Fräulein, das sich um die Errichtung und Unterstützung von Mädchenschulen manches Verdienst erworben hat. Unlängst wurde sie auf ihrem Gute Pálfalva in der Spathmirer Gespanschaft mit ihrer Gesellschafterin, Fräulein Erdélyi von Gendromen, aufgehoben und nach Großwardein abgeführt, wo sie in den Casematten gefangen sitzt, und Niemandem der Zutritt zu ihr gestattet wird. — Die Gräfin hat sich während der Revolution ganz passiv verhalten, wenn ihr nämlich nicht etwa Das zur Sünde angerechnet wird, daß der in den Märztagen hier so sehr beliebte Volksredner Vasváry, der später in Siebenbürgen gefallen ist, als Lehrer der Geschichte und Geographie in einer hiesigen Mädchenschule ihr Protegé war. Außerdem ist sie die Schwester der in Paris lebenden Wittwe des Grafen Gerando, der zwei werthvolle Werke: „De l'esprit public en Hongrie" und „La Transilvanie et ses habitants" im Geiste der vormärzlichen liberalen Opposition geschrieben hat. — Manche vermuthen, daß vielleicht eine Correspondenz zwischen den beiden Schwestern die Veranlassung zu dieser räthselhaften Verhaftung gewesen sein mag.

Frau v. Bohus ist die Besitzerin des historisch gewordenen Világos, traurigen Andenkens, und hat sich hier in den letzten zwei Jahren durch ihr unermüdliches Wirken im Interesse der leidenden Menschheit einen Namen erworben, wie ihn vor ihr fast keine Frau in Ungarn besaß. Vor einigen Tagen wurde sie von der Polizei inquirirt, zu welchem Zwecke sie wol die vielen Wohlthätigkeitsbälle und Concerte veranstalte? — Die hochlöbliche Polizei will nämlich in Erfahrung gebracht haben, daß es hier einen Damenverein gebe, der sich besonders die Unterstützung politischer Unglücklicher zur Aufgabe gestellt hat, und daß mehrere schöne Urnen und Büsten von Bändern und Medaillons umschlungen sind, welche die Devise führen: „Ungarn, vergiß Deine Todten nicht!" Daß Frau v. Bohus die Unglücklichen nicht nach der politischen Vergangenheit classificirt, könnten hundert und abermal hundert arme, harmlose Familien in Pesth-Ofen bezeugen; wie sich aber die Polizei von dem Vorhandensein oder Nichtvorhandensein der fraglichen Armbänder und Medaillons überzeugen wird: that is the question.

Digitized by Google

Schließlich noch als einfache Thatsache, daß das Deutsche Theater, welches trotz des rühmlichen Strebens des Herrn Directors Haimer und der angewandten Zauberkraft des „Professor" Herrmann auf keinen grünen Zweig kommen konnte, nun einer schönern Zukunft entgegensieht. Herrn Haimer wurden 4000 fl. C. M. von der Regierung als Subvention zugestellt, und wird er späterhin aus derselben Quelle 2000 fl. monatlich beziehen, doch wird das Institut unter die Oberdirection des Polizeidirectors, Herrn Portman, gestellt.

Pariser Botschaften.*) 1. — — Von den Royalisten sind es namentlich die Legitimisten, welche durch ihre Politik seit der Februarrevolution Louis Bonaparte einerseits und der Republik andrerseits den größtmöglichen Vorschub geleistet haben. Es ist eine bereits allgemein bekannt gewordene Thatsache, daß die Legitimisten an der Februarrevolution einen eben so großen Antheil haben, als die Republikaner, und dies wurde auch schon durch den Umstand bestätigt, daß sie im Bewußtsein der Rolle, welche sie bei diesem überraschenden Ereignisse spielten, später in Alles einwilligten, was die Revolution nur immer decretiren mochte. Sie waren es, welche die Republik am Lebhaftesten acclamirten und sich in ihren freiwilligen Glaubensbekenntnissen durch und durch republikanisch geberdeten. Selbst zur Zeit, als die Fehlgriffe Ledru Rollin's und seiner Commissare jene Reaction im Lande hervorriefen, die schon in der Constituante nach den Junireignissen, und noch mehr in der Legislativen ihren numerischen Ausdruck fand, sahen wir die Legitimisten noch immer mit republikanischen, wenn gleich, der Mode und der Tagesstimmung gemäß, mit gemäßigten Wahlprogrammen in der Hand vor ihren Wählern erscheinen. Diese Haltung der Partei bewirkte, daß eine unverhältnißmäßige Zahl von Legitimisten in die Nationalversammlung geschickt wurde, und dies veranlaßte bei ihr später wieder den Irrthum, als ob die Gesinnungen des Landes gegen die Bourbonen sich verändert hätten, weil diese Herren nur allzuschnell vergessen hatten, auf was für republikanischen Füßen ihr Sitz in der Legislativen ruhe; sie bildeten sich ein, Frankreich habe sie wirklich als Legitimisten in die Kammer geschickt. Hierzu kam noch der Umstand, daß bei den reactionairen Tendenzen, die sich aller antirepublikanischen Bruchtheile bemächtigt hatten, wirklich viele gemeinschaftliche Berufungspunkte sich unter diesen vorfanden, und bei der grundsätzlichen Haltlosigkeit der Andern erlangten die Legitimisten, die ein unverrückbares Ziel vor Augen hatten, wenigstens in der Theorie des Premier Paris, eine gewisse Superiorität vor den Uebrigen. Diese eingebildete Größe wurde noch dadurch vermehrt, daß Louis Bonaparte mit unläugbarem Takte sich Anfangs enger an diese Partei schloß, weil er es wissen mußte, daß im Lande, wenn schon von Monarchie die Rede sein konnte, die Orleanisten und nicht die Legitimisten seine gefährlichsten Feinde seien. Die Bourgeoisie haßt die Bourbonen nach wie vor, und die Masse des Volkes hat nicht einen Augenblick aufgehört, republikanisch zu sein. Der Widerwille der reichern Klassen gegen die Republik mußte von vorn herein dieses Resultat hervorbringen. Aus dieser falschen unnatürlichen Stellung der Legitimisten wuchs jene Politik groß, die sich immer mehr über die Grenzen des Möglichen und des Landes (Wiesbaden, Frohsdorf, Venedig haben auch in dieser Beziehung eine tiefere philo-

*) Den Lesern werden diese Anschauungen eines geistvollen Mannes willkommen sein, und wir theilen sie daher mit, obgleich sie nicht ganz unserm Standpunkt entsprechen.

ſophiſche Bedeutung) hinausbreitend, einem Baume gleicht, der in einem Scheffel Waſſer einige Zeit erhalten wird und durch ſeinen Blüthenſtand imponirt, der aber darum Nichts deſto weniger ohne alle Wurzel iſt. Dieſe Politik entwickelte ſich conſequent, — wenn wir nämlich den falſchen Ausgangspunkt weglaſſen, war jeder Schritt der Legitimiſten folgerichtig — bis wir ſie im Wunſche nach totaler Reviſion ihren Gipfelpunkt erreichen ſahen. Durch dieſe loſe Manifeſtation hat ſich die Partei Heinrich V. vollends um jeden ſelbſtſtändigen Halt gebracht, und es wird ihr ſchon in der nächſten Zukunft nur das Dilemma bleiben, als Magd Louis Bonaparte's oder als Stütze der verfaſſungsmäßigen Republik ihre Uebereilung zu büßen. Die Art und Weiſe, wie das Land und ſelbſt die Parteien in der Legislativen ihre neueſte Kundmachung aufgenommen, kann keinen Zweifel über ihr Schickſal mehr aufkommen laſſen.

Der Republik hat die an und für ſich anerkennungswerthe Thätigkeit der Legitimiſten vielfach genützt. Sie hat Louis Bonaparte dem allgemeinen Stimmrechte um ein gutes Stück näher gebracht. Sie hat — und dies verdient hauptſächlich Berückſichtigung — die feſte Phalanx der Orleaniſten geſprengt. Selbſt ein Staatsmann wie Guizot ließ ſich täuſchen, und der Mann, den ſein Glaube an das officielle Frankreich ſchon einmal in den Abgrund ſtürzte, wird nun neuerdings ein Opfer dieſer optiſchen Täuſchung. Guizot wurde durch folgendes Raiſonnement an die Spitze der Fuſion getrieben. Die Staatsmänner Frankreichs — ſagte er ſich — ſind mit wenigen Ausnahmen für die Monarchie, die Bourgeoiſie geht mit dieſen, und das Landvolk thut am Ende Alles, was man will. Es handelt ſich alſo blos darum, die monarchiſchen Parteien zu einigen, und da es ſich heute — im beſten Falle — nicht mehr um eine Monarchie von Gottes Gnaden handeln kann, ſo wird es nicht unmöglich ſein, die Verſchmelzung der beiden Linien, ſelbſt wider deren Willen, durchzuführen. Die Fürſten haben ſich dem Willen des Landes zu fügen, und würden es um den Preis der Krone Frankreichs auch thun. Es gilt alſo blos, den entzweiten Fürſten den Weg zur Verſöhnung von unten hinauf zu bahnen, und das Andere werde ſich finden. In ſeiner doctrinairen Conſequenz begriff Guizot ſelbſt Bonaparte's Familie mit in dieſen allgemeinen Verſchmelzungsproceß, und dieſe Conſequenz war, nebſt dem Gedanken an die Möglichkeit der Fuſion, der größte Fehlgriff Guizot's.

Guizot vergaß nämlich, daß dieſe ſeine Taktik einen großen Theil der Orleaniſten gleich von vorn herein Louis Bonaparte in die Arme werfen müſſe, indem ſie dadurch ihrem perſönlichen Intereſſe viel directer und ausgiebiger dienen, ohne dem Anſcheine nach dem fuſioniſtiſchen Programme untreu zu werden. Aber wie bereits bemerkt wurde, iſt der Gedanke der Fuſion an und für ſich der abenteuerlichſte, der je im Hirne eines Staatsmannes Platz gefunden haben mag. Die Prinzen der beiden Häuſer ſelber ſind durch die langjährige Feindſeligkeit in ihren perſönlichen wie politiſchen Abſichten und Anſchauungen ſo weit aus einander, daß in der That nur ein Mann, der an die Verſöhnung des Proteſtantismus mit dem Katholicismus, wenn auch nur in einer rhetoriſchen Uebung, denken kann, an die Möglichkeit ihrer Vereinigung glauben darf. Die Orleans folgen übrigens nur ihrem anerzogenen Inſtinete, wenn ſie ſich trotz aller Umſtrickung von Seiten der ſchlaueſten Staatsmänner ſtandhaft gegen die Fuſion wehren, und ſie ſind in dieſer Beziehung nur die erſten Orleaniſten. Dieſe Partei im Lande, inſoweit ſie heute noch als ſolche exiſtirt, würde nämlich, ohne ſich auch nur einen Augenblick zu beſinnen, allſogleich in das Lager der Republikaner oder wenigſtens der Bonapartiſten

übergehen, ſo wie die Wiederkehr der Bourbonen mehr als eine Phantaſie zu werden drohte. Hiervon habe ich mich zu überzeugen die vielfachſte Gelegenheit gehabt, und die Fuſion ſchadet daher nicht blos den Legitimiſten, ſondern mehr noch den Orleaniſten, in deren Intereſſe ſie doch zunächſt erfunden worden ſein mag. Die Orleaniſten ſind überhaupt der Republik nicht ſo fern, als man im Auslande, und nach den hieſigen Journalen zu urtheilen, glauben könnte. Dieſe Partei befindet ſich gegenwärtig eben ſo wohl, als unter Louis Philipp, und ſie ſagt es ganz offen, daß das gegenwärtige Syſtem ſich von dem von 1830 nur durch den geringeren Grad von Freiheit unterſcheide. Und das iſt gut, ſetzen ſie hinzu, denn es war die allzugroße Freiheit, welche die Revolution von 1848 hervorrief. Ich ſpreche hier von der Geſammtheit der Partei, und verweiſe darum auch nicht beſonders auf die Haltung Thiers', der allerdings zuvörderſt von ſeinem unverſöhnlichen Haſſe gegen Guizot geleitet wird. Doch auch die Stellung dieſes Mannes bleibt mit bezeichnend, denn wenn er ſich für die Aufrechterhaltung der Verfaſſung und ſomit der Republik ausſpricht, ſo geſchieht dies in ſeiner Abſicht nur zum Beſten der Orleans. Als Kritik der Beſtrebungen, ſei es nun der Legitimiſten, ſei es der Fuſioniſten, iſt Thiers' gegenwärtiges Benehmen von großer Wichtigkeit, und wenn auch als Folge ſeiner Beſtrebungen nicht die Präſidentſchaft Joinville's hervorgehen dürfte, ſo thut er doch in ſeiner Lage am Vernünftigſten, weil eben die andern der ſchrankenloſen Revolution die Bahn brechen. Thiers ſcheint auch das Gefahrvolle des Experimentes, wozu ihn die Verhältniſſe und die Politik der Royaliſten drängen, zu fühlen, und er ſieht darum auch in einer Vereinigung mit Cavaignac auf der einen und Changarnier auf der andern Seite für alle Fälle einen Rückhalt zu gewinnen.

Unter dieſen Auſpicien nun ſoll der Kampf gegen die Verfaſſung beginnen. Wie wir geſehen haben, iſt die Rechte dort, wo ſie vor einem Jahre war — ihre Einigkeit beſchränkt ſich auf ihre Antipathie gegen die Republik, und, ſagen wir es unumwunden heraus, gegen die Freiheit. Ueber dieſe negative Uebereinſtimmung hinaus ſehen wir ſie nach wie vor in ewigem Zwiſt und Hader. Von ihrer Seite wird die Entſcheidung wieder dem Unerwarteten (à l'imprévu) anheimgeſtellt, ſelbſt wenn die Verfaſſung durch den §. 111, der Dreiviertel der Stimmenden zur conſtitutionellen Durchſicht verlangt, ihren Beſtrebungen keinen Damm entgegengeſtellt haben würde. Nun ſollen ſie noch über dieſe Schranke auch hinweg! Und welche Mittel ſtehen ihnen zu Gebote? Sie rechnen auf die bittſchriftlichen Manifeſtationen des Landes und wollen, wie zur Zeit der Auflöſung der Conſtituante, durch die allgemeine Unterſchriftenpreſſe die öffentliche Meinung hinter's Licht führen. Aber wenn ihnen dies auch gelänge, ſo wie es ihnen nicht gelingen wird, wie wollen ſie darüber zur That kommen? Entweder vereinigen ſich die Royaliſten unter der Fahne Bonaparte's, und dann kommt es zum Staatsſtreiche, und von dieſem zur Revolution, die wieder Alles in Frage ſtellt. Oder Bonaparte bleibt allein und wird gezwungen, im Schooße des suffrage universel ſeine letzte Chance zu ſuchen, und in dieſem Falle haben die Royaliſten eine ſchmähliche Niederlage erlitten, ſie, die Geſetzlichen, ſtehen als Verſchwörer gegen das Geſetz da, und müſſen ſich am Ende doch die ſouveraine Entſcheidung des Landes gefallen laſſen.

Die große Majorität des Landes will Frieden — das iſt der Grundton der öffentlichen Meinung. Das Volk iſt die vielen unfruchtbaren Agitationen müde geworden, und es ſagt ſich mit richtigem Inſtincte, daß eine Nation, die innerlich Einigkeit

und eine gesicherte gefestete Stellung nach Außen erlangt, in der friedlichen Entwickelung seiner nationalen Kräfte allein diejenige Vervollkommnung erreichen kann, welcher die menschliche Gesellschaft überhaupt fähig ist. Der vorwiegend socialistische Charakter unsrer Zeitbestrebungen giebt dieser Sehnsucht nach ruhigem Vorwärtsgehen einen um so größern Nachdruck, als die Socialisten und der gewichtigste unter ihnen, Prud'hon, im Interesse ihrer Zukunftspläne die Emeute energischer bekämpften, als selbst die Regierungspartei, die nur gegen den Massenaufstand, aber nicht zugleich gegen einen Staatsstreich sichert. Diese Liebe zum Frieden hat zur nächsten Folge, daß die Republik als status quo und als neutrales Regierungssystem, als ein Zustand qui nous divise le moins, wie Thiers sagt, bei Weitem mehr Anhänger hat, als es auf den ersten Anblick scheinen will. Das Volksbewußtsein täuscht sich nicht einen Moment darüber, daß die Republik als solche in Frankreich nicht nur möglich, sondern auch heilbringend sein könnte, wenn die politischen Parteien, welche sich um die Leitung der Angelegenheiten des Landes balgen, dem Wohle des Landes nur so viel Rechnung trügen, als sie ihre persönlichen Zwecke im Auge behalten. Man ist daher nicht erbittert gegen die Republik, sondern zunächst gegen die Männer, welche die Freiheit, die ihnen der neue Zustand gewährt, zu unaufhörlicher Unterwühlung des Landes benutzen. Man haßt die bonapartistischen und legitimistischen Commis voyageur ebenso, als man seiner Zeit gegen die Abhandlungen Ledru Rollin's aufgebracht war. Daher wird das Land auch unbedingt Partei gegen den Angreifenden nehmen, und in dieser ausgemachten Thatsache liegt die Stärke der republikanischen Partei, die trotz ihrer oppositionellen Minoritätsstellung in der gesetzgebenden Versammlung doch allein das Gesetz vertritt und mit dem Willen der Majorität des Landes schon hierdurch zusammenfällt. Diese Stimmung des Landes findet auch auf die Armee ihre vollkommene Anwendung, denn wenn die Cavalerie größtentheils für Bonaparte, die Artillerie für die rothe Republik ist, so spricht sich in der Infanterie der constitutionelle Geist der Liebe zur verfassungsmäßigen Republik, wie in der Masse der Bevölkerung aus. Wenn daher die Republikaner ihre jetzige uneinnehmbare Stellung zu behaupten wissen, so werden ihre Gegner entweder zum Rückzuge gezwungen, oder sie sind im Fall eines Angriffs des Sieges so viel als versichert. Das Suffrage universel, das ihre Fahne ist, kann selbst, wenn Louis Bonaparte es mit diesem versuchte, nicht mehr wirksam gegen die Republik gebraucht werden, weil die bisher ausgeschlossen Gewesenen einen zu großen Groll gegen ihre mißtranischen Gegner haben, als daß von ihnen ein antirepublikanischer Stimmzettel zu hoffen wäre. Ueberdies wäre schon die einfache Zurücknahme des Gesetzes vom 31. Mai ein so entschiedener Sieg der Republikaner, daß sich dessen Folgen augenblicklich im ganzen Lande kund geben würden. Eine andere nicht minder zu beachtende Erscheinung im Volksgeiste ist der radicale Ueberdruß gegen die unerträgliche Bevormundung und Allesthuerei der Centralregierung. Girardin und Prud'hon (obgleich Letzterer selber in vieler Beziehung energischer Centralist ist) haben durch ihre Schriften in dieser Beziehung so viel geleistet, als nur Journalisten je auf die allgemeine Richtung der Volksideen gewirkt haben mochten. Die Folge dieses Umschwungs der Ideen wäre auch, daß selbst bei einem noch so wüthenden Volkskampfe der Terrorismus von 1793 nicht mehr aufkommen könnte, selbst wenn die humanistischen Ideen unsrer Zeit nicht schon von vorn herein denselben unmöglich machten.

Resumiren wir die gegenwärtigen Zustände mit einigen Strichen: Die Rechte ist

nur auf negativem Boden einig unter ſich, — auf dem poſitiven iſt ihre Verſtändigung unmöglich. Sie fürchtet den eigentlichen Willen des Landes, und giebt dieſer Furcht unter dem Mantel der Angſt vor Anarchie thatſächlichen Ausdruck. Die Republikaner ſehen mit Zuverſicht der Zukunft entgegen, weil ſie das Geſetz auf ihrer Seite wiſſen und das Volk hinter ſich glauben. Louis Bonaparte ſchwankt mit bangem Zagen zwiſchen zwei Extremen und ſpäht ängſtlich nach einem tertium medium. Der größere Theil der höhern Klaſſen will um jeden Preis die Republik los werden, ſelbſt um den Preis eines Bürgerkrieges. Die Bourgeoiſie will um jeden Preis Geſchäfte machen, und wird es mit Jedem halten, der dieſe ſichert, und wäre es die Republik. Das Land als Geſammtheit hält an der Republik, weil nur dieſe eine neuere Revolution zu verhindern verſpricht.

Pariſer Botſchaften. — 2. Die Kunſtausſtellung. Alſo die Grenzboten wären glücklich wieder in ganz Oeſtreich verboten, mit und ohne Belagerungszuſtand! Hätten Sie für den Eintritt von Geſammt-Oeſtreich geſchwärmt, und wäre dieſer durch Ihr Blatt zum fait accompli geworden, dann — würden ſie bereits in ganz Deutſchland verboten ſein. Mir hat die Nachricht wie ein derber Zug guter unverfälſchter Vormärzluft entgegengeweht, und erſt jetzt glaube ich, daß es von den Herren in Wien mit dem Bundestage ſo recht ernſt gemeint ſei. Ich bin um Vieles ruhiger. Dieſe ſelige Stimmung eignet ſich auch viel beſſer zu den Dingen, die ich beſprechen will. Zunächſt nur Einiges über die Kunſtausſtellung. Es läßt ſich über den unlängſt geſchloſſenen Salon vom Europäiſchen Standpunkte aus nur wenig ſagen. Ein Epoche machendes, großes allgemeingiltiges Meiſterwerk hat Frankreich's Kunſtwelt dies Jahr nicht aufzuweiſen gehabt. Unter der ungeheuern Anzahl von Gemälden und Bildhauerarbeiten fand ſich in der That viel Schönes, viel Gelungenes vor, aber, wie geſagt, ein ganzes Meiſterwerk nicht. Der Salon war eben der Ausdruck des Franzöſiſchen Culturlebens, vielleicht eines unſrer Zeit überhaupt. Viel Leben, viel Bewegung, die mannigfaltigſten Tendenzen nach allen Richtungen, viele Kämpfer und Streiter, aber keine Feldherren, keine Männer, welche den Geſammtwerth der Zeit in ſich reſumirten. Der Salon machte anfänglich einen großartigen betäubenden Eindruck, weil dieſes glänzende Allerlei, wo jede Saite des menſchlichen Herzens berührt wird, das Urtheil beſticht. Zudem verſtehen die Franzoſen das Arrangiren und Geltendmachen, das günſtige Beleuchten ihrer ſchönen Seite eben ſo gut auf dem Gebiete der Kunſt, wie auf jenem der Induſtrie, im öffentlichen Leben wie im Geſellſchaftsleben. Erſt nach aufmerkſamem Studium, nach häufigeren Beſuchen kommt man der Charlatanerie hinter ihre Kniffe. Doch muß man neben jedenfalls anerkennenswerthen Kunſtleiſtungen, wie ſchon angedeutet, der Rührigkeit, der Allſeitigkeit, der lebenden (nicht blos lebendigen) Bewegung, die ſich in der Pariſer Kunſtwelt wie im Pariſer Leben überhaupt ausſpricht, Gerechtigkeit widerfahren laſſen. Nach dem langen Kampfe, den die romantiſche Schule mit der claſſiſchen in Frankreich beſteht, müßte man glauben, der Streit wäre ſchon, wenn auch nur einigermaßen, zur Entſcheidung gekommen, dem iſt aber keinesfalls ſo. Weder bei den Künſtlern, noch beim Publicum iſt man in dieſer Beziehung ins Klare gekommen. Die beiden Lager haben einen Waffenſtillſtand geſchloſſen, ſie müſſen neben einander leben. So wie die Rachel Phaedra und Tisbe verdollmetſchen muß, ſo ſehen wir Delacroix und Ingres von ihren betreffenden Gegnern neben einander geduldet, obgleich Ingres dadurch nicht

beſtimmt wird, weniger grau zu malen und Delacroix nicht beſſer zu zeichnen. Dieſer Waffenſtillſtand iſt für die Zukunft ein willkommenes Symptom, denn ſchon jetzt kündigen ſich Beſtrebungen an, welche darthun, daß die jüngern Maler die Harmonie zwiſchen Farbe und Form zu erreichen ſuchen. Jedenfalls iſt der erſte Schritt geſchehen, und es ſcheint, daß man zum Verſtändniſſe gekommen, wie die kunſtreiche Schule nicht durch die ſclavenhafte Anſchauung einer gewiſſen Manier entſtehe, ſondern durch Erfaſſen des Inhaltes der Meiſterwerke und durch die Weiterbildung ihres geiſtigen Gehaltes. Dieſer Umſtand kann auch allein Troſt gewähren für die durchſchnittliche Mittelmäßigkeit der gegenwärtigen Kunſtleiſtungen, weil ſich die jetzige Zeit hierdurch als Uebergangsepoche ankündigt. Angeſtrebt wird viel, das iſt nicht zu läugnen, und ſo können wir denn doch die Hoffnung nicht aufgeben, das neunzehnte Jahrhundert werde nicht ohne großartige Wendung, auch in kunſtgeſchichtlicher Beziehung, in's Meer der Vergangenheit fließen. Wenn wir vorhin behaupteten, daß die beiden Schulen ſich ſo ziemlich die Stange hielten, ſo muß doch zugegeben werden, daß in ſtofflicher Beziehung die romantiſche das Uebergewicht habe. Die Franzöſiſchen Künſtler ſind zu ſehr vom Strome des ſinnlichen Lebens hingeriſſen, als daß bei der Mehrzahl die Ruhe für claſſiſche Conceptionen und die Befriedigung an einfachen, ernſten Attituden, an weitabliegenden Stoffen aufkommen könnte. Das eigentlich dramatiſche Moment des Handelns und nicht blos die Handlung nimmt in ihrer Anſchauung und in ihren Sympathien den vorzüglicheren Platz ein. So iſt auch die Rachel in Deutſchland noch nicht leidenſchaftslos genug befunden worden für ihre claſſiſchen Rollen, während hier ein größeres Maß von Zurückhaltung unnatürlich, todt und einförmig erſcheinen würde.

Ein bedeutender augenfälliger Fortſchritt in der Franzöſiſchen Malerei giebt ſich nur bei den Landſchaftern kund, und die Leiſtungen der Theodor Rouſſeau, Carl Cabut Francois verdienen nach den frühern ungetheilte Anerkennung. Rouſſeau namentlich iſt, was poetiſche Naturauffaſſung und Charakterſchilderung der bäumlichen Individualität betrifft, ein Künſtler erſten Ranges. Himmel und Luft geben bei ihm immer genau den Moment wieder, den ſie wirklich darſtellen ſollen, und die Wirkung ſeiner Landſchaften iſt in dieſer Beziehung ganz außerordentlich. Der Vordergrund iſt zuweilen verfehlt, oft flach, aber das Ganze bleibt darum nicht minder ſchön. Rouſſeau iſt ein poetiſcher Naturforſcher oder weniger ſprachrichtig ein Naturforſcherpoet.

Unter den hiſtoriſchen Gemälden machte Courbets Begräbniß das größte Aufſehen, daſſelbe wurde am Meiſten betrachtet, am Meiſten beſprochen, natürlich tadelnd oder lobend. Es ſtellt eine Beerdigungsſcene in einer kleinen Provinzialſtadt vor. Der Sarg wird gerade vor die Grube gebracht, wo Prieſter und Miniſtranten ihr einſegnend Amt verrichten, während die Familie, Freunde und Nachbarn des Verſtorbenen den offenen Sarg in einem Halbzirkel umſtehen. Courbet hat in dieſem umfangreichen Bilde offenbar viel Talent dargethan; ſeine techniſche Meiſterſchaft iſt unzweifelhaft. Ein eigentliches Kunſtwerk wagte ich es doch nicht zu nennen, denn es fehlt zu ſehr am verſöhnenden Elemente und ruft zu widerſtreitende Gefühle hervor. Die Abſicht des Künſtlers war nämlich, den Contraſt zwiſchen der nichtswürdigen Werkelthätigkeit und Herzloſigkeit der officiellen Geſellſchaft, ſelbſt in den heiligſten Momenten, mit dem reinmenſchlichen, edlen Schmerze darzuſtellen. Der Vorwurf iſt künſtleriſch, aber die Ausführung ſcheint mir nicht gelungen, eben weil keines der angeführten Momente das vorherrſchende iſt. Dem tragiſchen Eindrucke ſchadet die ſaty-

rische, um nicht zu sagen, carrikirte Seite, welche durch die Geistlichen, die Todtengräber und Leichenträger vertreten ist, dem humoristischen thut der Schmerz der unglücklichen Familie Eintrag. Der Narr in der Shakespearischen Tragödie hat allerdings seine Geltung, aber er darf ihr nur zur Folie dienen, und nicht das Hauptinteresse in Anspruch nehmen, wie das hier beim satyrischen Elemente der Fall ist. Wenn in unserm Gemüthe verschiedene Saiten berührt werden, ohne daß auch nur eine einzige recht in Schwung kommen kann, so bleibt der Eindruck eben ein unerquicklicher, peinlicher, und das Kunstwerk, das ihn hervorbringt, ist kein Meisterwerk. Im Einzelnen betrachtet hat Courbet's Bild wirklich ganz Vollendetes, in seinen Pfaffen, seinen Miniſtranten, seinen Todtengräbern sind Velasquez'sche Adern, und die verhüllte Gestalt der schluchzenden Schwester oder Gattin muß als ganz gelungen hervorgehoben werden.

Mir sagte im ganzen Salon die mal aria von Hébert am Besten zu. Dieses Bild (ziemlich groß) stellt die Flucht einer Familie vor der aria cattiva dar. In einem Kahne sitzen an beiden Wänden zwei Frauen mit einem Kinde und einem Manne, während am Steuerruder ein anderer steht, der den trüben Blick der fernrückenden Heimath zuwendet. Man müßte mit Hébert's Pinsel beschreiben können, um den Eindruck zu schildern, den dieses außerordentliche Bild macht. Man wird vom tiefsten Mitleid bewegt, man möchte den Armen rudern und aus der giftigen Atmosphäre heraus helfen. Menschen, Wasser, Luft — Alles scheint krank und nimmt unser Mitgefühl in Anspruch; es ist Einem, als ob man die Landschaft selbst weiter rücken möchte, um sie vor dem drohenden Tode zu retten.

Unter Ihren Landsleuten stehen Lehmann und Charles Müller (nicht zu verwechseln mit Karl Müller) oben an. Ersterer — bekanntlich ein Schüler von Ingres — stellte diesmal an zwölf Bilder aus. Die trauernden Oceaniden (der Chorus im Prometheus von Aeschylos) sind ein schön gedachtes und vortrefflich gezeichnetes Kunstwerk. Dasselbe gehört zu den besten Bildern des Salons, aber es kann sich mit den Portraits dieses Künstlers nicht messen, obgleich es viele einzelne Schönheiten der Ausführung bietet. Sein Portrait, eine Frau M., wurde von der Kritik fast einstimmig als das beste des Salons bezeichnet, und dieses sowol wie seine „Himmelfahrt" zeigen, daß dieser Künstler auch außerhalb der Schule seines Meisters mit Erfolg gewirkt habe. Unlängst sah ich in seinem Atelier nebst mehrern vortrefflichen Portraits auch eine meisterhafte Skizze der Pianistin Wilhelmine Clauß, die von einem seiner Schüler als Facsimile lithographirt wurde. Dieselbe soll aber erst nächsten Winter abgedruckt werden. Unter der Legion von Portraitmalern, welche die gegenwärtige Ausstellung überschwemmten, machten Chaplacu, Riccard, Flandrin und Verdier gerechtes Aufsehen.

Die Sculptur war durch viele vortreffliche Werke vertreten. Es genüge hier Barye's Gruppe der Centhaur und der Lapithe, Pollet's Figur der Nacht, Ottin's Ramin u. s. w. zu erwähnen.

Ottin's schöner Ramin, der, im Vorbeigehen gesagt, eine Verherrlichung Fourier's ist, erinnert mich an ein Versprechen, das ich noch zu erfüllen habe. Derselbe ist nämlich für Franz Sabatier-Unger's Haus in Florenz bestimmt, und so fällt mir ein, daß ich Ihnen noch einen Bericht über seine Uebersetzung des Wilhelm Tell schuldig bin. Man hat mir nicht zu viel über diese vortreffliche Arbeit gesagt, denn sie ist die erste, welche eine vollkommene, getreue Uebertragung und keine bloße Nachahmung, das heißt Bearbeitung, oder, besser gesagt, Verarbeitung Deutscher Meisterwerke anstrebt. Wenn

man den unüberwindlichen Schwierigkeiten Rechnung trägt, welche die Französische Sprache und die Französische Versification einem jeden Werke dieser Art entgegensetzen, muß man gestehen, daß Sabatier das Beste in diesem Fache geleistet. Er besitzt das vollkommene Verständniß des Deutschen Originals, und man erkennt seiner Uebertragung das lobenswerthe Bestreben an, lieber den gewohnheitstarren Franzosen gegenüber Etwas zu wagen, als dem Deutschen Dichter Unrecht zu thun. Daß hier nicht von Verstößen, wie bei Gerard de Nerval's, doch von Goethe selbst gelobter Uebersetzung Faust's die Rede sein könne, bedarf keiner Erwähnung; hier suchte man vergebens nach einem „Faust frappe sur le livre" für: Faust schlägt das Buch auf. Aber auch der Charakter, der Gesammtgeist des Deutschen Drama's ist gewissenhaft erhalten worden und meist auch der eigenthümliche Ton, was den Franzosen bisher fast unerreichbar gewesen. Ich schließe hier einige Proben bei, die Sie bei Gelegenheit Ihren Lesern mittheilen mögen;*) ich glaube, dieselben werden in Deutschland nicht ohne Interesse gelesen werden. Der Aufführung stehen bisher noch pecuniaire Hindernisse entgegen. Unsre Theater thun alles Erdenkliche, um der Sommersaison stark genug zu bleiben, und bisher stand ihnen der liebe Gott mit seinem Russischen Frühling redlich bei; doch erspare ich mir dieses Capitel für eine nächste Botschaft. Zum Schlusse will ich Ihnen blos sagen, daß Paris belebter und glänzender ist als je, man möchte glauben, die Londoner Industrie-Ausstellung hätte bei uns ihr eisernes Zelt aufgeschlagen. Alle Straßen wimmelten von Fremden und in den nächsten Monaten dürfte das nur noch ärger oder besser werden. Der Französische Speculationsgeist will hinter den Kindern Albions nicht zurückbleiben, und es wird jetzt ein Subscriptionsfest — Fête cosmopolite — für den Monat August in Anregung gebracht, das ein wahres la bourse ou la vie für ganz Europa zu werden droht. Der Französische Erfindungsgeist will Alles in Bewegung setzen, um darzuthun, daß Paris doch immer la Capitale de la Civilisation bleibt, und wir sollen eine wahre Götterwoche erleben. Bezeichnend genug ist es, daß, während die positiven Engländer ein Universalgeschäft zur Welt bringen, die Franzosen an ein Universalfest denken. Spectakel, nur Spectakel, dann geht Alles gut. Dieses Project erfreut sich der besondern Gunst des Präsidenten, und man raunt sich in die Ohren, daß Louis Bonaparte, nachdem er vergebens sich bemühte, in Cäsar's Fußstapfen zu treten, versuchen wolle, als ein neuer Cyrus dem Volke Gelegenheit zu vergleichenden Studien zwischen Napoleonischen Festtagen und republikanischen Werkeltagen zu geben. Doch still hiervon, das könnte mir meine vormärzliche Gemüthsruhe stören, und darum Punctum und auf Wiedersehen.

*) Wird geschehen.

Die Londoner Industrieausstellung hat zu einer ganz eigenen Literatur Veranlassung gegeben, die das zahlreich hinströmende Publicum in dem Englischen Wesen, in den Localitäten, in der Sprache orientiren soll. Vielleicht das brauchbarste von den Büchern, welche uns in diesem Genre zugekommen sind, möchte sein: Der Führer durch London und Umgegend, von Dr. Woldemar Seyffarth, mit einem Plan von London. (Leipzig, Brockhaus.) Er enthält sowol über die Reise nach London, wie über die Merkwürdigkeiten der Stadt und der Umgegend eine große Menge von Notizen, die sehr praktisch zusammengedrängt sind. Auch die Karte von London ist gut. — Zwei andere Schriften beziehen sich vorzugsweise auf die Sprache: 1) Die Reise nach London, eine kurze praktische Anleitung zum mündlichen Gebrauch der Englischen Sprache, von Hamilton; mit einem Panorama der Themse und Plan von London (Elberfeld, Bädeker). 2) Grammatisch-praktischer Lehrgang zur schnellen und leichten gründlichen Erlernung der Englischen Sprache, für den ersten Unterricht bearbeitet von Prof. Wilhelm v. Schlözer. 2. Aufl. (Leipzig, Wöller.)

Verantw. Red. **F. W. Grunow.** — Mitredact.: **G. Freytag** und **Julian Schmidt.**
Druck von G. E. Elbert.

Charakterbilder aus der Deutschen Restaurations-Literatur.

Zacharias Werner.

1.

Obgleich Werner bei unserm Publicum ziemlich in Vergessenheit gerathen ist, so steht er doch in einer doppelten Beziehung noch in einem wesentlichen Verhältniß zur Gegenwart. Wir können ihn einmal als abschreckendes Beispiel anwenden für jene unklare protestantische Sehnsucht, die endlich in den Schooß der alleinseligmachenden Kirche zurückführt, und die sich heutzutage wieder in mehrern unverkennbaren Symptomen äußert; wir können ihn sodann als Repräsentanten einer falschen dramatischen Richtung charakterisiren, die eine Zeit lang auf unsrer Bühne geherrscht hat, und die man gewöhnlich mit dem Namen der Schicksalstragödie bezeichnet, obgleich dieser Name das Wesen der Sache nicht ganz ausdrückt. Denn wie falsch auch die Anwendung gewesen sein möge, welche man von dem Schicksal, das heißt der Summe der auf den Menschen ohne sein Zuthun einwirkenden Thatsachen, gemacht hat, namentlich wenn man dasselbe an zufällige Daten und Gegenstände knüpfte, so ist diese Verkehrtheit doch sehr unbedeutend gegen den allgemeinen Vorwurf, den man diesem romantischen Schauspiel zu machen hat, daß es nämlich zwei Kunstgattungen, die Oper und das Drama, auf eine gedankenlose Weise durch einander wirft. Diese Verwechselung war in der damaligen Richtung der Zeit so allgemein, daß auch Goethe und Schiller sich nicht ganz frei davon erhalten haben. Schiller hat in seiner Recension des Egmont vollkommen richtig jenen Mißbrauch der Musik zurückgewiesen, der unmittelbar auf die Stimmung einwirken will, während das eigentliche Drama nur durch das Medium des Verstandes sich des Gemüthes bemächtigen soll; er ist aber in der Braut von Messina und der Jungfrau von Orleans in den nämlichen Fehler verfallen. Daß in Goethe's Faust sich eine Reihe bloßer Opern-

effecte auffinden laſſen, wird heute Niemand mehr beſtreiten, während andere Stücke, z. B. Iphigenie und Taſſo, vollkommen frei von dieſer Verirrung ſind.

Der übertriebene Werth, den man damals auf Calderon legte, iſt ſowol ein Symptom, als ein mitwirkender Grund dieſer falſchen Richtung. Calderon hat eben ſo durch ſeine Form wie durch ſeinen Inhalt einen höchſt nachtheiligen Einfluß auf unſre Bühne gehabt. Durch ſeine Form, denn man lernte von ihm, durch das wechſelnde Versmaß und durch den Blütheureichthum der Sprache der jedesmaligen Stimmung einen ſinnlichen Ausdruck geben, was an ſich ſchon dem eigentlichen Weſen des Rhythmus widerſpricht, noch viel mehr aber dem Genius der Deutſchen Sprache. Wenn man die wunderbare Miſchung von ungereimten Jamben, Knittelverſen, modernen lyriſchen Rhythmen und antiken Maßen im Fauſt noch immer gelten läßt, ſo iſt das wol nur daraus zu erklären, daß man ſich dieſes Gedicht trotz der vielfachen Aufführungsverſuche doch immer nur als ein für die Lecture geſchriebenes Experiment vorſtellt, und daß man ſich durch die Schönheit des Einzelnen über den Mangel an Harmonie im Ganzen täuſchen läßt. Eine ſolche Täuſchung iſt bei der Geſchmackloſigkeit und dem Schwulſt Werner's und ſeiner Nachfolger nicht mehr möglich. — Noch ſchlimmer hat Calderon durch ſeinen Inhalt gewirkt, welcher inſofern ſeinem Mißbrauch des Formwechſels entſprach, als ſich Beides in ſinnliche Eindrücke, oder, beſtimmter geſagt, in Operneffecte auflöſt. Wenn man in ſeiner überweiſen Unparteilichkeit ſo weit kam, einen haarſträubenden Unſinn, wie die Andacht zum Kreuz, die Morgenröthe von Copacavana, die Sibylle des Orients und dergleichen, nicht blos in Beziehung auf das wirklich dabei aufgewandte poetiſche Talent, ſondern auch als Kunſtwerk im Ganzen zu bewundern, ſo lag das nicht blos in jener romantiſchen Sehnſucht nach irgend einer Religion, auf die man ſich ſtützen wollte, welches auch ihr Inhalt ſein mochte, ſondern namentlich in der Neigung, die Kunſt ſinnlich auf ſich einwirken zu laſſen. Wenn Calderon ſeine geiſtig wirkenden Mächte vollſtändig außerhalb der menſchlichen Seele verlegt, in den Himmel oder in die Hölle, und den Menſchen als ein gleichgiltiges Subſtrat dieſer überirdiſchen Mächte darſtellt, ſo iſt das nicht blos ein Ausfluß der Religion, der er angehörte, — denn ſeine häufig genug hervortretende Frivolität läßt uns ſchwer auf die Idee der Bigotterie verfallen, — ſondern vorzugsweiſe der Ausdruck einer falſchen äſthetiſchen Theorie und Praxis, die freilich wieder mit dem Weſen des Katholicismus zuſammenhängt.

Die erſten Nachahmungen der Calderon'ſchen Manier von Schlegel, Schütz nnd Andern waren weiter Nichts, als Schulexercitien in ungewöhnlichen Verſen und in ungewöhnlichen ſittlichen Vorſtellungen. Sie machen daher eigentlich nur den Eindruck der Langenweile; den ſittlichen Sinn zu beleidigen, ſind ſie bei ihrer Leerheit kaum geeignet. Bei Werner dagegen tritt durch das energiſche Beſtreben, jene ungewöhnlichen Formen und Vorſtellungen in Beziehung zu dem

gegenwärtigen Denken und Empfinden zu ſetzen, das Mißverhältniß auf eine ſchreiende Art hervor, und wir werden nicht blos äſthetiſch, ſondern auch moraliſch verletzt.

Ehe wir zu ſeinem erſten Stück, welches Senſation machte, den „Söhnen des Thals" übergehen, geben wir noch einige Notizen über ſein früheres Leben. — Werner iſt 1768 zu Königsberg geboren. In dem Hauſe ſeines Vaters, der Profeſſor der Geſchichte war, hatte er Gelegenheit, die ſchönen Geiſter der Zeit, Hamann, Hippel und Andere kennen zu lernen; auch wandte er ſeine Aufmerkſamkeit ſchon früh der Bühne zu. Den Vater verlor er im 14. Jahre; er blieb ſeitdem bis 1790 unter der Leitung ſeiner Mutter. Von welcher Art der Einfluß Derſelben auf ſein Gemüth geweſen iſt, können wir aus ihrem Ende abnehmen. Sie verfiel nämlich in eine Gemüthskrankheit, in welcher ſich die fixe Idee in ihr ausbildete, daß ſie die Jungfrau Maria und ihr Sohn der Weltheiland ſei. Dieſe halbreligiöſe Schwärmerei, zu der beiläufig Königsberg immer große Neigung gezeigt hat, und aus welcher jene gebrochenen Gemüther zu erklären ſind, die uns in in der Oſtpreußiſchen Literatur nur allzuhäufig begegnen, dauerte bis an ihren Tod, der am 24. Februar 1804 erfolgte — ein Datum, welches bekanntlich zu der Tragödie gleichen Namens Veranlaſſung gegeben hat. — Werner ſtudirte Jurisprudenz und beſuchte auch die Vorleſungen von Kant, vorzugsweiſe aber ging er mit Schauſpielerinnen um, und lebte ziemlich liederlich. Dieſes wüſte Leben ſteigerte ſich noch, als er im Jahre 1790 nach Berlin und Dresden ging. Dazwiſchen finden wir fortwährend, wie in der Regel bei weichen Gemüthern, einen Anſatz zur Reue und zur Frömmelei, die fortwährend mit Cynismus und Frivolität abwechſeln. — 1793 trat er als Kammerſecretair in Staatsdienſt, und hielt ſich als ſolcher 1795—1801 in Warſchau auf, wo er mit Mnioch und Hitzig, ſeinem ſpätern Biographen, genauer bekannt wurde. In dieſer Zeit verheirathete er ſich dreimal, jedesmal ſo leichtſinnig, daß er ſich kurze Zeit darauf wieder ſcheiden laſſen mußte. Seine dritte Frau war eine Polin, die kein Wort Deutſch verſtand, ſo wie er kein Wort Polniſch. Er trat in den Freimaurerorden, und dieſer gab ſeiner reizbaren Phantaſie den Stoff zu ſeinem erſten Drama, den „Söhnen des Thals", die zum großen Theil 1800 und 1801 concipirt waren, aber erſt ſpäter erſchienen, und zwar der erſte Theil, die Templer auf Cypern, 1803; der zweite, die Kreuzesbrüder, 1804. Er hielt ſich in dieſer Zeit bis zum Tode ſeiner Mutter in Königsberg auf. Um den eigentlichen Sinn ſeines Gedichts zu faſſen, müſſen wir auf die allgemeine Richtung der Zeit eingehen.

Die eigentliche Blüthenzeit der Freimaurerei war freilich ſchon vorüber; die Roſenkreuzer wie die Illuminaten gehörten dem achtzehnten Jahrhundert an; aber die Neigung zu geheimen Verbindungen, in welche die Crême der Humanität ſich flüchten ſollte, um den göttlichen Geiſt vor Profanation zu bewahren, war noch immer vorhanden. Was Hippel in ſeinen „Kreuz- und Querzügen des Ritters

A—Z" satyriſch dargeſtellt hatte, wird in Jean Paul's „unſichtbarer Loge", wie in dem letzten Theil der „Lehrjahre Wilhelm Meiſters", mit aller Romantik eines zwar aufgeklärten, aber doch ſehr intenſiven Glaubens wieder aufgenommen. Die bedeutendſten Dichter der Zeit gehörten dem Orden an und waren zum Theil ſehr eifrige Mitglieder deſſelben. Es war überhaupt der Grundirrthum des damaligen Humanismus, daß man die echte Menſchlichkeit außerhalb des geſchäftigen Kreiſes der menſchlichen Intereſſen, daß man die ideale Welt außerhalb der realen ſuchte. In Romanen übt die unſichtbare Kirche einer geheimen Geſellſchaft, die von Zeit zu Zeit mit geheimnißvollem Wirken in den Lauf der Begebenheiten eingreift, und deren Tendenzen man dunkel ahnt, ohne ſie je vollſtändig zu überſehen, ſo lange einen gewiſſen Reiz aus, als das Centrum des Ordens hinter den Couliſſen bleibt; ſobald er aber an's Licht des Tages tritt, zeigt ſich die Poeſie unfähig, das Ueberſchwengliche darzuſtellen; ſie ſieht ſich genöthigt, zu Symbolen und Allegorien ihre Zuflucht zu nehmen, die nur Denjenigen befriedigen, der keinen Sinn für lebendige Realität hat. Es iſt wie mit einem gelöſten Räthſel, oder mit einem analyſirten Zauberſtück. So iſt es Goethe am Schluß ſeiner „Lehrjahre", noch mehr am Schluß der „Wanderjahre" gegangen, wo die tiefen Ideen der geheimen Erziehungsgeſellſchaft ſich in leere, für das Gedächtniß eingerichtete Formeln verlieren; ſo geht es ihm im zweiten Theil des Fauſt, als er den Himmel darzuſtellen unternimmt.

Die Neigung zu geheimen Geſellſchaften wurde in jener Zeit noch beſtärkt durch die wiederaufgewachte Sehnſucht nach einer Religion, die über die Nüchternheit ſowol der Aufklärung und der aus ihr hervorgegangenen Theophilanthropie, wie über die Dürre des eigentlich theologiſchen Weſens das ſtrebſame Gemüth gleichmäßig erheben ſollte. Ich habe dieſe Richtung, die ſich in Deutſchland und Frankreich gleichzeitig ausſprach, an einem andern Orte bereits ausführlich geſchildert. In Frankreich wandten ſich die Chateaubriand, die De Maiſtre und Andere einfach zum Katholicismus zurück; in Deutſchland ſtrebte man nach einer Univerſalkirche, welche durch die Benutzung der Mythen und Myſterien aller Zeiten und aller Nationen, ſo wie durch die Symboliſirung der Naturphiloſophie ſich zu einem Kunſtwerk im höchſten Styl geſtalten ſollte. Geiſtreiche Männer, wie Schleiermacher (in ſeinen „Reden über die Religion", 1799), Novalis und Schelling gaben die leitenden Ideen an; die Herolde der Partei, die Schlegel, Görres, Adam Müller u. ſ. w., ſtießen in die Poſaune und verkündeten in ihren Zeitſchriften Athenäum, Europa u. ſ. w. mehr durch Ausrufungen, als durch Auseinanderſetzungen das neue Evangelium, welches die Kunſt, die Religion, die Philoſophie und das Leben mit einander verſöhnen ſollte, der erſtaunten Welt. Auch ſuchte man bereits durch poetiſche Werke, wie Tieck's Genoveva, das Licht der neuen Zeit vorzubereiten.

Werner wurde durch alle dieſe Verſuche im höchſten Grade angezogen, aber

ſie waren ihm zu wenig praktiſch. Er ſchrieb an Hitzig ganz richtig, daß die gebildete Geſellſchaft in Berlin ſich in der Mitte zwiſchen jämmerlicher Frivolität und genialiſcher Renommiſterei befinde. Es käme nicht darauf an, Winke und Andeutungen zu geben, ſondern augenblicklich Hand aus Werk zu legen: die Propheten der neuen Religion ſollten ſich ſofort als Apoſtel conſtituiren, um ſie in einer Gemeinde zu verwirklichen. Die „Söhne des Thals" ſollten dieſen Uebergang ins Praktiſche vermitteln. Er ſpricht als die Tendenz derſelben aus: „den Sieg des geläuterten Katholicismus mittelſt der Maurerei über den in ſeinen Grundſätzen zwar ehrwürdigen, aber dem Menſchengeſchlecht qua talis nicht angemeſſenen, durchaus proſaiſchen Drang eines durch keine Phantaſie begrenzten Kriticismus." Er findet ſchon damals (1802): „daß poetiſch der Katholicismus nicht nur das größte Meiſterſtück menſchlicher Erfindungskraft, ſondern auch, auf ſeine Urform zurückgeführt, allen übrigen chriſtlichen und unchriſtlichen Religionsformen für eine Zeit, welche den Sinn der ſchönen Griechheit auf immer verloren hat, vorzuziehen iſt; und daß allen Europäiſchen Kunſtgenuß allmälig der Teufel holen müſſe, wenn wir nicht zu einem geläuterten, NB. nicht metamorphoſirten Katholicismus wiederkehrten". Er hatte alſo für Europa beſſere Ausſichten als Schlegel, der ſchon damals in dieſem Welttheil eine klimatiſche Unfähigkeit zur Religion zu erkennen glaubte, und die ſuchenden Gemüther nach Indien verwies. Da es Werner bei der Angſt ſeines Herzens, die zwiſchen beſtändigen Gewiſſensbiſſen und Selbſtüberſchätzung wechſelte, lediglich auf den Inhalt ankam, ſo fand er auch in Schleiermacher's geiſtreichen Ideen über die Religion Nichts, als eine Wiederaufnahme Jacob Böhme's, deſſen Schwulſt ihm ſchneller einleuchtete, als die auch in ihrer Dunkelheit feine Dialektik des chriſtlichen Philoſophen, und es war ganz ernſt gemeint, wenn er ſeinen Freund auffordert, ihn nicht durch oberflächliche äſthetiſche Lobſprüche zu kränken, ſondern lediglich auf die praktiſche Bedeutung ſeines Werks einzugehen.

Was den Inhalt der „Söhne des Thals" betrifft, ſo entſprang er aus einer von den vielen Verſionen, in denen man die Freimaurerei auf frühere Zeiten zurückzuführen ſuchte. Ein Schottiſcher Ritter des Templerordens ſollte nach dem Fall des Ordens jene geheime Geſellſchaft geſtiftet haben, aus der ſich nachher die Maurerei entwickelte. Werner hat es nun ſo aufgefaßt, daß die Templer, welche allerdings in ihren Symbolen und Myſterien den tiefſten Inhalt des Chriſtenthums oder der Menſchheitreligion bewahrten, im Laufe der Zeit über den Symbolen den Inhalt vergeſſen hatten und vollſtändig verweltlicht waren; daß man dieſes endliche Gefäß alſo zerbrechen mußte, um der reinen Lehre die angemeſſene Form zu geben. Dieſe That überträgt er aber keineswegs dem Schickſal oder der Weltgeſchichte, die mit bewußtloſer Naturnothwendigkeit ſich der überflüſſig gewordenen Formen entledigt, ſondern dem bewußten Wirken einer allergeheimſten Geſellſchaft, die ihm vollſtändig die Vorſehung repräſentirt. Dieſer Geſellſchaft

hat er den idyllischen Namen des „Thals" beigelegt, ob aus irgend einer Reminiscenz an maurerische Symbole, weiß ich nicht, obgleich es sich vermuthen läßt, da er seinem Verleger gegenüber auf die Namen ein gewisses Gewicht legt, und sich auf sein Wissen beruft. — Im ersten Theil, der im Ganzen noch realistisch gehalten ist, erscheint das Thal nur in der Gestalt einer Operufigur, die halb Geist, halb Ritter, halb Harfenspieler ist und eigentlich zu Nichts weiter dient, als anzudeuten, daß hinter der Scene etwas sehr Bedeutendes vorgehe. Zwar sind die mystischen Gebräuche des Templerordens, die uns in ausführlichster Breite vorgeführt werden, sehr abgeschmackt, aber die hervortretenden Personen des Stücks haben ein Bewußtsein über diese Abgeschmacktheit, obgleich sie dieselbe durch politisch-historische Gründe motiviren. Der Fehler dieses Theils liegt vorzugsweise darin, daß er eigentlich keine dramatische Handlung enthält. Robert Heredon, der Held des Stücks, der eine durchaus realistische, naturkräftige Erscheinung ist, vergeht sich gegen die Disciplin und wird deswegen aus dem Orden gestoßen, während dieser gerade im Begriff ist, auf den Befehl des Papstes nach Frankreich zur Untersuchung abzugehen. Das Gesetz siegt über das natürliche Gefühl, welches die Nothwendigkeit der Beschränkung einsehen muß. Die übrigen Episoden tragen nicht wesentlich zu der Haupthandlung bei. Ich bemerke nur noch, daß unter den Mysterien des Ordens auf eines ein großes Gewicht gelegt wird, auf die Verachtung des christlichen Kreuzes. Es hängt das mit jener allgemeinen Richtung des Kosmopolitismus zusammen, daß jede Erscheinung, die mit dem Makel der Endlichkeit behaftet ist, dem allgemeinern Ausdruck der Idee geopfert werden muß, wobei die eigenthümliche Ironie eintritt, daß dieser allgemeinere Ausdruck sich in seiner Erscheinung immer mehr ins Enge zusammenzieht. Das Christenthum wird dem Templerorden geopfert, der Orden dem „Thal". Das Eine ist immer exclusiver als das Andere. — Im zweiten Theil, der den Proceß des Ordens enthält, sollte man einen noch größern Realismus erwarten. Wir befinden uns am Hof Philipp des Schönen, der eben so wie sein Kanzler Nogaret sehr endliche und sehr praktische Interessen an der Aufhebung des Ordens hat; aber es tritt uns sogleich eine mystische Person entgegen, der Vorsitzende der Inquisition, Erzbischof Wilhelm, der in der Verfolgung des Ordens mit den Feinden desselben Hand in Hand geht, aber eigentlich nur, um ihn zu läutern und zu verklären. Er ist ein Sohn des Thals und hat den Auftrag, den Orden von dem Makel der Endlichkeit zu befreien, d. h. seine Mitglieder verbrennen zu lassen und sie dadurch zu Märtyrern zu machen, nachdem sie vorher ihre Prüfung bestanden haben. Diese Prüfung liegt darin, daß sie alle menschlichen Gefühle dem idealen Zweck zum Opfer bringen müssen. Es ist also eigentlich eine Verherrlichung des Jesuitismus, der Triumph einer Abstraction über das concrete Leben, jene eigenmächtige Selbstgerechtigkeit, die mit den Seelen der Menschen Experimente anstellt und unter dem Vorwand, einem höhern Wesen zu dienen, dem eignen Hochmuth Weihrauch

ſtreut. Wilhelm iſt ein ins Myſtiſche gezogener Marquis Poſa, der ſich über die Religion und Natur erhebt, aber ohne wie dieſer, die Entſchuldigung eines deutlich ausgemalten und verſtändlichen Zwecks zu haben. Natürlich bringt es der Mechanismus dieſer Tendenz nur zu einer Reihe von Wiederholungen, und es wird zuletzt gleichgiltig, ob Einer die Prüfung beſteht oder nicht. Die angeborne Gutmüthigkeit ſiegt über die Amtsmiene der Abſtraction. Zum Schluß werden wir in die Myſterien des Thals eingeweiht, die ſich nicht weiter fühlen und begreifen laſſen. Eine allgemeine Bengaliſche Flamme, liebevolle Geiſter und zweihundertjährige Engel, redende Sphinxe und muſicirende Memnonsſäulen, kurz, die vollſtändige Zauberflöte, wie ſie im Buche ſteht, in einer überſchwenglichern und ſchwülſtigern Sprache, als dieſe myſtiſche Poſſe Schikaneder's, aber auch nicht mit einem Gran mehr Verſtand. — Zum Führer der neuen Kreuzesbrüder wird übrigens jener Robert Heredon gewählt, und ſo der höchſte Spiritualismus auf den ausgeſprochenſten Realismus gepfropft.

Werner hat ſelbſt ganz gut eingeſehen, daß die Tendenz ſeines Stückes zu didaktiſch iſt, als daß man es als ein Werk der reinen Poeſie betrachten könnte; dagegen findet er von einer Stelle, wo ein Vater ſeinen Sohn wiederfindet, und dazu ein Troubadour im Hintergrunde ein beliebiges Lied ſpielt, daß ſie einen ihm ſelbſt unerklärbaren Nachklang der göttlichen Stimme von ſich giebt. „Wie ich zu der Stelle gekommen bin, weiß ich nicht; nur das weiß ich, daß, ſo oft ich ſie anſehe, mich ein unerklärbares Grauen vor meinem Innern überfällt. Es iſt möglich, daß ich dieſer Stelle wegen geboren bin." — Und dieſe Stelle enthält doch Nichts, als den rohen Operneffect; ſo verwirrt waren damals durch eine falſche Theorie alle Begriffe über poetiſchen Gehalt.

Nach dem Tode ſeiner Mutter kehrte Werner nach Warſchau zurück, wo er ſich an ſeinen Landsmann T. A. Hoffmann anſchloß. Dort dichtete er den erſten Theil ſeines „Kreuzes an der Oſtſee", „Die Brautnacht", welcher 1806 im Druck erſchien. Das Stück ſchildert die Ankunft der erſten Deutſchen Ritter in Preußen und den Ueberfall des Polniſchen Schloſſes Plock durch die heidniſchen Preußen, wobei die erſten Ankömmlinge des Ordens ſich am Kampfe gegen die Ungläubigen betheiligen. Alſo eigentlich ein epiſcher Stoff, was noch dadurch ſchärfer hervortritt, daß ſowol die Sitten der heidniſchen Preußen, wie die der liederlichen und treuloſen Polen ſehr breit und ausführlich geſchildert werden, ohne daß dieſe Schilderung zu dem Weſen der Handlung Etwas beitrüge. Der novelliſtiſche Inhalt tritt dagegen zurück. Es iſt folgender. Warmio, der Sohn des alten Waidewuth, welcher den Preußen, um ſie zu knechten, eine Art Naturreligion gegeben, wird von den Polen gefangen und durch die Liebe zu einer Polniſchen Prinzeſſin zum Chriſtenthum bekehrt. Sein Bruder Samo ſucht ihn mit ſeinem heidniſchen Haufen auf, wird vor Plock zurückgeſchlagen, trifft ihn aber mit ſeiner Braut auf einer Inſel in der Weichſel, tritt eine Hoſtie mit Füßen, mit welcher

das Mädchen ſich ſelbſt decken will, und wird deshalb von ſeinem Bruder erſchlagen. Dieſen ſchleppen die heidniſchen Preußen mit ſich fort, um ihn mit ſammt ſeinem Vater Waidewuth, deſſen Religion ihnen unbequem geworden iſt, zu opfern. — Dieſer Inhalt iſt aber die Nebenſache; die eigentliche Hauptperſon des Stücks iſt der Geiſt des heiligen Adelbert, der in der Geſtalt eines Citherſpielers dem Deutſchen Heere folgt und ſowol eine Reihe von Wundern thut, als durch unverſtändliche Redensarten ſeinen Mitſpielern und dem Publicum imponirt. Zuweilen geſchieht das auf eine etwas burleske Weiſe. Als er z. B. auf dem Marſch zurückbleibt, fragt ihn einer der Ritter: „Nun, Spielmann, hinkt's?" worauf er antwortet: „Es friert, geſtrenger Herr," was natürlich ſymboliſch zu verſtehen iſt, denn er ſetzt gleich darauf hinzu: „Mich friert's ſo immer, wenn ich rundum das kalte Thun und Treiben betrachte." Zuweilen wird aber ſeine Unverſtändlichkeit auch tragiſch; ſo in einem Liede, welches er bei einem Bankett ſingt, und worin der geheimſte Gedanke dieſer Tragödie ausgedrückt werden ſoll:

Vom Staube die Kindlein im roſigen Schimmer des Maien
Männlein und Fräulein ſich ſonnen und herzen und freuen;
Flöt' und Schallmeien
Lallen zu Strahlen-Choralen — es ſtreuen
Engel die Blüthen und hüten der Treuen.
Hüten der Treuen, wenn Gluthen die Seelen entzünden,
Sonne und Maien und Klänge und Blüthen entſchwinden,
Augen erblinden,
Lippen ſich ſchließen, zerfließen die Leben,
Brechen die Herzen, mit Schmerzen zum Lichte entſchweben.
Lichte entſchweben die Sterne, dem Lichte zu fröhnen,
Ahnend erheben ſich Geiſter aus glühenden Tönen;
Marter zu krönen,
Rahet in Pracht, die Brautnacht — zu ſöhnen,
Ewige Minne, entbrinne das Opfer des Schönen!

Wenn nachher einer von den zuhörenden Naturaliſten bemerkt: „Mein Sauhirt dudelt's wol beſſer noch", ſo möchte das in mancher Beziehung richtig ſein. Der heilige Adelbert iſt ſich ſeiner himmliſchen Unverſtändlichkeit auch wohl bewußt; wenn er eine lange Rede gehalten hat und man ihm darauf bemerkt, man könne ihn nicht verſtehen, ſo erwidert er jedesmal, es wäre auch nicht nöthig. Deſto unmittelbarer wirkt er auf die Sinne ein; namentlich wenn die Mitternachtsglocke ſchlägt, ſo ſpricht er mit ernſter, dröhnender Stimme, und geht mit ſtarken, nachhallenden Tritten ab. Wenn die Heiden ihn ſehen, ſo macht der Anblick ſie wahnſinnig, und ſie erkennen in ihm eher den Geiſt heraus, als die Chriſten, die noch nicht ganz im Reinen mit ſich ſind. Der Biſchof Chriſtian wittert ihn gewiſſermaßen: „Ein überirdiſch Weſen iſt uns nahe, ich fühle wol ſein Wehn in meinem Innern, doch weiß ich nicht, von wannen, noch wohin." Ein Anderer,

eben jener neubekehrte Warmio, hat ſchon als kleiner Knabe von ihm geträumt: „Iſt's nicht, wenn Du ihm ſo ins Auge blickſt, als ſchauteſt Du auf eine grüne Wieſe?" Zuweilen ſtrahlen einige Flämmchen auf ſeinem Kopfe, und dies iſt der Grund, den Iffland dem Dichter anführte, warum er das Stück in Berlin nicht auf die Bühne bringen konnte, obgleich er ihm Honorar zahlte. Zuletzt entführt er die Braut auf ſeiner Schulter mitten durch die Feinde, und der Glanz, der von ihm ausſtrahlt, treibt dieſelben in die Flucht. Die Pointe des Stücks, von ihm vermittelt, iſt dieſe: Warmio und ſeine Braut ſind einſam auf der Inſel, und ſie ſollen geprüft werden, ob ſie der Sinnlichkeit unterliegen. Faſt wären ſie gefallen, aber eine Monſtranz, die glücklich zur rechten Zeit zwiſchen ſie kommt, vermittelt durch das brünſtige Gebet des heiligen Adelbert, hält ſie im rechten Augenblick zurück, und ſo überſtehen ſie die Prüfung und ſind des Märtyrertodes würdig. Der heilige Adelbert giebt ihnen noch einige Aufklärungen über die chriſtlichen Myſterien, z. B. „Nur Einer iſt Vater, nur Eine iſt Mutter, verhörſt Du die Stimme der heiligen Minne, der Mutter von Staube entreißt ſie die Männin und führt ſie im Manne zum Vater, dem Licht." Das könnte faſt im zweiten Theil des Fauſt ſtehen. Wenn er zuletzt, während Bengaliſche Flammen die Scene erleuchten, unter Harfenklängen zu den Zuſchauern ſagt:

Die Ohnmacht ſpotte nicht der Frommen,
Kunſt iſt dem Glauben angetraut,
Ein Jeder geh' in ſich zu Hauſe,
Und bet' um Kraft und reinen Sinn.
Ich geh' ins Thal zu meiner Klauſe,
Der Spielmann zeucht zum Vater hin.

ſo haben wir die eigentliche Löſung des Räthſels: der Spielmann iſt ein Sohn des Thals und wahrſcheinlich kein Anderer, als der Herzog Eudo, der ſchon in den „Templern auf Cypern" auf der Cither geklimpert, und kaum iſt es noch nöthig, daß im Prolog die Kunſt, die mit den Worten auftritt: „Ich bin die heil'ge Kunſt", ſich wegen ihrer Undeutlichkeit mit dem Grunde entſchuldigt: „Kann die Aeolsharfe wiederklingen, was Sterne glühn und Seraphinen ſingen?" obgleich ſie vorher ausführlich den Gang der Handlung exponirt hat. Auch ſie erinnert an jene in den „Söhnen des Thals" ausgeſprochene Idee, daß die allergeheimſte Religion auch noch über das Chriſtenthum hinausgehe: „Es brüte das Heilige in Schmerzen und in Scherzen, und ob Ihr deſſen auch Euch mögt entſchlagen, doch wird ſie endlich tagen, die Bildung in verbildet rohen Herzen, mag auch des Kreuzes Zeichen untergehen, doch ſiegend muß ſein Urbild auferſtehen!"

Laſſen wir dieſe Myſtik; wir haben ſie in Calderon's „Morgenröthe von Copacavana" bequemer, einfacher, handgreiflicher, ich möchte ſagen, fauſtdicker, ohne dieſen Schwulſt, den der Zögling von Novalis und Schlegel nicht vermeiden kann. Wir dürfen dabei nicht überſehen, daß ſich immer noch ein gewiſſes dra-

matiſches Talent darin kundgiebt, z. B. der Sturm auf das Schloß iſt, abgeſehen von den Bengaliſchen Flämmchen, theatraliſch recht gut arrangirt, und wo Werner nicht in die Myſtik verfällt, iſt wenigſtens das Streben nach einer ſehr energiſchen Charakteriſtik zu erkennen. Auch würde die Gegenüberſtellung der heidniſchen Barbaren und der cultivirten Chriſten nicht ohne Intereſſe ſein, ohne daß es des ſinnlichen Unterſchiedes bedürfte, daß die Preußen meiſtens in Knittelverſen, die Chriſten theils in ungereimten Jamben, theils in Canzonen, Sonetten und dergl. ſprechen. Ungeſchickt iſt es, daß Werner ſeinen erſten Act den Heiden gewidmet hat, einer Welt, die uns mit dämoniſchem Schauder durchdringen ſoll. Er mußte zuerſt uns die bekannten Geſtalten der Cultur, der auch wir angehören, vorführen und uns erſt allmälig auf die Engel und Teufel vorbereiten; aber das wird dadurch erklärt, daß ſeine Vorſtellung vom Drama ſich durch die Reminiscenzen der Oper verwirrt. Dort will man gleich zu Anfang ein charakteriſtiſches Ballet und einen eben ſo charakteriſtiſchen Chor, und Spontini hat ganz Recht, uns ſeine Mexicaniſchen Götzendiener, Marſchner, uns ſeine Hexen und Vampyre gleich zu Anfang des Stücks zu octroyiren; denn wo uns die Muſik das Geheimnißvolle und Grauſige vermittelt, glauben wir an Alles. Zudem kommt der eigentliche Mittelpunkt des Schauders in dieſem erſten Theil noch nicht vor, der alte Waidewuth, der Religionsſtifter und Oberprieſter der Preußen, der aus ſeinen heiligen Hainen nur ſeine furchtbaren Abgeordneten entſendet, und der dem zweiten Theil, „die Kreuzeserhöhung", vorbehalten blieb, welcher erſt 1820 in Wien erſchien.

(Schluß im nächſten Heft.)

C. G. Zumpt.

Herr Ludwig Schneider, der jetzt Hofrath genannt wird, weil er in Sansſouci den Zuſchauer und den Kladderadatſch vorlieſt, und der kürzlich mit Depeſchen nach Warſchau geſchickt worden iſt, um dort — ich weiß nicht was zu thun, amuſirte ſeiner Zeit nicht nur gekrönte Häupter, ſondern das geſammte verehrliche Publicum. Er war Schauſpieler. Eine ſeiner beliebteſten Rollen war die des reiſenden Studenten in der Poſſe gleichen Namens. Er hatte dieſe alte Scharteke für ſich zurechtgeſtutzt und begabte das Seitenſtück von Zachariä's Renommiſten, zu welchem er ſeinen „Mauſer" ſtempelte, mit einer ſtarken Doſis etwas dick aufgetragenen Humors aus der altverblichenen Burſchenzeit, die auf die Primaner und die Füchſe im Parterre ihres Eindrucks nicht verfehlte. Zu ſeinem Gipfelpunkte aber erhob ſich der Jubel dieſer Jünger der Wiſſenſchaft, und auch die Aelteren fielen herzlich mit ein in den ſchallenden Chorus, wenn er, um als Deus ex machina die Ver-

einigung von „schön Hannchen" mit ihrem Geliebten zu bewirken, als Zauberer auftrat. Um seinen magischen Spuk zu vollführen, citirte er den großen Geister- und Teufelsbeschwörer Zumpt herbei, und in je rascheren Schwingungen er mit staunenswerther Volubilität der Zunge die hehre Zauberformel

Panis, piscis, crinis, finis,
Ignis, lapis, pulvis, finis

und so weiter bis zum letzten Gliede in der unabsehbaren Reihe der „neununddreißig auf ein is," die Jedem einst ein Schrecken gewesen waren, erschallen ließ, um so fröhlicher, um so lauter wurde das Gelächter. Der jetzigen Größe sich stolz bewußt, dachte man zurück an die Zeiten von Sexta, wo man aus dem „kleinen Zumpt" diese und andere Herrlichkeiten mit saurer Mühe sich hatte einbläuen müssen; man erinnerte sich der scheuen Ehrfurcht, mit der der Pädagog, dem das traurige Loos zugefallen war, die strauchelnden Schritte Sexta's zu leiten, bei dem ersten Versuche zum Erklimmen der „steilen Höh", wo auch die Wissenschaften stehn, den Namen Zumpt ausgesprochen hatte. Und gar der „große Zumpt" — dieser Inbegriff aller Weisheit des Präceptors in Tertia, dieser Urquell jeder Präparation auf Cicero und auf Livius — wie oft hatte man ihn angestaunt, wie oft ihn verwünscht. Mit dem Leben eines jeden Einzelnen war Zumpt verwachsen, sein Name konnte als das Symbol einer Entwickelungsstufe dienen, die Jeder durchgemacht hatte, der sich einst dem Dienste der Musen widmen wollte. Man fand es ganz natürlich, daß, wie Virgilius, der „Dichter" des Römerthums par excellence, späteren Geschlechtern als Orakelspender und Zauberer erschien, so auch Zumpt als ein übernatürliches, mächtiges Wesen heraufbeschworen wurde. Aber Virgil wurde erst nach seinem Tode so gefeiert — Zumpt geschah Größeres: er lebte noch, als er schon ein Mythos geworden war. Denn etwa 1835 erlebte jene Posse ihre Auferstehung — und erst 1849 schied der große Teufelsbanner, den sie verherrlichte, aus diesem Leben. Wie ihm seine Grammatik aber noch während desselben zum Range eines höhern, übermenschlichen Wesens verhalf, so war sie auch das „besondere Kennzeichen" seines Passes auf der Lebensreise. Davon nur ein Beispiel. Im Jahre 1844 fand die Versammlung Deutscher Philologen in Dresden statt. Der damalige Minister des öffentlichen Unterrichts, Hr. von Wietersheim, veranstaltete den anwesenden Gelehrten zu Ehren ein solennes Diner. Ein Rath, dem man seinen Namen angab, stellte die Eintretenden dem Minister vor. Als die mächtige Gestalt Zumpts heranschritt, sein Name genannt wurde, machte der Festgeber eine stumme Verbeugung. Da flüsterte der Rath ihm zu: „Der berühmte Verfasser der Grammatik" — und flugs überzog das Antlitz des alten Herrn, der vorher nicht recht verstanden haben mochte, das süße Lächeln freudiger Ueberraschung, und mit verehrungsvollem Bückling die begangene Nachlässigkeit gut machend, sagte er auf das Freundlichste: „Ah, Sie sind der berühmte Verfasser der Grammatik." Zumpt fühlte in diesem Augenblicke tief das Tragische seines

Schickſals, ein perſonificirtes Schulbuch zu ſein; — ein „Leider iſt mein Name dadurch am Bekannteſten" war Alles, was er kummervoll erwiderte. Hatte er doch über die Abſtimmung des Römiſchen Volks in den Centuriatcomitien und über Marius Curius, der den Velinus abgeleitet, geſchrieben, hatte er doch Curtius und Quintilian und Cicero edirt — was half es ihm? er war und blieb nur der Verfaſſer der Grammatik; in aller Völker Zungen war ſie überſetzt, in aller Herren Länder eingeführt — der „kleine Zumpt" und der „große Zumpt" hatten ſeine ganze Exiſtenz als Menſch und als Gelehrter abſorbirt.

Es iſt nicht mehr als billig, daß an dem Todten geſühnt werde, was an dem Lebenden iſt geſündigt worden. Und ſo kann man es ſeinem gelehrten Neffen und Schwiegerſohn, Herrn Auguſt Wilhelm Zumpt, „dem Erben eines großen Namens", wie ihn einſt ein berühmter Philolog mit vieler Höflichkeit gegen ſeinen Onkel bezeichnet hat, nur Dank wiſſen, daß er den verhüllenden Nimbus von dem bekannten Unbekannten abgeſtreift, und ihn aus dem Gebiete des Mythos auf das der Geſchichte zurückverſetzt hat, indem er in einem ſo eben in der Dümmlerſchen Buchhandlung in Berlin erſchienenen Buche eine Darſtellung des Lebens und der Studien Karl Gottlob Zumpts dem Publicum darbietet. Doch nein! nicht dem Publicum — nur den Eingeweihten; das Publicum, ſcheint es, ſoll an dieſen Quell der Erkenntniß nicht herantreten, es ſoll fortfahren, an den Zauberer Zumpt zu glauben; der Neffe und Schwiegerſohn will den Glanz, der dadurch auf ſeinem Hauſe, auf ſeinem Haupte ruht, nicht ſelbſt muthwillig zerſtören. Warum hätte er ſonſt lateiniſch geſchrieben? In der Vorrede giebt er zwar mancherlei Gründe dafür an, aber wir können ihn nicht in Wirklichkeit für ſo pedantiſch halten, als er nach den meiſten derſelben erſcheinen würde — gewiß kann es ihm nicht Ernſt damit ſein, daß ein Gelehrtenleben das Publicum nicht intereſſire, wenn es das Leben eines Gelehrten iſt, mit dem faſt Jeder wohl oder übel eine intime Bekanntſchaft hat ſchließen müſſen, am Allerwenigſten aber damit, daß man gleichſam die Pflicht habe, Zumpts Leben lateiniſch darzuſtellen, weil er ſelbſt ein vortrefflicher Kenner der lateiniſchen Sprache geweſen; wie werden ſich demzufolge einmal zwei oder drei Leſer an dem Japaniſchen Nekrolog Siebolds oder dem Tibetaniſchen Schotts ergötzen, und welcher Lape wird das Leben Roſens, welcher Oſtjäke das Leben von Gablentz beſchreiben? Daß Zumpt auch gut lateiniſch geſchrieben habe, ſetzte er freilich noch hinzu, aber auch dieſer Grund ſcheint uns mit einer Brombeere noch zu theuer bezahlt. Wir laſſen uns nicht nehmen, daß wir die wahre Urſache eines ſo antediluvianiſchen Verfahrens gefunden haben, das ohne Noth den Leſerkreis eines Buches verringert — denn daß Hrn. Zumpt die Abſicht geleitet habe, zu zeigen, daß er elegant lateiniſch ſchreiben könne, wollen wir auch nicht annehmen, das hat er ſonſt ſchon hinlänglich bei paſſendern Gelegenheiten bewährt. Hier übrigens, wie wir zu ſeinem Lobe, wenn es denn noch eins iſt, hinzuſetzen wollen, auch.

Wir wollen nun den nichtzünftigen Leſern dieſes Blattes gegenüber gut machen,

was der Biograph verſchuldet, indem er ſie der Möglichkeit beraubte, zu wiſſen, wer denn eigentlich ihr alter Freund, oder gelegentlich Feind, geweſen, wie er gelebt, was er getrieben habe? wir wollen den Mythos von Zumpt, ſo weit es an uns iſt, zerſtören. War er doch ſelbſt ein Kind der Stadt der Aufklärung, denn in Berlin iſt er am 20. März 1792 geboren, der Sohn eines achtbaren Handwerkers. Seine Studien begann er in Heidelberg, wohin ihn vornehmlich Böckh gezogen hatte, der ſchon damals an der Schwelle des Mannesalters es erkennen ließ, daß er einſt der Erſte unter den Deutſchen Philologen ſein würde. Sein Biograph ſpricht die Vermuthung aus (S. 24), daß er dort ſehr fleißig geweſen; zufällig bin ich im Stande, ſeine Conjectur zur Gewißheit zu erheben, da ich vor etwa zwölf Jahren einmal im Omnibus von Heidelberg nach Mannheim mit einer alten Frau gefahren bin, die ſich im Laufe der Unterhaltung als die ehemalige Wirthin des Studioſus Zumpt zu erkennen gab, und ſeinen anhaltenden Fleiß noch jetzt nicht genug zu preiſen vermochte. Unter ſämmtlichen ſpätern Bewohnern ihres Zimmers ſchien Keiner ihn auch nur annäherungsweiſe erreicht zu haben. In Berlin, wo Z. ſeine Studien fortſetzte, ſchloß er ſich namentlich an den damaligen Fürſten der Philologie, an Fr. Aug. Wolf. Seiner Empfehlung verdankte der zwanzigjährige Jüngling Beſchäftigung am Werderſchen Gymnaſium; der junge, ſchlanke und hochgewachſene Lehrer konnte aber nicht dem Spotte der lieben Schuljugend entgehen, die es nicht ahnen konnte, welchen Reſpect er kommenden Generationen einflößen würde. Das erfüllte ſeine Seele mit nachdenklichem Schmerze. Die erſten Sommerferien wandte er — ſagt der Biograph — außer zur Ablegung des Examens, vornämlich dazu an, über pädagogiſche Disciplin nachzuſinnen und die Frucht dieſer Meditationen war, daß er nach demſelben, wie ein Phönix aus der Aſche hervorgehend, ſich an dem Himmel der Deutſchen Schule zu einem leuchtenden Geſtirn aufſchwang.

Unmittelbar nach den Ferien erſcheint der bis dahin arg mitgenommene Lehrer plötzlich wie ein Orpheus, denn — ſagt der Biograph — die Knaben ließen ſich willig und vom brennendſten Eifer erfüllt von ihm führen, wohin er immer wollte. Er ſelbſt aber kam ſich nicht wie der Meiſter des Geſanges, ſondern — ſagt der Biograph — wie ein Feldherr vor, der ſeine Truppen vor den gemeinſamen Feind, die Wiſſenſchaften, führt, um ſie zu beſiegen und ſie gefangen zu nehmen. Und er war ein ſo tapferer Feldherr, daß man ihn bleibend an das Heer der Werderaner zu feſſeln ſuchte; Bernhardi, der damalige Director, bot ihm den für einen Kriegsoberſten allerdings kärglichen Sold von jährlich hundert und zwanzig Thalern dafür an. Aber — ſagt der Biograph — Zumpt erſchien es unwürdig, daß ein öffentlich angeſtellter Lehrer an einem ſtark beſuchten Gymnaſium ſo geringen Lohn erhielte, und er ſchlug es aus, auf ſolche Bedingungen einzugehen. Gefragt, wie viel er denn verlange, fordert er zehn Thaler mehr, woraus männiglich wenigſtens ſoviel erſieht, daß der Biograph auf pſycholo-

giſche Motivirung dieſes Actes ſich nicht hätte einlaſſen ſollen. Vornämlich führte nun Z. ſeine Truppen gegen die ſchwer zu bewältigende lateiniſche Grammatik, um ſo ſchwerer, weil die Werke über dieſen Theil der pädagogiſchen Kriegswiſſenſchaft Vieles zu wünſchen übrig ließen. Niemand war, der ihn „thät inſtruiren, wie man ſollt' die Truppen führen und den Feind recht greifen an;" weder die Formlehre, noch die Syntax konnte ſein Tertianerheer bewältigen. Da entſchloß er ſich ſelbſt als Strategiker aufzutreten; die Regel des Angriffs der Syntax ſtellte er kurz zuſammen — aber was mit den Formen thun, die, wenn auch einmal gefangen, doch wieder den Händen und Köpfen ſeiner Soldaten entſchlüpften? Und wieder verfiel er in tiefes Nachdenken, ein zweiter, ein höherer „Fibel"; wäre ihm nur deſſen vortreffliches Werk über den Krieg gegen die Buchſtaben in den Sinn gekommen, er wäre gewiß in die Fußſtapfen dieſes Unſterblichen mit eigenen Füßen getreten; ſo aber that er's mit fremden, und zwar mit denen der alten Märkiſchen Grammatik, die, wie einſt Fibel den Buchſtaben, ſo den lateiniſchen Grundregeln und andern dergleichen böſen Feinden mit ſo gefährlichen Verſen entgegenrückte, daß die Feinde ſich auf Gnade oder Ungnade übergeben mußten. Dieſe ruhmbewährte Waffe, die mit großem Unrecht in der Rumpelkammer des pädagogiſchen Zeughauſes verroſtete, brachte Zumpt wieder zu Ehren; er polirte ſie ein wenig auf und verſah ſeine Mannſchaft damit; von nun an führte er ſie nicht mehr zum Kampfe, nein, zum gewiſſen Siege. Erſt nur die ſeiner ſpeciellen Führung anvertrauten Truppen allein — aber als er ſah, wie unfehlbar ſein Mittelchen war, als auch die Syntax ſeinen Regeln ſich überwunden gab, da erglühte er von patriotiſchem Eifer, das ganze Kriegsheer der vaterländiſchen Jugend in gleicher Weiſe ausgerüſtet zu ſehen; erſt zwei und zwanzig Jahre alt, trat der große Feldherr, ein zweiter Alexander, mit ſeinen „Regeln der lateiniſchen Syntax mit zwei Anhängen" hervor und auch Exercitien führte er zwei Jahre ſpäter (1816) ein, um den Gebrauch der neuen Waffen einzuüben: die „Aufgaben zum Ueberſetzen aus dem Deutſchen ins Lateiniſche." Aber alles Große, Neue und Erhabene hat Schwierigkeiten und Mühen zu überwinden, ehe es ſich Anerkennung erringt; auch Zumpts „Regeln" machten das Regiment ſeiner Werderaner zwar zu Kerntruppen, aber fanden ſonſt kaum irgendwo Eingang. Das kümmerte den Feldherrn ſehr; er ſah ein, daß er zwar treffliche Waffen vorgeſchlagen, aber über ihre Benutzung kein in allen Theilen gleichmäßig durchgearbeitetes Syſtem geliefert habe — und ſo entſtand denn ſein Lehrbuch des Krieges gegen die lateiniſche Sprache, vulgo lateiniſche Grammatik, oder noch vulgairer „der Zumpt" genannt, das zuerſt 1818 erſchien. Was bis dahin „dem ſtillen Veilchen gleich" nur im Verborgenen geblüht hatte, dem war jetzt der Tag der Garben gekommen: „der Zumpt" brachte eine heilſame Revolution in der Taktik hervor. Je mehr er ſich Bahn brach, um ſo mehr wurde er auch mit unermüdlicher Aemſigkeit vervollkommnet; bald ſtellte ſich das Bedürfniß heraus, die Theorie des kleinen

Krieges von der des großen auszusondern; „der Zumpt" gestaltete sich zum „großen Zumpt", seitdem 1824 neben ihm „der kleine Zumpt" auftrat: zum zehnten Male schon hat jener, zum sechsten Male dieser das Licht der Welt erblickt — und „der Erbe des großen Namens" hat schon dafür gesorgt und wird ferner dafür sorgen, daß „der Zumpt" nicht so bald verschwinde aus den Händen der gegen die Bollwerke der lateinischen Sprache kämpfenden Knabenschaar. — Von nun an beginnt der Proceß der Verflüchtigung und Neutralisirung Zumpts durch „den Zumpt", den wir oben bereits dargestellt haben; ein umgekehrter Schlemihl war er nur noch seines Buches Schatten. So für die Welt. Die Berliner freilich wußten, daß der riesige Koloß eine sehr wesenhafte Existenz besitze, und die Philologen begegneten ihm auf dem literarischen Markte mit Werken, die bewiesen, daß auch seine geistige Kraft durch die Erzeugung „des Zumpt" sich nicht erschöpft hatte.

Als Pädagog wußte er sich in seiner Vaterstadt große Achtung und Liebe zu erwerben, auf dem Werderschen Gymnasium sowol, als später auf dem Joachimsthalschen, an welches er 1820 übergetreten war; als aber hier seine, wie es schien, sichere Hoffnung auf das Directorat gescheitert war, verließ er die Laufbahn eines Gymnasiallehrers, in der er auf das Rühmlichste gewirkt hatte, grollend für immer. Eine akademische Wirksamkeit öffnete sich ihm in Kiel, aber er konnte sich nicht recht entschließen, die Heimath zu verlassen; der Biograph vergleicht ihn bei dieser Gelegenheit, Gott weiß warum, mit Sokrates, dem seine Freunde zur Flucht riethen, der er aber ohne Bedenken selbst den ungerechtesten Tod vorziehen zu müssen glaubte. Aber wie sollte er nicht seinen Schwiegervater bei einer unpassenden Gelegenheit mit Sokrates vergleichen, da er unsere Lieutenants für Staatsmänner ansieht? Bis dahin war nämlich Zumpt Feldherr der Schüler gewesen, jetzt wurde er Lehrer an der Kriegsschule, Bildner künftiger Feldherren — denen Hr. Zumpt jun. im Vorbeigehen nicht unterläßt das Compliment politischer Reife zu machen, die sich durch scheinbare, aber der Wahrheit und der Natur fremde Meinungen nicht fangen lassen, in die Diejenigen leicht verfallen, die ihre Wissenschaft aus Büchern schöpfen, aber sich nicht praktisch am Staatswesen, wie diese jugendlichen Krieger, betheiligen; — an dieser Stelle wenigstens scheint uns der Weihrauch gegen das tapfere Kriegsheer verschwendet, da wol nicht Viele sich, Dank sei es der weisen Einrichtung des Herrn Z., finden werden, die ihn sich hier aufsuchen — haben sie dessen ja auch schon so viel erhalten, daß es ihnen nach gerade selbst zum Ueberdrusse geworden sein muß. Zuerst zeigte er sich trotz dieser angeblichen politischen Reife der Herren Kriegsschüler, an die 1825 gewiß noch kein Mensch gedacht hat, und trotz der allerdings nicht zu verkennenden Schwierigkeit, die die militairischen Kenntnisse seiner Zöglinge ihm beim Vortrage der Geschichte darboten, der bis dahin nur gegen grammatische Windmühlen gekämpft, auch dieser Stellung gewachsen. Bald fügte er ihr auch

die eines Professors an der Universität hinzu. Hier wurde er 1827 zum außerordentlichen, 1836 zum ordentlichen Professor ernannt; auch wußte er durch den gewissenhaften Eifer und die Treue, mit der er seinem Amte vorstand, sich Achtung bei den Studenten zu erringen; daß er etwas dürr und trocken in seinen Vorträgen war, schimmert selbst durch die Darstellung des Biographen hindurch; er fühlte sich auch hier zu sehr als Schulmonarch, als Feldherr, und behielt den von oben her belehrenden Ton, den man da anwenden kann, wo Schwören auf des Lehrers Wort erstes Gesetz ist, nicht da, wo man zu selbstständiger Forschung dadurch anregen soll, daß man die Jünger selbst in die Werkstatt geistiger Thätigkeit einführt. Man lernte Etwas bei dem gründlichen und sorgfältigen Manne, aber man wurde nicht erwärmt, nicht begeistert; man hörte den Verfasser der Grammatik im einförmigen Lehrtone derselben seine Weisheit überliefern — selten nur würzte ein geistiges Wort, ein allgemeiner Gedanke die etwas hausbackene Darstellung. Die Philisterhaftigkeit überhaupt, die Spießbürgerlichkeit war es, die Zumpt's Wesen anklebte. Seine Figur war ungeschlacht, seine Manier eckig, sein Organ rauh, sich zu geniren liebte er wenig; war er doch in Sicilien, welches er in Gesellschaft einer vornehmen Französischen Dame und einiger Deutschen Gelehrten bereiste, bei Tische in Hemdsärmeln erschienen, und hatte, wahrscheinlich in der Meinung eine höfliche Bitte zu thun, der Dame den Braten hingeschoben mit den Worten: „Madame tranchera." So ist es denn zu erklären, daß man ihn in Paris wenig goutirte, wogegen er in dem gastfreundlichen Holland, wo man eine gewisse Trockenheit zu schätzen weiß, ein gutes Andenken wenigstens in den Kreisen der Gelehrten hinterlassen hatte, denen er im Lateinischsprechen und in Thonpfeifen tüchtig Bescheid gethan. Der Kern des Mannes war liebenswürdiger als die Schale; nicht nur der Biograph, auch Andere, die ihm näher standen, haben ihn stets als brav und treu gepriesen. Der zweiten Hälfte seines Lebens gehören auch die wissenschaftlichen Arbeiten an, zum Theil durch seine Mitgliedschaft der Akademie (seit 1836) hervorgerufen, deren oben schon einmal im Vorbeigehen gedacht ist; auch hier ist eine gewisse Trockenheit, ein etwas dürrer Katheder ton neben gründlicher und eindringlicher Forschung; Untersuchungen, wie die über den Stand der Bevölkerung und die Volksvermehrung im Alterthum (Berlin 1841) und über einzelne wichtige Punkte der Organisation des Römischen Staatswesens, Volksversammlungen, Gerichte, Reiterei und Ritterstand verdienen auch in nicht philologischen Kreisen volle Beachtung. Die letzte Frucht dieser Thätigkeit war die Bearbeitung des Curtius, die, längst vorbereitet, erst wenige Tage nach seinem Tode ausgegeben wurde. Dieser erfolgte nach längeren Leiden und fast völliger Erblindung am 25. Juni 1849 in Karlsbad, wo er Genesung gesucht hatte.

So mag denn auch, wer durch den gestrengen Biographen zurückgehalten oder abgeschreckt ist, der Naturgeschichte „des Zumpt" nachzuspüren, sich in leich-

teren Umriſſen die Entſtehung deſſelben und die Geſchichte ſeines Vaters vergegenwärtigen. Freilich hört Derſelbe nun auf, ein Geiſter- und Teufelsbanner zu ſein — und die Kritik hat dadurch auf's Neue einen Sieg erfochten. Aber, wenn es wahr iſt, was Goethe ſagt,

Ich habe gar Nichts gegen die Menge,
Doch kommt ſie einmal in's Gedränge,
So ruft ſie, um den Teufel zu bannen,
Gewiß die Schelme, die Tyrannen. —

und daß es wahr iſt, wird leider kaum zu bezweifeln ſein — ſo empfinden wir faſt Reue über unſer Beginnen. Dann wollen wir der Kritik freilich und beſſerem Wiſſen zum Trotz, der Menge wenigſtens gegenüber, den Teufelsbanner Zumpt nicht aufgeben. Vielleicht hält er uns die Andern vom Leibe.

Der Harz und ſeine Bewohner.

I.

Zu Anfang der Reiſezeit wird es nicht unpaſſend ſein, einmal die Aufmerkſamkeit des Leſers auf das nördlichſte Deutſche Gebirge hinzulenken. Von dem großen Eiſenbahnnetz, das allmälig über unſer Vaterland ausgeſpannt wird, führen nicht weniger als drei Zweigbahnen zu demſelben hin, die ihm Wandersleute aus Sachſen, Preußen, Braunſchweig, und ganz beſonders zahlreich den reichen Handelsherrn vom Meere zuführen, der ſich im Waldesgrün erholen will. Es ſind dies die Cöthen-Bernburger, die Oſchersleben-Halberſtädter und die Wolfenbüttel-Harzeburger Bahn. Die letztgenannte, welche zuerſt angelegt wurde, hat eine nicht unbedeutende Steigerung, wird daher eine Strecke weit von Pferden bergan gezogen, läuft abwärts von ſelbſt ohne Dampf- und Pferdekraft, und ſtößt dicht an den Fuß des Gebirges. Sie verdankt ihr Entſtehen dem Bedürfniß, die Schätze des Oberharzes, namentlich das Bauholz, dem offenen Lande zugänglich zu machen, und ſcheint ſich noch immer am Beſten zu rentiren, während die (bekanntlich für 100 Thlr. erbaute) Cöthen-Bernburger Bahn oft mit einem Paar Pfunden an Gütern und mit keinen andern Paſſagieren als den Schaffnern hin- und herfährt. Im Harze ſelbſt ſind die alten Kaiſerſtraßen und hohen Straßen, die hoch oben auf dem Scheitel des Gebirges hinliefen und die Handelswege bildeten, aus dem Verkehr gekommen. Neue vortreffliche Heerſtraßen ſind an ihre Stelle getreten, beſonders im Lande Anhalt-Bernburg, das faſt ganz im Harze ſelbſt liegt; weniger in Preußen, deſſen Verkehrswege nicht über den Harz führen, ſondern mit den Eiſenbahnen an ſeinem Fuße zuſammenfallen.

Der Harz erhebt ſich inſelartig aus der Ebene. Man kann ihn ſeinem Ausſehn nach einem Baum vergleichen, von dem der Brocken die Krone, der Oberharz den Stamm und alles Uebrige die weithin geſtreckten Wurzeln bildet; obgleich an ſeinem nördlichen ſchroffern Abhange die berühmteſten Punkte liegen, iſt doch der Geſammtanblick von Süden her ſchöner. Er erſcheint hier anmuthiger und abgerundeter und die Höhen, von dunklen Forſten bekränzt, erheben ſich wellenförmig und allmälig bis zum Brockengipfel. Sein Umfang iſt ſchwer zu beſtimmen. Welche fabelhafte Ausdehnung der Hercyniſche*) Wald bei den Geſchichtſchreibern des Alterthums hat, iſt bekannt. Hiſtoriſch iſt es ſodann, daß der alte Harzgau ungefähr bis zum Elm reichte, ſo daß die jetzige Magdeburg-Braunſchweiger Eiſenbahn eine Strecke weit mitten durch ihn hinläuft. Am Meiſten will der Geognoſt den Umfang des Harzes beſchränken, indem er ihn nach dem Aufhören einer beſtimmten ſpecifiſch Harziſchen Gebirgsformation begrenzt, an einer Stelle, wo das Gebirge ſelbſt nicht eigentlich aufhört. Doch folgen wir dem Sprachgebrauch, der das ganze Gebirge von Mannsfeld bis Oſterode, von Ballenſtedt, Wernigerode und Goslar bis Nordhauſen und Roßla den Harz nennt. Seine Grundfläche beträgt 36 Quadratmeilen; auf dieſen zählt er 100,000 E., ſo daß er bereits übervölkert genannt werden muß. Fünf Sechſtel des Harzes nimmt das ſogenannte Uebergangsgebirge, Thonſchiefer und Grauwacke (letzteres iſt ſein merkwürdigſtes Foſſil) ein. Man theilt ihn ein in den Ober-, Unter- und Vorharz. Der Vorharz umfaßt die hügeligen und waldigen Ausläufe weſtwärts mit den Städten Goslar, Gittelde, Seeſen, Oſterode und Herzberg. Der Unterharz beſteht aus den fünf Provinzen: Blankenburg, Anhalt-Harzgerode, Stolberg-Stolberg, Stolberg-Wernigerode, und dem Braunſchweigiſchen Amt Walkenried. In 60 Dörfern und 7 Städten zählt er mehr als 30,000 Einw. Er wird gebildet von Ganggebirge und Flötzgebirge. In dem metallreichen Oberharz tritt der Granit zu Tage. Er beſteht aus den ſieben Bergſtädten Clausthal, Zellerfeld, Andreasberg, Altenau, Lautenthal, Wildemann und Grund, zählt 30,000 E. und bildet mit dem Brocken den nordweſtlichen Theil des Harzes. In gewöhnlicher Rede, doch ungenau, theilt man das ganze Gebirge nach ſeinen beiden Stromgebieten meiſt nur in den Ober- und Unterharz, ſo daß der weſtliche Theil, deſſen Flüſſe zum Weſergebiet gehören, der Oberharz, und der öſtliche, der ſeine Flüſſe der Elbe zuſendet, der Unterharz genannt wird.

Der Harz kann ſtreng genommen weder als eine einzige fortlaufende Bergkette, noch als ein einziges Hochland betrachtet werden, ſondern beſteht ſeiner Bildung nach aus verſchiedenen Bergplateaus oder Gruppen. In mineralogiſcher Hinſicht ſind außer dem Oberharz, dem wir ſpäter beſondere Beachtung widmen

*) Noch jetzt heißt eine kleine Waldſtrecke bei dem Bernburgiſchen Orte Güntersberge die Hercyne.

werden, am Wichtigſten die bekannten Höhlen im Bodethal. Dieſe, die Baumanns- und Bielshöhle mit ihren wunderlichen, meiſt ſäulenartig daſtehenden Tropfſteinbildungen, die ſchon an und für ſich mit ihrem ſchwarzen, marmorähnlich gefleckten und geaderten Kalkſtein ein ſeltſames Ausſehen haben, ſind nach der Anſicht Einzelner durch bloße Aufblähung des Blaſenkalks gebildet; nach der Anſicht Anderer ſind ſie urſprüglich Flußbetten hindurchſtrömender unterirdiſcher Gewäſſer geweſen. Daß das Bodethal und vielleicht der Harz überhaupt früher waſſerreicher geweſen, als jetzt, beweiſen die mächtigen Steinblöcke, welche weit über den Waſſerſpiegel der kleinen, gewaltig ſchäumenden Bode hinausragen, und dennoch oben vollkommen ausgewaſchen und ausgehöhlt ſind. An vielen Orten, beſonders auf dem Oberharz, iſt der Waſſermangel ſehr fühlbar, und er iſt es, der in dieſem Gebirge am Empfindlichſten an eine gewiſſe Armuth der Natur erinnert. Die Flüſſe des Harzes, ſowol die, welche ſich der Elbe, als die ſich der Weſer zuwenden, entſpringen faſt alle auf dem Brocken, in der Nähe der Wolken, oft ganz dicht bei einander. Von den Thälern, welche ſich ſpäter bilden, hängt der Anfang des Holtemmethals, die ſogenannte ſteinerne Rinne, noch am Unmittelbarſten mit dem Brocken ſelbſt zuſammen, und verdient in mancher Hinſicht vor allen Andern den Vorzug, wird aber wegen ſeiner Wildheit und Unzugänglichkeit am Wenigſten beſucht. Die Quellen am Brocken zerfallen in Moor- und Steinquellen; zu den erſtern gehören die Hexenbrunnen, nur die letztern liefern trinkbares Waſſer. Die Brockenquellen nehmen merklich ab mit dem Abholzen der Wälder und ſchwellen wieder an, wenn neue Forſte heranwachſen, ſo wie ſie auch nach den Jahreszeiten anſchwellen und verſchwinden. Das eigentliche „Waſſermagazin des Harzes" iſt das am weſtlichen Fuße des Brockens ſich ausdehnende Brockenfeld. Mit einer umfangreichen, ſchwammigen Moosdecke bekleidet, ſaugt es Schnee, Regen und Nebel ein, und ſtrömt die eingeſogene Feuchtigkeit in vielen Quellen nach allen Weltgegenden hin wieder von ſich. Auf dem Brocken ſelbſt liegt der Schnee bis in den Mai und Juni hinein, und das alte Schneemark wird nur von Wind und Regen, nicht von der Wärme, die hier zu allen Jahreszeiten fehlt, verzehrt. Das Klima des Harzes ſoll im Ganzen dem von Schweden und Norwegen gleichen. Namentlich der Oberharz hat wenig Frühling, viel Nebel und Regen, und kaum ſechs Wochen Sommer. Seine ſchönſte Jahreszeit iſt der Winter, wo die Felſen von Eiszapfen ſtarren und langdauernde prächtige Schlittenbahnen das ganze Gebirge beleben. Man zieht ſogar mit Handſchlitten auf den Brocken, um abwärts bis Ilſenburg zu fahren.

Die Harzflüſſe ſind eben ſo kryſtallhell als waſſerarm, und daher ſehr reich an Krebſen und Fiſchen, beſonders auch an Forellen. Der Graf von Wernigerode, durch deſſen Beſitzungen zwei Brockenflüſſe, die Holtemme und die Ilſe, ihren Weg nehmen, führt ſogar eine Forelle im Wappen. Wo die Thäler weit werden, wie das Wipperthal bei Wippra, werden auf Wieſen und Aengern große Lein-

wandbreiten an den Flüſſen ausgeſpannt, um mit dem klaren Bergwaſſer zu bleichen. Wohlhabende Leute aus dem Flachlande oder, wie man hier ſchlechtweg ſagt, aus dem Lande, verdingen deshalb ihr Leinen hieher; der rauhe Harz ſelbſt kennt den Flachsbau mit ſeinem blauen, wogenden Blüthenmeere nicht.

Wenig Obſt und Korn, worunter man auf dem Harze beſcheiden nur den Roggen verſteht, noch weniger Weizen gedeiht in dieſem Klima; deſto mehr ſtehen Blumen, Wald und Wieſen in Flor. Pflanzenſammler, zum Theil nicht ungebildete Leute, verdorbene Oekonomen und dergl. durchziehen, ihr Bündel mit officinellen Kräutern auf dem Rücken, das ganze Gebirge und haben in den Städten am Fuße deſſelben die Niederlage für ihr Geſchäft und ihren Handel, der ſie jedoch jetzt nur noch dürftig ernährt. Auch der Botaniker, der mit ſeiner grünen langen Kapſel ſelten an einem Wirthshauſe vorbeigeht, iſt keine ſeltene Erſcheinung, und er findet unter Anderm die Waldanimone, die Steinnelke und verſchiedene Ranunkeln. Der Ertrag an Beeren iſt ſo überreich, daß er als ein theilweiſer Erſatz für den Mangel an Korn betrachtet werden kann; am Häufigſten ſind die rothe Kronsbeere (Preißelbeere) und die blaue Heilebeere (Heidelbeere). Beide werden von den Harzträgerinnen ins offene Land hinabgetragen, die rothe Kronsbeere zum Einmachen für die Honoratioren und Gaſtwirthe, die blaue Heidelbeere, als Leckerbiſſen zum Roheſſen, auf die großen Bauernhöfe, wo man Hede oder gar ein wenig Flachs dafür eintauſcht. Auch an Haſelnüſſen iſt kein Mangel, und die Zeit der Nußleſe iſt für Alt und Jung hier ein ähnliches Feſt, wie in mildern Gegenden die Weinleſe. Die Baumarten wechſeln im Unterharz ſehr häufig, und man kommt zuweilen in den Wäldern auf hochgelegene lichtere Plätze, wo die verſchiedenartigſten Bäume, alle groß und ſchön gewachſen, nahe bei einander ſtehen, was einen ſehr prächtigen Anblick gewährt. Da findet man neben einander die Hainbuche, den Ahorn, die Eſche, Ulme, Birke, und jedenfalls fehlt auch die Rothbuche nicht, welche bei all dieſem Baumreichthum am Unterharz vorherrſcht. An den mildeſten Punkten ſtehen Linden, wilde Kaſtanien und Espen. Am Oberharz findet man nicht die breiten, ſtämmigen Bäume des Unterharzes; hier herrſcht die Fichte vor, die überhaupt durch die bis jetzt ganz vom Bergbau abhängige Forſtwirthſchaft des Harzes am Meiſten begünſtigt wird, ſo daß man an allen Wegen die „friſchgrüne Tannenſaat" auf wohlabgemeſſenen Feldern aufſchießen ſieht. Sie leidet aber auffallend von Wind und Wetter, und liegt nach jedem Sturm zu Tauſenden entwurzelt da. Auch die ſchlanke Birke ſteigt eine Strecke weit den Oberharz hinan, ſie iſt zugleich der Weinſtock des Harzes, denn aus ihrem Safte wird im Frühling ein hier ſehr beliebter Champagner, das Birkenwaſſer, bereitet. Noch höher ſteigt die Quitſcher, deren rothe Vogelbeeren dem Oberharzer bei ſeiner Lieblingsbeſchäftigung, dem Vogelfange, dienen, und mit denen er mitten in der Armuth der Natur die Thür ſeines Hauſes verziert, wenn Hochzeiten und Kindtaufen bei ihm in die Herbſtzeit fallen, wo dann

auch der Tannenzweig als Zierde dienen muß. In der Umgebung des Brockens tragen die Bäume nach der Windseite hin eine schützende Moosdecke; farbloses Moos tritt auf dem Oberharze auch an die Stelle des blumigen Wiesenteppichs. — Aber nicht allein dem Hüttenwesen dienen die Waldungen. Wir hörten bereits, daß die Stämme besonders durch die Harzeburger Eisenbahn als Bauholz ins offene Land gelangen, wo sie nicht selten von Harzzimmerleuten bis zum Richten der Häuser bearbeitet werden. Auch wird Holz in hoch gelegenen Ortschaften, wie in Molmerswende, Friedrichsbrunn und Benneckenstein, zu Mollen (Mulden), Klammern, Löffeln, Kellen und „Tagstöcken" (Gehstöcken) verarbeitet. Die meisten dieser Fabrikate werden von den Fabrikanten selbst, deren Heimathsörter in der Regel wegen des Holzdiebstahls, zu dem sich gewöhnlich noch andere Untugenden, z. B. das Contrebandiren, gesellen, ins offene Land hinunter getragen und geschoben. Uralte Briefe ziehen diese Handelsleute hier hervor von Anverwandten der Landbewohner im Gebirge, und nehmen Grüße an sie wieder mit zurück, denn der Postverkehr nach den entlegenern Harzörtern ist, wenn nicht die nachmärzlichen Handelsminister hier Wunder gewirkt haben, noch immer nicht recht im Gange. — Der Holzverbrauch auf dem Herde der Harzer wird, ohne Holzdiebstahl, noch jetzt von den dürren Bäumen und Zacken bestritten, da die Forstwirthschaft sich nur um den grünen und lebendigen Baum kümmert. Man heizt überall fast das ganze Jahr hindurch die Stuben, und nennt es Staatmachen, auch wol „Stolberger Staat", wenn dann vor Hitze die Fenster in den sonnigen Stunden aufgesperrt werden. Der „Wiesenwachs" des Unterharzes ist so reich, daß manche kleinere Wirthschaft, trotz einer verhältnißmäßig bedeutenden Viehzucht, noch davon in die ebenere Umgebung des Gebirges hinab verkauft. Das Gras wird dann verkauft, ehe es geschnitten ist, dann aber noch von den Knechten der Verkäufer geschnitten, und von den Töchtern und Mägden getrocknet, worin manche Predigerfamilien einen ganz besondern Ruf haben, und alsdann wird das Heu von den Wagen des Käufers abgeholt gegen eine Summe, welche die Haupteinnahme manches Pfarrers an baarem Gelde für das ganze Jahr bildet. Mit dem Gemüsebau sieht es am Schlimmsten aus, da nicht einmal jeder Schullehrer und Landprediger seinen Garten hat. Dafür haben einzelne Städte und Dörfer am Fuße des Gebirges ungeheure Gärtnereien; so am nördlichen Abhange Quedlinburg und Westerhausen. Diese Gemüse führen theils die schon genannten Harzträgerinnen, in langer Reihe schaarenweise auf den geebneten Straßen hinter einander her gehend, dem Gebirge zu, theils die betriebsamen Bauern von Westerhausen, Zipollen- oder Mauren- (Mohrrüben-) Könige genannt, die wie Handelsjuden mit Gemüse hausiren gehen. Der Obstbau ist nur am Gebirgsrande bedeutend, wo sich besonders viele Kirschen, auch Wallnüsse finden, und fehlt im Oberharze. Das Korn für den Bedarf des Harzes und namentlich des Oberharzes wird von sogenannten Eseltreibern im offenen Lande aufgekauft, die man in Caravanen ihre

Straße, das unwegsame Okerthal, hinauf treiben sieht. Im Vorharz ist übrigens die Südseite von Osterode reich an fruchtbaren Feldern, und man hat es die Brodkammer der Bergstädte genannt; auf dem Unterharze heißt es der Merkwürdigkeit wegen von Harzgerode auf einer aus dort gewonnenem Silber geprägten Münze: „Das Herzgeröder Feld trägt Korn und Geld."

Im Thierreiche sind natürlich die Vögel am Zahlreichsten vertreten, und der Spottvogel, der Zaunkönig, der Bergfinke, das Goldhähnchen, die Meise, der Zeisig, der Staar, das Rothkehlchen, der Falke und die Drosseln, welche Heinrich I. den Harz so lieb machten, daß noch jetzt mancher Platz seinetwegen der Finkenherd, der Kaisersteig, oder gar der Heinrichswinkel heißt, sind noch jetzt sehr laut in diesen Waldungen. Am Unterharz ist auch die Holztaube sehr häufig. Oefter als jetzt fanden sich in frühern Jahren Eisvogel, Seidenschwanz, Adler, Wandelkrähe und Haselhuhn. Sumpf- und Schwimmvögel, welche den alten Deutschen Kaisern die Gegenden der Unstrut um Memleben lieb machten, sind bei dem Wassermangel des Harzes nur selten. Große Nachteulen necken ganze Dörfer, indem sie die Klagelaute der menschlichen Stimme täuschend nachahmen und die Bewohner in die Berge locken, um den Bewohnern einer einsamen Hütte beizustehen. Der Buchfinke, der Dompfaffe, die Amsel, die man auf Leimruthen fängt, so wie die in Hecken gezogenen Canarienvögel werden in niedrigen Holzbauern von den Oberharzern verschickt, und dem Reisenden, der im Herbst den Harz durchzieht, zeigen die auf den Tischen in den einsamen Waldschenken aufgehäuften Sprenkel oder Dohnen mit Roßhaaren, daß hier bald ein schmackhafterer Braten als der, den man ihm vorsetzt, ein ganz alltägliches Gericht sein wird. — Die kriechende und hüpfende Bevölkerung des Harzes ist nicht unbedeutend. Kleine Schlangen, Eidexen und Blindschleichen sieht man häufig, und eine schwarze, fette Schnecke, die nach dem kleinsten Regen zu Tausenden sichtbar wird, legt der Fuhrmann, der neben seinem Wagen hergeht, zwischen Rad und Axe, um sie als Wagenschmiere zu benutzen. Auch sitzt am Vorharz der grüne Wetterprophet, der Laubfrosch, den man gern in Glaskruken in die Stube nimmt, um sein Auf- und Absteigen auf der hölzernen Leiter zu beobachten, und besonders zur Zeit der Heuernte manche wirthschaftliche Anordnungen darnach zu treffen.

Die Jagd liefert noch manchen Eber und Hirsch (aus den Thiergärten schauen prächtige Dammhirsche hervor), aber besonders eine Unmasse von Rehen. Bei Blankenburg, Wernigerode und Ballenstedt finden sich große Wildgärten, welche Chausseen einschließen, und sonst vor den Fuhrleuten und Reitern im Anhaltschen von tausend zu tausend Schritt geöffnet und hinter ihnen geschlossen wurden. Der Harz ernährt, besonders im Hannöverschen Antheil, noch immer eine große Anzahl von Wilddieben, und an manchen Orten, wie in Elbingerode am Fuße des Brockens, das auch den Fischfang in der Bode hat, fällt es selbst dem Durchreisenden auf, daß man hier besonders gut und billig lebt, während sonst im Ganzen

die Preiſe für eine von allen großen Städten ſo weit entfernte Gegend zu hoch ſind. Im Preußiſchen Gebirgsantheil iſt der Wilddieb Gangloff, der vor zehn bis zwanzig Jahren mit ſeinen Söhnen den Jägern, beſonders in der Herrſchaft Falkenſtein, viel zu ſchaffen machte, eine populaire Figur geworden, und man ſieht ſein Bild noch in manchen Häuſern.

Auch wilde Katzen und Waldkater, deren einer einem der beliebteſten Punkte im Bodethale den Namen gab, verbürgen noch hin und wieder die Wildheit der Harzgegend. Dagegen fehlt es — um zu den Hausthieren überzugehen — auf dem Oberharze an Hühnern und Gänſen. Eben ſo fehlt dort die Schafzucht, während die ſogenannten „Harzhammel" vom Vor- und Unterharz bei den Schlächtern ſehr beliebt ſind. Schweine und Ziegen ſind überhaupt nicht zahlreich, doch finden ſich von dieſen in einigen Städten, beſonders in Blankenburg und Stolberg, auffallend große Herden. Vorherrſchend iſt die Rindviehzucht, und ſelbſt aus den ebneren Gegenden werden in die Rinderhäuſer, Viehringe und Molkenhäuſer auf den Bergen des Harzes die Kühe während des Sommers in Koſt gegeben. Haftet auch nicht die Poeſie der Sennhütten an dieſen Viehringen, ſo macht doch das melodiſche Herdengeläut auf jeden Reiſenden einen unauslöſchlichen Eindruck. Die Rindviehzucht des Harzes ſollte übrigens noch bedeutender ſein als ſie wirklich iſt, denn die Verbreitung der würzigen „Harzbutter" und der kleinen ſogenannten Harz- oder Handkäſe ſteht zu ihrem Rufe in gar keinem Verhältniß, weshalb die Braunſchweigiſche Regierung, um bei ſo ausgezeichneten Futterkräutern die Rindviehzucht in jeder Hinſicht noch weiter ausgedehnt und vervollkommnet zu ſehen, eine regelmäßige Thierſchau zu Haſſelfelde veranſtaltet und auf das beſte Stück Rindvieh einen Preis ausgeſetzt hat. Die Kuh iſt das nützlichſte Thier im Harz, wie das Kameel in der Wüſte. Sie giebt nicht allein Milch und Fleiſch, ſie bebaut auch in einem großen Theile des Unterharzes das Feld, geht zum Verzweifeln langſam, aber ſicher vor Pflug und Feldwagen her, und unſre Großmütter können ſich noch beſinnen, als ehrbare Frauen mit ihnen auf Beſuch kutſchirt zu ſein. Das Pferd dient hauptſächlich nur dem Fracht- und Hüttenweſen, und der Eſel als Laſtthier für Handel und Wandel auf den rauhen Pfaden zum Oberharz. H. P.

Aus dem Münchener Ständehaus.

1. Die Reichsrathsgruft.

Resurrecturis ſteht über dem Eingange, ich glaube des Salzburger Friedhofs. Man findet die Inſchrift wunderſchön. Hätte man ſie dagegen im April oder

Mai 1848 über die Pforten der damaligen „Ständehäuser" geschrieben, so wäre man mindestens für einen reactionairen Tollhäusler erklärt worden. Wenn heute das ominöse Wort an einem Pfahle der Pfingstweide, an einem Baume des Kastanienwäldchens, ja selbst an der Aulapforte zu Wien erglänzte, so würde man den Zettel eiligst abreißen, aber deshalb die drohende Wahrscheinlichkeit nicht unwahrscheinlicher erachten. So arm sind wir in vier Jahren geworden! — Wie in vielem Andern ist sich das Münchener Publicum auch darin treu geblieben, den Versammlungsort der beiden Kammern des Reiches fortwährend Ständehaus zu nennen. Und über der Pforte der Kammer der Reichsräthe hat niemals Resurrecturis gestanden, doch auch moribundis nur in verschwommenen Lettern während der wildesten Rauschzeit. Die Mitglieder der Versammlung faßten aber am 8. April 1848 einen einstimmigen Beschluß, welcher heut wie aus abgeschiedenen Zeiten erklingt. Ob nämlich „zwar nach §. 15 Tit. II. Ed. 10 der V.-U. nur der Kammer der Abgeordneten geboten, aber weder hierin noch anderswo der Kammer der Reichsräthe verboten, die allgemeinen Sitzungen öffentlich zu halten .... beschließt die Kammer, daß nunmehr die allgemeinen Berathungen künftig regelmäßig nur in öffentlichen Sitzungen abzuhalten." Es geschah dies zehn Tage, nachdem dieselbe hohe Kammer den Frankfurter Fünfzigerausschuß durch eine Abordnung beschickt hatte, vierzehn Tage, nachdem sie freies Wort in Schrift und Rede, Ablösung der Grundlasten, öffentlich-mündliche Rechtspflege mit Schwurgerichten, ein Polizeistrafgesetzbuch „mit tiefgefühltem Danke als allerhöchste Zusage", die Verbesserung der Verhältnisse der Israeliten als Gebot der Humanität, die Aufhebung des Lotto als Hebung der Sittlichkeit und des Nationalwohlstandes, allgemeine zeitgemäße Volksbewaffnung als Gewährleistung der innern Sicherheit Baierns und Verdoppelung seiner Kraft nach außen in ihrer Adresse an den Thron gepriesen. Gewiß, nur hämische Bosheit hatte das Geheimniß ihrer Berathungen bisher zu der Verleumdung benutzt, als seien sie die Gegner constitutioneller Entwickelungen. Nein, sie bilden eine echte, starke Pairie, durch ihre materielle Macht unabhängig nach oben und unten, einen Wall gegen unheilvolle Ueberstürzungen, eine Brustwehr gegen revolutionsverewigende Reaction.

Viele lächelten einigermaßen ironisch, als sie die höchst enge Treppe hinaufkletterten zu dem äußerst beschränkten Raume der Zuhörer. Dies galt dem Gedanken, daß die Anziehungskraft der Berathungen jener Neunundfünfzig bescheiden unterschätzt worden sei, von denen mindestens 42 älteste Söhne erzeugen, die schon im Mutterleib berufen sind: „in öffentlichen Versammlungen die Weisheit der Berathung zu verstärken, ohne die Kraft der Regierung zu schwächen" (Einleitung zur V.-U.). — Die ironischen Lächler hatten damals auch Recht; die schmale Galerie war immer überfüllt, namentlich von Damen, was jedenfalls außerparlamentarischen Ursachen eben so wenig zugeschrieben werden konnte, als parlamentarischen Gründen, daß bereits nach kürzester Zeit die schmale Galerie

wieder viel zu weit wurde. Die Welt iſt nun einmal wunderbar. Heut ruft ſie Hoſiannah, morgen Kreuziget, und in München iſt ſie der Reichsrathskammer untreu geworden, ſchon ehe die jetzige Polizeiepoche die Wirthe zur Berichterſtattung über das Geſpräch ihrer Gäſte aufforderte. Es konnte alſo nicht einmal Beſorgniß vor Ueberfülle des Stoffes für bierbänkliche Bemerkungen ſein, die etwa nach drei oder vier Jahren plötzlich als Verbrechen beſtraft werden könnten.

Dieſe Vereinſamung auf der reichsräthlichen Galerie trägt dazu bei, daß man dort oben mitunter von ungehörigen Gedanken beläſtigt wird, wenn uns die heraufklingenden nicht beſchäftigen. Dies iſt oft der Fall, und mag vielleicht daher kommen, weil man ſich in der Atmoſphäre der Nobleſſe immerhin einigermaßen befangen fühlt, wenn auch die Art, womit bisweilen „jenſeitige" d. h. „ſchweſterkämmerliche" Meinungen und Aeßerungen abgethan werden, den deutlichſten Beweis führt, daß die hohen Mitglieder ſich ganz unter ſich wiſſen. Am Erhabenſten ergreift uns aber jedesmal die Zeitſpanne, welche zwiſchen dem Stundenſchlage der anberaumten Sitzung und deren Beginn verſtreicht, ſo kurz auch der Zeitraum iſt, da ariſtokratiſche Pünktlichkeit eine fortgeerbte Tugend blieb. Ja ſelbſt dieſe Minuten würden nicht exiſtiren, wenn ſie nicht im Verſammlungszimmer zur Abhaltung einer kleinen Cour bei den Mitgliedern von Geblüt benutzt würden. Die andern vollblütigen Mitglieder ſind meiſtens ſchon ein Halbſtündchen beiſammen, und wägen dort die Dinge bereits ab, deren Reſultat uns nur vorgeführt wird. Bis dies beginnt, iſt der große Saal leer, ſchweigſam, golden und purpurroth. Purpurrothe Wände mit goldenen Einfaſſungen, inmitten derſelben zwei unermeßlich ſchwere goldene Rahmen einander gegenüber, und im einen König Max Joſeph, im andern König Ludwig, beide in purpurrothen Mänteln. Purpurrothe, ſchwerſeidene Vorhänge an den drei Fenſtern uns gegenüber, den ſchmalen Lichtſtrom, dem ſie Eingang geſtatten, noch durch breite goldene Franſen verengernd. Ueber den ganzen Boden ausgebreitet ein dicker weicher Teppich, aus deſſen purpurfarbigem Grunde ſich lichtere Arabesken emporheben, und die Malerei der Decke ſcheint ſein Spiegelbild. Eine gewiſſe purpurne Dämmerung liegt über dem Ganzen. Man lernt hier verſtehen, was Hr. v. Schiller unter „purpurner Finſterniß" meinte, als er einen Taucher vom Meere erzählen ließ, wo er „unter Larven die einzige fühlende Bruſt" geweſen war. Natürlich darf man nicht an dieſen Nachſatz denken. Denn eine fühlende ſchlüpft jetzt bereits im höflichſten ſchwarzen Frack und dem ſauberſten weißen Halstuche da unten aus einer kleinen verſteckten Thür, und legt mit einer gewiſſen Ehrfurcht große weiße Bogen auf den Kataſalk um einige Betſchemel.

Dieſer ſchwarze, ſchon in ſeinen ſchweigenden Manieren höfliche Mann iſt übrigens eine intereſſante Geſtalt. Er war gerade ſo ſchwarzbefrackt und ſauberglatt, da Deutſchland ganz demokratiſirt war. Und der kleine Orden im linken Knopfloche lächelte contrerevolutionair verächtlich in die errungenſchaftsreiche Welt,

als er paulskirchlich abgeschafft war, wie heute vergnüglich der wiedergekehrten alten guten Zeit entgegen. Darum war Einem auch immer in den Jahren der „betrübenden Vorgänge", als verkehre der bewegliche Mann hier nicht für Lebendige, sondern ordne sein säuberlich einen Gedächtnißdienst für Abgeschiedene. Der vorhin erwähnte Katafalk ist auch wirklich kein Katafalk, sondern der erhöhte Präsidentensitz gerade vor dem mittelsten der drei Fenster, und die Betschemel, welche von da in je vier Reihen zu beiden Seiten des Saales herablaufen, sind blau überzogene, silberfarbig gesäumte Sitze der Senatoren. Vor jedem breitet sich aber eine rothbraune Platte, worauf in bunten Farben und zierlichen Formen das alte oder neue Wappen des sitzbegabten Geschlechtes und Mannes prangt. Dies sieht täuschend aus, wie renovirte Grabsteine aus der guten Zeit des schlechten Geschmacks, welche bekanntlich ebenfalls gemalt waren. Erst später bemerkte man verwundert, daß es Arbeitstischlein. Denn selbst die wenig lockende Aussicht durch jene drei Fenster auf verwittertes Gemäuer eines engen Hofes hatte etwas Gruftartiges, und in den grünseidenen Halbvorhängen, welche consequent den untern Theil der Fenster verschließen, dadurch die purpurne Düsterung noch düsterer machen, erkennen wir erst jetzt Abwehrmittel gegen einen solchen Anblick, nicht etwa gegen das Tageslicht oder gar gegen Sonnenhelle, welche überhaupt höchstens beim Untergange ihre Scheidestrahlen hieher werfen könnte ....

Da plötzlich rauscht ein breites Murmeln gerade unter uns auf, wo bisher höchstens leise flüsternde Hauche säuselten, da am Eingange des Saales, unserm Auge verborgen, die profanen Reporters ihre Loge haben. Dem Murmeln folgen zwei blaue, goldbetreßte Männer, den dreieckigen Hut unter dem Arme, den Paradedegen an der Seite. Ungefähr bis zur Mitte des Saales vorgeschritten, stehen sie still und machen Front gegen einander. Zwischen ihnen hindurch bewegt sich hierauf eine Schaar befrackter Männer, jetzt wieder mit vielen Ordenszeichen, ehemals ohne diese, ja sogar mitunter im farbigen und nur halbfeierlichen Kleide. In der Ordnung, wie sie kommen, nehmen sie auch ihre Plätze. In der ersten Reihe, rechts vom Bureau und ihm am Nächsten, die königlichen Prinzen; ihnen gerade gegenüber die Minister. Die nächsten Nachbarn der Prinzen von Geblüt sind Fürst Thurn und Taxis, die Erzbischöfe von Bamberg und München; dann eine Reihe constant leerer Plätze, welche eigentlich von gräflichen und fürstlichen Standesherren eingenommen sein sollten. Die übrigen „erblichen und solche, welche nach dem Gesetz vom 9. März 1828 den erblichen gleich zu achten sind", folgen in den hintern Reihen bis an die Wand dieser Seite. Der Präsident des protestantischen Oberconsistoriums ist jedoch erst der achtundzwanzigste und des Bischofs von Eichstädt Nachbar. Auf die Seite des Ministertisches kommen die Reste der Erblichen, reichsräthlich minderen Grades; hinter ihnen die lebenslänglichen, deren Schluß der Oberappellationsgerichtspräsident Staatsrath Friedrich Heintz bildet, seitdem er den Marterstuhl des Ministertisches verlassen. Sein

Tischlein trägt kein Wappen, sein Name kein Von; nur in der Uebereilung beschenkt ihn bisweilen das Präsidium damit.

Das Präsidium führt, seitdem das Publicum in die hohe Kammer dringt, Freiherr Schenk von Stauffenberg, sehr bequem im breiten Armstuhl gelagert. In der Vicepräsidentenwahl war die Kammer nothgedrungen minder conservativ. Da der morgenröthliche Minister und lebenslängliche Reichsrath Freih. v. Zu-Rhein als Würzburger Regierungspräsident nicht regelmäßig anwesend sein konnte, wählte man schon 1849 den Grafen Carl von Seinsheim, nicht minder bekannt durch seine Apologie der Prügelstrafe in den dreißiger Jahren, als durch seine Verwaltung des Finanzministeriums in den vierzigern und seine Kammerrede in den fünfzigern. Er sitzt am Fuße des Bureaus in einem Armsessel und bildet gewissermaßen die Mittelstation zwischen dem Präsidenten und dem ersten Reichsrath königlichen Geblütes. Noch spricht er nicht, aber gewiß bald. Der Präsident verliest unterdessen mit gelangweilter Eile die Präsensliste, welche von 59 Mitgliedern selten viel mehr als die nothwendige Hälfte ergiebt. Nur als man 1849 und 1850 die Versicherungen der Adresse von 1848 durch Beschränkung der Amnestie, durch Verwerfung der Judenemancipation, durch Verschärfung des Preß- und Vereinsgesetzes, durch Verkrüppelung des Gerichtsorganisationsgesetzes, und im Jahre 1851 durch Bekämpfung des Notariatsgesetzes bewahrheitete — da waren die Pairs in größerer Anzahl vereint. Die gelangweilte Eile des Präsidialvortrags in Haltung und Ton dauert auch fort, wenn die Berathungsgegenstände selbst zur Sprache kommen. Anderwärts könnte dies Wunder nehmen, hier nicht. Schon das äußere Ansehen sagt ja deutlich, daß der Präsident nur eine peinliche Gesellschaftspflicht erfüllt. Man kann sich den Mann eigentlich gar nicht anders denken, denn zu Pferd, oder mit der Flinte über dem Rücken an der Spitze eines Jagdzugs. Selbst das Gesicht, obgleich auf einem modern eleganten Körper sitzend, sieht aus, als wär's aus einem Ahnenbild in Stahl und Harnisch unversehens hiehergekommen. Und dann weiß er ja, wie dem eigentlichen Kerne der hohen Versammlung, schon während der Berichterstatter des Ausschusses sein Referat verliest, und vollends, wenn er's erläutert, die peinigendste Langeweile sich mittheilt. Er weiß es ja, daß man in gewöhnlichen Fällen dies Alles nur der Form, der „untern Schwesterkammer", des Publicums, vielleicht beiläufig auch der Journalisten halber, abmacht. Drinnen im Versammlungszimmer ist schon festgestellt, wie man stimmen will; man braucht den Berichterstatter gar nicht zu hören, noch viel weniger einen Redner für oder wider zu incommodiren; das Präsidium könnte durch den Kanzleidirector das Ergebniß ohne Sitzung mit zwei Worten notiren lassen.... Endlich ist der Bericht erstattet. „Wenn Niemand mehr das Wort verlangt, so ist die Debatte geschlossen, und wir schreiten zur Abstimmung." Die Eile und Lebhaftigkeit, womit diese Worte der letzten Sylbe des Berichterstatters folgen, die Unmöglichkeit zwischen

„verlangt" und „so" nur einen Blitzstrahl zu schießen, ist der treueste Ausdruck dieser ganzen Gedankenreihe, dieses immer wiederkehrenden Unmuths über die Zugeständnisse, welche mit jenen Förmlichkeiten an das Publicum gemacht wurden. „Da den hohen Mitgliedern dieser Kammer durch den eben gehörten Vortrag des geehrten Herrn Referenten der Ausschußantrag bekannt ist, so brauche ich denselben wol nicht nochmals zu verlesen?" Obgleich diese fragenden Worte von höflichen Verneigungen nach allen Seiten begleitet sind, so liegt doch in ihrem Tone die entschiedenste Annahme der Bejahung. Und die hohe Kammer, welche ihre Abstimmung so genau kennt, ist auch bereits in nachbarlichem Unterhaltungsgeflüster vertieft, so daß ihnen kaum ein zerstreutes Zustimmungsgemurmel folgt. „Ich bitte also die zustimmenden Mitglieder mit Ja, die andern mit Nein zu antworten .... Se. königl. Hoheit Prinz Luitpold?" u. s. w. Gewöhnlich erfolgt ein einstimmiges Ja. „Einstimmig angenommen. Da somit die Tagesordnung erschöpft ist, schließe ich die Sitzung." Man erhebt sich unter gegenseitigem Verneigen, und verläßt in abermals ziemlich sitzrecht geordnetem Zuge den Saal. Die blauen, goldbetreßten Männer warten diesmal im Versammlungszimmer.

So ist es gewöhnlich. Nur selten kommt es zu eigentlichen parlamentarischen Verhandlungen, und auch diesen fehlt eine gewisse stereotype Form keineswegs. Bedingend werden sie im Saale nie, wenn nicht ganz unerwartete Erklärungen vom Ministertische kommen.

Die Erneuerung der Provinzialstände in Preußen.

Die Verordnung vom 28. Mai an die königlichen Oberpräsidien, durch welche der Minister des Innern in der unschuldigen Form eines Ministerialrescripts eine der wichtigsten Fragen der organischen Gesetzgebung wenigstens provisorisch zu erledigen unternimmt, hat in der constitutionellen Partei eine so lebhafte Opposition hervorgerufen, wie man sie bei der allgemeinen Abspannung und Erschlaffung der letzten Monate kaum noch hätte erwarten sollen. Diese Opposition, welche den Ernst des Schrittes gebührend würdigt, geht diesmal zum Theil von Kreisen aus, die in ihrer allgemeinen Haltung bei Weitem conservativer sind als wir. Dennoch können wir uns nicht davon überzeugen, daß sie für unsre Sache von Nutzen sei. Man möge uns gestatten, diese abweichende Meinung kurz zu motiviren.

Was unsre Partei diesmal bewogen hat, die principielle Opposition gegen das Ministerium, welche sich früher hauptsächlich auf die auswärtige Politik desselben bezog, lebhafter als je auch auf die innere Politik zu übertragen, ist Folgendes.

Einmal die gehäſſige Form, in der auch dieſe neue rettende That aufgetreten iſt, wie alle frühern Thaten des Miniſteriums Manteuffel. Wenn man den reactionairen Weg im Ganzen überſieht, den dieſes Miniſterium ſeit dem Nov. 1848 zurückgelegt hat, ſo würde man geneigt ſein, ihm eine Art von Kühnheit und Ausdauer in ſeinen Plänen beizulegen; in ſeinen einzelnen Schritten dagegen zeigt ſich eine Kleinlichkeit und daneben eine fliegende Hitze, die man kaum als ein Symptom der Kraft auslegen dürfte. Daß die Regierung die Ergänzung des organiſchen Geſetzes über die Provinzial- und Kreisvertretung während der Dauer der Kammern abſichtlich hinausgeſchoben hat, daß es dieſelben über ſeine Abſichten im Dunkeln ließ, um nach ihrer Auflöſung die Sache gleichſam beiläufig abzumachen, würde man vielleicht als das Zeichen einer raffinirten Machiavelliſtiſchen Politik annehmen müſſen, wenn es nicht zugleich die Proben einer ſtarken Unſicherheit und eines noch immer fortdauernden Schwankens in den Anſichten an ſich trüge. Allerdings iſt die Rückkehr zu den Provinzialſtänden von der Kreuzzeitungspartei ausgegangen, die ſich jetzt nach dem „Bruch mit der Revolution" des Miniſteriums vollſtändig bemächtigt hat, weil dieſes ſelbſt keinen Inhalt hat; allein wir dürfen nur in dem Organ der Partei die frühere Anregung dieſer Frage vergleichen, um das Schwanken des Miniſteriums auch in ihr wiederzufinden. Man möchte freilich gern zu den Provinzialſtänden zurückkehren, theils aus doctrinairem Eigenſinn, theils weil der Grundbeſitz in ihnen vorzugsweiſe repräſentirt war; allein man ſcheut ſich wieder davor, weil auch dieſes ſtändiſche Inſtitut, wie die Erfahrung gelehrt hat, vom Geiſt des Liberalismus inficirt war. In der Motivirung, die der Miniſter ſeinem Reſcript vorausſchickt, ſind ebenfalls zwei verſchiedene Vorſtellungen durch einander gemiſcht. Theils beruft er ſich (ſo namentlich in dem rechtfertigenden Artikel der Preußiſchen Zeitung vom 12. Juni) auf die formale Beſtimmung, daß die zur Ausführung der Kreis- und Provinzialordnung erforderlichen vorübergehenden Beſtimmungen von dem Miniſter des Innern getroffen werden ſollen, und rechnet dazu auch die Anordnung der neu zu bildenden proviſoriſchen Organe, die dazu nöthig ſind; theils aber beruft er ſich auf das Recht der angeblich noch nicht aufgehobenen Stände. Eine ſolche Vermiſchung der Geſichtspunkte muß ein gerechtes Mißtrauen hervorrufen, namentlich wenn man die Commentare der herrſchenden Partei damit vergleicht.

Ein zweiter Umſtand iſt noch wichtiger. Die durch ein Miniſterialreſcript neu geſchaffenen, oder die nach der alten Verfaſſung reſtaurirten Verſammlungen ſind nicht nur ein bedenkliches Symptom für zukünftige Entwürfe, ſondern ſie ſollen auch augenblicklich Functionen ausüben, die weſentlich in die innere Geſetzgebung eingreifen, und zu welchen ihre Berechtigung wenigſtens fraglich iſt. Sie ſollen nämlich die Commiſſionen wählen, welche über die Einführung und Vertheilung der Klaſſen- und klaſſificirten Einkommenſteuer in den Bezirken und Provinzen

ihr Gutachten abzugeben haben, während das Gesetz die Wahl dieser Commissionen der künftigen, gesetzlich festzustellenden Provinzial- und Kreisvertretung anheimgiebt. Außerdem sollen sie auch noch bestehen bleiben, um die sonstigen Functionen der frühern Vertretung auszuüben, die vorläufig noch nicht genauer bestimmt sind.

Abgesehen von dieser zweifelhaften Uebereinstimmung mit dem Buchstaben unsrer neuen Verfassung ist die Wiedereinführung der Provinzialstände unzweifelhaft unvereinbar mit dem Geist derselben; denn da die Art der Vertretung in beiden auf den entgegengesetzten Grundlagen beruht, können sie unmöglich neben einander bestehen, wenn man auch noch so eifrig ihre verschiedenen Functionen von einander zu sondern versuchte. Die Provinzialstände sind also der erste Schritt zur Aufhebung wenigstens eines integrirenden Theils der Verfassung, nämlich des Wahlgesetzes.

So gewichtig diese Gründe sind, so glauben wir doch nicht, daß unsre Partei recht daran thut, sich der Theilnahme an den neuen Versammlungen zu entziehen. Vor Allem bestimmt uns der praktische Gesichtspunkt. Es ist jetzt bereits zu übersehen, daß der Widerstand kein so allgemeiner sein wird, um die Ausführung des Gesetzes zu hintertreiben. Außerdem waren bereits die einzelnen Bestimmungen jenes Rescripts von der Art, daß man überzeugt sein konnte, die Regierung sei entschlossen, nöthigenfalls Gewalt zu gebrauchen. Wenn es freilich dahin zu bringen gewesen wäre, daß das Ministerium geradezu beliebige Leute zu Provinzialständen hätte ernennen müssen, weil von den legitimen Provinzialständen nur der kleinste Theil gekommen wäre, so wäre das wenigstens eine Art moralischer Erfolg gewesen, obgleich diese sogenannten moralischen Erfolge gerade in unsern Tagen von sehr geringem Gewicht sind, wie das wenigstens eben so crasse Beispiel der Sächsischen Verfassungsveränderung gelehrt hat. Unter den obwaltenden Umständen aber ist das einzige Resultat eines partiellen Widerstandes ein neuer Bruch in der Partei selbst, ein noch vollständigeres Herausdrängen derselben aus dem realen Staatsleben und eine innigere Allianz der Regierung mit der äußersten Rechten. Auch diesen Folgen hätte man sich unterziehen müssen, wenn das Gewissen einen klaren Ausspruch gethan, wenn man sich durch die Acceptation des Rescriptes eines Bruches des auf die Verfassung abgelegten Eides schuldig gemacht hätte. Bei der vollständigen Unklarheit und Verworrenheit dieser Verfassung, den zahlreichen Widersprüchen in derselben und namentlich bei den geschraubten Bestimmungen desjenigen Gesetzes, auf das es hier hauptsächlich ankommt, glauben wir diese Frage verneinend beantworten zu müssen. Noch ist der offene Bruch mit der Verfassung nicht erfolgt, und wir glauben auch nicht, wir können noch nicht an die Möglichkeit eines Eidbruchs glauben. Die Einberufenen können sich noch immer als sogenannte Vertrauensmänner betrachten, die mit Bezugnahme auf ihre frühere Stellung von der Krone aufgefordert sind,

durch ihre Commission ein dem Parlament vorzulegendes motivirtes Gutachten abzugeben. Selbst die Form des Reskriptes giebt ihnen das Motiv, sich jeder darüber hinausgehenden Thätigkeit zu enthalten.

Wir geben zu, daß eine solche Erörterung der Rechtsfrage nicht sehr ästhetisch aussieht, aber nicht wir sind daran schuld, sondern die Verworrenheit und die Lügenhaftigkeit der Verhältnisse. Diese beruht aber zum großen Theil darin, daß das Recht, welches die legislativen Körper der Krone gegenüber in Anspruch nehmen können, mit ihrer Macht in keinem Verhältniß steht. Es ist sehr die Frage, ob dieses Verhältniß nicht zum Bessern geändert würde, wenn man auf verfassungsmäßigem Wege auf eine Revision des gegenwärtigen Wahlgesetzes mit einer Annäherung an die alten provinzialständischen Formen eingeht.

Das allgemeine Wahlrecht, welches noch die octroyirte Novemberverfassung bestehen ließ, gab den Kammern wenigstens eine Art von Grundlage, es beruhte auf den Massen. Freilich ist die Stimmung der Massen veränderlich wie der Wind, und die Macht ihrer Vertreter wird eine augenblickliche Gährung nicht überdauern. Eben so repräsentirt das auf den Census basirte Wahlgesetz eine bestimmte Klasse, die Klasse der Vermögenden, die also wenigstens in sehr vielen Fällen eine bestimmte Meinung haben wird; das Dreiklassensystem dagegen, welches wir dem Ministerium Manteuffel verdanken, beruht auf gar keinem Princip, und giebt daher auch den Repräsentanten gar keine Macht. Die Wahl ist ein reines Spiel des Zufalls und läßt sich in ihren Resultaten niemals berechnen; sie kann ihrer complicirten Form wegen niemals populair werden, und sie drückt auch nicht den gemeinsamen Willen irgend eines Theils der Nation aus.

In diesem Sinn hätten wir eine Entwickelung der Verfassung auf Grundlage der alten Provinzialstände mit fortdauernder liberaler Modification derselben für wünschenswerther gehalten, als das plötzliche Eintreten einer neuen Staatsform, die nicht nur über die Kräfte der Nation hinaus ging, sondern die auch bei den Repräsentanten des Volks eine Macht voraussetzte, die sie in der That nicht hatten. Dagegen hatten die Kreistage einen directen Einfluß auf die Landesverwaltung, der sich zwar bereits in den Provinziallandtagen abschwächte, und der in der Charte vom 3. Februar 1847 noch mehr verkümmert war, der aber doch auf realen Grundlagen beruhte, und zu den Hoffnungen einer gedeihlichen Entwickelung berechtigte. Die Fehler jenes Gesetzes, welche nicht nur in der einseitigen Bevorzugung des aristokratischen Elementes bestanden, sondern auch in den völlig ungerechtfertigten Beschränkungen des activen und passiven Wahlrechts, so wie in einer falschen Repräsentation der Städte, konnten sich allmälig ausgleichen. Ein sehr bedeutender Schritt wäre schon eine liberale Bestimmung des passiven Wahlrechts gewesen, da die Committenten doch am Besten wissen müssen, wem sie ihr Vertrauen zu schenken haben.

Wie dem auch sei, eine solche Entwickelung der Verfassung ist nicht zu

Stande gekommen, und ein einseitiges Zurückgehen auf das Alte würde nicht nur der Sache der Freiheit, sondern auch der Sache der Ordnung einen harten Stoß versetzen. Außerdem hat die neue Verfassung den unberechenbaren Vorzug, daß sie die Fiction aufhebt, als seien die Kammern nur die Vertreter von Sonderinteressen, während das Allgemeine des Staats lediglich in der Monarchie und deren Organ, dem Beamtenthum, dargestellt sei. Diese Betrachtung schließt aber keineswegs die Möglichkeit aus, auf dem Wege der neuen Verfassung sich der alten insofern zu nähern, als die zweckmäßigen Einrichtungen derselben wieder aufgenommen, die Uebelstände entfernt werden. Es ist diese Ansicht beiläufig der Boden, auf dem wir uns den liberalen Elementen einer Partei nähern können, die bis jetzt ihres Schwankens und ihrer Unentschiedenheit wegen gerechten Vorwürfen ausgesetzt war, ohne die aber doch an eine geordnete Reform des Staats nicht zu denken ist, nämlich der Partei, deren ungefähren Ausdruck wir in dem Centrum der gegenwärtigen Kammern finden.

Es ist übrigens diese Frage auch wieder charakteristisch für das Ministerium, das damit eben so wieder einen Kampf gegen seine eigene Vergangenheit unternimmt, wie in der Deutschen Frage. In dieser benutzte es die Resultate der Revolution, um Preußen unter dem Vorwand parlamentarischer Einrichtungen zu vergrößern, und stand davon erst ab, als es sich beinahe mit seinen Freunden darüber überworfen, und sich in einen Krieg mit seinen Verbündeten eingelassen hatte. Eben so hätte es in den innern Angelegenheiten gern die Altpreußische Tendenz, bureaukratisch zu centralisiren, weiter verfolgt. Die Aufhebung der Patrimonialgerichte, der ständischen Thätigkeit, die Ernennung der Landräthe von Seiten der Regierung und dergleichen mußten ihm in diesem Sinne willkommen sein; aber der Strom der Zeit trieb es vorwärts, ohne daß in diesem Fall seine Umkehr durch ein äußeres Hinderniß motivirt gewesen wäre. Im engen Bund mit der kirchlichen und Adelspartei, die ihm eben sowol an politischem Inhalt überlegen war, wie in der Entschlossenheit, mit der es denselben vertrat, mußte es eben so seine eigenen Errungenschaften aufgeben, wie die des Volks. Es wird jetzt ein eben so treuer Bundesgenosse der Rechten sein, wie früher der Linken, — d. h. ein unstäter und schwankender. Es wäre Nichts thörichter, als dadurch, daß wir von unsrer Seite bei ihm einen fast ausgeprägten Willen und eine ihres Ziels bewußte Richtung voraussetzen, es in diese Richtung zu treiben.

Da sich in Oestreich wie in allen übrigen Deutschen Staaten ein ganz ähnliches Schauspiel vorbereitet, so kommen wir noch einmal ausführlicher auf diese signatura temporis zurück. † †

Wochenschau.

Verhandlungen des dritten allgemeinen Friedenscongresses, gehalten in der Paulskirche zu Frankfurt a. M., am 22., 23. und 24. August 1850. Frankfurt, Sauerländer. — Die komische Seite dieser Verhandlungen liegt zu nahe, als daß wir es nöthig hätten, sie hervorzuheben. Eine aus verschiedenen Nationen zusammengesetzte Versammlung, deren einzelne Mitglieder sich einer Sprache bedienen müssen, die ein großer Theil der Andern nicht versteht; eine Versammlung, welche die höchsten Probleme der Sittlichkeit und des Staatslebens zu lösen, oder wenigstens zu deren Lösung etwas Wesentliches beizutragen meint, ohne sich auch nur im Entferntesten über die Mittel klar zu machen, die sie anwenden will; die dann endlich, um doch irgend etwas Praktisches durchzusetzen, die eigenthümliche Stellung annimmt, in die Mitte zweier kämpfenden Heere zu treten, und eine an tausend widerstreitende egoistische Interessen geknüpfte Frage durch einen einfachen Spruch der Billigkeit austragen zu wollen: eine solche Versammlung fordert zu sehr die Ironie heraus, als daß sie noch der einzelnen komischen Auftritte, wie z. B. des Indianer-Häuptlings mit seiner Friedenspfeife und den Reminiscenzen aus Cooper, bedurfte, um vor den Augen des Spießbürgers lächerlich zu erscheinen. Wir sind in Deutschland an ähnliche Versammlungen hinreichend gewöhnt, und wenn wir nicht durch die Betheiligung der praktischen Amerikaner und Engländer aufmerksam gemacht würden, so könnten wir uns leicht versucht fühlen, den ganzen Friedenscongreß für eine schwache Nachahmung jener Anacharsis Clootz'schen Komödie anzusehen, die durch eine Deputation aus allen Welttheilen das neue Reich der Freiheit in Paris begrüßte. Allein die Sache hat auch ihre ernste Seite. Jenes Gefühl, daß der Krieg zwischen Nationen eben so irrationell ist, als der Krieg zwischen den Einzelnen, den wir am Mittelalter mit Recht verdammen, muß immer allgemeiner werden, und die verschiedenen Völker, die bei der Ueberreizung des neu geweckten Nationalgefühls nur zu geneigt sind, durch ihre gegenseitigen Antipathien die bereits sehr verwickelten Zustände noch weiter zu verwirren, müssen auch persönlich suchen einander näher zu kommen. Das grandiose Fest der Industrie, welches in diesem Augenblicke in London gefeiert wird, ist freilich in dieser Beziehung ein viel wichtigerer Schritt, als alle Zusammenkünfte wohlmeinender Privatleute, und eine verständige Fortbildung der Handelsgesetzgebung wird mehr dazu beitragen, den allgemeinen Frieden zu sichern, als die erbaulichsten Reden über die Barbarei des Krieges. Ueberhaupt ist der Gedanke des bloßen Friedens zu abstract und einseitig, als daß auf ihn allein eine neue Politik sich gründen könnte. Der Krieg entsteht eben so wie die Revolution aus der Verkehrtheit der Zustände. Ohne diese zu heben, wird es auch nicht gelingen, den Frieden zu sichern. Wenn jene Engländer und Franzosen aufrichtig den Frieden wollen, so sollten sie vor allen Dingen dazu beitragen, in ihren Staaten jene Hindernisse zu heben, die ein einseitiger Egoismus der Herstellung eines geordneten Staatslebens in Deutschland in den Weg legt; denn Deutschland ist der eigentliche Herd eines Europäischen Krieges. So lange es in der gegenwärtigen Ohnmacht bleibt, wird es immer die Nachbarn zu einer gewaltsamen Expansion ihrer Nationalkraft reizen, und eben so in seinem eigenen Innern eine geniale Kraft provociren, die, wie es Friedrich der Große gethan, den unproductiven Ver-

handlungen der Diplomatie das Schwert vorzieht. Sobald die Engliſchen und Franzöſiſchen Staatsmänner ſich überzeugt haben werden, daß ein kräftiges einheitliches Deutſchland in ihrem Intereſſe eben ſo liegt, als im Intereſſe des Deutſchen Volks, wird der allgemeine Friede kein Hirngeſpinnſt mehr ſein.

Schriften über Ungarn.

1. Memoiren einer Dame u. ſ. w. von Wilhelmine Baronin Beck. 2 Bde. London, 1851. Fr. Thimm.

Wir haben es hier mit einer Erſcheinung zu thun, wie ſie nur eine Revolution hervorbringt, und eine mißlungene Revolution an den Tag fördert. — Eine Dame aus den höhern Ständen verläßt, nachdem ihr Gemahl auf den Wiener Barricaden gefallen war, ihr unentbehrliches Comfort, und wandert zu Fuß nach ihrem blutenden Vaterlande, um ſich ſeinem Dienſte in einer Weiſe zu widmen, wie er in normalen Zeiten nur von der niedrigſten Volksſchichte erwartet, und ſelbſt in bewegter Zeit zwar als nothwendiges Uebel geduldet, aber vom edlern Gefühle ſtets mit einem noli me tangere fern gehalten wird. — Mit einem Worte: Sie wird Spionin. Pedantiſche Moraliſten würden hier Betrachtungen über den Beruf des Weibes und über die Verderbtheit der Sand'ſchen Theorien aufſtellen; allein die Frau Baronin nennt ſich, und iſt auch ohne Zweifel, eine eifrige Patriotin, und „A' hon minden felett" — Das Vaterland über Alles — ſagte unſer Koſſuth, und das Vaterland hätte gewiß im Falle des Gelingens die treuen Dienſte um ſo reicher belohnt, je mehr Ueberwindung ſie koſten mochten. — Aber die Frau Baronin hat in Engliſcher und Deutſcher Sprache ein Buch von 679 Seiten in die Welt geſchickt, und das war ein Unrecht. Nach unſrer Meinung hat ſie nämlich vor Allem den koloſſalen Titel geſchrieben, und um alles Das zu leiſten, was in dieſem verſprochen wird, ſtellt ſie uns die Revolution in einem Rundgemälde vor, auf dem die großen Ereigniſſe und Individuen bei einer künſtlichen Beleuchtung vorgeführt werden, nur mit der kleinen Abweichung, daß, während bei gewöhnlichen Cykloramen das Bild ſich bewegt, und der Zuſchauer von einem gewiſſen Punkte aus ſeine Beobachtung macht, die Frau Baronin die Ungariſche Revolution fixirt hält, und ihre eigene Perſon in eine ſolche Art von Bewegung ſetzt, daß ſie bei jedem bedeutenden Ereigniß wie ein Deus ex machina erſcheint, um uns „über Zuſammenhang, Charaktere, Urſachen und Wirkungen" in einer eigenthümlichen Weiſe „Aufſchluß zu geben." Es iſt ſtaunenswerth, wie die Verfaſſerin, die im Ganzen nicht mehr als ſechs ſogenannte Miſſionen übernahm und ausführte, von welchen mehrere nur einige Tage in Anſpruch nahmen, und zwiſchen welchen ſie nach eigener Angabe wochenlang in Debreczin, Peſth und Komorn zubrachte, dennoch bei allen nur irgend wichtigen Ereigniſſen zugegen oder doch in unmittelbarer Nähe war; ſo daß es uns ſcheint, als hätte ſie die Ungariſche Revolution zu ihrer Hiſtoriographin beſtellt, und nur dort Geſchichte gemacht, wo die Frau Baronin mit Taſchenbuch und Bleiſtift zur Seite ſtand. — Bei dieſer Annahme muß uns nur der Umſtand auffallen, daß in den 1851 in London erſchienenen „Memoiren einer Dame" ſich ganze Seiten finden, welche in der ein Jahr vorher in Leipzig bei Herbig erſchienenen kleinen Schrift „Arthur Görgei von J. E. Horn, Ungariſcher Feldpater" wörtlich zu leſen ſind. Wir erſuchen

hier die „Memoiren einer Dame" Bd. I. S. 60, 62, 70, 71, 81, 82, 127, 128, Bd. II. S. 17, 18, 96, 99, 100, 102 und 112 mit der Horn'schen Schrift S. 36, 39, 40, 41, 42, 43, 46, 48, 50, 52, 82, 93, 94, 95, 103, 106, 112 und 114 zu vergleichen, und man wird staunen über die frappante Aehnlichkeit, die sich bis auf die durchschossenen Wörter, Gedankenstriche und Druckfehler erstreckt. Allein dieses könnte füglich so erklärt werden, daß es dem pfiffigen Pater, der mit der Frau Baronin zur selben Zeit in Komorn lebte, gelungen sein mag, der Frau Baronin ihre historischen Notizen — vielleicht in der Beichte — abzulauschen, oder gar ihre Mappen zu durchblättern, und so um ein Jahr früher das in die Oeffentlichkeit zu schicken, was die legitime Eigenthümerin uns erst jetzt in ihrem Buche mittheilt. Aber die Sache hat noch eine andere, etwas schwierigere Seite. Die Frau Baronin hat nämlich, wie wir bereits bemerkten, den größten Theil des von ihr Erzählten mit erlebt, ja in einem gewissen Maße machen helfen, und so geschah es, daß sie Manches mitgemacht hat, was der Pater, nach der damaligen allgemeinen Annahme, zwar mit gutem Recht und Gewissen erzählen konnte, was aber von ihm selbst in seinen spätern Schriften berichtigt wurde. So erzählt Horn die Absendung der Generale Kis und Aulich und des Ministers Csányi am 30. Juni 1849 zu Görgei nach Komorn, mit dem Auftrage, ihn zu befragen: „Ob er sich den Beschlüssen des Kriegsraths fügen und den Feind aufhalten wollte?" Die Unrichtigkeit dieser Angabe ist jetzt außer allem Zweifel, da die Aufgabe dieser Deputation war: Görgei zum Abzug von Komorn und zur Concentrirung der Armeen an der Theiß zu bewegen. Allein die Frau Baronin theilt diese Angabe in ihrem Buche Bd. II. S. 96—98 wörtlich mit, und fügt dann hinzu: „Da die beiden Generale oder Minister mich persönlich kannten, schenkten sie vor ihrer Abreise auch mir noch die Ehre ihres Besuchs." — Solcher Besuche hatte sich übrigens die Verfasserin nach ihrer Angabe in sehr reichem Maße zu erfreuen. — Nach ihrer Mittheilung „war Görgei schon 8 Tage früher in Totis der Befehl ertheilt worden, zum Gros der Armee an der Theiß zu stoßen, was er aber nicht that." Die Frau Baronin hatte also die beste Gelegenheit, sich von der Aufgabe der Deputation zu unterrichten, ja, sie giebt selbst an, daß Görgei bereits in Totis den Befehl erhielt, nach der Theiß zu gehen, und dennoch diese frappante Aehnlichkeit!

Aber noch ein höheres Staunen wandelt uns an, wo die Frau Baronin auf eigene Faust Geschichte fabricirt. Bd. I. S. 271 erzählt sie von einem Rendezvous mit Görgei in Komorn, bei welchem er sich über die Debrecziner Regierung und über Kossuth beklagt, welche „die Unabhängigkeitserklärung ausgesprochen und publicirt, ohne der Armee Etwas mitzutheilen." „Kossuth — sagt Görgei — war im Lager in Gödöllö bei uns, und sagte keine Sylbe davon." Dies kann Görgei — wenn wir auch annehmen wollten, daß der unergründliche Felsenmann sich gegen Kossuth schon damals (April) so offen und — zu einem Weibe ausgesprochen habe — unmöglich gesagt haben; denn Klapka, der Görgei gewiß sehr schonend behandelt, erzählt in seinen Memoiren S. 157, wie ihnen Kossuth in Gödöllö die Motive zur Unabhängigkeitserklärung auseinandersetzte, und fügt hinzu: „Ich, Damjanich und Aulich stimmten Kossuth bei, Görgei blieb in sich verschlossen und stumm." Görgei war also zugegen, und könnte nicht behaupten „keine Sylbe" gehört zu haben. — Ferner theilt sie Bd. II. S. 181 ein „vertrautes Schreiben vom 16. August 1849 mit, welches er

dem Commandanten von Komorn nach der officiellen Aufforderung zur Uebergabe der Festung zugeschickt haben soll, und aus dem sich eine verhüllte Abmahnung von der Uebergabe herauslesen ließe, welches aber Klapka selbst in seinen Memoiren desavouirt, und doch will die Frau Baronin um diese Zeit eine bedeutende Rolle in Komorn gespielt haben.

Am Drolligsten aber wird die Frau Baronin bei ihren Argumentationen. So hat sie es besonders auf den Finanzminister Duschek angelegt, und um zu beweisen, daß dieser Mann — von dem sie übrigens auch ganz fälschlich behauptet, er habe den Oestreichern fünf Millionen an geprägtem und ungeprägtem Metall übergeben, und sei jetzt in Oestreichischen Diensten — schon längst auf Verrath gedacht habe, wirft sie ihm die Frage hin: „Warum er nur Zehn- und Hundert-Gulden-Scheine pressen ließ, da doch die 1, 2 und 5 Gulden-Scheine vom König Ferdinand sanctionirt waren?" und giebt sich selbst zur Antwort: „Weil er wußte, daß diese — Zehn- und Hundert-Gulden-Scheine — im ungünstigen Falle von Oestreich gewiß nicht anerkannt werden" (Bd. II. S. 34). Diesen Vorwurf macht die Frau Baronin dem Finanzminister im Mai, wo Windischgrätz bereits die Fünf- so wie die Zehn- und Hundert-Gulden-Noten außer Cours gesetzt hatte, wo die Sanction König Ferdinands eben so viel Werth hatte, wie ein gewisses Buch, welches 1851 in London erschienen ist, und trotz des allbekannten Umstandes, daß darum nur große Noten gepreßt werden mußten, weil die kleinen nicht in solcher Anzahl verfertigt werden konnten, um den Bedarf genügend zu decken.

Gegen das Ende des 2. Bandes (S. 194—201) giebt uns die Frau Baronin eine Chronik der Festung Komorn zum Besten, die bei irgend einem Ptolemäus (welcher?) anfängt, und sich bis Klapka erstreckt, und in welcher uns erzählt wird, daß die Festung von Mathias Corvinus angefangen, und von Ferdinand I. und Leopold I. ausgebaut wurde, daß der Name Komorn von dem abfertigenden „Komm' morgen" herkomme (Moritz Hartmann), daß es mit der gepriesenen Jungferschaft der Festung nicht weit her sei, da sie nach Kattenbäck's verläßlichem Nachweise einmal im 14. Jahrhundert und einmal im Jahre 1527 erobert wurde, und doch war der Bau der Festung erst unter Mathias, also im 15. Jahrhundert begonnen, und unter Ferdinand I. und Leopold I., also im 16. und 17. Jahrhundert, vollendet worden. — In den darauf folgenden Capiteln wird noch Einiges über die Uebergabe Komorn's, die Hinrichtungen in Pesth und Arad, und die Reise der Baronin nach England gesagt, was im Allgemeinen am Besten gehalten ist, und für sich bestehend mehrere interessante Feuilletonsartikel geliefert hätte, und das Ende ist eine kolossale Philippica gegen Franz Pulszky, „dessen einzige demokratische — wir müssen hier noch die Bemerkung nachholen, daß die Baronin selbst sich als eifrige Demokratin manifestirt, und auch Kossuth, und Alles, was ihr theuer ist, für demokratisch hält — That darin bestand, ein reiches Wiener Mädchen jüdischer Abkunft geheirathet zu haben," und der ihr, die „ohne legitimirende Beweise" ihres Wirkens während der Revolution war, nicht mehr als 3 Pfd. Sterlinge monatliche Unterstützung zukommen lassen wollte, „was für jeden gemeinen Soldaten festgesetzt war." — Letztere Behauptung ist durchaus unwahr, da sich hohe Offiziere, ja mancher General, mit 3 Pfd. Sterlingen monatlich haben begnügen müssen.

2. Bilder aus dem Honvédleben von K. W. M . . . . . Wien, 1851. Jasper, Hügel und Manz.

Herr M. ist ein Mann von entschiedenem Talent und höherer militairischer Bildung, der in einer Zeit, wie die des Ungarischen Revolutionskrieges, berufen ist, eine hervorragende Rolle zu spielen, dem aber Das abgeht, was einem revolutionairen Charakter vor Allem nöthig, nämlich, die völlige Hingebung an die Sache, deren Dienst er sich gewidmet, und das Aufgeben jener schöngeisterischen Schwärmerei, die im Alltagsleben einen interessanten, liebenswürdigen Mann, aber nie einen Revolutionshelden machen wird. Herr M. ist ein Deutschunger, war früher k. k. Soldat und intimer Freund Klapka's, diente im Ungarischen Heere vom Sommer 1848 bis Januar 1849, und zeigt sich uns in seinem Buche als sogenannter bel esprit, mit einer ziemlich starken Dosis Romantik. Diese Eigenschaften waren in ihm während seiner Dienstzeit im Ungarischen Heere so durch einander gewürfelt, daß er nie mit sich selbst ins Reine kommen konnte, und wir auch jetzt mit seinem Buche nicht ins Reine kommen. Auffallend ist der Gegensatz zwischen der Verfasserin der „Memoiren einer Dame" und Herrn M. Jene, eine sogenannte Emancipirte, läuft, wie das Käthchen von Heilbronn ihrem „hohen Herrn", der Revolution barfuß nach, und sucht ihm bei jeder Gelegenheit ein Beifallslächeln abzulocken; Dieser, ein geistreiches Weib in Honvéduniform, wird immer damals von einem Schauplatz verdrängt, wenn eben die Geschichte dort einkehrt, um uns nach Beendigung des Drama's über Manches anmuthig erzählen zu können, ohne unsre Ansprüche, die wir an Männer dieses Schlags zu richten berechtigt sind, zu befriedigen.

Das Buch beginnt mit einer Sendung des Verfassers nach der Insel Csepel, die später durch Görgei, der hier zum ersten Male, und zwar mit einem Act soldatischer Lynchjustiz — der Hinrichtung des Grafen Zichy — auf den Schauplatz der Begebenheiten trat, eine historische Bedeutung erhielt. Die Insel sollte von Herrn M. in Vertheidigungszustand gesetzt werden, um dem heranrückenden Ban den Uebergang über die Donau verwehren zu können. Hier entwickelte M. eine bedeutende Thätigkeit, Schanzen wurden aufgeworfen und armirt, die regellosen Nationalgarden und Freischärler zur Disciplin gewöhnt, ja es wird sogar ein Plan zu einem Ausfall jenseits der Donau entworfen, aber bevor dieser Plan zur Ausführung kommen konnte, erscheint Görgei und eignet sich willkürlich das Commando der Insel zu, und Herr M. macht ihm Platz, und scheint am Meisten zu bedauern, die schöne Notarsfrau von Makad, und den Tablabiróobersten, der ihn seinen „Csillag" reiten ließ, verlassen zu müssen. — Im Herbst finden wir Herrn M. in Preßburg, wo er die Arbeiten bei den Verschanzungen leitete, und zwar, wie bei seiner vorigen Mission, wieder auf Aneiferung und durch Empfehlung seines Freundes Klapka. Hier unterhält sich M. sehr gut mit den patriotischen Damen, welche sich an den Arbeiten betheiligen, und von denen er eine Flèche „die Frauenschanze" benamset, und macht oft Spaziergänge zu den „Batzenhäuseln", wo er mit seinen Freunden in ästhetischen Genüssen schwelgt. — Von hier durch Görgei nach der Festung Leopoldstadt als Fortificationslocaldirector abgeschickt, wo er unter den Befehlen des in der Revolution berühmt gewordenen Rupertus (Baron Bayer, wohl zu unterscheiden von dem Bayer, der in Görgei's Generalstab war) steht, der ihm selbst gesteht: „Ich kann einen Gaul zudressiren und zureiten, ein Märchen oder eine Novelle aufs Papier bringen, aber eine Festung commandiren — Dir sag' ich's — Das kann ich nicht!" Die

Schilderung der Zuſtände in Leopoldſtadt und beſonders einer Soirée bei dem Commandanten Rupertus, wo der Wirth ſeinen großentheils Magyariſchen Gäſten eine ſeiner ſchriftſtelleriſchen Deutſchen Arbeiten vorlieſt, iſt eine der gelungenſten Partien des Buches. — Von Leopoldſtadt wird Herr M. wieder durch ein Decret des Landesvertheidigungsausſchuſſes abberufen, und wir finden ihn bald darauf als Leiter und Reſtaurator der Generalſtabskanzlei in Ofen, wo er mit einem naſewelſen Gr. N., der ſich der militairiſchen Ordnung und Disciplin nicht fügen will, kurzen Proceß macht und ihn zum Proſoſen ſchickt. Allein Graf N. iſt ein Protégé von Madame Koſſuth, und ſo kommt Herr M. in den „Salon der Präſidentin," wo ihm — wie es wenigſtens aus M.'s Schilderung hervorgeht — auf eine ſehr ungeſchickte Weiſe der Antrag geſtellt wird, ſich zum Spion gegen Frau von Görgei gebrauchen zu laſſen, was Herr M. natürlich . . . zurückweiſt? Nein, Er war vor Indignation — „ſprachlos", und ſein guter Genius, der ihm die furchtbare Anſtrengung erſparen wollte, ſeinem empörten Ehrgefühl Worte zu geben, brachte Frau von Görgei ſelbſt dazwiſchen, und nach deren Weggehen ſagt die Frau Präſidentin, „daß es ſich nicht der Mühe zu lohnen ſchiene, Frau v. Görgei's Inneres zu erforſchen. — Die letzte Miſſion M's. iſt, Depeſchen in die eernirte Feſtung Peterwardein zu tragen, welcher Aufgabe er ſich mit ziemlichem Glück, aber wenig kriegeriſcher Sicherheit und Energie entledigt. Auch dieſe Partie iſt ſehr hübſch erzählt, nur verfällt Herr M. am Ende in eine überflüſſige Zote; er erzählt uns nämlich von einer Orgie in Neuſatz, bei welcher ein Pater den Vorſitz hatte, der die betrunkene Geſellſchaft in ein Bordel führt. Bei ſeiner Rückreiſe nach Peſth erhält M. in Czegléd die Kunde „von der Einnahme Rabs durch Windiſchgrätz, von der verlorenen Schlacht bei Moor, und von dem Entſchluß der Repräſentanten: Parlament und Regierung nach Debreczin zu verlegen," und da Herr M. eben „durch einen unglücklichen Sturz von einer undreſſirten Remonte arg beſchädigt war," ſo wurde er „lebensüberdrüßig" trotz dem, daß ihm Freund Klapka ſelbſt die Kunde von ſeiner Ernennung zum Major im Generalſtabe überbrachte, und „bald darauf ſchulterte die Oeſtreichiſche Schildwache vor ſeiner Thür." So iſt der Mann, und ſo ſein Buch.

3. Neueſte Chronik der Magyaren, von Ph. Korn. Erſter Band. Hamburg und Newyork, Schubert. 1851.

Herr Philipp Korn war früher Antiquar-Buchhändler in Preßburg, und gab zu Anfang des vorigen Decenniums eine Volksſchrift in Flugblättern heraus, „Kreuzergeſchichten" genannt. — Während der Revolution war er Hauptmann bei der Deutſchen Legion. Nach der Kataſtrophe flüchtete er nach der Türkei, wo er das Material zu ſeinem Buche geſammelt haben will. Das Buch iſt durchaus demokratiſch mit glühendem Haß gegen Görgei, aber doch ziemlich mäßig gehalten, und Manches darin — wie „der Zug der Emigranten über den Balkan," „Koſſuth's Leben in Schumla" — ſchön erzählt. Ueber die Glaubwürdigkeit mancher neuen Daten muß uns einiger Zweifel aufgehen, da Herr Korn in der Türkei Gelegenheit hatte, ſich von Manchem gut unterrichten zu laſſen, und er dennoch Daten aufgenommen hat, deren Unrichtigkeit heute außer allem Zweifel ſteht. So läßt er Koſſuth in Arad den Reichstag verſammeln, und durch dieſen die Dictatur an Görgei übertragen; ferner läßt er Barth. Szemere und Sebaſtian Vukovich die Abdankungsacte unterſchreiben, obwol es conſtatirt iſt, daß in Arad von einem Reichstage nie die Rede war, und daß Sz. und V. die Abdicationsacte nicht unterfertigt haben.

4. Die Ungariſchen Flüchtlinge in der Türkei. Ungariſch von Imreſi. Ueberſetzt und fortgeſetzt von Vaſſi. Leipzig, Herbig 1851.

Der Mittheiler war ſelbſt Emigrant, und manifeſtirt ſich als eifriger, aber nicht blinder Verehrer Koſſuth's, denn er läßt auch Görgei Gerechtigkeit widerfahren. Daß das Buch im Original in Peſth erſchienen iſt, giebt ihm ein gewiſſes Intereſſe, denn der Verfaſſer ſchwärmt für die „heilige Sache ſeines Vaterlandes", ſchwärmt für Koſſuth und für Alles, was antiöſtreichiſch iſt; er legt dies in ſeinem Buche offen dar, und könnte doch ſelbſt heute und in Peſth ſchwerlich wegen deſſelben belangt werden. Dieſer Umſtand mag auf den Styl des Verfaſſers eingewirkt haben, der an manchen Stellen auch wirklich jene Geſchraubtheit und Breite zeigt, wie ſie bei vormärzlichen Ungariſchen Schriftſtellern ſehr häufig gefunden wird. Für die Geſchichte wichtig iſt die Angabe Imreſi's, daß Koſſuth ſelbſt in die Unterhandlungen mit den Ruſſen willigte, und zu dieſem Zwecke ſchon am 29. Juli von Szegedin aus die Miniſter Szemere und Bathyany mit Vollmachten verſehen in Görgei's Lager abſchickte. Dieſe Angabe gewinnt an Glaubwürdigkeit, wenn wir betrachten, daß der Verfaſſer ein eifriger Koſſuthianer iſt, und daß bereits mehrere Monate verfloſſen ſind, ſeitdem das Buch im Original erſchienen iſt, und dennoch keiner von den im Auslande lebenden Miniſtern gegen dieſe Angabe auftrat, wie es gegen die oben von Ph. Korn mitgetheilten wirklich geſchehen iſt; ja Szemere und Bukovich ſogar eine gleichartige Angabe veröffentlichten.

5. Ungarn im Vormärz. Aus dem Ungariſchen des Alexius Fényes. Leipzig, Herbig. 1851.

Das Buch iſt der erſte Theil eines in Peſth 1847 unter dem Titel „Magyarország leirása" — Beſchreibung Ungarns — erſchienenen Werkes des auch dem Deutſchen Publicum nicht mehr unbekannten Ungariſchen Statiſtiker's: Alexius Fényes, welcher eine gedrängte, aber klare, und für den Laien und Ausländer mehr als genügende Darſtellung Ungarns im Allgemeinen bietet; der zweite Band deſſelben Werkes behandelt die einzelnen Kreiſe, Geſpanſchaften und Städte. Der Ueberſetzer, welcher zum Zwecke hatte, „eine beſſere und genauere Kenntniß Ungarns unter unſern Deutſchen Brüdern zu verbreiten," konnte auch kein beſſeres Mittel hierzu wählen, als eben dieſen erſten allgemeinen Theil des Fényes'ſchen Werkes, und die Abänderungen, welche er in der für den Laien etwas zu ſtreng wiſſenſchaftlichen Eintheilung des Verfaſſers vorgenommen, muß dem Werke bei dieſem Zwecke noch zu Statten kommen. Das Werk beſteht jetzt aus vier Büchern: I. Die Grundkräfte Ungarns; II. Ungarns Staatsverfaſſung; III. Ungarns Staatsverwaltung; IV. Wiſſenſchaft und Kunſt.

Brief eines Engländers aus California. San Franzisko, 26. Februar 1851. Am 1. Februar hier angekommen; an Land gegangen und mich einem Anſiedler vorgeſtellt, der mir und meinem Partner Unterkommen für einige Tage und mir Beſchäftigung als Arbeiter für eine Woche gab. 10 Dollars verdient; weggegangen auf Schiffe im Hafen, um beſſern Lohn zu bekommen, 6 Dollars per Tag; Waaren von den Gebrüder Neuſtadt und Hort bekommen; gehandelt; bis jetzt 5 Dollars per Tag verdient. Nach Sacramento gegangen, ſtromauf 150 Meilen, Cigarren zu verkaufen; 70 Dollars gemacht, 35 Jeder. Er (der Partner) macht in der Regel mehr als ich, iſt aber für Arbeit zu klein. Verkaufte meine Flinte für 20 Dollars, koſtete 5 Doll. Jetzt im Begriff nach den Minen aufzubrechen, 6 oder 7 Mann ſtark;

auf je 2 Mann ein Maulthier. Denke dort eine Unze per Tag zu gewinnen. Kenne den glücklichen Kerl, von deſſen Treffer Sie in den „Times" geleſen haben werden; er grub für 1700 Dollars an einem Tage; er iſt mit von der Partie. Klamath und Seots-River iſt unſer Beſtimmungsort; gegenwärtig noch 4 Fuß tief mit Schnee bedeckt; koſtet 100 Dollars dorthin zu kommen, Geräthſchaften und Proviant eingerechnet. Kenne alle Gefahren, die dabei ſind; aber alle reichen Leute müſſen ſo anfangen. 1200 Schiffe im Hafen; eine großartige Stadt, in drei Jahren gebaut; Saions, groß und fein wie irgend in der Welt. Beweiſe von Reichthum überall in der ganzen Stadt; Alles ausgeſetzt, beſchützt allein durch den Richter Lynch. Alle Gewölbe überladen mit Gütern; Handel ungewöhnlich flau; es iſt Winter und die ſchlimmſte Zeit, aber die alten Zeiten werden überhaupt nicht mehr wiederkommen, ſagen ſie. Angenehmes Klima, Wetter und Landſchaft; vortreffliches Eſſen, alles Getränk ſehr ſchlecht. Niederträchtige Polizei und jämmerliche Rechtspflege; ein furchtſamer Menſch darf nach Sonnenuntergang keinen Vergnügungsort oder ſonſtiges öffentliches Local beſuchen; Jedermann trägt Meſſer und Piſtolen; Menſchen niedergeſchoſſen um Nichts — ſagen, es war Nothwehr; Zeugen, um es zu beſchwören, einen Dollar per Stück; viele Sidney-Taugenichtſe hier, ſchlecht genug, wird aber auch Alles auf ſie geſchoben; die Amerikaner ſind ſchlechter, grenzenlos gemeine und abgefeimte Sorte; ſtehlen thun ſie nicht, aber Prellerei, Betrug und Mord ſind Tugenden bei ihnen; ein ſchwarzer Mann und ein Engländer gelten ihnen für daſſelbe. Bis jetzt bin ich ihnen entgangen, obgleich ich immer mit ihnen zu thun hatte; ich bin ſehr höflich und — ich ſchäme mich, es zu ſagen — vermeide es, meine Heimath zu nennen; gehe bewaffnet, wie ſie, hoffe aber, niemals Gebrauch davon zu machen. Aber da ich weiß, daß Sie die Times leſen, und daß deren Nachrichten beſſer ſind als meine, ſchließe ich. Habe die berühmte Miſſion Dolores geſehen; Mexicaner, Chilenen, Eingeborne, graue Bären und anderes Wildpret unzählig; und, den Sacramento aufwärts, die Feuer in den Prairien bei Nacht großartig.

Das Friedrichsdenkmal in Berlin wird vorausſichtlich zu einer Reihe von Schriften führen, die das neuerweckte Intereſſe ausbeuten, um wieder an den Heiden des Preußiſchen Staats anzuknüpfen. Uns liegen zwei ſolche Schriften vor, erſtens: Geſchichte Friedrichs des Großen, Volksbuch von Fr. Becker, mit dem Standbilde Friedrichs von Rauch und andern Holzſchnitten. Berlin, Vereinsbuchhandlung. Zweitens: Friedrich der Große und ſein Heer in den Tagen der Schlacht bei Leuthen, nebſt einer umfaſſenden Darſtellung der letztern. Von Prof. Kutzen. Breslau, Ferd. Hirt. — Die erſte dieſer Schriften hat einen populairen Zweck; ſie ſucht durch eine patriotiſche Haltung und durch das Zuſammenfaſſen der menſchlich intereſſanten Züge dem Preußiſchen Nationalgefühl und ſeinen geſchichtlichen Erinnerungen einen neuen Inhalt zu geben. — Das zweite iſt eine Monographie, die eine einzelne Begebenheit aus dem ſiebenjährigen Kriege nach einem ſehr gründlichen Studium der Quellen und mit Benutzung einiger neuen darſtellt. In den Beilagen ſind einige intereſſante Documente mitgetheilt, die auf jene Zeit ein neues Licht werfen.

Verantw. Red. **F. W. Grunow.** — Mitredact.: **G. Freytag** und **Julian Schmidt.**
Druck von C. E. Elbert.

Aus dem Münchener Ständehaus.

2. Reichsräthliches Leben.

Man hörte noch von Politik, von Deutschland, von Volksvertretung beim Bunde sprechen, und die Minister hatten noch vor ein Paar Tagen bei einer Veranlassung in der Abgeordnetenkammer ihren constitutionellen Sinn gepriesen, Baierns soldatische Macht nur bescheiden, sein moralisches Gewicht in Verfechtung des constitutionellen Princips dagegen mit großer Selbstgenüge und viel geschmeicheltem Wiederhall aus dem Centrum erwähnt; Preußen ward noch als Großmacht, wenn auch ingrimmig, aufgeführt, Oestreich noch als Hort paradiesischer Zukunft gepriesen. Also 1851 war's gewiß nicht. Da entstand eines Tages beinahe Gedränge auf der Galerie der Reichsrathskammer, und sogar einige Legationssecretairs wurden erblickt. Kurz, die hohen Herren da unten hatten eine „wichtige" Verhandlung vor, nicht gerade über die Deutsche Frage, doch über irgend einen der Hochpolizeigesetzentwürfe, in deren Behandlung sich die Abgeordnetenkammer damals übte. Das angeblich stets rücktrittsfertige Ministerium mochte sie nicht stürzen, wollte sich also dessen Willen fügen, und doch andererseits auch gern für sich einigen liberalen Heiligenschein bewahren. Da hatten sie nun in endloser Debatte die Ausdrücke der einzelnen Paragraphen gedreht und gewendet, versicherten einander beim Schluß, daß ein sehr unlogisches Gesetz entstanden sei, stimmten aber dennoch gemüthlich für das Ganze. Man wußte ja vorher, daß die „obere Schwesterkammer" den Entwurf in integrum restituiren, und noch ein Paar Strafverschärfungen über die ministerielle Vorlage hineinmodificiren werde. Man wußte auch, daß dies vorzugsweise geschah, um „die reichsräthliche Rückäußerung" der edeln Entrüstung des untern Centrums preiszugeben, welches dann darüber vergessen konnte, wie der übrige Entwurf in der ursprünglichen, von ihr acht Tage vorher pathetisch bekämpften Gestalt verblieb. Etwa daran erinnert, warf die Centralgemeinde einen gemeinschaftlichen Schmer-

zensblick nach der obern Kammer, ſchlug tönend an die Bruſt, und tröſtete ſich wehmüthig damit, daß wenigſtens das Geſetz zu Stande komme. „Denn, meine Herren, ob man uns im nächſten Jahre ſelbſt dieſen Entwurf vorlegen werde, das iſt mir — blicken Sie auf die Ereigniſſe in den größern Nachbarſtaaten — mindeſtens ſehr zweifelhaft.“ So lautete die Schlußphraſe. — Ein Entwurf, dem alſo dieſes Ende bevorſtand, befand ſich auf der Tagesordnung der Reichsräthe. So wichtig hatten ihn die Erblichen indeſſen nicht erachtet, um große Einberufung von Jagden, Landſitzen und Reiſen zu halten. Bekannt war, daß der Ausſchuß ſich mit erwähnten Verſchärfungen für die urſprüngliche Vorlage entſchieden, einige „jedoch“ anſtatt „allein“, „zwar“ ſtatt „obzwar“, ja ſelbſt einmal „Gefängniß“ ſtatt „Arbeitshaus“ aus den „jenſeitigen“ Modificationen befürwortet, alle andern Abänderungsvorſchläge dagegen kurzweg verworfen hatte.

Auf den Geſichtern der hohen Mitglieder zeigte ſich natürlich beim gewohnten Heimzuge nicht die mindeſte Aufregungsſpur. Nur ein Paar „rothe“ jüngſte Reichsräthe ſuchten noch auf dieſem kurzen Gange ihren Nachbarn Etwas zu beweiſen; man bemerkt's indeſſen blos daran, daß ſie den einen Glacéhandſchuh auszogen und ſchlenkerten, während ſie ſprachen. „Meine Herren, ich eröffne die Sitzung und erſuche den Herrn Referenten des ...ten Ausſchuſſes Bericht zu erſtatten.“ Während dies ohne allen Aufwand von parlamentariſchem Ueberzeugungseifer ziemlich unverſtändlich geſchieht, hört nur das Publicum zu, und etwa noch ein oder das andere Mitglied der ſogenannten Oppoſition. Der Majoritätsbeſchuß iſt auch diesmal ſchon fertig, man braucht Nichts mehr zu wiſſen. — „Nachdem Sie den Vortrag vernommen, eröffne ich die allgemeine Discuſſion wenn Niemand .... Der Herr zweite Präſident hat das Wort.“ —

Er hat es wirklich, trotzdem daß eine große Geübtheit dazu gehörte, ſich zwiſchen „Discuſſion“ und „wenn“ zu ſchieben. Herr Graf Carl v. Seinsheim iſt ein ganz trockner, kleiner, grauer Mann, mit ſchmalem, ſtrengem Geſicht, was nur höflich mit dem Munde, nie mit den Augen lächelt. Ein auffallend ausgebildetes Riechorgan trägt nicht dazu bei, ſein Antlitz einnehmender zu machen, und ſeine Stimme redet ſich keineswegs in ein Herz. Sie iſt ſcharf, trocken, befehlshaberiſch; vielleicht würde ſie für Tilly gepaßt haben, wenn er im Civilfach angeſtellt geweſen wäre. Geſticulationen macht er nicht, höchſtens einmal eine kurze imperatoriſche Handbewegung. Und er beginnt mit herablaſſendem Danke für die Weisheit des Miniſteriums, ohne zu vergeſſen, daß deſſen morgenröthliche Vorgänger längſt die Verpflichtung gehabt hätten, den vorliegenden Entwurf einzubringen. Er ergießt ſich dann in herbe Klagen gegen die wühleriſchen Umtriebe, die natürlich noch immer im Dunkeln umherſchleichen, deshalb gefahrdrohender als jemals, ſtets zum Losbruch bereit, nur bezwingbar durch äußerſte Machtmittel und härteſte Strafen. Er findet den Entwurf im Ganzen viel zu mild gegen die zerſetzende Verderbtheit der modernen Welt, und ſtreift ſogar mit

Anſpielungen über Einflüſſe der Zeit an die allzugroße Humanität der Regierung, wie an einen halbrevolutionairen Standpunkt, der die ruchloſe Rotte der Aufrührer weder in ihrer Verbreitung, noch in ihren Anſchlägen ſo richtig auffaſſe, wie gewiſſe ältere Staatsmänner. Darum erklärt er ſich auch nicht mit dem Ausſchußantrag einverſtanden, ſondern behält ſich weitere Anträge vor. — Ein befriedigt zuſtimmendes Nicken aus nächſter Nähe, dem er mit beſcheidenen Verneigungen pflichtſchuldigſt antwortet, iſt die zu bemerkende Bewegung, während das Präſidium ſpricht: „Wenn Niemand mehr das Wort verlangt ſo .... Herr Reichsrath von Arnold."

Er hatte eigentlich nicht ſprechen wollen, nur ein nochmaliger Blick in das Ausſchußgutachten und die geehrten Worte des hohen Vorredners nöthigen ihn, die Aufmerkſamkeit der erhabenen Verſammlung für einige Augenblicke in Anſpruch zu nehmen. Dieſe blickt, während der Redner abermals in das Ausſchußgutachten ſieht, einmal auf, doch bleiben kaum die Augen ein Paar jüngerer Mitglieder auf ihm haften. Die Galerie, weil ſo ſelten hier, betrachtet den wirklich ſtaatsmänniſchen Kopf mit der ruhig abwägenden, obgleich gern auf Blumenpfaden ſich ergehenden Rede erwartungsvoller. Sie weiß nicht, daß er mit dem ihm gerade gegenüberſitzenden Staatsrath v. Maurer, deſſen Kopf noch mehr verheißend ausſieht, in ſolchen Fällen abwechſelnd das Miniſterium gegen excentriſche Reactionsforderungen zu wahren, die „jenſeitige" Kammer nicht geradezu für revolutionair zu erklären, ihre Bedenken, ohne den Gegenbedenken des verehrten Ausſchuſſes dieſer hohen Verſammlung zu nahe treten zu wollen, auch einiger Berückſichtigung zu empfehlen pflegt, doch ſchließlich weit davon entfernt iſt, etwa beſondere Anträge ſtellen zu wollen.

Jetzt kann das Präſidium gewöhnlich die ſchon zweimal unterbrochene Formel vollenden, falls nicht ein Miniſter zu ſprechen verlangt, was indeſſen bei der allgemeinen Debatte ſelten. Und man ſchreitet über die einzelnen Paragraphen bis zum ſtreitigen. Doch hier iſt der Herr zweite Präſident raſch bei der Hand, um möglichſt engſte Maße für den Kreis ſtraſloſer Handlungen zu befürworten; weit enger und ſtrenger als der Ausſchuß, worin er ſchon das Wort erhoben zu haben bemerkt, während „man anders beliebte." Da erbittet ſich der erſte Herr Secretair, Frhr. von Niethammer, das Wort. Er iſt blonden, ſpärlichen Haars, doch deſto üppigern Schnurrbarts in einem gutmüthigen Geſicht und von beſchwichtigender Stimme. Nicht ſelten trägt er einen grünen Reitfrack mit gelben Knöpfen, ja ſelbſt farbige Inexpreſſibles. Sein Aeußeres verheißt, daß er keineswegs der ſtarren Torypartei angehöre, doch ſeinen Stand vergißt er gleichfalls nicht, obgleich noch eine leiſe Erinnerung in ihm ſchlummert, daß er einmal einer liberalen Studentenverbindung angehörte. Es mag freilich ein Vierteljahrhundert her ſein. Und er ſpricht mit voller Ueberzeugung aus, daß die Zeit vorüber, wo man der monarchiſch-geſetzmäßig-conſtitutionell-gemäßigten Stätigkeit der Wei-

terentwickelung des Staatslebens entgegentreten zu müſſen meinte, die ja das gegenwärtige Miniſterium vertrete. Doch verkennt er auch die vom hochgeehrten Herrn Vorredner geäußerten Beſorgniſſe keineswegs. Habe die jenſeitige Kammer Modificationen gemacht, ſo that ſie es gewiß in reiflicher Erwägung, doch ohne daß der dieſſeitige Ausſchuß dieſe zu theilen vermochte, der vielmehr mit ſeinem Antrage die Intentionen der Regierung, die ja auch die der Abgeordnetenkammer, beſtimmter zu erreichen glaubte. Dies war es, was er bemerken wollte.

Man hat ihn auch noch ruhig angehört; ſollte jedoch etwa ein Mitglied der Oppoſition das Wort nehmen, ſo iſt's deutlich erſichtlich, welche prickelnde Ungeduld die Verſammlung durchläuft. Auch hat der Herr Präſident ſchon die letzte Rede benutzt zur Unterhandlung mit dem auf der Rednerbühne ſtehenden Referenten um ein kürzeſtes Schlußwort oder Verzichtleiſtung. Ja, die Eile iſt ſo groß, daß ſogar mitunter die Frage nach dem Verlangen des Wortes oder die Uebergabe deſſelben an den Referenten nur durch Zuruf aus der hohen Verſammlung, der Form halber, in Erinnerung gebracht werden kann. Natürlich verzichtet der Referent, der eben ſo gut, wie die Galerie, bemerkt hat, daß einer der Blauuniformirten ſchon mehrmals hereingekommen iſt, um dieſem und jenem Mitglied flüſternd zu melden, daß der Wagen vorgefahren iſt. Es reguet aber draußen, oder es ſcheint die Sonne ſehr ſtark, man darf alſo die Pferde nicht lange warten laſſen. Nach erfolgter Abſtimmung über dieſen Artikel erledigen ſich die folgenden raſch. Nur Mißwille könnte glauben, es geſchehe flüchtig, um fertig zu werden. Sind's deren gar zu viel, ſo wird ja ſogar die Weiterberathung vertagt, obgleich man ſchon weiß, daß ſie das nächſte Mal mit noch größerem Dégoût fortgeſetzt wird.

Von welcher Art von Vorlagen gelten nun ſolche Verhandlungen, die man aus bürgerlichem Standpunkte beinahe cavaliere Abthuungen nennen könnte? — Sie beſuchten wol ſeit 1848 die kleine Galerie der hohen Kammer ſehr ſelten, ſonſt wüßten Sie gewiß, daß dies der gebräuchliche Berathungsmodus, wenn es ſich nicht gerade um das nackte Princip der Revolution und Contrerevolution, oder noch unmittelbarer um mögliche Verluſte an ſtandesherrlichen Prärogativen und materiellen Vortheilen handelt. — Aber es war doch von einer Oppoſition, ja ſogar von „Rothen" die Rede? — Allerdings, das ſind Begriffe, die man nur in langer Bekanntſchaft mit den reichsräthlichen Verhandlungen und außerparlamentariſchen Aeußerungen richtig würdigen lernt. Die Oppoſition iſt nicht etwa gegen die Regierung, oder gegen die Geſellſchaft, ſondern einzig gegen die Gelüſte der Mehrheit gerichtet. Und „roth" iſt, wer nicht geradezu alle einzelnen Zeiterſcheinungen ſeit 1848 für den Inbegriff der Zerrüttung erachtet. Einige Redner der Oppoſition haben wir ſchon gehört; doch ſtimmen ſie meiſtens unbedingt mit der Mehrheit. Benutzen wir die übrige Zeit der namentlichen Abſtimmung, um einige der eigentlich deſtructiven Elemente kennen zu ler-

nen. Obenan wäre freilich Fürſt Waldburg-Zeil, der bekannte Würtemberg'ſche Demokratenführer, zu ſtellen. Indeſſen iſt er ſeit 1848 nicht bei den Reichsräthen erſchienen, und wird nur beim jedesmaligen Landtagsbeginn in der Entſchuldigungscommiſſion erwähnt. Sehen Sie dagegen dort beinahe auf den erſten Plätzen der Erblichen zwei junge ariſtokratiſch-elegante Männer? Der eine mit gelocktem ſchwarzem Haar, Schnurr- und Zwickelbart, hochgewachſen und breitgeſchultert, eine Rittergeſtalt im Geſellſchaftsanzug, iſt Graf Waldbott-Baſſenheim, der Schwiegerſohn jenes Fürſten Ludwig Oettingen-Wallerſtein, welcher die Kronoberſthofmeiſterſtelle und den Reichsrathsſitz aufgab, um ſeinem ſehr jungen loyaldemokratiſchen Ueberzeugungsdrange in der Abgeordnetenkammer folgen zu können. Schon dieſer Umſtand verdächtigt den Grafen, der zwar ſelten ſpricht, aber doch gewöhnlich unter den Verneinenden iſt, wenn es einem Beſchluß zur Reſtauration des Ueberlebten und Verrotteten gilt. Ungefähr daſſelbe läßt ſich auch von ſeinem jüngern, kleinen und ſchmächtigen Nachbar, einer angenehmen Salonfigur, dem Fürſten Hohenlohe-Schillingsfürſt ſagen. Nur hat dieſer mitunter noch den jugendlichen Glauben, ein gutes, ſcharf einſchneidendes Wort könne hier Wirkung äußern .... hier, wo es geſchehen iſt, daß der Präſident bei beſchwerlicher Zähigkeit der ſogenannten Oppoſition (z. B. vorm Jahre beim Judenemancipationsgeſetz), trotz des Verlangens mehrerer Mitglieder nach dem Worte, nicht etwa die Sitzung, ſondern die Discuſſion ſchloß, weil — ja weil es drei Uhr war; hier, wo es vorkam (bei derſelben Gelegenheit), daß die Majorität es ſich gefallen ließ, als die Remonſtrationen eines Mitgliedes gegen einen rein widerſinnigen Abſtimmungsmodus vom Präſidenten zwar nicht mit Gründen zurückgewieſen wurden, aber mit ritterlicher — Courtoiſie;*) hier, wo alle Redner im Princip mit irgend einem modern-conſtitutionellen Geſetz übereinſtimmten, und ſchließlich doch das Geſetz gegen 6—7 Stimmen verwarfen.

Unter dieſe ſechs bis ſieben Stimmen darf man gewöhnlich die der Grafen Giech und Reigersberg, ſo wie des Barons Lotzbeck rechnen. Der Erſtere iſt dem größern Publicum aus der Paulskirche als treuer Vorfechter eines zwar von der Neuzeit überholten, aber ehrlichen und braven Conſtitutionalismus bekannt. Es iſt eine wohlthuende Erſcheinung, wenn er einmal hier ſeine ruhige, volle Stimme erhebt, unbeirrt von den Antipathien gegen ſein Wort, welche aus der Mehrzahl der Geſichter ſpricht, feſt im ſchönen Bewußtſein, daß keiner der Gegner in der Quelle des Wortes auch nur die leiſeſte unlautere Beimiſchung zu ver-

*) Allgemeine Zeitung 1850, N. 51, S. 802: „Der erſte Artikel des Geſetzentwurfs enthält ausſchließend das Princip, der zweite den Vollzug. Die Kammer wirft den 1. Art. ab, und der Präſident fragt die Kammer, ob ſie den zweiten annehmen will, der komiſcher Weiſe mit den Worten: „Vorſtehende Beſtimmung" anfängt. Es wäre doch ſehr amuſant geweſen, wenn die Kammer in ihrer Conſternation den 2. Artikel angenommen, und ſomit die Beſtimmung des Geſetzes verworfen, dagegen ihren Vollzug decretirt hätte."

muthen wagt. In Frankfurt wurde der Fränkiſche Graf freilich altfränkiſch genannt. Aber wie weit ſind wir wieder zurückgeſchleudert, da er hier als ultraliberal gilt! — Wir müſſen jedoch noch weiter zurückgehen in der conſtitutionellen Anſchauung, um einen andern Oppoſitionsmann — d. h. Oppoſitionsmann gegen die Ultrareaction dieſer Verſammlung — zu finden. Dort am obern Ende der nur Lebenslänglichen erblickt man die Köpfe zweier Greiſe, Beide ſo gegenſätzlich wie möglich. Der kleinere mit dem beinahe kindlich glatten Frauengeſicht und der Brille iſt Graf Auguſt Seinsheim, das Moll-Echo der Durmelodien ſeines Bruders, aber immerhin Echo. Dagegen gehört das edel und ſcharf geſchnittene Antlitz ſeines Nachbars dem Neſtor der Kammer, dem Grafen von Reigersberg. Er hat viel erlebt und geſehen, und in allen Lebensverhältniſſen den Ruf eines wol ſtarren, aber grundbraven und überzeugungstreuen Mannes hinterlaſſen. Er war der letzte Präſident des Reichskammergerichts zu Wetzlar, hat die Baieriſche Verfaſſungsurkunde 1818 gegengezeichnet, und ſpäter noch in Griechenland gewirkt. Er iſt vielleicht bei den Grundſätzen und Principien des Jahres 1818 ſtehen geblieben, höchſtens bis zu denen der dreißiger Jahre vorgedrungen. Dennoch gilt er in dieſer Verſammlung wenigſtens für einen Halbdemokraten — weil er ſtreng conſtitutionell iſt. Dieſe Richtung trat hier allerdings immer faſt ausſchließlich in einer Specialität auf, in der ſtändiſchen Controle des Staatsſchuldenweſens. Aber auch in andern Fragen hat er neuerdings öfters Gelegenheit gehabt, ſein Princip zu verfechten. Meiſtens freilich fruchtlos. Denn hier gilt der Mehrheit für überlebt und abgethan, was die moderne Welt eben ſo nennt, nur aus dem entgegengeſetzten Standpunkte: der ſtreng juriſtiſche Drang nach Wahrheit des conſtitutionellen Schulbegriffs, wie ihn die Reſtauration aufgeſtellt hatte, um freilich — die Verwirklichung zu untergraben. So bettelarm ſind wir geworden, daß wir jetzt nach Vorfechtern ſelbſt nur dieſes Zuſtandes ausſchauen müſſen!

So eben antwortet hier unter den Erblichen Einer mit entſchiedenſtem „Nein" auf die Frage des Präſidenten nach ſeiner Zuſtimmung zu dem Geſetze. Sein Ausſehen könnte glauben machen, es ſei ihm deſſen polizeiliche Strenge zu groß. Er hat Etwas von altliberalem Typus, halblanges blondes Haar, rothblonden wirren Bart mit weißen Einmiſchungen, ein übellauniges, tiefgefurchtes Geſicht, umgeſchlagenen Hemdkragen über leicht gebundenem Halstuch, etwas ſchlottrige Kleidung und durchaus unariſtokratiſche Bewegungen. Aber er ſtimmte nur gegen das Geſetz, weil's ihm nicht genug maßregelt; er findet in deſſen Milde eine Bedrohung des Staats und namentlich der Kirche; er würde höchſtens die verſchärfenden Anträge des Vicepräſidenten unterſtützt haben, wenn er nicht überhaupt fände, daß es lächerlich, die Gewalt durch Geſetze irgendwie zu normiren. Das iſt der Hauptfaiſeur „des conſtitutionell-monarchiſchen Vereins"; er hat Münchens Armee 5000 fl. geſchenkt, als die Lola vertrieben war; er iſt ſich immer gleich geblieben, und Görres gilt ihm noch heut als der einzige Apoſtel hiſtoriſch-politi-

ſcher Wahrheit. Aber ein Charakter iſt's, wenn auch ein unklarer; er wäre wahrſcheinlich in bürgerlichen Verhältniſſen rothdemokratiſch, wenn er nicht rothultramontan wäre. Es iſt Graf Arco-Valley.

„Der Geſetzentwurf iſt mit den Modificationen des Ausſchuſſes mit 29 gegen 7 Stimmen angenommen, und ich erſuche den erſten Herrn Secretair der hohen Verſammlung, die diesfallſige Rückäußerung an die Kammer der Abgeordneten vorzuleſen." Es geſchieht. „Wenn keines der hohen Mitglieder Etwas dagegen einzuwenden hat, ſo erkläre ich die Sitzung für geſchloſſen."

Sitzordnungsmäßig bewegt ſich der Zug aus dem Saale. — Iſt dort der kurze, gedrungene Mann mit dem ſchweigſamen Antlitz nicht Friedrich Heinz, der Schöpfer der Juſtizreformen? Er iſt's, aber verſtummt in dieſem Saale bei allen Fragen, die nicht rein juriſtiſcher Natur. Da kämpft er noch im Sinne des Vorſchritts, wie er beim Gerichtsorganiſationsgeſetz und neueſtens bei der Notariatsordnung bewieſen. Aber unter der laſtenden Wucht der Unzugänglichkeit der hier alleinherrſchenden Elemente vernichtet ſich endlich jede Reformkraft. Und jene beiden ariſtokratiſchen Geſtalten? — die beiden neuernannten Reichsräthe, Fürſt Thurn und Taxis, der Sieger in Kurheſſen, und Graf Quadt-Isly. Sie gehören der Mehrheit. Der Erſtere war unter jenen ſieben, welche vor wenigen Tagen das Notariatsgeſetz verwerfen wollten. Gelänge es dieſer Kammer, woran fortwährend gearbeitet wird, das jetzige Miniſterium zu ſtürzen, bildete ſie einen neuen Kronrath, dann könnte möglicher Weiſe die Herrſchaftsperiode Abel eine hyperliberale heißen. Aber dann käme Baiern auch binnen Kurzem zu Entſcheidungen, wie man ſie bisher für unmöglich hielt.

Der Harz und ſeine Bewohner.

II.

Es iſt ein alter Ruhm des Harzes, daß hier Niemand nach dem Paſſe gefragt wird, und ſo bemerkt der Reiſende wol die zahlreichen Grenzen nicht einmal, die ohne Sinn und Verſtand hier die Wieſen und Wälder kreuzen; aber der Hannöverſche Skandal bei den Märſchen der Badiſchen Truppen erinnerte nur zu laut an ſie. Auch kommt das verſteckte Gift in einem Krebsgeſchwür an der Moralität der Bevölkerung zum Vorſchein, denn eine nicht unbedeutende Anzahl von den Bewohnern der Grenzörter beſteht aus Schmugglern, hier Contrebandeure genannt. Bis Braunſchweig dem Zollverein beitrat, waren ſelbſt die größern Städte am Fuße des Gebirges, Halberſtadt, Quedlinburg und Blankenburg, voll von Paſchern, die, wie man faſt ſprichwörtlich ſagte, zu Allem fähig waren; als dieſe brodlos

wurden, erhielt Halberſtadt ihretwegen noch einen beſondern Polizeicommiſſarius. Aus dem Hannöverſchen kommen blaſſe, unheimliche Männer mit großen Narben am Kopfe als verſprengte Freiſchärler noch jetzt weit in's Preußiſche hinein, und bieten ihre Contrebande hier und da bei den Honoratioren geheimnißvoll zu Spottpreiſen aus. — Die Ländertauſche waren im Harz von jeher zu Hauſe, wobei zuweilen, um der Verwirrung die Krone aufzuſetzen, der Wald vorbehalten wurde.

Nachdem die Grafen von Stolberg-Stolberg und Stolberg-Wernigerode mediatiſirt ſind, haben noch Preußen, Anhalt-Bernburg, Braunſchweig und Hannover Antheil am Harz. Den freundlichſten Eindruck macht das Anhaltiſche Harzland, das durch die Anlagen des verſtorbenen Herzogs einem einzigen großen Garten gleicht; die Straßen ſchlängeln ſich hier wie Wendeltreppen an den Bergen hinan, und durch das ganze Land gehen ſogar die einſpurigen Fürſtenwege, die nur von dem jedesmaligen Landesherrn befahren werden dürfen und mit Gras bewachſen ſind. Bald wird der Braunſchweigiſche Harztheil denſelben patriarchaliſchen Eindruck machen, wenn der Herzog Wilhelm noch lange, ein zürnender Achill, in Blankenburg verweilt, und ſeine Wildgatter immer weiter vorſchiebt. Die Stellung der Grafen von Stolberg war bis zur Revolution noch eine vor dem übrigen Adel, den Aſſeburg, Frieſen u. ſ. w., ſehr bevorrechtete, und noch jetzt beſteht in Wernigerode ein beſonderes Conſiſtorium. Ihre Ahnherren gehörten zu den Vierherren und den Landgrafen der alten Sachſen, und kommen ſchon bei Einhard als Kampfgefährten Wittekinds gegen die Sorben und Wenden vor. Die übrigen Harzgrafen waren Blankenburg, Arnſtein, Mannsfeld, Wipper, Hohenſtein und Lutterberg. Wie das Chriſtenthum in den Harz gekommen, iſt ſo gut als unbekannt, jedenfalls mag das Maifeſt der alten Sachſen, wobei ſich die „Hexen" der Beſen zum Wegfegen des Schnees an einzelnen Stellen bedienten, noch lange nach Karl dem Großen gefeiert ſein. Noch im vierzehnten Jahrhundert heißt ein ausnahmsweiſe von Wenden bewohntes Dorf auf dem Kamm des Gebirges „das heidniſche Stiege".*) Mächtiger als die religiöſe Widerſtandskraft, welche die Sachſen ihren Eroberern und dem Römiſch-Deutſchen Kaiſerthume entgegenzuſetzen vermochten, war ihre eigentlich nationale Widerſtandskraft, welche in dem noch jetzt im Ammenliede fortlebenden Biſchof Bucko von Halberſtadt, Heinrich IV. und im Herzog Heinrich dem Löwen, an den ſich faſt überall noch ſagenhafte und hiſtoriſche Erinnerungen knüpfen, Friedrich dem Rothbart entgegentrat. — Viele Burgen geriethen ſchon während der Kreuzzüge in Verfall; auch ſtößt man wol einmal mitten im Felde auf mäßiger Anhöhe auf Wälle und Gräben einer während der Kreuzzüge begonnenen, aber unvollendet gebliebenen Ritterburg, die noch immer „das neue Schloß" heißt. Im dreißigjährigen Kriege haben die wackern

*) Seine Einwohner unterſcheiden ſich noch jetzt von den übrigen Harzern.

„Harzschützen" sich Ruhm erworben im Kampfe gegen Tilly, aber dann später sich auch nach Art der Landsknechte in Räuberbanden verwandelt und viel Unheil angestiftet. Einzelne Harzburgen thaten im siebenjährigen Kriege noch ihre letzten schwachen Dienste, und zur Zeit der Fremdherrschaft wurde noch für die Einnahme einer dieser alten Ruinen in Paris eins der bekannten Siegesfeste angeordnet. Für die nachmittelalterliche Zeit ist von den Harzburgen am historisch Merkwürdigsten Schloß Herzberg, die Residenz des ehemaligen Hannöverschen Fürstenthums Grubenhagen, wo Anfangs, wie am Standorte so vieler Städte und Schlösser, sich nur ein Jagdhaus befand. Nachdem die sieben Söhne des Herzogs von Celle in der Absicht, die Macht und Größe ihres Hauses zu begründen, das Loos geworfen hatten, wer von ihnen der alleinige Erbe ihres Vaters sein solle, während die übrigen schlichte Privatmänner sein wollten, wurden dem vom Loose begünstigten Prinzen in Herzberg, wo er residirte, vier Söhne geboren, von denen zwei in England und Hannover die Zügel der Regierung ergriffen, wo ihre Nachkommen nach manchen Schicksalen ihres Geschlechts noch jetzt auf den Thronen sitzen.

In Betreff der Industrie stellt sich die auffallende Erscheinung heraus, daß die öffentlichen Staatsunternehmungen, welche die meisten Menschen ernähren, im Sinken begriffen sind, während die größern Unternehmungen einzelner Privatleute blühen. Die „Thal'schen Axen" des Hern. Benninghauß auf der „Blechhütte" bei Thale sind weitberühmt bei den Fuhrleuten. Auch mit den Gewerben ganzer Städte und Ortschaften will es nicht mehr fort, und unter den Hunderten von Nagelschmieden, welche die Dörfer Hohegeiß und Benneckenstein in Folge des Eisenreichthums des Harzes aufzuweisen haben, wird so leicht Niemand zum Reichthum gelangen. Nicht einmal in Quedlinburg und Nordhausen, welche beide zu den Marktstädten des Harzes gehören, erwirbt der Bürgerstand noch große Schätze, denn die in diesen Ackerstädten mit Feldbau und Kornhandel verbundene Production von Kornbranntwein, den der Harzer sehr liebt, kann nicht mehr Schritt halten mit dem fabrikmäßigen Brennen des Kartoffelspiritus auf den großen Aemtern der Niedersächsischen Ebene. Es stellt sich nachgerade ein zu auffallender Unterschied heraus zwischen den Preisen des soliden, abgelagerten, weinartigen Kornschnaps und des bläulichen Fusels; die alten Kornbranntweinblasen in Quedlinburg, deren fast jedes Haus auf den schmalen und langen Höfen eine besitzt, die Quellen des alten Wohlstandes dieser Stadt, gehen allmälig ganz ein. Nordhausen und Goslar waren ehemals reichsunmittelbar und bedeutende Handelsstädte. Nur noch die Sage oder Geschichte kennt den Wohlstand und die Ueppigkeit von Hasselfelde, einer der offenen, mauerlosen Städte im Harze selbst. Seit die fünfhundert übermüthigen Hasselfelder Bergknappen einst in ein nahes Nonnenkloster einbrachen, wo sie nur der Jungfrauschaft der Aebtissin schonten, wurde diese Stadt vom Papste und von der katholischen Kirche verfolgt, und gerieth sofort in Verfall. Nur auffallend schöne Straßen laufen noch jetzt zu ihr hin, und erinnern an ihre

frühere Größe; die fünfhundert üppigen Bergknappen ſucht man jetzt wol auf dem ganzen Harze vergebens.

An den Bergbau*) ſelbſt, als die Hauptbeſchäftigung wenigſtens des Oberharzes, knüpfen ſich trübe Betrachtungen über die Zukunft der Bevölkerung, die unter Andern in Brederlows Werke über dies Gebirge ausgeſprochen ſind. Er iſt keine unerſchöpfliche Nahrungsquelle wie der Ackerbau, ſondern Gold und Silber gehn im Schooße der Erde eben ſo gut unter den Händen der Menſchen zu Ende, als hier oben „im roſigen Licht"; als ein guter Wirth kann der Bergmann mit einiger Genauigkeit ſeine unterirdiſchen Schätze berechnen, er weiß ungefähr, wann ſie ihm ausgehen müſſen, — und was dann? — Vor der Hand aber ſchreitet noch der „wilde Mann", eine ſagenhafte Geſtalt des Harzes, die man auch als Titelbild auf der vor etwa einem Decennium eingeſchlafenen Zeitſchrift „der Harzbote" erblickte, mit dem Tannenzweige umgürtet und die entwurzelte Tanne in der Fauſt, durch dies Gebirge und weiſt auf verborgene Erze. — Sehr reich an den verſchiedenſten Erzarten iſt beſonders der Rammelsberg bei Goslar im Unterharz, ſo daß man in ihm Gold, Silber, Kupfer, Schwefel, Zink, Vitriol, Oker und Arſenik beiſammen findet. Das Erz iſt dort mit Hornſtein und Spathtrümmer durchwachſen, ſo daß es nicht mit Stein und Schlägel, ſondern nur zunächſt mit Feuer gewonnen werden kann. Für den Bergbau des Unterharzes beſteht noch der ſogenannte Communionharz, d. h. Hannover und Braunſchweig haben am Ertrag des Rammelsberges gemeinſchaftlich Antheil, wodurch aber auch die Verwaltung ſchleppend und die Betriebskraft gelähmt wird. Eine der älteſten Münzen, welche aus dem Silber des Rammelsberges geſchlagen iſt, wurde nach dem Schutzpatron von Goslar, Mathias, benannt, weshalb noch jetzt in Niederſachſen ein Vierpfennigſtück Mathier, und ein Zoll zwiſchen Halberſtadt und Wolfenbüttel der Mathierzoll heißt. Mit dem Silber des Rammelsberges wurden von einem Deutſchen Kaiſer ſchon die Bisthümer Magdeburg, Meißen, Naumburg und Brandenburg geſtiftet.

Der Bergbau des Oberharzes, deſſen Bewohner jetzt faſt nur aus Bergleuten, Köhlern, Holzſchlägern und Fuhrknechten beſtehen, iſt jünger als der zu Goslar. Er ſcheint ſich Anfangs wenig gelohnt zu haben, denn er wurde bald

*) Nach einer Durchſchnittsrechnung aus den Jahren 1832—42 liefert der geſammte Harz, die Mannsfeldſchen Bergwerke ungerechnet, jährlich 55,600 Mark Silber, 117,500 Ctr. (à 100 Pfd.) Blei und Glätte, 4,500 Ctr. Kupfer und 10 Mark Gold. Hiervon kommen: auf Clausthal und Zellerfeld im Oberharz: 40,000 Mark Silber, 100,000 Ctr. Blei und Glätte; auf Andreasberg in Oberharze: 10,000 Mark Silber nnd 1,000 Ctr. Blei und Glätte; auf den Rammelsberg im Unterharz: 4,000 Mark Silber, 12,000 Ctr. Blei und Glätte, 4,000 Ctr. Kupfer und 10 Mark Gold; auf Harzgerode im Anhalt-Bernburg'ſchen Antheil des Unterharzes: 1,600 Mark Silber und 4,500 Ctr. Blei und Glätte. An Kupfer kommen auf Clausthal, Zellerfeld, Andreasberg und Harzgerode zuſammen genommen nur 500 Ctr., Sehr reich iſt der Harz an Eiſen. Die Geſammtproduction an Roheiſen beträgt jährlich 160,000 bis 170,000 Ctr., wovon ungefähr 90,000 Ctr. auf die Hannöverſchen Eiſenhütten kommen.

nach ſeiner Begründung vernachläſſigt, und erſt Herzog Julius von Wolfenbüttel ſuchte den „alten Mann", wie man die verlaſſenen Erzgänge nennt, wieder auf. Er befreite die Bergleute von Steuern, und hoffte nur bei Landesnoth aus dem guten Willen der Oberharzer eine Zubuße für ſeinen Schatz. Seitdem regierte auf dem Oberharze der „Harzkönig", der Berghauptmann, nach eigenen Geſetzen und einer eigenen Verfaſſung, Bergfreiheit genannt, die indeſſen als ein Privilegium größtentheils, auch im Betreff der Steuerfreiheit des Oberharzes, dem Hannöverſchen Staatsgrundgeſetze erlegen iſt. 1788 hatte Hannover den „Communionharz" für den Oberharz beſeitigt und Wolfenbüttel (Braunſchweig) hauptſächlich mit Wald für den Rücktritt vom Mitbeſitz der dortigen Bergwerke entſchädigt. (Die Production des ganzen Hannöverſchen Bergbaues im Silberbergwerks-Haushalte betrug im Jahre 1836: 46,907 Mark Silber, 8,869,388 Pfund Glätte und Blei und 66,480 Pfund Kupfer.) — Eine Zeit lang hatten auch die reichen Magdeburger Gewerke (Actionaire) Antheil am Bergbau des Oberharzes, und ſie wandten um's Jahr 1529 große Summen für ihn auf. Allein die Straßenräubereien des dreißigjährigen Krieges und ſogar Wolkenbrüche und Peſt, vielleicht auch der Fall von Magdeburg ſelbſt, führten eine völlige Zerrüttung und Umwälzung der ganzen Bergverhältniſſe herbei.

In neuerer Zeit hat der Bergbau des Oberharzes hauptſächlich mit dem Waſſermangel zu kämpfen gehabt, der auch die übrigen Gewerbe und ſelbſt die Viehzucht im Harze nicht zu der Blüthe gelangen läßt, zu der ſie in der Nähe der zahlloſen ſegensreichen Alpenquellen gelangt. Um demſelben für den Oberharz abzuhelfen, ſind mit gutem Erfolg die ungeheuerſten Anſtrengungen gemacht. 62 Sammelteiche arbeiten ihm allein im Gebiete der Schweſterſtädte Clausthal und Zellerfeld entgegen. Ja, bis zum Brocken hin hat ſich das ſuchende Auge des Bergmanns gewandt, der den öſtlichen Eckſtein des Oberharzes bildet, und an ſeiner Weſtſeite jenes ſchwammige, naſſe Brockenfeld beſchützt, das ſich an ſeinen Fuß ſchmiegt. Ein merwürdiger Bergrücken, der Bruchberg, beginnt jenſeits des Brockenfeldes, geht, durch kein Thal unterbrochen, vier Stunden lang ſüdlich hinab, krümmt dann die untere Spitze weſtlich nach Oſterode zu, und theilt ſo den Oberharz in zwei faſt gleiche Theile. Bis hieher iſt er ohne Bergbau; doch kaum hat ſich eine Bergſchlucht zwiſchen den Bruchberg und den Rehberg eingeſenkt, ſo nehmen auch die reichen Andreasberger Silbergruben ihren Anfang. Da es eben dieſen im Sommer oft an Waſſer fehlte, ſo begann man in der Nähe des Forſthauſes Oderbrück am Brockenfelde, wo aus vielen kleinen Quelläſten ſich die Oder bildet, eine Waſſerleitung für den Andreasberger Bergbau zu bauen, die ſeit 1722 vollendet iſt. Quer durch die Enge des Thales — ſo berichtet Blumenhagen — legten ſie einen gewaltigen Damm, eine Baſtion von 60 Fuß Höhe, von einem Durchmeſſer, der von 70 bis 50 Fuß nach oben abläuft und 323 Fuß in die Länge ſtreicht. Eiſerne Klammern mußten die ungeheuren Granitblöcke

unter einander verbinden, aus welchen der Damm besteht, und mit zerfallenem Granitsande wurden die Lücken ausgefüllt. Hinter diesem unzerstörbaren Walle ward ein Teich geschaffen, 5,000 Fuß lang, 500 breit und 60 tief, und die Wasser des Brockenfeldes füllten ihn bereitwillig. Durch einen Graben, der an der östlichen Seite des Rehberges mehrere Stunden lang hinabgeleitet worden, bekommen die Andreasberger Bergwerke das nöthige Wasser in geregelter Weise, und im Teiche selbst ist oberhalb eine Niederung seines Randes vorhanden, die, sobald das Bassin überfüllt ist, die wilde Fluth ausläßt und der in der Nähe fließenden Oder zuführt. Auch der 3767 Lachter lange Rehberger Graben ist durch Holzbau und Granitmassen geschützt. Er endet in einem 400 Lachter langen Canal, welcher durch den Röhrenberg geht; nachdem sein Wasser über die Andreasberger Kunsträder hinweggerollt ist, füllt es unterhalb dieser Bergstadt die sogenannte Sperrlutter, die der Oder ihr Wasser, nachdem es seine Dienste geleistet hat, wieder zurückbringt. — Seit 1734 sammelt der Sperberhaier Damm das Wasser des nach einem frühern Brockenwirthe benannten Gerlachsbaches vom Bruchberge für die Clausthaler Bergabhänge. Das merkwürdigste Wasserwerk des Oberharzschen Bergbaues aber ist die tiefe Wasserstrecke, ein unterirdischer Canal bei Clausthal, der 1360 Fuß unter dem Markte dieser Stadt zur Schifffahrt benutzt wird, hauptsächlich um Erde auf Kähnen von einem Schacht zum andern zu schaffen. Durch eine Wassersäulenmaschine, welche in einem 1177 Fuß tiefen, senkrechten Schachte der Grube Silbersegen errichtet ist, werden die gesammelten Wasser aus der tiefen Wasserstrecke auf den 360 Fuß höhern „tiefen Georgstollen" gehoben, auf dem sie abfließen, so daß die Wassersäulenmaschine mit jedem Satze 70 Kubikfuß Grundwasser hebt; der „tiefe Georgstollen" erstreckt sich zur Ableitung der in den tiefern Gruben sich sammelnden Grundwasser drei Stunden weit im Gebirge aufwärts und besteht seit 1799. — Der Bau der bezeichneten drei oder vier bergmännischen Wasserwerke zusammen genommen erforderte die Summe von 482,142 Thalern und einen Zeitraum von 52 Jahren.

Diese Wasserwerke, so weit sie überhaupt auf der Oberfläche der Erde sichtbar sind, geben dem Oberharz schon einen eigenthümlichen Charakter. Man denke sich dazu den hellen Wiederhall der Axt des Holzhauers, die einförmig und laut durch die Einsamkeit der Wälder hinklappernden Kohlenkarren, von denen jeder mit einem Riesenpferde bespannt ist, auf dem ein Fuhrmann mit breitkrämpigem Hute sitzt, dessen Gesicht noch schwärzer ist, als das schwarze Holzgeflecht seines Karrens; er versteht auf's Kunstvollste mit seiner Peitsche förmliche Symphonien zu klatschen, um an den engen Hohlwegen sich den ihm entgegen kommenden Collegen schon von Weitem anzumelden; und endlich unweit des dampfenden Meilers*) nach Altgermanischer Sitte am rinnenden Quell die mit grünem Rasen

*) Neuerdings kommen die sogenannten concentrirten Köhlereien auf, wobei zu bemerken ist, daß ein Meiler im Harz wol dreimal kleiner ist als in Tyrol.

belegte Erdklöthe. Zwiſchen beiden geht der kundige Köhler hin und her, der die kohlende Gluth in dem mit Erde belegten Meiler durch Zuglöcher nach Belieben hin und her lenkt, indem er ſie kunſtgerecht von der Spitze aus nach allen Seiten den Weg nach unten bis auf die breite Baſis hinabführt. Grüßend mit dem fröhlichen „Glück auf!“, geſchmückt mit dem feſtlich glänzenden Hinterleder, der Gürtelſchnalle und dem „Gewürzbeutel“, den er ſelbſt an ſeinem Hochzeitstage nicht ablegt, ſchreitet am Sonntage der Bergmann vorüber, deſſen Haar mit den Jahren wohl zuweilen in den Kupferbergwerken grün geworden iſt, wie das des Neptun; ſeine Geſtalt iſt ſchlank und ſchmächtig, ſie hat Nichts vom bäueriſchen Behagen, im Geſicht wohnt die Bläſſe des Arbeiters, dabei ſieht man aber doch dem Körper die Muskelkraft an, die ihm eigen iſt. Folgen wir einem ſolchen Wandersmann in ſeine Wohnung, ſo dringt uns in derſelben eine wahre Backofenhitze entgegen; übrigens iſt ſie gewöhnlich ſchmuck und reinlich, mit vielen niedrigen Fenſtern und heiterm Lichte; die Fenſter ſind mit Blumen geſchmückt und mit kleinen Käfigen beſetzt, in denen Canarienvögel zwitſchern und gelehrige Vögel aller Art ihre Melodien herſtammeln. Von der Thür des Wirthshauſes her ruft uns wol ſchon von Weitem ein Kulkrabe aus dem Käfig im ſcharfen Harzſchen Dialekt ſein: hiehar, Kevatter! hiehar, Kevatter! entgegen.

In Bezug auf den Dialekt iſt der Oberharz als eine, wenn gleich keineswegs von ſeiner Umgebung ſtreng abgeſchloſſene Sprachinſel zu betrachten, die lebhaft an Franken erinnert. Von dort her nämlich wurden einſt die erſten Bergleute hieher berufen, deren Nachkommen noch jetzt hier in die Gruben fahren. Aus einem Oberharziſchen Gedichte von Karl Schulze heben wir folgende kurze Dialektprobe hervor:

Mutter, käft mer Hus un Kittel,
Brängt mer ah ä Leder mit!
Mutter, ſchafft mer Rath un Mittel,
Daß es wos zu prunken gitt.
Mutter, ich gieh of de Freit!
Teifel hul mich! es iſt Zeit.

Wie anſchaulich und gemüthlich die Sprache des Volkes hier oben iſt, geht daraus hervor, daß eine kahle Bergfläche bei Wildemann nur den maleriſchen Namen „Schweinebraten“ führt. Die Küſſe heißen dort „Schnuhtels.“ Im Mannsfeldiſchen, wo Giebelhauſen Gedichte im Dialekt veröffentlichte, heißt ein Kuß ein „Meilichen“; dort ſind überhaupt die Verkleinerungswörter zu Hauſe, ſogar in ſolchen Wörtern, wie „vulldchens“ (vollends) und „Huttchen Pfäffchen“ (fehlgeſchlagen). Täte (im Niederſächſiſchen Teite) heißt im Mannsfeldiſchen der Vater, kaſchpernath (deſperat) ärgerlich; Kiewe die Kühe, Mauke die Krankheit, Muuſch das Moos, und Geſchweinſtes das Schweinefleiſch, was an das Oeſtreichiſche „Schweinernes“ erinnert. Was die Sprache des Unterharzes im Allgemeinen betrifft, ſo hört aus ihr auch Der, der ſeine Geſchichte nicht kennt, bald

heraus, daß auf der Nordſeite die Bevölkerung Sächſiſch, auf der Südſeite, beſonders im Stolberg-Stolbergiſchen, Thüringiſch iſt. Wirklich ſchieden ſich im achten Jahrhundert die Sachſen und die Thüringer auf dem Scheitel des Gebirges. Nach dem Froſchmäusler wäre es in der Nähe des Falkenſteins geweſen, wo die Sachſen, ihrer Stammſage zufolge, auf den Bäumen gewachſen ſind, was neuerdings ein galanter Reim nur auf die „ſchönen Mädchen" im Königreich Sachſen bezieht. Im Vorharz wird nur das Niederſächſiſche Platt geſprochen, wie das Hochdeutſche im Königreich Sachſen, in ziehender, ſingender Weiſe, aber nicht in piependen, ſondern in vollen und ſogar dumpfen Lauten. Nach der politiſchen Eintheilung kann man die Bewohner des Anhaltiſchen und Preußiſchen Gebiets als die cultivirteſten, die des Braunſchweigiſchen, welche mit ihrer Niederſächſiſchen Tracht als echte Bauern erſcheinen, und überhaupt mehr den Charakter der Bewohner der großen Norddeutſchen Ebene tragen, als die altväteriſchſten bezeichnen, während man von der Hannöveriſchen Bevölkerung, namentlich mit Rückſicht auf den Oberharz, ſagen kann, daß ſie allein den Charakter einer echten Gebirgsbevölkerung trägt. Man darf dabei freilich nicht an jodelnde Aelpler und Sennerinnen denken, denn der Harz iſt das einzige echt proteſtantiſche Gebirge in ganz Deutſchland, und die Bergleute bilden hier auch inſofern den Kern der Bevölkerung, als ſie ihren Landsmann, den Bergmannsſohn aus dem Mannsfelder Seekreis, der die fünfundneunzig Sätze an die Schloßkirche zu Wittenberg ſchlug, recht eigentlich als ihren Schutzpatron betrachten. Bei der corporativen Verfaſſung, in der ſich ihr Leben bewegt, erbt ſich ihr Stolz auf den Doctor Luther von Geſchlecht zu Geſchlecht fort, ganz beſonders natürlich an der Oſtgrenze des Harzes, bei den Bergwerken in Eisleben und Mannsfeld; überall aber kommen in den Gebeten, welche am Morgen vor dem Einfahren in den Schacht den Bergleuten von den Vorbetern vorgeleſen werden, zahlreiche, wo nicht tägliche Erinnerungen an ihn vor, und ohnehin erinnert die Regelmäßigkeit, mit der auf dem Oberharz die Puchjungen täglich zweimal katechiſirt werden, noch lebhaft an die Strenge, mit der der alte Luther ſein Söhnlein täglich zur Schule trug, und es unbarmherzig prügelte, wenn es Nichts lernte. So weit nördlich aber, als die Gebirgsnatur ein armſeliges Braunkohlenflöz ausſendet, dem Mannsfeldiſche Bergleute nachgehen, wie um Oſchersleben, ja, bis in die dürren Marken hinein, ſitzen ſie auch an gewiſſen Tagen früh bei ihren Grubenlichtern in den Zechenhäuſern zuſammen, feiern ſeinen Geburts- und Sterbetag und ſingen Loblieder auf ihn, z. B. „Held aus unſerm Stamm".

An volksthümlichen Sitten und Gebräuchen, die nur ihm eigenthümlich wären, iſt der Harz nicht reich. Man geht in den Winterabenden in beſtimmte Häuſer „Spellen", verzehrt noch die Martinsgans und trinkt tüchtig dazu, hauptſächlich wol dem Doctor Martin Luther zu Ehren; am Oſtermorgen früh vor Tag waſchen ſich die Dirnen an den klaren Bergflüſſen das Geſicht mit „Oſterwaſſer", und ſchöpfen

es in Krüge, weil es das ganze Jahr hindurch zu vielen Dingen gut ist. Am Abende des Tages lodert noch, mit dem Osterwasser verwandt, das heidnische Osterfeuer auf den Bergen empor. In der Frühe der Pfingstmorgen steigt man auf die Berge und singt geistliche und weltliche Lieder. Auch sonst aber hört der Reisende, der durch eins der stillen Thäler, in denen der Thüringische Charakter vorherrscht, wie z. B. das Wipperthal, schreitet, an milden Abenden oft den angenehmsten Gesang von hellen und kräftigen Männerstimmen, und sieht, wenn er aufschaut, den wackern Cantor loci, eine große behäbige Thüringische Figur, auf der Spitze eines rundlichen, kahlen Berges gerade über dem Kirchthurme der zu seinen Füßen liegenden Ortschaft stehen und seinen Sängerchor dirigiren, den er, beiläufig gesagt, in den Mußestunden auch mit dem besten Erfolg im Trompeten und Geigen unterrichtet. Wie in jedem Gebirge, so sind auch hier die Schützenfeste allgemein. In den Städten können als eigentliche Volksfeste die sogenannten „Wiesen" gelten, eine Art Laubhüttenfest, wo die Honoratioren sich an Vogelschießen und Märkten für ganze Wochen im Freien ihre Zelte bauen; die „Wiese" ist besonders in Eisleben und Stolberg, und in Quedlinburg unter dem Namen Kleers zu Hause. Die Märkte sind hier noch wichtig, theils weil Manches eingekauft werden muß, was im offenen Lande jede Wirthschaft selbst erzeugt, wie den Flachs, theils weil sie einen geselligen Mittelpunkt bilden, da Freunde und Verwandte sich nur selten sehen. Wo die Städte zu weit aus einander liegen, ist ein Marktflecken eingeschoben, wie Wippra zwischen Mannsfeld und Harzgerode, der an den Tagen, wo der Kalender ihn mit einem Sternchen unter dem Texte aufführt, ein reges Leben entfaltet; selbst der Aermste kauft sich hier seinen Hering aus der Tonne, wäscht ihn im Flusse ab und verzehrt ihn auf freier Hand, um dann mit einem Paar „Schtäbbeln" und andern Einkäufen, die er über den Stock gehängt trägt, von Schnaps oder Bier beseligt, in dem bekannten Marktschritte heimzukehren.

Ein Proletariat in der Art, wie im Sächsischen Erzgebirge, findet man glücklicher Weise noch nicht; doch ist das demoralisirende, aber an Orten, die von Fremden viel besucht werden, schwer zu vermeidende Betteln der Kinder ein großer und allgemeiner Uebelstand. An den hochgelegenen Orten sind die Kröpfe zu Hause, und in den Hüttenörtern sieht man die Unglücklichen, die von der „Hüttenkatze" (Bleicholik) gelähmt sind, auf Rollbretern sich fortschieben; zum Glück ist jeder Bergmann eine Art Subalternbeamter und bei Krankheit und Unglück durch kleine Pensionen nothdürftig vor dem äußersten Elend geschützt. Nur die Harzträgerinnen, im offenen Lande „Harzmucken" genannt, werden dem wohlhabenden Bauer wol zuweilen lästig, wenn sie in die fruchtbare Niedersächsische Ebene niedersteigen, und er verspottet sie, weil sie seine Wirthschaftsgeräthe, besonders den Spinnrocken, nicht zu gebrauchen verstehen. Wenn er in Zeiten, wo Korn und Nahrung theuer ist, wegen der vielen Bettler klagt: der ganze Harz ist auf den Beinen,

ſo bezieht ſich dies weniger auf die eigentlichen Harzer, als auf die zigeunerhafte und gefürchtete Bevölkerung vom katholiſchen Eixfelde hinter dem Harze, welche das größte Kreuz und die Zuchtruthe des Niederſächſiſchen Bauern in dieſer Gegend iſt. Am nördlichen Gebirgsabhange zieht nur die Stadt Quedlinburg ein Proletariat, das ſeines Gleichen vielleicht in ganz Deutſchland nicht hat, und deſſen ſtets betrunkene Sprößlinge einzeln als Bettelmuſikanten im Lande umherziehen. Die Vorfahren wurden durch die außerordentliche Wohlthätigkeit des berühmten Stiftes, deſſen Aebtiſſin einſt die Gräfin Aurora von Königsmark war, nach Quedlinburg gezogen, und ihre Nachkommen bewohnen noch jetzt, dem vielthürmigen Schloſſe mit der Stiftskirche gegenüber, den eben ſo berüchtigten als romantiſch gelegenen Münzenberg, ein Bettler- und Vagabondenviertel im großartigſten Maßſtabe, das den gefürchtetſten Stadttheilen in den größten Städten Europa's Nichts nachgiebt. H. P.

Charakterbilder aus der Deutſchen Reſtaurations-Literatur.

Zacharias Werner.

2.

In Warſchau hielt ſich Werner diesmal nur anderthalb Jahr auf. Seine ziemlich ausgebreiteten Bekanntſchaften in den höhern Kreiſen verſchafften ihm 1805 eine einträgliche Sinecur in Berlin. Dort lernte er die bisher nur aus der Ferne verehrten Männer, Schlegel, Fichte, Schütz u. ſ. w., perſönlich kennen. Vorzüglich aber wirkte auf ihn der Umgang mit Iffland, damals Schauſpieldirector in Berlin, der ſich ſehr für ihn intereſſirte, und im Juni 1806 ſein drittes Stück: „Martin Luther oder die Weihe der Kraft", auf die Bühne brachte, in einer glänzenden Ausſtattung, in den Hauptrollen ſehr gut geſpielt und durch eine von Bierey im trefflichſten Kirchenſtyl geſetzte Muſik begleitet. Die bedeutendſten Bühnen folgten dieſem Vorgang, und das Stück machte Epoche, obgleich es auch nicht an Gegnern fehlte, ſo daß z. B. eine Geſellſchaft von Officieren in Berlin den Martin Luther zum Gegenſtand einer Maskenſchlittenfahrt machte. Es erſchien im nächſten Jahr im Druck.

Werner hat auch in dieſem Drama gezeigt, daß er wol das Talent beſaß, zweckmäßige Stoffe, die ihm namentlich von der Geſchichte her überliefert waren, für das Theater geſchickt zu arrangiren. Dahin gehört z. B. die bekannte Scene: Luther auf dem Reichstage zu Worms, die auch in viele unſrer Gedichtſammlungen

übergegangen ist. Dagegen zeigt sich sein unhistorischer Sinn in der Einmischung von halb mystischen, halb sentimentalen Momenten in die derbe, sehr reale Gestalt des Deutschen Reformators; nicht allein ist aus der Ehe mit Katharina von Bora ein somnambules Verhältniß gemacht, welches sich mit seinen Träumen, Visionen und dergleichen schon tief ins Klosterleben hinein ausdehnt, sondern es sind neben den halbheiligen Gestalten Luther's und Katharina's auch wieder ein Paar überheilige hinzugefügt, nämlich zwei Kinder, die in Liebe zu einander aufgehen, die aber eigentlich Nichts sind als verkappte Seraphe und Luther's Schutzgeister. Die Eine spricht und singt beständig von der Hyacinthe, der Andere vom Karfunkel, und Katharina, so wie ihre Aebtissin, Luther und seine Freunde stimmen in diese Karfunkelpoesie so lebhaft ein, daß zuletzt eine wüste mystische Atmosphäre das historisch-dramatische Gemälde vollständig überschleiert. Ich darf wol kaum hinzusetzen, daß auch hier das doctrinaire Interesse überwiegend ist, da sich der Stoff doch eigentlich nicht für das Drama eignet, und daß die Verklärung der Reformation aus sehr unprotestantischen Motiven hergeleitet wird. Es ist, als ob zwei entgegengesetzte Naturen in diesem Dichter mit einander streiten; in den Phrasen herrscht überall die Mystik, aber in den Figuren drängt sich alle Augenblicke die ursprünglich realistische Natur hervor.

In seinem Leben war es ähnlich. In seinen Tagebüchern, die zum Theil sehr ausführlich sind, ist es zuweilen sehr spaßhaft, wie dicht neben dem gemeinsten Cynismus die erhabenste Ueberschwenglichkeit sich brüstet, und wie mit der nämlichen Ausführlichkeit der Act des Rasirens und Anderes, was wir hier nicht erwähnen wollen, aufgezeichnet ist, wie das Gebet und die Meditation. In seinem Leben in Berlin herrschte die Liederlichkeit vor; er trieb sich zwischen Ausschweifungen und Gewissensbissen umher, bis die Unsicherheit aller Verhältnisse nach dem Einzug der Franzosen ihn unruhig machte; er verließ Berlin und ging über Dresden und Prag nach Wien, wo ihn zwar die Gemüthlichkeit des Volks sehr anzog, wo er aber die sonderbare Erfahrung machen mußte, daß man ihn eigentlich wegen seiner aufgeklärten protestantischen Grundsätze schätzte, daß man nach der protestantischen Berliner Bildung wie nach einem Ideal hinblickte. „Wenn ich mir nun dazu denke," sagt er, „daß Berlin seinerseits wieder Porstel's Gesangbuch im Nähbeutel mit nach dem Thiergarten nimmt, und der Strahl des katholisch-platonischen Glaubens immer tiefer in die Berlinischen, ohnehin von Natur schon so tiefen Geheimrathsmamsells dringt, so glaube ich, daß ganz Deutschland ein Tollhaus ist, und möchte gleich morgen mich mit der ersten besten Gelegenheit aufpacken und nach Italien reisen, nicht um dort, wo auch Tollheiten genug sind, zu wirken, sondern um unter Trümmern und Blüthen Alles und mich selbst zu vergessen."

Eine Reise nach München machte ihn mit Jakobi und Schelling, eine Reise nach Weimar mit Goethe bekannt, den er hoch verehrte, auch noch, als er bereits

Katholik geworden war. Ein kurzer Aufenthalt in Berlin zeigte ihm Napoleon, den Normaltyrannen, nach deſſen idealiſirtem Bilde er ſeinen „Attila, König der Hunnen", dichtete, der 1808 in Berlin erſchien. Von da ging er nach der Schweiz, lernte den nachmaligen König Ludwig von Baiern kennen, und hielt ſich eine Zeit lang auf dem Schloſſe der Frau v. Staël in Coppet auf, mit Schlegel, Oehlenſchläger und Andern. Er fand in dieſem Kreiſe eine vielſeitige Anerkennung, ſo wie auch in Weimar, wo er ſich fünf Monate aufhielt und von dem Herzog mit einer Penſion bedacht wurde. Nachdem er ſein fünftes Trauerſpiel, „Wanda", herausgegeben hatte, ging er auf's Neue, 1809, auf einige Monate zur Frau von Staël, vollendete dort die Stücke „die heilige Kunigunde" und „der 24. Februar", die aber erſt 1815 erſchienen, und reiſte dann auf den Rath ſeiner Freundin nach Italien. Ehe wir zu dieſem Wendepunkte ſeines Lebens übergehen, richten wir unſre Aufmerkſamkeit noch einmal auf ſeine letzten poetiſchen Leiſtungen.

Die Tendenz des Attila iſt, die Berechtigung eines ſtarken und in ſich ſelbſt ſichern Gemüths nachzuweiſen, in Zeiten allgemeiner Verderbniß als Geißel Gottes aufzutreten. Attila, der Barbar, iſt aus dem Uebermaß ſtrenger Gerechtigkeit ein Verheerer der Welt geworden. Das war die einzige Frucht, welche die ſchreckliche Erſcheinung Napoleons in Werners Gemüth erzeugte. Indeſſen wäre der Gegenſatz zwiſchen dem Barbaren, der trotz ſeiner ungeheuren Macht mit ſchlichtem, geradem Sinn die Zerwürfniſſe des hochgebildeten, aber ſittlich depravirten Römerreichs zerhaut, und in deſſen Erſcheinung das Schickſal die Böſen ereilt, ein nicht unpoetiſcher Gedanke, wenn nicht Werner, indem er des Guten zu viel that, die ganze Anlage verdorben hätte. Er ſtellt uns Attila nicht blos als einen ſtreng gerechten, ſondern auch als einen empfindſamen Mann dar. Daß er auch Diejenigen, die ihm am Nächſten ſtehen, wenn ſie eine Sünde begangen haben, ſtreng beſtrafen läßt, iſt in der Ordnung; daß er aber ſie vorher unter Thränen umarmt, ehe er ſie von Pferden zerreißen läßt, iſt ein ſentimentaler Zug, der dem ganzen Bilde eine falſche Färbung giebt. Damit iſt es aber noch nicht einmal genug, er verſinkt alle Augenblicke in tiefe Gedanken und Träume, ſchwärmt für die Freiheit der Welt, philoſophirt über die Natur der Liebe, ganz ſo, wie der Sohn der Wildniß, und dergleichen. Attila mußte entweder als naiver Barbar geſchildert werden, der doch durch ſeine einfache Stärke den entnervten Römern gegenüber einen guten Eindruck machen konnte, oder als harter Fanatiker, der ſich von Scrupeln der Empfindung nicht anfechten ließ. — Als Schatten iſt ihm zur Seite gegeben die Burgunderin Hildegunde, deren Geliebten er erſchlagen hat, und die, um ſich an ihm zu rächen, beſchloſſen hat, ihn in der Brautnacht zu ermorden. Von ihren Rachegedanken ganz erfüllt, iſt ſie eine bloße Abſtraction geworden; ſie hat ſich den dunkeln Göttern geweiht, und zuckt jedesmal krampfhaft zuſammen, ſobald das Wort „Licht" ausgeſprochen wird; ſie ſchielt beſtändig mit „gräßlichen Seitenblicken" auf Attila, während ſie ihn liebkoſt

(— überhaupt fangen mit dieſem Stück die Parentheſen an eine große Rolle zu ſpielen, ungefähr wie im Fiesco: auf einer Seite „zuckt Hildegunde dreimal krampfhaft zuſammen, ſucht gewaltſam ihre innere Marter zu verbergen, ſpricht qualvoll, bricht in wüthende Freude aus, ſchielt furchtbar nach Attila, legt die Hand auf's Herz, und ſpricht in ſchmachtendem Ton, aber gräßlich nach unten blickend zu ihm, umſchlingt ihn furchtbar" u. ſ. w.); ſpäter wird ſie durch eine engliſche Erſcheinung zu Gemüthskrämpfen angeregt, dann aber doch wieder von den böſen Geiſtern gefaßt, und bringt zuerſt Attila's Sohn, dann ihn ſelber um, der es auch gutwillig geſchehen läßt; ſie fährt zur Hölle, aber weil ſie noch immer ihren Bräutigam liebt, wird ihr eine gewiſſe Linderung ihrer Qualen verheißen. — Die unſittliche Römerwelt iſt ziemlich gut, wenn auch mit etwas zu dick aufgetragenen Farben geſchildert. Der bedeutendſte Charakter unter ihnen iſt Aëtius, der früher mit Attila zuſammen erzogen ein kräftiger und wohldenkender Jüngling war, dann aber in dem bittern Gefühl der allgemeinen Verachtung, in welchem ihm alle Menſchen wie wandelnde Leichen vorkommen, alle Ideen ſeiner Jugend von ſich wirft, und blos den kalt berechnenden Ehrgeiz beſtehen läßt. Er fordert Attila auf, die Träume von Menſchenrecht und Tugend aufzugeben, und die Welt mit ihm zu theilen, da die Menſchen doch nur Puppen ſeien. Da Attila der Verſuchung widerſteht, giebt er ihm Gift ein, wird, als dies entdeckt wird, pardonnirt, und fällt in der Schlacht. — Der heilige Gegenſatz gegen Attila iſt Papſt Leo, natürlich eine Fortſetzung der Söhne des Thals, des heiligen Adelbert und der Weihe der Kraft. Er ſympathiſirt mit Attila, und tadelt ihn nur, daß er ein ſo großes Werk übernommen hat, während er doch nur ein Menſch war. Er ſpricht über die Liebe und ähnliche Gegenſtände in eben ſo myſtiſchen Sonetten und Stanzen, als der heilige Adelbert, ſinkt dann von der Anſtrengung erſchöpft zuſammen, und iſt mit ſich ſelbſt unzufrieden, daß er das Myſterium entweiht hat, hält dem Hof „mit verſtärktem ſchmetternden Pathos" lebhafte Strafpredigten, hebt ſich während ſeines Gebets allmälig immer höher, ſo daß er zuletzt „bis auf die Fußſpitzen in einer faſt ſchwebenden Stellung ſteht," erklärt dem Attila, auf den er wie auf die Andern mit elektriſcher Kraft wirkt, daß Rom darum nicht fallen könne, weil es der Sitz der heiligen Kirche ſei, und verkündigt ihm dann, nachdem er ihn einer moraliſchen Prüfung unterzogen, die Vergebung ſeiner Sünden; um dieſe vollſtändig zu machen, bringt er dem Sterbenden die Prinzeſſin Honoria, die beſtändig von Attila geträumt, wie Attila von ihr, als Todesbraut, ſegnet ſie ein und ſchließt mit einigen myſtiſchen Sentenzen das Stück.

Das folgende Stück: Wanda, Königin der Sarmaten, hat Werner ſelbſt ein romantiſches Trauerſpiel genannt. Es iſt von den bisherigen Stücken das ſchlechteſte. Der Inhalt iſt folgender. Die Königin Wanda hat früher einen Rügenfürſten Rüdiger geliebt, ohne ihn zu kennen; ſie hält ihn für todt, und ſchwört in feierlicher Verſammlung ihrer Großen, nie einem Manne angehören

zu wollen. Nachdem ſie dieſen Schwur abgelegt, meldet ſich Rüdiger als Werber; er will, da er eine abſchlägige Antwort erhält, ſeine Braut mit Gewalt erkämpfen, er fällt, und Wanda ſpringt feierlich in die Weichſel. — Es iſt hier weder von Charakteriſtik, noch von einer dramatiſchen Spannung die Rede; abgeſehen von den Chören und Balleten, die lebhaft an die ſpätere Norma erinnern, haben wir nur ſentimentale Redensarten, die bald im Tenor, bald im Baryton geſprochen werden. Die Parentheſen nehmen einen ſo großen Raum ein, daß zuweilen eine ganze Seite lang die wildeſten Grimaſſen beſchrieben werden, und dazwiſchen nur ein Ha! ertönt. Das „Thal" wird diesmal durch den Geiſt der Königin Libuſſa vertreten, deren Wagen von einem Löwen gezogen wird, und deren Erſcheinung ſtets von einer ſanften Flöten- und Hörnermuſik begleitet iſt. Bei ihrem erſten Auftreten macht ſie die Bemerkung: „Es erblühen Liebesmyrthen, wo die Sterne glühn; nur im Tode wird das Leben kühn." Später hält ſie eine lange Rede in Canzonen, worin ziemlich ausführlich die myſtiſche Tendenz des Stücks auseinandergeſetzt wird, die ſie darauf in der ſprechendern Form eines Räthſels abgekürzt wiederholt:

Natur hält Schwur,
Natur iſt treu,
Natur iſt todt,
Natur iſt frei;
Du Menſchengott,
Sei die Natur!

Als Rüdiger fällt, erſcheint ſie in einem weiten roſenfarbenen Duftſchleier, und als Wanda ſich ins Waſſer ſtürzt, ſteigt auf derſelben Stelle eine koloſſale, durch den klaren Morgenhimmel ſtrahlende, von einem eben ſolchen Palmenzweige umwundene Lilie hervor; alle Umſtehenden ſtürzen vor Entſetzen auf die Knie, und die Prieſter ſingen unter Poſaunenbegleitung:

Ob auch, was ſie begehret,
Der alten Fluth gewähret;
Die Göttin bleibt verkläret,
Als Palm und Lilia! —
Wir haben es erfahren,
Wir wollen es bewahren,
Wir müſſen's offenbaren,
Die Götter ſind noch da!!! —

In ähnlichem Schwulſte iſt das ganze Stück gehalten. — Viel beſſer iſt das kleine Nachtſtück: Der 24. Februar, welches auf die Bühnen einen außerordentlichen Einfluß ausgeübt hat. Zwar iſt die Idee, an ein beſtimmtes Datum das Erbleiden einer Familie zu knüpfen, die ſpäter unter Andern von Müllner in ſeinem „29. Februar", von Gutzkow in ſeinem „13. November" nachgeahmt iſt, eine höchſt ſonderbare, und in ihrer rein mechaniſchen Auffaſſung des Schickſals am Wenigſten

chriſtlich zu nennen; auch iſt dieſes Stück nicht ganz frei von Schwulſt und Sentimentalität, die durch den Contraſt gegen die übrige, in ihrer populairen Weiſe ans Burleske ſtreifende Sprache noch unangenehmer auffällt, aber im Ganzen herrſcht doch viel Realismus und Naturwahrheit, und die düſtere, ſehr ſtreng gehaltene Färbung, die dem Gegenſtand entſpricht, iſt nicht ohne Poeſie. Der „24. Februar" iſt das einzige von Werner's Stücken, welches ſich in der Literatur erhalten wird. — In dem Prolog, der erſt 1814 geſchrieben wurde, faßt er dieſe Herrſchaft des Schickſals und des alten Fluches als ein Symbol der Welt überhaupt, wenn nicht die chriſtliche Gnade ſie erleuchte. Er beſchwört die Menſchen knieend, zu Jeſu Wunden zu eilen, ehe es zu ſpät wäre, und aus dieſem heidniſchen Liede vom alten Fluche zu lernen, die Nachtgewalten zu fliehen und ein ſchuldloſes Herz zu bewahren, „das auch dem Dichter einſt beſchieden war, doch er verlor's im wilden Lebensreigen." — So verwandelt ſich die individuelle Krankheitsgeſchichte in eine allgemeine Bußpredigt.

In demſelben Prolog verſpricht er dereinſt der entſühnten Welt einen chriſtlichen Dichter, einen Dichter der Gnade. Wahrſcheinlich ſoll ſein nächſtes Stück, „die heilige Kunigunde", bereits eine Probe dieſer chriſtlichen Dichtung ſein. Es iſt eine traurige Probe. Der Inhalt iſt folgender. Zwiſchen Kaiſer Heinrich II. und ſeinem Gegner, dem Markgrafen Harduin, entbrennt ein Krieg. Die Kaiſerin Kunigunde, angeregt durch das Beiſpiel der Judith, beſchließt, ihn zu endigen; ſie begiebt ſich heimlich in das Lager Harduins, aber nicht, um ihn erſt zu verführen und dann zu ermorden, ſondern, wie es einer Heiligen ziemt, um ihn durch die Gewalt göttlicher Ueberredungskraft vom Böſen abzulenken. Es gelingt ihr, Harduin entſagt ſeinen Anſprüchen, aber ſie muß ihm ſchwören, dieſe Unterredung Niemandem zu offenbaren. Da ſie ſich nun über ihre heimliche Abweſenheit nicht ausweiſen kann, und da ſie noch in eine ſeltſame Liebesekſtaſe gegen einen jungen Ritter Namens Floreſtan ausbricht, ſo wird ſie vor ein Gottesgericht beſchieden. Floreſtan tritt als ihr Ritter auf, beſiegt den Gegner, ſtirbt aber ſelbſt im Kampfe. Jenes Liebesentzücken war ein myſtiſches; der Kaiſer und die Kaiſerin leben keuſch zuſammen, wie Bruder und Schweſter, ſie hat aber eine gewiſſe heimliche Sehnſucht nach Kindern. In einer ihrer ekſtatiſchen Unterredungen mit dem lieben Gott wird ihr offenbart, daß Floreſtan eigentlich ein Sohn ihres Geiſtes ſei, in der Wirklichkeit iſt er ein Sohn Harduins, er hat aber längſt die Kaiſerin in Träumen mit heiliger Brunſt geliebt. Zuletzt geht das Alles ſo bunt durch einander, daß man die geiſtigen und leiblichen Geſchlechtsregiſter nicht mehr von einander zu unterſcheiden vermag; Kunigunde wird Nonne, Harduin Trappiſt, und ſpricht Nichts weiter als Memento mori; auch der Kaiſer bringt nur mit ſchwerem Herzen ſeiner Pflicht das Opfer, noch ferner der Welt anzugehören. Die heilige Kunigunde ſchließt mit Prophezeihungen über Maria Thereſia und die Königin Louiſe und mit einigen Complimenten auf das

Haus Habsburg, natürlich unter obligater Flöten- und Harfenbegleitung. Nach Motiven in dieſem Stück zu ſuchen, wäre vergebene Mühe. Die Sprache iſt diesmal ganz in Knittelverſen gehalten, und wechſelt zwiſchen altfränkiſcher Einfachheit und modernem Schwulſt, z. B. Kunigunde ſchließt eine Rede: „Im Mai wir fundirten den Bamberger Dom, und ziehen im Mai jetzt zur Krönung nach Rom.“ Darauf kommt der Truchſeß: „Hier ſind die Speiſen, die zu bereiten Eure Gnaden gebot für das Spital.“ — „Dank Euch, ob aller Eitelkeiten vergaß ich meiner Brüder Qual“ u. ſ. w. Der Sohn des Thals iſt diesmal ein berühmter Büßer, Romualdus, der aber nur durch offene Briefe auftritt. Die Entzückung der heiligen Kunigunde und ihr Schauen Gottes werden auf der Bühne vorgeſtellt. Einmal fängt ſie an: „O Sonnenocean, Dreieinigkeit, halt ein, zu groß iſt deine Herrlichkeit.“ Dieſer Zuſtand, in welchem ſie ſich ſchließlich in der Regel, wie der Papſt Leo, auf die Zehen erhebt, wird unter Anderm auf einer Seite in den Parentheſen folgendermaßen geſchildert: „Schmerzhaft und ermattet; in einem etwas gedämpften, geheimnißvollen, wie eine anhebende Gemüthsverwirrung bezeichnenden Tone; verfällt in ſtarres Nachdenken; wie ſich etwas ermunternd, aber ſehr verwirrt; wieder ſtarr nachdenkend vor ſich hinblickend; wie ganz mit ihren Gedanken abweſend, wie ſich beſinnend, aber immer ſehr erſchöpft und zerſtreut in immer geſpannter Ekſtaſe; ihr ſtarrer Blick und ihre Bewegung geht in eine ſtille, aber wie wilde Freudigkeit über; mit entzücktem Blick und freudiger Angſt; in immer ſteigender ſchwärmeriſcher Begeiſterung; in ſüßeſtem Entzücken, aber mit ganz verwirrten Blicken und Mienen; im höchſten Grade des ſüßen Wahnſinnes“ u. ſ. w. — Wenn man dieſe Hundstagsraſereien zuſammennimmt, ſo hat der ſpätere Uebergang zum Katholicismus nicht viel Wunderbares mehr.

Im November 1809 reiſte Werner nach Rom, und trat den 19. April 1811 zur alleinſeligmachenden Kirche über. Ueber die Gemüthsbeſchaffenheit, in welcher er dieſen Schritt that, giebt uns unter Anderm ein Bruchſtück ſeines Tagebuchs aus dem Jahre 1810 Auskunft. Er iſt in Neapel, und es ſoll gerade das Blut des heiligen Januarius zum Fluß gebracht werden. Schloſſer hat ihn eben durch ſeine Zweifel in ſeinem Glauben verwirrt, „Alles drang auf mich ein, und ich betete in der unbeſchreiblichſten Angſt meines Herzens, daß das Wunder geſchehen möge; umſonſt. Endlich, faſt einer Ohnmacht nahe, betete ich mit noch tieferer Inbrunſt: Gott, wenn ich durch Deinen Geiſt getrieben an dieſem grünen Donnerstag den größten und entſcheidendſten Schritt meines Lebens that, wenn wirklich dieſer Glaube der einzige alleinſeligmachende iſt, ſo gieb mir durch Flüſſigwerdung des Blutes Deines Heiligen davon ein untrügliches Zeichen, und ende die Angſt und Zweifel meiner Seele; gieb mir ein Zeichen, daß ich recht gethan habe! Kaum hatte ich das gebetet, ſo — Dank ſei Dir, ewig allwaltende, mit unſern kindlichen Unarten barmherzige Gnade — ſo in demſelben Augenblicke

faſt ſchrien Prieſter und Volk auf: das Blut fließt. Jubelnd fing die Muſik an, Alles jauchzte vor Freude, und ich, ich war außer mir vor Entzücken, denn mir war es gewiß ein Wunder; ich küßte Schloſſer heimlich .... Ich werde dieſen Moment des Wunders, womit Gott mich begnadigte, nie vergeſſen. Der Prieſter zeigte uns die Phiole ganz nahe, die wir küßten ..... Schloſſer glaubt dem ungeachtet, es ſei plumper Trug. Dem ſei wie ihm wolle; es floß, als ich gebetet hatte, mir zum Troſt, mir war es Wunder, und ewig unvergeßlich ſei dieſer Tag. Halleluja!" — — Werners Freunde haben ein großes Weſen davon gemacht, daß ſeine Apoſtaſie nicht durch Geldgewinn bedingt ſei. Ich glaube das gern, aber ich frage jeden Unbefangenen, ob dieſe freiwillige Verdummung, dieſe Selbſtbefleckung ſeines Geiſtes nicht ein viel ſcheußlicheres Zeichen eines verwahrloſten Gemüths iſt. Wir ſind in Deutſchland gegen dergleichen Erſcheinungen immer viel zu tolerant geweſen; ich erinnere nur an die Geiſterſeherei des Herrn Juſtinus Kerner, mit der die gebildetſten Leute coquettirt haben. Das Uebel liegt tiefer, als daß wir es auf einen einzelnen Schritt beſchränken dürften: es iſt dieſer Hochmuth einer eitlen, trägen und ungeſunden Subjectivität, ſich den Idealen des Lebens ohne Vermittelung der ſittlichen und logiſchen Geſetze nähern zu wollen, jener Fauſtiſche freche Uebermuth, der noch immer an den Herzen unſrer Jugend nagt, und der ſchließlich ſtets entweder zur vollſtändigſten Frivolität oder zum kläglichſten Obſcurantismus führt.

Werner blieb bis zur Mitte des Jahres 1813 in Rom in dem täglich grellſten Wechſel von Andacht und Frivolität, Beten und Schwelgen, in Kirchen, Theater und Bordellen, in den ſtrengſten geiſtlichen und üppigſten weltlichen Uebungen, in den höchſten Kunſt- und niedrigſten Sinnengenüſſen, in dem edelſten Umgang mit ausgezeichneten Männern und Frauen und dem gemeinſten mit Roués und Freudenmädchen. Er ſchloß ſeinen Aufenthalt in Italien mit einer Wallfahrt nach Loretto, kehrte dann nach Deutſchland zurück, ließ ſich zum Prieſter weihen, und trat in Wien während des Congreſſes zum erſten Mal als öffentlicher Prediger auf. Durch ſeine Perſönlichkeit, eine lange hagere Figur mit einer ebenfalls langen und magern, aber durch eine mächtig große Naſe und ein Paar feurige dunkelbraune Augen mit ſehr ſtarken Brauen auffallenden Geſichtsbildung; durch eine Miſchung von Witz und Myſtik, hyperpoetiſchem Schwulſt und gemeinſter Obſcönität, durch ſein theatraliſches Pathos und das Gepolter einer kräftigen Baßſtimme imponirte er ſowol dem Pöbel, wie den ſogenannten Gebildeten. Varnhagen hat in ſeinen Denkwürdigkeiten über die Art ſeines Predigens einige Notizen gegeben, von denen ich hier die eine anführe, trotz ihrer Unfläthigkeit, weil ſie charakteriſtiſch iſt. Werner hatte lange Zeit gegen ein Glied des menſchlichen Körpers gedonnert, von welchem die meiſten Sünden und Krankheiten der Menſchen herkommen ſollten. Plötzlich rief er zum allgemeinen Entſetzen des Publicums: „Soll ich das Glied etwa nennen, ſoll ich es zeigen?" Dann

machte er eine lange Pauſe und fuhr fort: — „Es iſt die Zunge.“ — Ich finde dieſe Anekdote bezeichnender für ſein Weſen, als viele ſeiner Schriften. — Uebrigens ſind ſeine Predigten unter dem Titel: „Katholiſche Hauspoſtille“ geſammelt worden.*) Ich bin zu wenig in dieſer Art Literatur bewandert, um Vergleiche anſtellen zu können, aber ich glaube doch a priori annehmen zu dürfen, daß ſie wenigſtens in der Rohheit und Einfältigkeit ihrer Form einzig daſteht. Die Flüche auf die Ketzer, die Lobpreiſungen des heiligen Roſenkranzes und dergleichen, auch Wendungen wie dieſe: „Ich lache, und alle vernünftige Chriſten werden lachen, wenn dieſe erbärmlichen, jämmerlichen, elenden, ohnmächtigen Wichte von der Vaterſchaft Gottes plappern“; Ausdrücke, die faſt auf jeder Seite wiederkehren, will ich hingehen laſſen, weil ſie einmal zur Sache gehören, aber dieſe Unfähigkeit, irgend einen Gedanken oder auch nur ein Bild feſtzuhalten, dieſe Fieberhaftigkeit, mit der er einen Satz zuerſt einige zwanzig Mal wiederholt und dann plötzlich auf etwas Anderes kommt, was nicht im entfernteſten Zuſammenhang damit ſteht, das Alles macht einen wahrhaft erſchreckenden Eindruck.

Dieſelbe Bewandtniß hat es auch mit ſeinen geiſtlichen Gedichten, deren er damals eine große Menge verfertigte. Das größte unter denſelben iſt eine Canzone über Raphael, die in der Grimmaiſchen Ausgabe 50 Seiten engen Drucks einnimmt; ſie iſt im höchſten unverſtändlichſten Schwulſt gehalten, dazwiſchen kommen aber dann Stellen wie dieſe:

Wenn Du uns willſt der Schönheit Urbild zeigen,
Was zeigſt Du unten hin nach ihrem Saume?
Zeig' auf ihr Haupt! — Still! er beginnt zu ſprechen:
„Du Menſchenkind, erwach' vom ſchnöden Traume!
Das A und O, vor dem ſich Engel neigen,
Willſt Du zum Kranze wie die Binſe brechen?
Du, voll der ſünd'gen Schwächen!“ —
Man ſtrebt zum Höchſten! — „Mit dem Pinſel? Pinſel!
Erreicht der mehr als Deinen Fleck der Erde?“ —
Doch Raphael? — „Durch den ſprach Gott das Werde!“ —
Dichtkunſt, Muſik — „Sind hoher Angſt Gewinſel,
Und Farben, Thränen! Denn dem Raum zum Raube
Trauert das Schau'n, daß es erſtarrt als Glaube!“ —
Das iſt Myſtik, Du mußt uns das erklären!
„So mach' Dich, Thier, dem Thieriſchen verſtändlich!“
Der Lehrer ſpricht's und ſchweigt; der Ochs — verſucht es:
„Ihr Herr'n, daß wir, wie wir ſo ſind, ſind endlich,
Bleibt uns gewiß — was uns will anders lehren,
Nennt unſer Einer Unſinn und verflucht es!

*) In der einzigen vollſtändigen Ausgabe der Werke Werners: Grimma und Leipzig, Verlagscomptoir.

Doch bleibt es was Verruchtes,
Daß, wenn man ernſtlich hat im Pflug, im Stalle,
Durch Dung und Fraß, in ſich der Welt genutzet,
Man manchmal doch mit Heu das Horn ſich putzet
Und brüllt (zum Scherz, verſteht's!) ſo thun wir's Alle!
Kurzum, bald frißt man und bald kaut man wieder:
Natur und Kunſt! — Lebt wohl, ihr Herren Brüder!"

Ich denke, das wird genug ſein. In ähnlichem Styl ſind alle die übrigen Gedichte gehalten; ſo das bekannte Bußgedicht: „die Weihe der Unkraft" (1814), ferner die Dramen: „die Kreuzeserhöhung" (1820), und „die Mutter der Maccabäer" (1820). — Werner lebte in Wien, mit den übrigen Apoſtaten, von den großen Herren, denen damals dieſe neue religiöſe Richtung als ein Moment des conſervativen Princips erſchien, ſehr begünſtigt; er faßte 1821 den Entſchluß, in den Orden der Redemptoriſten zu treten, eine neue Auflage der Jeſuiten, für die er ſchon in Rom ſehr geſchwärmt hatte. Er trat zurück, noch ehe er ſein Noviziat begonnen, aber in ſeinem Teſtament unterzeichnete er ſich doch als Prieſter und Redemptoriſt. Er ſtarb im Januar 1823. Wir werden in einem ſpätern Aufſatz ſeine Nachahmer in der Deutſchen Literatur ſkizziren, von denen keiner in der Verirrung ſo weit gegangen iſt, keiner aber auch ſo viel Talent mitgebracht hat. Werner's Leben kann unſern Romantikern zur ernſten Warnung gereichen. Es iſt doch ein unbeſtreitbares Talent, und ſein Streben iſt zwar von vorn herein ungeſund, aber doch nicht ohne eine gewiſſe Energie und ſelbſt eine Art Ueberzeugung; ſobald man aber die eigene Genialität oder Inſpiration berechtigt glaubt, ſich über die Regeln des Verſtandes und über die Natur des Allgemeingefühls hinwegzuſetzen, geräth man in ein Labyrinth, aus dem kein Ausweg führt. Manche unſrer neuern Poeten, die in die Welt hineinpoltern, was ihnen eben einfällt, ohne nach Maß und Regel zu fragen, können ſich an ihm ein Beiſpiel nehmen. J. S.

Lamartine's neueſte Schriften.

Wir wollen hier nicht von der politiſchen Thätigkeit des berühmten Lyrikers reden. Wenn er in dieſem Augenblick ſich als Bonapartiſt mit republikaniſcher Färbung gerirt, ſo läßt ſich erwarten, daß ihm für die Rechtfertigung dieſer neuen Wendung eben ſo viel Phraſen zu Gebote ſtehen werden, als in den zahlreichen Metamorphoſen, die er früher durchgemacht hat. Er bleibt, was er immer geweſen iſt, ein lyriſch-rhetoriſcher Politiker, und Witz, Einfälle, Empfindſamkeit, Stimmung erſetzen bei ihm die Energie der Ueberzeugung und den klaren Verſtand eines bedächtigen Entſchluſſes. — Schon unter der Julidynaſtie war man gewöhnt,

ihm alle politiſchen Unarten zu verzeihen, weil er ſo gute Gedichte gemacht hatte, und ſich in ſo ſchönen Worten über ſeine Anſichten vernehmen ließ. Daß er trotzdem noch immer eine Art von politiſcher Bedeutung behalten hat, iſt charakteriſtiſch für die Franzoſen.

Wir haben daher unſre Aufmerkſamkeit auch nicht auf die leitenden Artikel zu richten, die er in ſeinem gegenwärtigen Organ, dem Bonapartiſtiſchen Pays, ſchreibt. Uns intereſſirt hier nur die neue Ausgabe ſeiner Werke, die er mit autobiographiſchen Commentaren verſieht. Schon in ſeinen „Confidences", im „Raphael" und in der „Geneviève" hatte er ſein früheres Leben, ſo weit ſich daſſelbe auf ſeine Dichtungen bezieht, mit einer minutiöſen Genauigkeit beſchrieben, die auf das Kleinſte wie auf das Größte das gleiche Gewicht legt, weil auch die unbedeutendſten Züge eines ſo eminenten Geiſtes nach ſeiner Meinung für das Publicum Intereſſe haben müſſen. Er hat uns mit keiner der Attituden verſchont, die er an irgend einem Wendepunkte ſeines Lebens eingenommen hatte; er hat uns das ſorgfältige Regiſter aller der Bilder mitgetheilt, welche ihm ſein Spiegel von den verſchiedenen Entwickelungsphaſen ſeiner Schönheit gegeben hat. In den Commentaren zu der neuen Ausgabe ſeiner „Méditations" und ſeiner „Harmonies", die ſo eben erſchienen iſt, hat er dieſes kindiſche Weſen noch überboten. Von jedem ſeiner Gedichte weiß er ein wunderbares Ereigniß zu berichten, ob er's zu Pferde oder zu Wagen concipirt hat, ob das Wetter gut oder ſchlecht war, wie viel Zeit er dazu gebraucht hat, nnd dergleichen. Die Hohlheit und Geſchwätzigkeit dieſer Commentare hat in der ganzen Literatur nicht ihres Gleichen. Zum Theil mögen ihn pecuniaire Gründe dabei beſtimmen, die Hauptſache bleibt aber doch immer jene grenzenloſe Eitelkeit, die in der Welt nichts Anderes ſieht, als ſich ſelbſt. Wenn man von irgend einem Menſchen ſagen kann, daß er nicht allein ſeinen Kopf, ſondern ſeine ſämmtlichen Gliedmaßen wie eine Monſtranz trägt, ſo iſt es Lamartine.

Der große Beifall, den jene beiden Werke zu ihrer Zeit gefunden haben, liegt nur zum Theil in ihrem innern Werth; er beruht vorzugsweiſe auf ihrer Uebereinſtimmung mit der neuen Richtung der Zeit, in die ſie fielen. Man war der Voltaire'ſchen Frivolität und der conventionellen Zierlichkeit nach dem Muſter der Antike ſatt, man wollte Natur und Empfindung. Lamartine ſchilderte die Welt des Innern, die Rouſſeau und Bernardin de St. Pierre in ihren proſaiſchen Werken aufgeſchloſſen hatten, in dem ſchmeichleriſchen Wohllaut ſeiner Verſe. Er lehrte die Franzoſen mit Anſtand ſinnen und träumen, und verpflanzte die Oſſianiſchen Stimmungen in das moderne Gefühl. Seine Abneigung gegen jedes ernſthafte Studium, der Reichthum ſeiner Einbildungskraft und die ſelbſtgefällige Unbefangenheit, mit der er ſich ſeinen Stimmungen hingab, verliehen dieſer Art ſubjectiver Poeſie einen eigenen Reiz, der aber nur für geringe Grenzen ausreichen konnte. Hätte ſich Lamartine mit derſelben Gewiſſenhaftigkeit, wie unſer Uhland,

darauf beſchränkt, immer nur dann zu ſprechen, wenn das Herz ihn trieb, wenn er alſo wirklich Etwas zu ſagen hatte, ſo wäre er vielleicht ein klaſſiſcher Dichter geworden. Da er aber niemals aufhören konnte, ſo wurde der unbefangene Fluß ſeiner Improviſation endlich zur Manier, und die freie Thätigkeit ſeiner Einbildungskraft artete bald in triviale Geſchwätzigkeit, bald in forcirtes Pathos aus. Die neu aufgenommenen Gedichte ſind unter aller Kritik; es ſind Gelegenheitsgedichte im ſchlechteſten Sinn.

Am Schlimmſten aber nimmt ſich jene eigenthümliche Bildung in kritiſchen Verſuchen aus. Wenn man ihm ſchon in ſeinen Gedichten mit Recht den Vorwurf machen kann, daß er in ſeinen Bildern häufig ungenau und darum unſchön wird, theils, weil er ſich nicht die Mühe giebt, die Natur des angefangenen Bildes zu unterſuchen, theils, weil er in der Anwendung kein Geſetz beobachtet (ſo vergleicht er einmal Jeſus Chriſtus mit einer Sonne, die dadurch vor den Augen der Menſchen verdunkelt wird, weil die Erde ihre Schatten darauf wirft, während doch der ſchattenwerfende Körper zwiſchen dem anſchauenden Menſchen und der verdunkelten Sonne ſtehen müßte), ſo wird dieſe Willkürlichkeit in der Proſa geradezu unerträglich. Lamartine urtheilt über Alles, was ihm irgend einfällt, mit der unfehlbaren Sicherheit eines Papſtes. Da er ſich nun aber nie die Mühe giebt, auch nur oberflächlich die Gegenſtände, über die er urtheilt, zu ſtudiren, ſo iſt in dieſen Behauptungen eine Unklarheit und zu gleicher Zeit eine Prätenſion, die kein Deutſcher bei ſeinem Kritiker dulden würde. Bei den Franzoſen iſt die Pietät gegen einen altgefeierten Namen größer: obgleich Lamartine von Jahr zu Jahr ſich verſchlechtert, und trotz der politiſchen Animoſität, die ſich gegen ihn erhoben hat, iſt doch der Nimbus ſeines Ruhmes nicht ganz von ihm gewichen, und nur die ſcharfſichtigere Kritik durchſchaut ihn.

Zur Geſchichte der neuern Polniſchen Literatur.

Auch die Polniſche Literatur hatte eine „Periode der Nachahmung", und mehr und länger als in Deutſchland herrſchte hier der Zwang willkürlicher Regel Franzöſiſcher Dogmatiker. Es war ſchon allmälig dahin gekommen, daß das Franzoſenthum nicht nur einen bedeutenden Einfluß auf die einheimiſchen Geiſtesproducte ausübte, ſondern ſelbſt die „klaſſiſchen" Schriftſteller der frühern Periode ganz verdrängte. Wilna, die Univerſitätsſtadt, war der damalige Brennpunkt der Polniſchen Literatur und Wiſſenſchaft. Von hier erging der Ruf an die Gelehrten, der Fremdherrſchaft in der Literatur ein Ende zu machen. Ein Häuflein thatkräftiger Männer, unter welchen die damaligen Lehrer der Hochſchule ſich auszeichneten, hatte ſich bereits durch Engliſche und Deutſche Studien dem großen

Werke, dem ſie ſich widmeten, herangebildet, und nun begann ein Stürmen und Drängen in der Literatur. Bald überragt Adam Mickiewicz ſeine Genoſſen; er wird der Stimmführer, um welchen ſich eine für vaterländiſche Kunſt und Wiſſenſchaft glühende Jugend ſchaart. Mit ihm, dem erſten Nationaldichter der Polen, beginnt die romantiſch-nationale Schule. Kräftig und kühn ſind ſeine Lieder, welche die Romantik mit den einheimiſchen patriotiſchen Elementen glücklich zu verweben wußten. Dieſes gelang ihm vorzüglich in ſeinem „Dziady" (die Todtenfeier). Kühn und verzweifelt ſchlägt er in ſeine Leier und ſingt gar merkwürdige Geſänge. Leiſe begleiten die Jahrhunderte ihren Ton; ein jeder funkelt und klingt zugleich, trifft Auge und Ohr, gleichwie man den in den Wolken brauſenden Sturm in ſeinem Pfeifen hört und ſieht in dem nachwallenden dunkeln Gewande der Wolken. Aus jedem Wort zuckt Vaterlandsliebe. — Männlicher und ausgebildeter iſt ſein „Konrad Wallenrod". Auch hier prädominirt das eigenthümlich Nationale. Ergreifend iſt die Schilderung des peſthauchenden Maurenfürſten „Alpuhara". Wir ſehen in ihm den Dichter perſonificirt. Er entzündet alle Gemüther mit ſeinen merkwürdigen Geſängen und beginnt dann Feuerbrände in das feindliche Lager zu ſchleudern. Doch mit und durch Mickiewicz ſingt in Polen die Romantik ihr Grablied. Die Julitage und die Geſchichte des eigenen Landes bleiben nicht ohne bedeutenden Einfluß auf einheimiſche Literatur und Kunſt. Der Dichter der „Dziady" und des „Konrad Wallenrod" ſingt nun die Schlachtlieder ſeines befreiten Volkes. Am 30. October 1830 endigt er in Wilna die letzte Strophe ſeiner berühmten Oda do młodości (Ode an die Jugend), die als mächtiger Zündſtoff in die aufgeregten Gemüther gefahren iſt. Lebendigſtes Nationalgefühl, phantaſtiſche Beweglichkeit des Geiſtes und männlicher Heldenſinn bilden nun den Charakter der Literatur. Unglücklich endete die Kataſtrophe von 1830, und Frankreich wurde das Eldorado, wohin ſich das ganze geiſtige Leben der Polen flüchtete. Mickiewicz ſchrieb auch da ſeine letzte Dichtung, die, wie wir hoffen, nicht die allerletzte ſein wird: ſeinen „Pan Tadeusz" (Herr Thaddäus), der mit Recht als die koſtbarſte Perle der Slaviſchen Literatur bezeichnet wird. Dieſes Epos bildet zugleich den Scheidepunkt, wo die wilde Revolutionspoeſie immer mehr ihrem Ende zueilt und die eigentliche Dichtung in ihre von den Geſetzen der Aeſthetik vorgezeichneten Grenzen zurückgewieſen wird. Man kehrt allmälig von den Dunſtgebilden zu dem Poſitiven und Realen zurück. Nachdem die Polen Geſchichte gemacht haben, fangen ſie an, ſich einem ernſten und gründlichen Studium der Geſchichte hinzugeben und auch die Hiſtoriographie, die ſich vorerſt mit der Nationalgeſchichte beſchäftigt, beginnt ſich zu entwickeln. Wir begegnen auf dieſem Gebiete zuvörderſt einem Manne, der ſich unſterbliche Verdienſte um die Regenerirung des geiſtigen Lebens der Polniſchen Nation erworben hat: wir meinen Joachim Lelewel. Wir hatten Gelegenheit, dieſen ausgezeichneten Lehrer an der Wilnaer Hochſchule kennen zu lernen. Schon dort war er ein

Digitized by Google

charakterfeſter Mann, er ſchwärmte nicht, hielt ſich immer an das Reale. Die Geſchichte iſt ſeine Lehrerin. Schon früher hatte Naruſzewicz ſeine gediegene Geſchichte Polens geſchrieben, doch wegen des zu gelehrten Styles und des großen Umfanges war ſie nicht Jedermann zugänglich. Da beſchloß Lelewel, eine Geſchichte ſeines Volkes für das Volk zu ſchreiben. Seine neueſten Arbeiten „Dzieje powszechne“ und „Polska wicków ſvednych“, auf die wir noch zurückkommen werden, zeigen nicht minder von genialer Auffaſſung und tiefer Gelehrſamkeit. Durch gründlichere Studien ſucht man der ganzen Literatur eine ausſchließlich nationale Richtung zu geben. Wir finden jetzt eine große Anzahl der bedeutenderen Literaten, die ſich mit dem Sammeln Altpolniſcher Sagen und Volkslieder beſchäftigen. Man wollte die ungeheure Kluft, die in Polen zwiſchen der Natur- und Kunſtpoeſie beſteht, ausgleichen und auf Grundlage der Volksdichtung die eigentliche Nationalliteratur entſtehen laſſen. Zuerſt wagte Dieſes Bohdan Zaleski, der der melodienreichen Schwermuth der Polen Worte lieh und ſeine herrlichen „Dumky“ (Sehnſuchtslieder) aus der Ukraine ſchrieb. Wir fühlen uns in ſeinen düſtern Steppenliedern (Duch od stepa) an die Puſtenbilder des unglücklichen Lenau gemahnt. — Auch die Philoſophie fand in Polen Bearbeiter, obgleich der Nationalcharakter der Polen ſich kaum einer gründlichen Speculation hingeben könnte. So der geniale Trentowski, der übrigens ſowol durch Schriften als durch ſeine Stellung mehr Deutſchland als Polen angehört. Bedeutendes leiſtete auch in neueſter Zeit der ausgezeichnete Lehrer an der Krakauer Hochſchule, Kremer. Eben ſo ſind die Arbeiten Libelt's den vorzüglicheren zugerechnet. —

Die Polniſche Literatur hat auf dieſe Weiſe bereits alle Phaſen durchgemacht, von der niedrigſten Stufe der Volksdichtung bis zur Lyrik hinauf, ohne ſich im Drama verſucht zu haben. Erſt in neuerer Zeit hat Fredro ſeine Nationalkomödien geſchrieben und auch dieſer Dichtungsart den Weg angebahnt.

Eine merkwürdige Erſcheinung, die wir noch erwähnen müſſen, ſchließt die Regenerationsperiode der Polniſchen Literatur. Es iſt dies ein anonym erſchienenes Drama unter dem Titel: Komedia nieboska (Ungöttliche — hölliſche — Komödie), als deſſen Verfaſſer Graf Kraſinski bezeichnet wird. Es iſt das Nationaldrama der Polen. Mit furchtbarer Wahrheit wird uns der Kampf der alten und neuen Geſellſchaft vorgeführt. Die Hauptperſon der Dichtung iſt eine echt Polniſche Figur, ein alter Landariſtokrat, der fünfzehn Staroſte in ſeiner Familie zählt. Er weiſt auf ſeine Ahnenbilder, auf ſeinen langen, bis in die heidniſche Vorzeit reichenden Stammbaum zurück und ruft nur: „Preis ſeinen Vätern“. Pankratius, in welchem der Dichter uns den Helden der Neuzeit vorführt, antwortet ihm: „Ja, Preis Deinen Vätern im Himmel und auf Erden! Es iſt der Mühe werth, auf Deine Ahnenbilder hinzuſehen. Jener, ein Staroſt, erſchoß die alten Weiber im Walde und ließ die Juden lebendig verbrennen; Der da, mit dem

Siegel in der Hand, verfälschte Urkunden, verbrannte Archive, bestach Richter und beschmuzte durch Gift seine Erbschaften; daher stammen Deine Dörfer, Deine Einkünfte. Jener Mann im schwarzen Kleide trieb Ehebruch mit den Weibern seiner Freunde; Dieser da mit dem goldnen Vließe diente dem Auslande, und diese blasse Frau buhlte mit ihrem Pagen. Das sind Eure ununterbrochenen unbefleckten Geschlechtsregister! Die Dummheit und das Elend des ganzen Landes, das ist Eure ganze Stärke." — In kräftigen Zügen ist das Aristokratenwesen gezeichnet. Seine Zeit ist um. Pankratius siegt und triumphirt über seinen Gegner. Aber er fällt auch selbst. Sterbend sieht er eine merkwürdige Erscheinung am Himmel: es ist der Mann am Kreuze — er steht regungslos — drei Nägel sind ihm eingeschlagen, — drei Sterne — seine Arme, zwei Blitze — und mit jenen Worten des Römischen Kaisers: Galilee, vicisti! Galiläer, Du hast gesiegt! sinkt Pankratius leblos zusammen. Er unterordnet seinen Sieg einem reinen und echten Christenthume. — Ein merkwürdiges Buch, das wir gelesen; es ist keine Komödie und auch keine Tragödie, und hat uns doch gewaltig erschüttert. — Mit Diesem schließt die Regenerationsperiode.

So bildete sich in Polen allmälig eine eigenthümliche Nationalliteratur heran. Sie trägt bereits den Typus der Nation, der sie entstammt. Schwankend zwischen der Naturanschauung des Orients und der Civilisation des Abendlandes hat sie beide Elemente glücklich zu vereinigen gewußt.

Wochenschau.

Neue Schriften über Rußland.

Unpolitische Bilder aus St. Petersburg. Skizzen nach dem Leben gezeichnet von Eduard Jerrmann. Berlin, allgemeine Deutsche Verlagsanstalt.

Rußland und die Gegenwart. Erster Band. Leipzig, Weidmann.

Rußland stand während der ganzen Europäischen Bewegung des Jahres 1848 der Revolution als ein drohender und aufmerksamer Beobachter gegenüber. Es hatte den großen Vortheil, daß es durch seine geschickten Agenten das Wesen derselben vollständig übersah und ihren Gang berechnen konnte, während sein eigenes Wesen der auswärtigen Politik ein Buch mit sieben Siegeln blieb. Es konnte daher scheinbar ruhig, aber nicht unthätig abwarten, bis seine Zeit kam. Es hat zuerst, indem es sich der Dänischen Frage bemächtigte, der Entwickelung der Deutschen Verhältnisse ein mächtiges Hinderniß entgegengeworfen, an dem dieselbe zu Grunde ging; es hat alsdann durch die Besiegung der Ungarn die reactionaire Kraft Oestreichs entfesselt und in seinen Dienst gezogen; es hat endlich in Warschau durch das Gewicht, welches es in die Wagschale warf, die Sache des Fortschritts, die sich im letzten Stadium an Preußen anklammerte, zum Steigen gebracht.

Es ist leicht zu berechnen, daß dasselbe Verhältniß bei jeder neuen Deutschen Bewegung eintreten wird. So lange wir uns in dem Wahne wiegen, auf einer Insel zu leben, wo wir unsre Angelegenheiten ruhig ordnen und schlichten können, ohne von unbequemen Nachbarn belästigt zu werden, wird unser politisches Streben dem Spiele des Zufalls verfallen. Die Zeit wird noch manche Räthsel unsrer Gegenwart lösen, wenn sie, die alles Verborgene ans Licht zieht, der Nachwelt Einiges von der geheimen Correspondenz mit St. Petersburg mittheilen wird. Wir werden uns erst dann frei und sicher in unserm eignen Hause bewegen können, wenn wir im Stande sein werden, was bei unsern Nachbarn vorgeht, genau zu berechnen. Ein jeder Beitrag zur Erkenntniß desselben muß uns also willkommen sein.

Das erste der beiden angeführten Bücher ist zwar in leichter Feuilletonform gehalten, und giebt weiter Nichts als subjective Anschauungen, allein wir können auch daraus Vieles lernen. Gegen die Gewohnheit der Deutschen Reisenden ist der Schauspieler Herr Jerrmann von Rußland bezaubert. Die mächtige gebietende Persönlichkeit des Kaisers, die menschlichen Seiten der Großen und vieles Gemüthliche, was im Volke liegt, hat ihn so bestochen, daß man im Anfang denken sollte, es sei eine vollständige Apologie des Russischen Wesens beabsichtigt; allein er ist dabei doch ein zu guter Beobachter und zu unbefangen in seinem Erzählen, als daß er nicht auch die Schattenseiten mittheilen sollte, und diese gewinnen allmählig so an Ausdehnung, daß zuletzt ein so vollständiges Nachtstück daraus wird, wie es nur ein erbitterter Demokrat zeichnen könnte. Am Komischsten nimmt es sich aus, wenn er die gräulichsten Dinge erzählt, und sie auf eine Art erzählt, als sei Alles in der besten Ordnung. Eine Anekdote fiel mir vor allen Dingen auf. — Der Winterpalast brennt ab. Der Kaiser beauftragt den General Kleinmichel, im Laufe eines Jahres ihn wieder aufzubauen. Das Werk wurde in der That vollendet, „es wurde buchstäblich Tag und Nacht daran gearbeitet, nicht die Mittagsstunde wurde versäumt, in steter Abwechslung ergänzten sich die Kräfte. Der Jahreszeit zum Trotz ward nicht eine Stunde gefeiert. Dem Fortschritt des Werkes zu beschleunigen, wurde den Winter über geheizt, geheizt bis zu der übermäßigen Wärme von 24—26 Grad. Viele Arbeiter erlagen der Hitze, andere wurden sterbend oder tod hinausgetragen, weder Kosten, Gesundheit, noch Leben wurde geschont. Der Kaiser erfuhr von den Mitteln Nichts, die die Vollstrecker seiner Befehle zu deren Durchführung anwandten.“ Die kaiserliche Familie besieht im stolzen Bewußtsein ihrer Macht den neuen Bau, „kaum hatte der Letzte die Schwelle des Saals überschritten, als ein donnerähnliches Krachen die Luft erschütterte, dichte Staubwolken drangen in die Säle, umhüllten die Anwesenden und verscheuchten das Licht des Tages; das Gebälk des Plafonds war der Wucht der Kronleuchter erlegen, es war herabgestürzt, Alles unter sich begrabend, was seiner ungeheuren Wucht entgegenstand ꝛc.“ — So baut man in Rußland; eine Allegorie für das Russische Reich im Ganzen. Mit ähnlicher Naivetät werden die Grausamkeiten und die über das ganze Reich verbreiteten Betrügereien der Beamten erzählt, aber immer so, als ob dieses bis an die Wurzeln des Staats greifende Uebel nur ein accidentelles sei. „Die Russische Bureaukratie ist auf das Princip der Responsabilität gegründet. Jeder Beamte ist Herr, so weit seine Responsabilität reicht. Das geht auch auf den finanziellen Theil der Verwaltung über. Den Chefs, welchen solche übertragen ist, steht vollkommene Freiheit zu, das ihnen Anvertraute zu verwalten, wie sie es für gut finden, nach ihrem bestmöglichsten eigenen

Vortheil, wenn ſie nur ihre Pflicht im Kreiſe ihrer Verantwortlichkeit erfüllen.“ Das führt zu den ſonderbarſten Conſequenzen. „So transportirte ein Officier meiner Bekanntſchaft kaiſerliche Pferde. Der Mann iſt das beſte, weichſte Herz unter der Sonne, und er verſicherte mich, er hätte öfters bei ſchlechtem Wetter, wenn er in einem Dorfe Nachtquartier bezog, und kein Stroh vorfand, den Bauern die Häuſer abdecken laſſen. Es that mir wehe, ſagte er, daß den Leuten der Regen in die Betten ſtrömte, aber meine Pferde mußten trocken liegen. Das geht auf meine Reſponſabilität.“ — „Derſelbe Officier verſicherte mich, auf der ganzen Reiſe, ſo lange er Ruſſiſchen Boden unter ſeinen Füßen gehabt, habe man keinen Kopeken Bezahlung von ihm genommen. Jeden Morgen brachte ihm der Schulze die quittirte Rechnung, und wies ſtandhaft den Betrag zurück. Das war nicht Liebe, weder zu des Kaiſers Pferden, noch zu deren Führer, Furcht war's vor den Folgen der Bezahlung.“ — „Die Commandirenden aller Grade haben ihre Verpflichtung, die müſſen ſie erfüllen; auf welche Weiſe, das iſt ihre Sache. Sämmtliche Anſchaffung der Bedürfniſſe des Regiments iſt des Oberſten Sache. Es iſt Alles ſpecificirt, und er erhält die Summe in Bauſch und Bogen. Man berechnet ihm z. B. 100 Scheffel Haſer und 5 Centner Heu; er braucht aber nur 50 Scheffel Haſer, und dafür 20 Centner Heu, ſo wird ihm die Differenz zu ſeinem Vortheil als ihm rechtmäßig zukommend gut geſchrieben. Der techniſche Ausdruck dafür iſt: Oekonomie machen.“ — Abgeſehen von dieſen Betrügereien, bringt dieſer Mechanismus auch die gröbſten Abſurditäten hervor. „So exiſtirt ein Polizeibefehl, daß bei Aufgang der Newa, ſo wie dieſes Ereigniß der Polizei angezeigt wird, dieſelbe ſofort Poſten an beiden Ufern aufſtelle, um zur Vermeidung jedes Unglücksfalls deren Ueberſchreiten zu verhindern. Nun hat ſich der Fall nicht ſelten ereignet, daß die zur Ausführung dieſer Ordre beſtimmten Budſchnicks dieſelbe zu ſtreng à la lettre nahmen, und nicht nur von ihrem Ufer aus jeden Uebergang wehrten, ſondern auch Denen, welche ſich bei Aufgang der Newa bereits auf derſelben befanden, und nun mit Lebensgefahr das Ufer erreicht hatten, gewaltſam das Landen verwehrten, weil ſie Ordre hätten, Niemand über das Eis paſſiren zu laſſen.“ — Ein ähnlicher Fall ereignete ſich bei dem Brand des Lehmann'ſchen Theaters: „Das hölzerne Gebäude ſtand in vollen Flammen, die den Thüren am Nächſten Stehenden ſtürzten ſich in wildem Andrang auf dieſelben zu;“ unglücklicher Weiſe waren dieſe nach Innen zu öffnen, man will ſie mit einer Axt einſchlagen, „aber der dienſtthuende Budſchnick widerſetzt ſich jeder Einſchreitung, bevor die Polizei gekommen, ihre Ordres zu ertheilen.“ Durch dieſen Aufenthalt geſchah es, daß ſämmtliche Anweſenden erſtickten. — An ähnlichen Geſchichten iſt das Buch überreich, und ſie ſind um ſo intereſſanter, da ein Ruſſenfreund ſie erzählt. —

Während aber hier die vielfachen Uebelſtände als vereinzelt und zufällig erſcheinen, geht der Verfaſſer des zweiten Buchs in die Tiefe, und ſucht in dem innern Weſen des Ruſſiſchen Reichs die nothwendige Urſache für den Mechanismus der Verwaltung, für das Syſtem der Beſtechungen und Betrügereien, für die Grauſamkeit, durch welche das Staatsleben zuſammengehalten wird. Der Verfaſſer iſt einer der gründlichſten Kenner Rußlands, und ſeine Aufſchlüſſe ſind von der größten Bedeutung. Während man bisher geneigt war, die Ruſſiſche Regierung als den weſentlichen Ausdruck des Ruſſiſchen Volks anzuſehen, wird hier gezeigt, daß das Regierungsſyſtem ſeit Peter dem Großen der entſchiedenſte, freilich durch die Zuſammenſetzung des Reichs bedingte Gegenſatz gegen das Volk iſt. Aus dem conſequent durchgeführten Princip des Abſolutismus werden

mit logiſcher Nothwendigkeit alle jene einzelnen Mißbräuche hergeleitet, und auf der andern Seite werden die innern Bewegungen im Schooße des Volks beobachtet, die zunächſt in unklarer religiöſer Form dennoch mit unabwendbarer Naturgewalt gegen das ganze Staatsgetriebe andrängt. In dieſem Sinn werden die Formen der Geſetzgebung und Verwaltung in ihrem nur ſcheinbar conſervativen, in der That aber alles Rechtsbewußtſein vernichtenden Mechanismus, die Staatskirche in ihrem Gegenſatz gegen die eigentlich volksthümliche Orthodoxie, die Finanzen in ihrem räthſelhaften Lügenſyſtem, das Heerweſen in ſeiner vollſtändig antinationalen Geſtaltung dargeſtellt, und dann auf den Kern des nationalruſſiſchen Weſens eingegangen. — Wir erwarten mit Spannung den folgenden Theil; das Buch iſt zu bedeutend, als daß wir nicht noch mehrmals darauf zurückkommen ſollten.

Pariſer Botſchaften. 3. — Die Reviſion iſt in's Waſſer gefallen, und das Geſetz vom 31. Mai mit ihr. Man kann jetzt mit Beſtimmtheit ſagen, daß die Löſung der gefährlichen Kriſe, in der wir uns befinden, vom Lande ausgehen werde, und nicht von der Nationalverſammlung. Man mag daher von Louis Bonaparte was immer denken, ſeine Rede in Dijon war nicht ungeſchickt, und die Sympathien des Landvolkes dürften ihn für die Feindſchaft der Majorität in der Nationalverſammlung reichlich entſchädigen. Es muß nämlich berückſichtigt werden, daß in vielen Theilen des Landes der Name Napoleon's dem Bauer noch immer als revolutionaire Fahne gilt, als Gegenſatz zu den Beſtrebungen der Kammer. Manches Departement, welches im Jahre 1852 rothe Republicaner in die Nationalverſammlung ſchicken würde, war einer ziemlichen Majorität nach nicht ungeneigt, Louis Bonaparte wieder zu erwählen. Dieſer hat demnach klug gehandelt, indem er das durch ſeine unzähligen Agenten verleitete Landvolk im Glauben an ſeine Volksbeglückungstendenzen zu beſtärken wußte; wo er wirklich gefehlt, das iſt der diplomatiſche Rückhalt, den er in ſeinen *Handlungen* äußert. Seine Worte werden mit Beifall aufgenommen, aber ſeine Thaten können ſelbſt in den Augen der Landbevölkerung nicht lange mehr den „weißen" Legislativen in die Schuhe geſchoben werden. Dieſes Zaudern und Schwanken beweiſt, daß Louis Bonaparte nicht mehr ſo feſt an ſeine ſechs Millionen Wähler glaubt, und ſei es nun Schuld ſeiner Umgebung, ſei es die eigene Anſchauung, er hofft noch immer auf die Furcht ſeiner Gegner vor den ſocialiſtiſchen Geſpenſtern von 1852. Auf ſeinen Charakter wirft die überraſchende Rede von Dijon in ſo fern ein merkwürdiges Licht, als ſie ein ganzes Syſtem, den ganzen Menſchen in ſich faßt. Zur Zeit der Straßburger Affaire hat Louis Bonaparte ſeinen Vertheidigern Marie und Berryer denſelben Streich geſpielt, wie jetzt ſeinen Miniſtern. Auch damals hatte er ſich ſelber eine Vertheidigungsrede ausgearbeitet, die er am Tage vor der Verhandlung den beiden Advocaten vorlas. Auch damals hatte er verſprochen, von dieſer Rede keinen Gebrauch zu machen, und that dennoch das Gegentheil. Dijon und Straßburg reichen ſich die Hände. Marie wollte die Vertheidigung unterlaſſen, und gab nur dem Zureden ſeines Collegen Berryer nach, ſo wie Faucher ſein Portefeuille niederlegen wollte, und nur auf das dringende Bitten ſeiner Freunde einwilligte, ſeine compromittirte Stelle weiter zu behalten. Bezeichnend iſt, daß der Präſident ohne Schwierigkeit die Verfälſchung im Moniteur zugab — „ich wollte blos zum Volke reden, mich dem Lande eröffnen, der Kammer mögt Ihr ſagen, was Euch gefällt," ſo ſprach er zu den Miniſtern. Louis Bonaparte iſt alſo heute, was er vor

ſechzehn Jahren geweſen, und es läßt ſich annehmen, daß er die ihm übertragene Gewalt nicht freiwillig aus den Händen geben werde. Hierin liegt die Erklärung ſeiner Politik. Er hofft Etwas von den Sympathien des Landvolkes, Manches von der Angſt der Ordnungspartei, aber Alles von ſeinen abenteuerlichen Plänen. Carlier konnte auch von ihm ſagen: wer mit dem Prinzen auskommen will, der muß ſeinen abenteuerlichen Ideen ſchmeicheln — nur um dieſen Preis läßt ſich hie und da ein kluger Rath mit einſchmuggeln. Es iſt daher möglich, daß er bis zum letzten Augenblicke bei ſeiner gegenwärtigen Taktik beharren werde, und die unvermeidlich gewordene Abſchaffung des Wahlgeſetzes ausgenommen, wird unſre Politik ihren Schlangenpfad noch einige Monate mühſam weiterziehen, und die Entwickelung wird unerwartet kommen. Was für Louis Bonaparte am Gefährlichſten werden dürfte, iſt, daß er die Afrikaniſchen Haudegen, welche die einzigen ſind, die Einfluß auf die Armee beſitzen, alle gegen ſich hat. Changarnier, Cavaignac, Lamoricière, ſie ſtehen Alle bei den Gegnern, und namentlich Changarnier iſt ſein unerbittlichſter Feind. Die beiden Männer haben viel Aehnliches in ihrem Charakter, Beide ſind gleich undurchdringlich, und Beide haben wirklichen markigen Ehrgeiz. Von Changarnier glauben alle Fraetionen der ſogenannten Ordnungspartei, daß er zu den ihrigen zähle, und er gehört wahrſcheinlich keiner an. Er iſt nur auf ſeine Perſon bedacht, er wird jeder Partei dienen, die Ausſicht auf Erfolg hat, und ihm freien Spielraum genug laſſen wird, eine erſte Rolle zu ſpielen. Von allen Staatsmännern Frankreichs hat nur Thiers ſeinen Charakter richtig aufgefaßt, vielleicht weil er dieſelbe egoiſtiſche Natur in ihm erkannte, die ſein eigenes Weſen ausmacht. Was General Changarnier ſeinen Einfluß auf die Legislativen ſicherte, das iſt vorzüglich ſein Talent des à propos, das ſich bei den leicht beweglichen Franzoſen von jeher Geltung zu verſchaffen gewußt. Sein letzthin geſprochenes Délibérez en paix, mandataires de la France, beweiſt dies ganz deutlich. Selbſt die Linke wurde einen Augenblick hingeriſſen, ſie vergaß, daß ſie dem Lande kein großes Compliment machte, indem ſie zugab, daß ein Mann, wie Louis Bonaparte, es ernſtlich bedrohen könne, und daß ein Mann, wie Changarnier, ſich berufen glauben darf, es unter ſeinen Schutz zu nehmen. Später bereuten ſie ihre Voreiligkeit freilich, aber es war zu ſpät; Changarnier hatte ſeinen Zweck erreicht, er richtete eine perſönliche Beleidigung an den Präſidenten, und vergrößerte ſeine Stellung in der Kammer mit einem Schlage. Changarnier iſt kein Charlatan, er glaubt ſelber an ſeine Wichtigkeit, was um ſo mehr zu bewundern iſt, als er bisher noch keine Gelegenheit hatte, ſein beſonderes Geſchick als General darzuthun. Ein Volksvertreter, den ich hier nicht nennen mag, ſagte ihm eines Tages, es war nicht lange nach der Dotationsverhandlung: „General, Sie ſollten ſich für die Akademie vorſchlagen laſſen.“ „Wenn ſie mich wählen,“ antwortete er ganz kurz, „dann will ich ihnen eine etwas längere Rede halten, als der Legislative.“ So ſehr ſchätzt er das Gewicht ſeiner Worte, und man kann von ihm ſagen, daß er ſie nicht nur wäge, ſondern auch zähle. Er iſt wie Cavaignac und Lamoricière gegen die Reviſion, weil ihm vor Allem die Wiedererwählung Louis Bonaparte's ein Dorn im Auge iſt.

Bei der Zuſammenſetzung der Commiſſion iſt das Schickſal der Durchſichtsfrage nicht mehr zweifelhaft, und ſelbſt der Petitionenſturm, welchen die Regierung großartig genug organiſirt, kann nicht viel Ausſicht auf Erfolg gewähren. Man weiß, wie dieſe Petitionen entſtehen, und es wird auch von der Tribune herab ausgeſprochen und urkundlich dargethan werden. Es kann alſo, wie ich bereits früher angedeutet, zwiſchen

den parlamentariſchen Parteien und der Vollziehungsgewalt nicht zur Entſcheidung kommen, und in einem gegebenen Momente mag es verſucht werden, das Schlachtfeld auf ein anderes Terrain zu verlegen. Dies fühlt man auch ſo allgemein, daß in der Legislativen ſelbſt in den ſtürmiſchen Tagen, wo Niemand zu Worte kommen kann, lautloſe Stille eintritt, ſo wie General Cavaignac oder Changarnier auf der Tribune erſcheint. Die Legislative weiß es nur zu gut, daß ſie lange nicht mehr die maßgebende Vertreterin des Willens Frankreichs ſei, und ſie ſcheint ſchon im vorhinein an das ſchützende Schwert der Befehlshaber der disciplinirten Armee zu appelliren, für den Fall, daß ſich das Land endlich mit eigener Fauſt einen Ausweg aus der Sackgaſſe zu erkämpfen ſucht, in die es die Intriguen der politiſchen Parteien ſo gewiſſenlos feſtrannten. Die Kammer fühlt es, daß ſie eben ſo wenig als die Regierung das Geringſte gethan, um einer neuen Erſchütterung vorzubeugen, und ſie ſucht ängſtlichen Blicks in den Armen einiger Generale den Hafen, den ſie in der Zufriedenheit des Landes nicht zu finden gewußt.

Das erfreuliche Ereigniß der Woche iſt die Wiedereröffnung des Louvre's. Wir gönnen Louis Bonaparte die Freude, ſich den Ruhm der Reſtauration dieſes merkwürdigen Monumentes zuzuſchreiben, obgleich die Arbeiten ſchon unter Cavaignac auf's Aemſigſte betrieben wurden. Es gereicht Herrn Thiers nicht zur geringen Ehre, daß er es vorzüglich geweſen, der die Plane des Malers Jeanron bei Cavaignac bevorwortete. Dieſe Plane ſind auch ſpäter, als der Republikaner Jeanron von dem Erwählten des 10. Decembers ſeiner Stelle beraubt wurde, um einem intimen Freunde der Bonapartiſchen Familie, Herrn von Nieuwkierke, Platz zu machen, ausgeführt worden. Herr von Nieuwkierke iſt ein Mann von liebenswürdigen Eigenſchaften, und die Prinzeſſin Mathilde iſt in ihrem Rechte, wenn ſie dieſe auszeichnet; Herr von Nieuwkierke hat als Bildhauer ein hübſches Dilettantentalent, aber der Leitung des Louvre's iſt er nicht gewachſen. Dies mag auch ein Grund ſein, daß man im Elyſée daran denkt, ihn ſogar zum Director der ſchönen Künſte zu machen. Leider zeigt ſich bei der eben vollendeten Reſtauration des Louvre's, daß Herr Nieuwkierke nur ſo lange auf dem rechten Wege ſich befand, als er den Ideen Jeanron's gefolgt war, wo dieſe unterdrückt wurden, kam nur Unzweckmäßiges zu Stande. — Die Verzierungen, die in der Apollonsgalerie und im ſogenannten Salon carré angebracht wurden, gehören zu dem Prachtvollſten, was in dieſer Art geleiſtet wurde, aber dieſe farbige, goldene und ſilberne Herrlichkeit iſt ſo blendend, und die Meiſterwerke aller Schüler, die man in dieſem Saale verſammelt, müſſen eben dieſe ſtörende Wirkung erſt bekämpfen. Zudem iſt man auf die ſonderbare Idee gekommen, die Wände braun zu decoriren, und hatte ganz vergeſſen, daß der Grund der meiſten Gemälde braun ſei. Dieſe braune Decoration hat die Direction verhindert, manchem klaſſiſchen Werke einen Platz in dieſem Parnaſſe anzuweiſen, das dieſen wohl verdient hätte. Der Plafond dieſes Saals iſt der Apotheoſe der großen Künſtler Frankreichs gewidmet. Jean Goujon, Pouſſin, Pesne und Pierre Leeot ſind in Basrelief dargeſtellt, welche ſich über den vier Genien der Malerei, Bildhauerei, Architektur und der Kupferſtecherei erheben. Die vier Ecken enthalten klein gearbeitete Medaillons, in denen die Namen Raphael, Pouſſin, Rubens und Murillo glänzen, während kleine Marmortäfelchen längs der Friſen die Namen der großen Meiſter aller Länder (England ausgenommen) enthalten. Die vier Felder der Salons ſind mit rothem Broeat umgeben, was mit dem vielen glänzenden Lack und den zahlreichen Vergoldungen dem Auge

ſo viel zu thun giebt, daß man ſich ſpäter Vorwürfe macht, darüber, wenn auch nur einen Augenblick, die Raphael, Perugino, Murillo da Vinci, Rembrandt, Rubens, Vandyk, Tizian, Paul Veroneſe, die in dieſem Kunſttempel beiſammen ſind, vergeſſen gekomut zu haben. Die Plafonds der andern Galerien ſind noch nicht ganz reſtaurirt und die neuen noch nicht fertig, namentlich der von S. Delacroix, von dem ſehr viel Gutes geſagt wird. Man ſollte endlich doch von dieſen koſtbaren Prachtverſchwendungen abkommen, die ihrer Lage wegen nicht einmal recht geſehen werden können. Wer wird ſich erſt den Kopf verrenken, um eine ſchöne Decoration zu bewundern, wenn er Raphael oder Rubens gerade vor ſich hängen hat. Ich wenigſtens habe nie ſo viel Neugier gehabt. Die große Galerie, die früher ganz ſchlecht beleuchtet war, empfängt nun ihr Licht von im Plafond angebrachten Fenſtern, was dem Auge ſehr wohl thut. Hier ſind die Meiſterwerke nach den Schulen geordnet, und man findet zum Beiſpiel alle Raphael, Tizian, Rubens, Pouſſin, Claude Lorrain u. ſ. w. beiſammen, eine Anordnung, welche das Studium um Vieles erleichtert, wenn ſie auch für die Maſſen weniger lockend erſcheinen mag. Der Saal der ſieben Kamine iſt dem Kaiſerreiche und ſeiner Kunſtgröße gewidmet; er ſoll auch nun den Namen des Kaiſerſaales bekommen, aber die Gewohnheit wird auch diesmal ſtärker ſein als die Etiquette, und die ſieben Kamine werden ſich ihr Recht auch vom Kaiſer Napoleon nicht nehmen laſſen. In dieſem Saale ſind auch die beiden Géricault zu ſehen, welche die Regierung aus der Verlaſſenſchaft Louis Philippe's aukaufte. Lobenswerth iſt, daß die vielen Kupferſtiche und Zeichnungen, welche bisher in Büchern auf einander gelegen, nun eingerahmt und Jedermann zugänglich geworden ſind. Es hat Keiner im Lande eine weitere, vollſtändigere Sammlung aufzuweiſen, als der Louvre. — Daß Louis Napoleon Herrn Nieuwkierke und andere Verdienſte zu Ende der Eröffnungsfeierlichkeit mit der unvermeidlichen Ehrenlegion beglückte, verſteht ſich von ſelbſt; — wenn der Präſident keine Gendarmen zu decoriren findet, ſo nimmt er mit Künſtlern vorlieb, aber decorirt muß werden. Das iſt nun hier, wie Alles, zur Manie geworden. So wie man ſich kein unofficielles Feſt ohne Luftballon denken kann, ſo giebt es kein officielles ohne decorirte Gendarmen. — Jetzt durch den Proceß Bocarmé iſt der Nicotin in die Mode gekommen, man ſpricht von Nichts als von dieſem mörderiſchen Gifte, und es ſollte mich gar nicht wundern, nächſtens öffentliche Experimente mit dieſem Gifte angekündigt zu ſehen. Fragen Sie eine Griſette, ob ſie Dies oder Jenes thun wolle — und Sie können Zehn gegen Eins wetten, die Antwort werde — plutôt de la nicotine, lauten. Die Freiſprechung der Madame Bocarmé macht großes Aufſehen, und, wie es ſcheint, ſind die Frauen nicht recht einverſtanden mit dieſem Urtheile.

Die Theater bieten dieſe Woche wenig. Nur das Theatre français hat die Aufführung eines der liebenswürdigſten Proverbes von Muſſet verſucht, und mit Glück. Merkwürdig genug, Les caprices de Marianne, das, wie alle Stücke Muſſet's, nicht für die Bühne geſchrieben worden, und deſſen Aufführung faſt unmöglich ſchien, hat eben ſo gefallen, wie die andern. Wenn Alfred de Muſſet Fiasco machte, geſchah es immer nur mit Stücken, die er beſonders für die Bühne gearbeitet. Sollte dies nicht ein Fingerzeig für den Poeten ſein? Die Poeſie dringt überall durch, ſie muß nur echt ſein. Les caprices de Marianne iſt eine dramatiſche Paraphraſe der „alten Geſchichte" von Heine. — Marianne wird von Coelio geliebt, ſie liebt aber deſſen Freund Octavio, einen Taugenichts und genialen Trunkenbold. Dieſer ſucht ſie vergebens für

ſeinen Freund zu gewinnen. Ihr alter Mann findet Octavio im Geſpräche bei ſeiner Frau, und macht ihr bittere Vorwürfe über ihre Untreue, die noch nicht exiſtirt; — erzürnt ob dieſer Antieipation ſteckt ſie Octavio ein Band zu, das bedeuten ſoll: Heute Abend warte ich. Octavio giebt es Coelio, und Dieſer wird von gedungenen Bravi's des eiferſüchtigen Ehemanns ermordet. Mit Coelio geht Octavio's letztes Glück verloren, er hatte nur noch eine menſchliche Empfindung, die Liebe für den Freund. Vergebens legt ihm Marianne ihr Herz zu Füßen. Ich habe Dich nicht geliebt, ſondern Dieſer, antwortet er ihr, auf den Leichnam ſeines Freundes deutend. Die Ausführung und Durchführung der Muſſet'ſchen Charaktere hat einen eigenthümlichen Reiz — ſie ſind bizarr, originell, zuweilen etwas krankhaft, aber doch immer poetiſch und wahr.

Reactionaire Schriften. Das „rothe Geſpenſt" von Romieu, dem bekannten Erfinder der Aera der Cäſaren, hat ſich auch in Deutſchland Bahn gebrochen. Es behandelt in der That ein Geſpenſt, und iſt daher auch in dem Ton eines Ammenmährchens gehalten. Wenn die Conſervativen in Paris ſich nicht anders zu helfen wiſſen, als durch Wiederauferweckung des Aberglaubens, ſo werden ſie es nicht weit bringen. — Großes Intereſſe dagegen muß eine Schrift von Raudot erregen, de la grandeur possible de la France. Wir haben ſeiner Zeit aus dem frühern Werk des geiſtreichen Verfaſſers über den Verfall Frankreichs einige Auszüge mitgetheilt. Raudot theilt nicht die Illuſion Derer, die in der Wiederherſtellung des Königthums ein unfehlbares Heilmittel aller der Uebel ſehen, an denen Frankreich leidet; er erklärt vielmehr jeden Streit über dieſe rein politiſche Angelegenheit im gegenwärtigen Augenblick für voreilig, da durch die Aufmerkſamkeit auf dieſe Nebenſachen der Hauptpunkt, um den es ſich handelt, aus den Augen gelaſſen wird. Frankreich kann nur dadurch geheilt werden, daß man auf die Wurzel des Uebels zurückgeht. Bekanntlich findet der Verfaſſer dieſelbe in der zu ausgedehnten Centraliſation; er will die Hauptfunctionen des Staats wieder in die Gemeinden zurücklegen, und es iſt auffallend genug, daß er für die Gemeindewahlen das allgemeine Wahlrecht gelten läßt. Von ſeinen ſpeciellen Vorſchlägen wollen wir hier zunächſt nur einige anführen. Er will zwei Kammern einrichten, beide gewählt, und zwar die eine von den Generalräthen der Departements, die andere von den Munielpalräthen der Gemeinden. Die alten Provinzen ſollen wieder hergeſtellt und an die Spitze jeder derſelben ein einzelner Präfect geſtellt werden, der ſich aber mit der Gemeindeverwaltung auf keine Weiſe zu beſchäftigen, ſondern nur für die Aufrechthaltung der Geſetze zu ſorgen hat. Das Miniſterium des Handels, ſo wie das Miniſterium des Cultus und öffentlichen Unterrichts ſollen unterdrückt werden, denn Induſtrie, Kirche und Schule gedeihen nach ſeiner Anſicht am Beſten, wenn der Staat ſich um ſie gar nicht bekümmert. Die Armee ſoll nicht ferner durch Conſcription zuſammengeſetzt werden, da dieſe ſtörend in den Ackerbau und die Induſtrie eingreift, da ſie doch nicht zu geübten und zuverläſſigen Soldaten führt, und da ſie theuer zu ſtehen kommt. Statt deſſen ſoll der freiwillige Dienſt wieder eingeführt werden, und ſo ſich die Armee wieder als abgeſonderter Stand im Staate geſtalten. Daß er zugleich die Abſchaffung der Nationalgarde verlangt, verſteht ſich von ſelbſt. — Das Buch iſt merkwürdig genug, und wenn wir auch weit entfernt ſind, ihm in allen oder auch nur den meiſten Punkten beizupflichten, ſo regt es doch zu fruchtbarem Nachdenken an, und wir werden wol noch einmal darauf zurückkommen. — In die Reihe dieſer Schriften gehört ferner: „Sechs

Monate der Franzöſiſchen Geſchichte, von Adolph Poignant, und die „Geſchichte des Falls von Louis Philipp“ von François de Groſeilliez, ſo wie eine Rede, die Eduard Laboulaye bei der Eröffnung ſeines Curſus über vergleichende Legislation gehalten hat: La révolution française, étudiée dans ses institutions.

Das internationale Verlagsrecht. — Binnen Kurzem wird ein neues Werk von Lamartine: „Histoire de la restauration“ erſcheinen. Die Pariſer Verleger (Goſſelin, Pagnarre, Furne, Lecout), welche ſchon ſo häufig die traurige Erfahrung machen mußten, daß durch den Nachdruck der bei ihnen erſchienenen Werke ein großer Theil des Gewinnes in fremde Hände überging, ſind feſt entſchloſſen, diesmal dem literariſchen Diebſtahle mit aller Energie entgegenzutreten, und die Mittel, welche ſie hierbei anwenden, verſprechen einen günſtigen Erfolg.

Der eigentliche Sitz der Piraterie befindet ſich bekanntlich in Brüſſel, aus deren Officinen jährlich Hunderte von Werken zu unglaublich billigen Preiſen über die ganze Welt verbreitet werden. In andern Ländern, ſo auch in Deutſchland, werden verhältnißmäßig ſehr wenige Franzöſiſche Bücher nachgedruckt; hin und wieder bringt Brockhaus einige ſolche Artikel, indeſſen wol mehr, um ſeinen Preſſen, bei etwaiger geringerer Beſchäftigung, Material zu liefern, als um einen großen materiellen Gewinn aus dieſen Nachdrücken zu ziehen. Auch die Franzöſiſchen Komödien, aus dem von Schütz herausgegebenen Théâtre français, zum Preiſe von $2^1/_2$ Ngr., werden den meiſten Leſern bekannt ſein. Deutſchland iſt in Bezug auf Wohlfeilheit der Production nicht im Stande, mit Belgien zu concurriren, und wir wollen dieſem Lande gern das Monopol zugeſtehen, Franzöſiſche Werke zu reproduciren. Der Belgiſche Buchhandel befindet ſich in einer eigenthümlichen Lage; die Ausübung eines ſeit Jahren beſtehenden Unrechtes hat eine gewaltige Ausdehnung erlangt, und Tauſende von Arbeitern finden ihre Beſchäftigung dabei. Dennoch wäre man gern bereit, einen Vertrag zum Schutze des literariſchen Eigenthums mit Frankreich zu ſchließen unter der einfachen Bedingung der Reciprocität. Die Gründe hiervon liegen ziemlich nahe, ſie gehen nicht aus der Anerkennung des ſittlichen Princips hervor, ſondern ſind in dem materiellen Intereſſe Belgiens begründet. — Die Einrichtung eines Belgiſchen Verlagsgeſchäftes weicht von der in andern Ländern üblichen bedeutend ab. Es werden Actien zur Gründung eines buchhändleriſchen Geſchäftes ausgegeben; von den eingehenden Geldern wird eine vollſtändige Druckerei im großartigſten Maßſtabe angelegt; das Papier wird in einer eigenen Fabrik producirt; Buchbinder und Alle, welche an der Herſtellung eines Buches Theil haben (mit Ausnahme des Autors, der leer ausgeht) ſind im Dienſte der Aſſociation. An der Spitze ſteht ein gelernter Buchhändler, der Gérant, welcher ein jährliches feſtes Gehalt für die Leitung des ganzen Geſchäftes erhält, und überdies noch gewiſſe Procente von dem Reinertrage bezieht. Die eigentlichen Actionaire verſtehen von dem Geſchäfte Nichts, ſie ſpeculiren in Buchmacherei, wie man etwa ſein Geld in Eiſenbahn-Actien oder in der Fabrikation von Runkelrübenzucker anlegt. Solcher Aſſociationen beſtanden hauptſächlich drei von einem Umfange, den kaum ein Geſchäft in Deutſchland hat. Demjenigen, der ſich mit Franzöſiſcher Literatur beſchäftigt, werden ſie nach den Namen der Gérants bekannt ſein: Haumann & Comp., Wahlen & Comp., Meline Cans & Comp. Von Dieſen haben die beiden Erſten aufgehört zu produciren; die Actionaire haben große

Summen verloren und die sämmtlichen Vorräthe gingen in den Besitz der Melineschen Gesellschaft über.

Man glaube nicht, daß der Belgische Nachdrucker einen großen Vortheil vor den Verlegern der Französischen Originalwerke voraus habe; die Ersparung des Honorars ist allerdings in vielen Fällen ein Gegenstand von Belang, aber dennoch stellt sich die Aussicht auf Gewinn (nicht bei einem einzelnen Werke, wol aber bei der Gesammtheit viel ungünstiger für den Belgischen Drucker. Ein kleines Beispiel aus der gewöhnlichen Geschäftspraxis wird dieses sogleich zeigen. Nehmen wir an, ein Französischer Verleger lasse drei Werke von berühmten Autoren drucken; bei den beiden ersten werden (ein Fall, der leider sehr häufig eintritt) die Herstellungskosten nicht gedeckt, das dritte macht Sensation, verschafft ihm von vorn herein einen hübschen Gewinn und die Aussicht, noch mehrere Auflagen drucken zu können, in deren rechtmäßigem Besitz er durch das Gesetz geschützt ist. Der Belgische Nachdrucker sieht mit Ungeduld dem Erscheinen dieser Werke entgegen, um sich wie ein Raubthier auf seine Beute zu stürzen. Alle Mittel der Bestechung werden in Bewegung gesetzt, um sich entweder eine Abschrift des Manuscriptes zu verschaffen, oder um die einzelnen Bogen, sobald sie ausgedruckt sind, aus Paris zu erhalten. So ist es schon öfters geschehen, daß ein Belgischer Nachdruck früher in Brüssel ausgegeben wurde, als das Original in Paris publicirt war. Der Erfolg der obigen drei Bücher kann nicht abgewartet werden, die Concurrenz zwingt den Belgischen Verleger, Hals über Kopf nachzudrucken. Erst später stellt sich das Resultat heraus, daß zwei dieser Bücher eine schlechte kaufmännische Speculation waren, das dritte aber einen großen Absatz verspricht. Nun tritt ein anderer Belgischer Drucker auf, welcher *nur* dieses gangbare Buch verlegt, und der im Stande ist, einen bei Weitem wohlfeilern Preis zu stellen, eben weil er den Verlust an den beiden übrigen Werken nicht zu tragen hat. So findet unter den Belgischen Druckern ein wahres Kirchthurmrennen statt, sich baldmöglichst banquerout zu arbeiten, und auf den Trümmern eines ruinirten Geschäftes wird ein anderes mit neuem Capitale und neuer Unternehmungslust gegründet.

Der Diebstahl bildet, wie die oben angeführten Pariser Verleger in einem Circulare sagen, nicht etwa ein Eigenthumsrecht, und die Nationen, welche dies verächtliche Handwerk bei sich dulden, haben noch kein Schutzrecht zu Gunsten dieser Piraterie in ihrer Gesetzgebung eingeführt. Von Lamartine's Histoire des Girondins erschienen etwa 20 Nachdrucke in den verschiedenen Ländern zu beinahe gleicher Zeit. Jeder Nachdrucker konnte seine Ausgabe deshalb nur auf eine kleine Anzahl von Exemplaren beschränken, und die Kosten des Satzes, welche für 1000 Exemplare dieselben sind, wie für 100,000, werden für die Gesammtheit der Nachdrucker bei Weitem größer, als für den rechtmäßigen Verleger. So kommt es, daß die 100,000 Exemplare der verschiedenen Nachdrucke ein größeres Anlage-Capital erfordert haben, als der Französische Verleger auf die Herstellung derselben Anzahl verwendete, obgleich dieser dem Verfasser ein bedeutendes Honorar zahlte. Deshalb hat eine eigentlich *Belgische* Literatur gar nicht aufkommen können, und die dortigen Schriftsteller sind in einer schlimmeren Lage, als in irgend einem andern Lande. Alles dies hat man in Belgien längst eingesehen, und es wurden vor der Februarrevolution von dem Belgischen Ministerium Unterhandlungen mit Guizot geführt zum gegenseitigen Schutz des geistigen Eigenthums, allein ohne Erfolg. Belgien stellt einfach die Bedingung, daß ein in Brüssel gedrucktes Buch denselben Schutz genieße, wie ein in Paris erschienenes, und dies Verlangen ist ein so billiges, daß

Frankreich schon lange hätte darauf eingehen müssen, wenn es nur die sittliche und rechtliche Bedeutung der Frage im Auge gehabt hätte. Es liegen indessen hier andere Motive zu Grunde, welche einen solchen Vertrag nicht so leicht zu Stande kommen lassen.

Die Production eines Buches ist in Belgien bei Weitem billiger als in Frankreich. Papierfabriken und Druckereien stehen auf der Stufe der höchsten technischen Vollendung; der Unternehmungsgeist möchte in Brüssel vielleicht noch größer sein, als in Paris; kurz, es stände zu erwarten, daß eine große Anzahl neuer Werke in Brüssel erscheinen würden. Der Gewinn an denselben ginge zwar nicht dem Autor verloren, wol aber würde der Französischen Industrie ein großer Theil ihrer Thätigkeit entzogen. Durch den Nachdruck hat Belgien noch Nichts gewonnen, vielmehr wurde die Französische Literatur auf Kosten des Belgischen Geldes in der ganzen Welt verbreitet. Die Regierung der „grande nation" konnte sich dies ruhig gefallen lassen, wenn auch ein Autor oder ein Verleger dadurch in seinem Rechte gekränkt wurde. Deshalb glauben wir nicht, daß ein solcher Vertrag zwischen Belgien und Frankreich so bald wird abgeschlossen werden, trotz der „assurances les plus sympathiques et les plus bienveillantes", welche der Präsident der Republik noch vor Kurzem einer Deputation der Pariser Verleger gegeben hat.

Das erste Land, welches einen Schutz des geistigen Eigenthums bei fremden Nationen anerkannte, war Preußen durch seinen 1846 mit England geschlossenen Vertrag, dem später Sachsen, Hannover und Braunschweig beitraten. Das Resultat ist im Allgemeinen für Deutschland kein so günstiges gewesen, wie man wol Anfangs erwartete, der Hauptvortheil blieb auch diesmal auf Seite Englands. Die hervorragendsten Werke erscheinen zwar nach wie vor bei Bernhard Tauchnitz in Leipzig; sie sind, wie der Titel sagt: „original editions for continental circulation", allein der Preis derselben hat sich auf das Doppelte erhöht, da der Deutsche Verleger jetzt verpflichtet ist, dem Englischen Autor ziemlich hohe Honorare zu zahlen. Deutsche Bücher wurden und werden so gut wie gar nicht in England nachgedruckt, obgleich die Verbreitung Deutscher Sprache und Literatur auch dort bedeutend zugenommen hat. Auch die Ermäßigung des Einfuhrzolles hat viel dazu beigetragen, den Absatz Deutscher Bücher zu befördern.

Am 1. September 1851 läuft dieser Preußisch-Englische Vertrag ab; wäre der Erfolg für uns auch noch geringer gewesen, so dürfte Preußen doch nicht von demselben zurücktreten, denn es ist der Weg zum Schutze des geistigen Eigenthumes hierdurch gebahnt worden, ein Schutz, der hoffentlich in nicht zu langer Zeit von allen Nationen anerkannt wird.

Berlin. A. E.

Verantw. Red. **F. W. Grunow.** — Mitredact.: **G. Freytag** und **Julian Schmidt.**
Druck von G. E. Elbert.

Am **1. Juli** beginnt das **II. Semester** des **X. Jahrgangs** der **Grenzboten**, auf das alle Buchhandlungen und Postämter Bestellungen annehmen.

Die Verlagshandlung.

Princeton University Library
32101 047677297

ANNEXA